



Marion Kaplan

Zuflucht in der Karibik

Die jüdische Flüchtlingssiedlung in der
Dominikanischen Republik
1940-1945

Marion Kaplan
Zuflucht in der Karibik

Marion Kaplan
Zuflucht in der Karibik

Hamburger Beiträge
zur Geschichte der deutschen Juden
Für die Stiftung Institut für die Geschichte der deutschen Juden
herausgegeben von
Stefanie Schüler-Springorum und Andreas Brämer
Bd. XXXVI



Marion Kaplan
Zuflucht in der Karibik

Die jüdische Flüchtlingsiedlung in der
Dominikanischen Republik

1940–1945

*Aus dem Englischen
von Georgia Hanenberg*



WALLSTEIN VERLAG

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2010

www.wallstein-verlag.de

Vom Verlag gesetzt aus der Adobe Garamond

Lektorat: Eva Schissler, Berlin

Umschlaggestaltung: Basta Werbeagentur, Steffi Riemann

Umschlagbild: Rosa und Heinz Lesser auf ihrer Farm.

Collection of Hanni Lesser Thuna, photograph
courtesy of Museum of Jewish Heritage, New York

Druck: Hubert & Co, Göttingen

ISBN 978-3-8353-0511-3

Inhalt

Einleitung	7
1 Die Konferenz von Evian und ein Angebot aus der Dominikanischen Republik	15
2 Die DORSA und der Vertrag mit der Regierung Trujillo	39
3 Ankunft in Sosúa 1940-1941	63
4 Rettungsaktionen – und was ihnen im Weg stand	103
5 Eingewöhnung in der »Großstadt Sosúa« 1942-1945	129
6 Probleme im Paradies	165
7 Gehen oder Bleiben: Der Exodus der Nachkriegszeit und Erinnerungen, die nicht verblassen	187
Nachwort	211
Dank	215
Anmerkungen	218
Quellen und Literatur	271
Bildnachweis	280
Personenregister	281



Sosúa

Einleitung

Im Jahr 1940 traf eine kleine Gruppe gehetzter jüdischer Flüchtlinge in Sosúa ein, einem Jahr Ort an der Nordküste der Dominikanischen Republik.¹ Sie waren auf der Flucht vor der immer unerbittlicher und gewalttätiger werdenden Verfolgung, die das NS-Regime gegen sie entfesselt hatte, in Deutschland seit 1933, nach dem »Anschluss« 1938 auch in Österreich und ab 1939 überall im von Deutschland mit Krieg überzogenen Europa. Ihrer Existenzgrundlage, ihrer Ausbildungsmöglichkeiten, ihres Zuhauses, ihrer persönlichen Freiheit und körperlichen Unversehrtheit, kurz, all ihrer Menschenrechte beraubt von einem Regime, das von so abgrundtiefer Bösartigkeit war, wie sie es nie zuvor erlebt hatten und sich nie hätten vorstellen können, waren die Flüchtlinge auf der Suche nach einem sicheren Zufluchtsort durch ganz Europa gezogen. In dem verzweifelten Bemühen, der fanatischen Hetze gegen die Juden zu entinnen, ergriffen sie begierig das Angebot der Dominikanischen Republik, sie als Landwirte aufzunehmen. Diese urbanen Europäer aus der Mittelschicht als »zum Farmer nicht besonders geeignet« zu bezeichnen, wäre noch untertrieben. Und doch lernten sie, das Land zu bestellen und Vieh zu halten, gründeten Molkereien und Fleischwarenfabriken und errichteten auf einer verlassenen Bananenplantage ein Gemeinwesen. Die Geschichte ihres Alltags, ihrer enormen Energie, ihrer Zuversicht und ihres Durchhaltevermögens ist eine faszinierende Geschichte, bei der jedoch auch deutlich wird, welche entscheidende Rolle jenen drei Gruppen zukam, die ihnen dabei halfen: Ohne die Unterstützung der dominikanischen Regierung, die ihnen Unterschlupf gewährte, ohne die jüdischen Philantropen, die Flucht und Neuansiedlung organisierten und ohne die Menschen in der Dominikanischen Republik, die mit ihnen und für sie arbeiteten, hätten die Flüchtlinge nicht überleben können. In diesem Sinne zeigt diese Geschichte ein Kaleidoskop von Stimmen und Perspektiven, die in der Erschaffung Sosúas zusammenkamen.

Kaum waren die Nazis 1933 an die Macht gelangt, setzte Deutschland die jüdische Bevölkerung wirtschaftlich, rechtlich und schließlich auch physisch so unter Druck, dass eine Massenflucht einsetzte. Während die Politik immer radikaler zuschlug und die Wehrmacht erst in Deutschlands Nachbarländer einmarschierte und sie dann annektierte, suchten viele Juden verzweifelt nach einem Aufnahmeland. In einer extremen Notlage, »in diesen dunklen Stunden öffnete die Dominikanische Republik [...] ihre Tore weit.«² Die dominikanische Großzügigkeit hob sich merklich von der vorherrschenden Stimmung auf der Konferenz von

Evian im Juli 1938 ab. Den zweiunddreißig dort versammelten Ländern, zusammengekommen auf die dringende Bitte Franklin Delano Roosevelts hin, eine neue Heimat für Hitlers Opfer zu suchen, gelang es »hervorragend, nichts zu tun, außer Lippenbekenntnisse abzulegen. [...] Nur von einem einzigen kam ein substanzielles Angebot«. ³ Dieses Land, die unter der Herrschaft des Diktators General Rafael Leonidas Trujillo Molina stehende Dominikanische Republik, wollte 100 000 Flüchtlinge aufnehmen – eine für ein kleines, nur 1,6 Millionen Einwohner umfassendes Land schwindelerregende Anzahl, auch wenn letztlich nur ein Bruchteil davon tatsächlich dort ankam. Der winzige Inselstaat versprach den Juden »uneingeschränkte Religionsfreiheit« und hielt sich auch sinngemäß wie buchstäblich daran. Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, dass ein selbstsüchtiges und mörderisches Regime wie das des Diktators Trujillo aus Europa vertriebenen Juden Zuflucht gewährte. Bereitwillig empfing die dominikanische Regierung ausgerechnet Einwanderer, die in Europa als »rassisch minderwertig« verschrien waren, wohl auch deshalb, weil sie die Haitianer an der eigenen Grenze grausam verfolgt hatte.

Doch hätte die Unterstützung der dominikanischen Regierung allein für die Betreuung der Flüchtlinge nicht ausgereicht. Das *American Jewish Joint Distribution Committee* (JDC, besser bekannt als Joint) – im Besitz beträchtlicher finanzieller Ressourcen und jahrelanger Erfahrung als Rettungs-, Wiedereingliederungs- und Aufbauorganisation – suchte nach Wegen, Juden vor der Verfolgung durch die Nazis zu retten. ⁴ Kaum lag das Angebot der dominikanischen Regierung an die Flüchtlinge auf dem Tisch, richtete dessen landwirtschaftlicher Zweig, die *American Jewish Joint Agricultural Corporation* – kurz Agro-Joint, ursprünglich gegründet, um jüdische Siedlungen in der Sowjetunion aufzubauen – einen Ableger ein, die *Dominican Republic Settlement Association*, kurz DORSA. Die DORSA beschaffte Gelder, stellte Fachleute ein, ernannte Verwalter, wählte die Flüchtlinge in Europa aus, buchte ihre Überfahrt und bildete die Siedler dann aus. Kurzzeitig wurden diese Bemühungen in der Dominikanischen Republik von den Vereinigten Staaten unterstützt, und Roosevelt persönlich gab ihnen ermutigende Worte mit auf den Weg. Bald jedoch wendete sich das Blatt im US-Außenministerium, so dass Hoffnungen zunichtegemacht und Gelegenheiten tragisch vertan wurden. Die internationale Untätigkeit erzeugte erhebliche Frustration bei den jüdischen Organisationen, der dominikanischen Regierung und, was besonders schwer wog, bei den in Europa festsitzenden Opfern.

Während also nur wenige amerikanische Regierungsstellen den Juden zu Hilfe kamen und die meisten Amerikaner deren Einwanderung ablehnten, nahmen die Dominikaner die Flüchtlinge auf und leisteten ih-

nen Beistand. Mit Rat und Tat, also ihrer Arbeitskraft, standen sie ihnen zur Seite – ein beträchtlicher Unterschied zu den Erfahrungen der Flüchtlinge in Europa oder den meisten anderen Ländern, in denen sie später sesshaft wurden. Ohne die Hilfe der Einheimischen wären die jüdischen Einwanderer verloren gewesen. Es entstanden viele stabile Arbeitsbeziehungen, und es ergaben sich Freundschaften und Eheschließungen. Gleichzeitig jedoch blieb im Umgang zwischen Flüchtlingen und Dominikanern – durch die Weltläufe zusammengeworfen – fast immer eine Art Schiefelage erhalten, eine asymmetrische Machtverteilung, so dass sogar der allerärmste Siedler noch wie ein Arbeitgeber wirkte und manchmal später tatsächlich auch einer wurde.⁵ Die Entwicklung dieser Beziehungen gehört ebenfalls zur Geschichte Sosúas.

Andere Länder nahmen mehr Juden auf. Auf dem höchsten Stand umfasste Sosúa nicht mehr als 500 jüdische Siedler, auch wenn noch zusätzliche 200 auf der Durchreise vorübergehend dort verweilt hatten. Die Dominikaner haben aber wohl über 3000 Menschen das Leben gerettet, wenn man all diejenigen mitzählt, die in der Hauptstadt lebten, sowie jene, die sich vermutlich nur dank ihres dominikanischen Visums retten konnten, in Sosúa allerdings nie ankamen. Zum Vergleich: Ungefähr 100 000 Juden erreichten zwischen 1933 und 1945 Lateinamerika⁶ und die Karibik, und ungefähr 160 000 kamen zwischen 1933 und 1942 in die USA.⁷ Aber Zahlen allein erzählen nicht die ganze Geschichte. Zum Beispiel erfüllten die Vereinigten Staaten zwischen 1933 und 1944 ihre Jahresquote für deutsche und österreichische Einwanderer nur einmal, und zwar 1939, als Reaktion auf die unverhüllte Gewalt gegen Juden während des Novemberpogroms 1938, das Erschütterung und Mitgefühl ausgelöst hatte.⁸ Auch lateinamerikanische Länder begrenzten die Einwanderung oder setzten Quoten für Juden fest.⁹ Die Flüchtlingspolitik wurde in den lateinamerikanischen Ländern ganz unterschiedlich gehandhabt, sogar in den einzelnen Verwaltungsbezirken. Je nach Regierungssystem oder regierender Partei sowie den Erfordernissen der durch die weltweite Depression geschwächten Wirtschaft änderten die Länder ihre politische Linie. Viele Juden waren gezwungen, die jeweilige Grenze illegal oder ohne gültiges Visum zu überschreiten, Konsuln oder Hafenbeamte zu bestechen oder sogar zur katholischen Kirche überzutreten. Einigen gelang dies mit Hilfe des künftigen Papst Johannes des XXIII., der seine Einwilligung dazu gab, Taufurkunden ohne vorheriges Konvertieren auszuhändigen.¹⁰ Häufig erhoben nativistische (also grundsätzlich gegen Einwanderer gerichtete), christliche oder Nazi-Gruppierungen Einwände gegen die Einreise von Juden.

Im Gegensatz dazu empfing die Dominikanische Republik Juden, die als Farmer kommen wollten, mit offenen Armen und überließ der DORSA

überdies die Wahl des dafür am besten geeigneten Landstrichs. Die Dominikaner, mit denen die Juden zu tun hatten, akzeptierten diese Fremden, arbeiteten für sie und machten Geschäfte mit ihnen. Aus allen Berichten geht hervor, dass die Juden in Sosúa nicht den leisesten Hauch von Antisemitismus spürten und dafür zeitlebens dankbar waren. Anders als andere lateinamerikanische Regierungen förderten die dominikanischen Regierungsbeamten in der Hauptstadt Ciudad Trujillo (1938 von Rafael Trujillo nach sich selbst umbenannt) die Einwanderung von Juden sogar noch. Schon im 19. Jahrhundert hatten die dominikanische Gesellschaft und die damaligen Regierungen die Integration der Juden zugelassen; und im Jahr 1882 hatten die Verantwortlichen sie sogar zur massenhaften Einwanderung zu bewegen versucht. Im 20. Jahrhundert kamen die Angebote noch vor der Konferenz von Evian und hörten auch nach Ende des Zweiten Weltkriegs nicht auf. Diese kleine Karibiknation hatte also bereits vor den 1930er Jahren eine wohlwollende Grundhaltung gegenüber Juden und eine besondere Beziehung zu diesen Fremden in Not.

Diese Studie über Sosúa dient einem doppelten Zweck: Zum einen soll die Geschichte der Siedler sozusagen aus ihrer eigenen Sicht erzählt werden, sollen ihre Erwartungen bei der Ankunft und ihre Anpassung an ein neues Land, ein anderes Klima und ganz neue Tätigkeitsbereiche unter die Lupe genommen werden. Hier liegt der Fokus auf den Leistungen und Problemen, mit denen sie selbst, ihre Förderer und die dominikanischen Regierungsangehörigen zu tun hatten. Zum anderen soll dem Warum und Wie der Gründung und Entwicklung der Siedlung in Sosúa nachgegangen werden, sowie der Frage, wie und warum die meisten jüdischen Einwohner schließlich wieder weggingen. Auf diesem winzigen Fleck trafen so viele verschiedene Interessenslagen aufeinander, dass die Ziele der dominikanischen Bevölkerung und ihrer Regierung, die Ziele der Flüchtlinge, der jüdischen Retter, der internationalen Organisationen und die des amerikanischen Volkes und seiner Regierung ein unentwirrbares Knäuel bildeten. Erst das Zusammenwirken aller Beteiligten machte die Siedlung möglich. Doch während aus Sicht der Dominikaner und der Hilfsorganisationen die Siedlung möglichst wachsen und gedeihen sollte, brachte die amerikanische Regierung aus widersprüchlichen und unvereinbaren Beweggründen die Siedlung zunächst auf den Weg, versperrte ihr diesen aber schon bald wieder. Auch die Siedler brachten ihre eigenen kurz- und langfristigen Pläne mit. Rettung und Zufluchtsort waren allen recht, aber vielen fehlte es gleichermaßen an der Lust wie an der Eignung für die Landwirtschaft. Obwohl sich die meisten daran ge-

wöhnten und ihr Leben als Farmer erfolgreich – wenn auch nicht immer begeistert – bestritten, wurden es immer weniger. Aus Gründen, die hier ebenfalls untersucht werden, emigrierten letztlich die meisten in das Land, das sie hartnäckig hatte fernhalten wollen, in die Vereinigten Staaten. Heute ist Sosúa eine dominikanische Kleinstadt, in der nur noch ein paar ältere jüdische Siedler und einige ihrer Nachkommen zu finden sind und der andere Ehemalige hin und wieder einen Besuch abstatten.

Die Geschichte Sosúas kann auch auf einige andere Themen in diesem Zusammenhang ein Licht werfen. Sosúa war der Inbegriff und – abgesehen von Palästina – vielleicht die letzte einer langen Reihe von jüdischen Kolonisierungsbestrebungen, die in den 1890er Jahren begannen und sich bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs fortsetzten. Sosúa illustriert beispielhaft die Hoffnungen und Ambitionen europäischer und amerikanischer jüdischer Führungspersönlichkeiten, die Juden »zurück auf's Land« zu schicken und sie »produktiv« werden zu lassen.¹¹ Und es spiegelt einige der irritierenden Probleme, mit denen sich auch andernorts Siedler konfrontiert sahen, sowie die gleiche Enttäuschung über das, was letztlich daraus wurde. Im Fall der Sosúa-Flüchtlinge verbanden sich diese »Produktivisierungs-«Ziele mit dem Bemühen, Juden das Leben zu retten. Als die DORSA Anfang 1942 nicht mehr in der Lage war, Juden aus Europa zu helfen, brachten die jüdischen Vordenker ihre Ziele erneut ins Spiel, in der Hoffnung, damit ein Vorbild für die Neuansiedlung nach dem Krieg zu schaffen. Zeitlich und finanziell unter extremem Druck, versuchte man, aus mitteleuropäischen Juden Farmer zu machen. Angesichts der Tatsache, dass im Jahr 1933 70 Prozent der deutschen Juden in Städten mit mehr als 100 000 Einwohnern, und 90 Prozent der österreichischen Juden in Wien lebten, standen sie vor einer monumentalen Aufgabe.¹²

Die Flüchtlinge in Sosúa veranschaulichen auch sehr gut, wie hartnäckig sich die mitgebrachte Kultur in den ersten Jahren einer erzwungenen Diaspora hielt. Da in Sosúa zwischen Gründung und Höchststand nur fünf Jahre lagen (1940-1945), und danach die meisten jüdischen Sosúaner wieder weiterzogen,¹³ handelt es sich hier nicht um eine Geschichte von Integration oder gar Assimilation in der Diaspora – von einigen wenigen Ausnahmen abgesehen. Die Flüchtlinge klammerten sich an klassische Musik und Literatur, an Bach und Goethe, Überbleibsel ihrer ansonsten in Trümmern liegenden Vergangenheit. Und wie in vielen anderen Flüchtlingsgemeinschaften gewannen diese europäischen Ikonen dabei vielleicht sogar noch an Bedeutung. Auch das Judentum behielt seine Anziehungskraft als kulturelles und soziales Bindemittel, selbst wenn die meisten ihren Glauben nicht mehr täglich oder wöchentlich prakti-

zierten, und viele überhaupt nicht religiös waren. Physisch, kulturell und wirtschaftlich blieb Sosúa eine kleine Enklave, eine »Heimat in der Fremde«, fest verankert in den europäischen Traditionen.¹⁴ Normalerweise gibt es Enklaven nur in der Anfangsphase der Entwicklungsgeschichte einer Diaspora; später integriert sich die fremde Minderheit in die Gastgesellschaft, eventuell unter Beibehaltung einiger Herzstücke ihres Brauchtums. Sosúa kam über diese Frühphase nie hinaus, weil es ein Zufluchtsort für Flüchtlinge war, und keine normale Diaspora, die aufgrund transnationaler oder Arbeitsmigration entstanden wäre. Obwohl die durchlässigen Grenzen es zuließen, dass sich die Siedler die Sprache, die Ernährungsweise und das landwirtschaftliche Know-how der Mehrheitsgesellschaft aneigneten und sich mit den Dominikanern vermischten, hielten die meisten der Enklave-Bewohner an ihren alten Einstellungen und Verhaltensweisen fest. In der kurzen Zeit des Bestehens von Sosúa, bevor eine erhebliche Rückwanderung einsetzte, diente es manchen als »Wartezimmer«, blieb aber für die meisten ein europäisches Dorf, als Europa selbst gerade dem Untergang geweiht war.

Am Beispiel Sosúas lässt sich wegen des speziellen lokalen Blickwinkels vielleicht auch besser verstehen, welche Rolle die lateinamerikanischen Länder für die Rettung der Juden spielten. Dies ist keineswegs eine Vergleichsstudie. Doch betrachtet man genauer, welcher Art von Zwängen und Einschränkungen die Einwanderung unterworfen war, könnte dies zumindest zum Teil erklären, warum manche lateinamerikanische Länder Juden aufnahmen, während andere so genannte »nicht-assimilierbare Völker und Rassen«, was bisweilen die Umschreibung für Juden war, ablehnten.¹⁵ In einem viel umfassenderen Sinn verdeutlicht Sosúa, auf welche merkwürdige und widersprüchliche Weise sich der traditionelle Rassismus im 20. Jahrhundert niederschlug, so dass Juden wegen ihres »Andersseins« aus Europa vertrieben, aus demselben Grund nur zögerlich und willkürlich nach Nord- und Lateinamerika hineingelassen und eben wegen ihres »Andersseins« – nur diesmal positiv mit »weiß« gleichgesetzt – in der Dominikanischen Republik freundlich aufgenommen wurden. Außerdem kann man daran sehen, wie sich die mit eigenen Vorurteilen behafteten jüdischen Siedler auf ihre dominikanischen Nachbarn einstellten.

Die genaue Untersuchung Sosúas impliziert noch weitreichendere, eher auf die Gegenwart bezogene Zusammenhänge. Wir befinden uns in einer Epoche zunehmender Globalisierung und häufig auftretender Flüchtlingskatastrophen. Aber viele Probleme, mit denen Flüchtlinge heute konfrontiert sind, entsprechen denen der 1930er und 40er Jahre. Sosúa ist ein Mikrokosmos, der die politischen Probleme von Flüchtlin-

gen auf lokaler, nationaler und internationaler Ebene veranschaulichen hilft. An seiner Geschichte ist detailliert abzulesen, welche wichtige Rolle lokale Gegebenheiten, finanzielle Erfordernisse und staatliche Machthaber innerhalb der internationalen Gemeinschaft, aber auch – und vor allem – im Zufluchtsland, bei der Reaktion auf die NS-Verfolgung spielten, ebenso wie bei der Planung und dem Aufbau einer Zuflucht für die verfolgten Juden. Diese Geschichte zeigt, dass die Rettung in ihrem Gesamtverlauf nur durch das Zusammenspiel von Regierungen, supranationalen Organisationen und privater Wohltätigkeit gelingen konnte.

Die Geschichte Sosúas verdeutlicht die Auswirkungen historischer Ereignisse auf das Leben einzelner Juden in Europa und Sosúa sowie auf das Leben von Dominikanern in einer abgelegenen Region der Republik. Kapitel 1 befasst sich mit den Fragen, die auf der in Reaktion auf die Flüchtlingskrise einberufenen Konferenz von Evian diskutiert wurden. Da die Verfolgung in Deutschland und Österreich immer dramatischer zunahm, war in Evian der Punkt erreicht, an dem das Asylangebot der Dominikanischen Republik offene Ohren fand. In Kapitel 2 verlagert sich der Schwerpunkt auf die amerikanisch-jüdische Organisation DORSA und den Besuch ihrer führenden Vertreter in Ciudad Trujillo, wo sie den Vertrag über die Gründung Sosúas unterzeichneten. In den Verhandlungen zwischen der DORSA und der dominikanischen Regierung wird viel von dem deutlich, worum es für beide Parteien ging. Kapitel 3, »Ankunft in Sosúa«, schildert aus der Sicht dreier Flüchtlinge ihre oft leidvolle Flucht aus Europa und die ersten Eindrücke von der außergewöhnlichen Schönheit der neuen Umgebung – aber ebenso das Fehlen gewisser Annehmlichkeiten, die für die meisten bürgerlichen Mitteleuropäer selbstverständlich geworden waren. Dieses Kapitel beschreibt auch die ersten von der DORSA, den Flüchtlingen und dominikanischen Arbeitskräften unternommenen Schritte, um aus Sosúa ein funktionierendes landwirtschaftliches Gemeinwesen zu machen. Die Siedlung entwickelte sich jedoch nicht wie vorgesehen. Kapitel 4 legt dar, wie der Krieg, Probleme mit den Schiffspassagen und das US-Außenministerium die Einwanderung blockierten und dadurch die Besiedlung zum Stillstand brachten – just in dem Augenblick, da sie sich auf einem guten Weg befand. Kapitel 5 beleuchtet den kurzen Zeitraum zwischen 1942 und 1945, als sich Sosúa – wenn auch kleiner als geplant – gut entwickelte und florierete. Es hatte mit vielen »Problemen im Paradies« (Kapitel 6) zu kämpfen, angefangen vom Männerüberschuss über die unvermeidlichen Spannungen zwischen Gebern und Empfängern von Zuwendungen bis hin zu internen Differenzen unter den Siedlern. Das Kriegsende im Mai

1945 bedeutete auch den Anfang vom Ende Sosúas als jüdische Siedlung. Kapitel 7 erörtert sowohl die Gründe dafür, warum die meisten jüdischen Siedler wieder wegzogen, als auch den Erfolg derer, die sich entschieden zu bleiben.

Sosúa veranschaulicht die Geschichte im Miniaturformat. Im Schicksal dieser kleinen Siedlung spiegeln sich die Hoffnungen und Taten der jüdischen Siedler sowie all derer, die Juden zu retten versuchten und ihnen Schutz gewährt hatten. Sosúa führte nicht zur geplanten Ansiedlung von 100 000 Juden in der Dominikanischen Republik, doch dies schmälert keineswegs die Bedeutung dieses Experiments für jene Gruppen, die maßgeblich an der Entstehung der Siedlung beteiligt waren. Die verfolgten Juden, die tatkräftigen jüdischen Organisationen und die Regierung und Bevölkerung der Dominikanischen Republik sahen in Sosúa – jeder auf seine oder ihre Weise – einen »Hoffnungsschimmer«.¹⁶

1 Die Konferenz von Evian und ein Angebot aus der Dominikanischen Republik

»Die meisten Regierungen handelten prompt, und schlugen den Flüchtlingen die Tür vor der Nase zu.«¹

Hitlers Machtergreifung im Jahr 1933 löste eine wahre Flüchtlingswelle aus; Politiker, Arbeiterführer, Linke, Schriftsteller und Universitätsprofessoren ergriffen vor der zunehmenden Gewalttätigkeit des Regimes, den Schlägertrupps, Verhaftungen, Einkerkierungen und Mordanschlägen die Flucht ergriffen. Zeitgleich mit der Einschüchterung seiner politischen Widersacher ging das Regime gegen die 525 000 deutschen Juden vor – ungefähr ein Prozent der Bevölkerung – und schloss sie von den freien Berufen, Handel und Gewerbe, vom kulturellen Leben, den Schulen und Universitäten aus. Durch Boykottaufrufe wurden sie zudem un-aufhaltsam aus dem Wirtschaftsleben gedrängt. Die neuen deutschen Machthaber forderten Juden und andere »Feinde des Reichs« zwar zur Auswanderung auf, erhoben aber eine »Reichsfluchtsteuer«, die der Staatskasse zugutekam und die Auswanderer verarmen ließ.² Von Anfang an machte die Sperrung ihrer Konten (nach 1938 noch strikter gehandhabt) den Ausreisewilligen schwer zu schaffen. Sogar nach Zahlung maßlos überhöhter Steuern konnten sie das verbliebene Vermögen nicht ins Ausland transferieren, sondern mussten es als »Sperrkonto« in Mark hinterlegen. Von diesen Konten waren Devisen nur zu einem sehr ungünstigen Wechselkurs zu erwerben – im Grunde eine Strafsteuer. Bis 1935 betrug der Wechselkurs die Hälfte des offiziellen Kurswertes der Mark; danach drückte das Regime ihn immer weiter nach unten. Ab 1939 blieben den Juden beim Kauf von Fremdwährungen nur noch vier Prozent dessen, was ihr gesperrtes Guthaben wert war. Nach Kriegsausbruch war jeglicher Geldtransfer verboten. Das heißt, dass mitteleuropäische Juden in den Jahren 1933 bis 1937 zwischen 30 und 50 Prozent, und von 1937 bis 1939 zwischen 60 und 100 Prozent ihres Vermögens verloren. Die neuen Gesetze, die sie der Mittel beraubten, anderswo ein neues Leben zu beginnen, stellten eine weitere Hürde für die Ausreisewilligen dar. Während sich also Einzelpersonen ebenso wie ganze Familien unter diesen Umständen die Auswanderung notgedrungen noch einmal überlegten, verschlimmerte sich die Lage immer mehr, je länger sie überlegten.

Dennoch floh zwischen 1933 und 1938 eine beträchtliche Anzahl von Juden aus Deutschland. Sie nahmen all ihre verbliebene Kraft und Zä-

higkeit zusammen, um für die Einreiseraubnis in ein anderes Land Schlange zu stehen und sich anschließend in noch längeren Schlangen Ausreise- und Durchreisevisa, Zollerklärungen, Zug- und Schiffsfahrkarten usw. zu besorgen. Oft waren sie dabei auf der Flucht vor der Gestapo, der sie bei ihrem Versuch, die eigene Haut und das Leben ihrer Familienangehörigen zu retten, immer einen Schritt voraus sein mussten. Die Autorin und Journalistin Bella Fromm fasste die Misere aller deutschen Juden so zusammen: »Von den nötigen Papieren habe ich bis jetzt zwei- unddreißig zusammengetragen. Während der Wartezeiten [...] konnte ich mich eingehend mit dem Personal und Mobiliar in fünfzehn Amtsstuben beschäftigen.« Fassungslos berichtet sie, dass sie zu diesem Zeitpunkt (Juli 1938) immer noch nicht alle erforderlichen Dokumente beisammen hatte.³

Trotz dieser außerordentlich schwierigen Umstände verließen 1933 ungefähr 37 000 Juden das Land. Doch konnte die Auswanderungsrate mit dem rasanten Tempo zunehmender Diskriminierung nicht Schritt halten. 23 000 waren im Jahr 1934 geflohen; bis Anfang 1935 waren 10 000 wieder zurückgekehrt, weil sie im Ausland keine Arbeit gefunden hatten. Danach kam die Rückwanderung zum Stillstand, weil die Nazis den Heimkehrern mit Haft drohten. Ende des Jahres (nachdem die Nürnberger Gesetze in Kraft getreten waren), hatten 21 000 die Ausreise angetreten, gefolgt von 25 000 im Jahr 1936 und 23 000 im Jahr darauf. Aufgrund der immer umfassenderen und systematischeren Verfolgung gab es zwischen Mitte und Ende 1938 noch einmal eine größere Auswanderungswelle von ungefähr 40 000 deutschen Juden. Nach dem November-Pogrom 1938 (wenige Monate nach Evian) reisten so viele Juden wie noch nie innerhalb eines Jahres aus, nämlich 78 000 im Jahr 1939.

Die deutsch-jüdischen Flüchtlinge steuerten in einer ersten Welle Frankreich und andere Nachbarländer an, mit der Absicht, nach Deutschland zurückzukehren, sobald das NS-Regime gestürzt, oder wenigstens seine gewalttätige Dominanz gebrochen war. Je schlimmer die Situation in Europa wurde, desto drastischer stieg der Anteil deutsch-jüdischer Emigranten, die nach Übersee flohen. Im September 1939, am Vorabend des Zweiten Weltkriegs, befanden sich noch etwa 185 000 Juden (nach »rassischen« Kriterien) in Deutschland; bis Oktober 1941 – als die deutschen Behörden die Emigration von Juden verboten – sank die Anzahl auf 164 000.⁴ Zu allem Unglück war das jüdische Flüchtlingsproblem »nicht einmal auf Deutschland beschränkt«, wie Michael Marrus es ausdrückt.⁵ In Osteuropa – in Polen, Ungarn und Rumänien – hatten es die Juden mit scharfmacherischen, ultranationalen und antisemitischen Regimen zu tun. Überdies verschärfte der »Anschluss« Österreichs am

12. März 1938 das Flüchtlingselend drastisch. Nun brauchten zusätzlich zu dem ständig wachsenden Strom deutscher Flüchtlinge 185 000 österreichische Juden eine Zuflucht und konkurrierten um Visa, Genehmigungen und Bescheinigungen, die Garanten einer sicheren Übersiedlung in ein anderes Land. Der von der Zionistischen Vereinigung in London nach Wien entsandte Beobachter Israel Cohen schrieb:

»Tausende von Juden belagerten die Botschaften und Konsulate verschiedener Länder in dem verzweifelten Bemühen, ein Visum zu ergattern. Ihre Verzweiflung wurde dadurch offensichtlich, dass sie sich schon um Mitternacht anzustellen begannen, wobei die Familienmitglieder einander in der Schlange ablösten, damit sie am nächsten Tag auf jeden Fall zu der heiß begehrten Stelle vorgelassen würden. Beim Britischen Konsulat fand ich den Hof, das Treppenhaus und das Wartezimmer überfüllt mit angespannt wirkenden Männern und Frauen, und es hieß, dass über 6000 bereits einen Antrag für Palästina und die britischen Mandatsgebiete gestellt hatten.«⁶

Die europäischen Staaten standen vor einem Flüchtlingsproblem, das sie fatalerweise schon seit dem Ende des Ersten Weltkriegs mit sich herumschleppten, ohne es lösen zu können.⁷ Außerdem hatten sie mit Krisen im eigenen Land zu kämpfen, weil die internationale Wirtschaftskrise sinkendes Wachstum und hohe Arbeitslosenzahlen zur Folge hatte – nicht gerade der geeignete Moment, um Neuankömmlinge aufzunehmen. Daher fand das Flüchtlingschaos Widerhall sogar im fernen Weißen Haus, das aber – unter Druck gesetzt von den Isolationisten und angesichts nie da gewesener Arbeitslosenzahlen – ebenfalls zögerte, die strengen Einwanderungsgesetze von 1924 neu zu überdenken. Stattdessen verkündete Präsident Franklin Delano Roosevelt am 25. März 1938, dass er neun europäische Staaten und zwanzig amerikanische Republiken zu einer Konferenz über die Flüchtlingsproblematik geladen habe.⁸ Zusätzlich berief Roosevelt im April 1938 einen aus neun »angesehenen Amerikanern« bestehenden nationalen Ausschuss – das *President's Advisory Committee on Political Refugees* – das die Hilfeleistungen privater Organisationen koordinieren sollte. Den Vorsitz übernahm James G. McDonald, vormals Hochkommissar für Flüchtlinge aus Deutschland beim Völkerbund.⁹ George L. Warren, der für das amerikanische Rote Kreuz und den Internationalen Flüchtlingsdienst tätig gewesen war, fungierte als Geschäftsführer und unterstützte später die Organisatoren in Sosúa. Das Komitee bestand aus Vertretern namhafter kirchlicher und Wohlfahrtsinstitutionen, darunter das *American Jewish Joint Distribution Com-*

mittee (Joint), das Ende 1914 als Hilfs- und Wiederaufbauorganisation zur Unterstützung von Juden in Palästina und im kriegsgebeutelten Europa gegründet worden war.

Die Flüchtlingskonferenz mit zweiunddreißig Teilnehmerländern fand am 6. Juli in Evian-les-Bains in Frankreich statt, einem malerisch gelegenen Kurort am Genfer See.¹⁰ Um eine adäquate Beteiligung zu gewährleisten, versicherten die Vereinigten Staaten, man verlange oder erwarte von keinem Land eine Erhöhung der Einwanderungsquote.¹¹ Außerdem werde die finanzielle Unterstützung der Flüchtlinge zu Lasten von Privatorganisationen gehen. Die USA selbst hegten keinerlei Absicht, ihre eigene Quote zu erhöhen, obwohl Präsident Roosevelt ankündigte, er werde das Außenministerium auffordern, die deutsche und österreichische Quote zusammenzulegen, und es den Einwanderern zu gestatten, dieses Kontingent voll und ganz auszuschöpfen. Der Historiker Herbert Strauss schätzt, dass die USA bis zu diesem Zeitpunkt nur einen kleinen Prozentsatz ihrer Jahresquote von 27370 Menschen aus Deutschland und Österreich tatsächlich aufgenommen hatten:

1933	1934	1935	1936	1937 ¹²
5,3%	13,7 %	20,2 %	24,3%	42,1%

Aber sogar in diesen Einwandererzahlen waren noch Deutsche enthalten, die keine Flüchtlinge waren, oder auch nichtjüdische deutsche Flüchtlinge. Die offiziellen Tagesordnungspunkte in Evian lauteten: Überlegungen, welche Schritte unternommen werden können, um die Ansiedlung politischer Flüchtlinge in anderen Ländern zu fördern; Einbeziehung der Tätigkeit anderer Organisationen, die bereits daran arbeiteten; Anstrengungen, den dringendsten Fällen im Rahmen der Einwanderungsgesetze der Gastländer zu helfen; Befassung mit der Frage geeigneter Dokumente für Menschen ohne gültige Papiere; und schließlich Beratungen zur Schaffung eines Gremiums aus Regierungsvertretern, das Pläne zur langfristigen Lösung der Flüchtlingskrise ausarbeiten und umsetzen sollte.¹³

Es gibt verschiedene Hypothesen, warum die Vereinigten Staaten dieses Treffen vorschlugen. Die Regierung brachte mit dieser prompten Einladung ihre ablehnende Haltung gegenüber dem »Anschluss« zum Ausdruck und hoffte zugleich auf einen öffentlichen Meinungsumschwung hinsichtlich des in den USA zu jener Zeit herrschenden Isolationismus. Ferner hatten einige Medien- und Regierungsvertreter – allen voran die Journalistin Dorothy Thompson sowie »bestimmte Kon-

gressabgeordnete mit großstädtischen Wahlkreisen« – die USA schon seit 1938 gedrängt, die Einwanderungsbestimmungen zu lockern.¹⁴ Vielleicht hoffte Präsident Roosevelt ja, ein wenig von diesen Forderungen abzulenken, indem er sich an die Spitze derer setzte, die sich um die Koordinierung der Flüchtlingsbewegungen bemühten.¹⁵ Hinzu kam, dass führende Vertreter des US-Außenministeriums wie Cordell Hull und Sumner Welles lieber Verhandlungen zum Kampf gegen das Flüchtlingselend leiteten als dem Druck derer nachzugeben, die die Einreise von mehr Flüchtlingen in die USA forderten.¹⁶ Dennoch hatte die Roosevelt-Regierung durch die Einberufung der Konferenz von Evian einiges zu verlieren. In der Tat zog der Präsident für seine Aktion harsche Kritik von Isolationisten und Restriktionisten auf sich, auch wenn sich Presse, Kirchen und Gewerkschaften lobend äußerten.¹⁷ Sogar nachdem die US-Öffentlichkeit von den erschreckenden antisemitischen Gewalttaten in Österreich erfahren hatte, vertraten in einer Meinungsumfrage 67 Prozent der Befragten den Standpunkt, die Regierung solle in der gegenwärtigen Situation keine Flüchtlinge ins Land lassen.¹⁸

Mit ihrem Widerstand gegen Flüchtlinge waren die USA nicht die einzigen in Evian; auch andere Staaten weigerten sich, die Einwanderungsquote zu erhöhen. Die kleine Anzahl von Immigranten, die ins Land gelassen wurde, musste genügen. Laut Lord Winterton sah sich Großbritannien »nicht als Einwanderungsland«, da es »ausreichend bevölkert« und die Arbeitslosenzahl immer noch hoch sei.¹⁹ Was Palästina und andere britische Kolonien und Hoheitsgebiete betraf, war das Problem seiner Meinung nach »nicht so einfach«. Viele der Gebiete in Übersee hielt er für bereits überbevölkert, andere für »ungeeignet« für Europäer, auch wenn Kenia im Gespräch gewesen war. In anderen Regionen verhinderten seiner Meinung nach »lokale und politische Umstände« eine nennenswerte Einwanderung – eine Anspielung auf Palästina und den Widerstand seitens der Araber gegen die Einwanderung von Juden. An anderer Stelle bezog er sich direkt auf Palästina und merkte an, dass seit 1920 zirka 300 000 Juden und in den letzten Jahren zirka 40 000 deutsche Juden dort eingewandert waren.²⁰ Frankreich erklärte, es habe »in bezug auf die Aufnahme von Flüchtlingen den größtmöglichen Sättigungsgrad erreicht«,²¹ und kleinere europäische Staaten machten geltend, sie hätten ohnehin zu wenig Platz, und wollten Flüchtlingen lediglich die Durchreise gewähren.²²

Auch weniger dicht besiedelte Länder wie Australien winkten ab; Australien sah sich als »junges Land« und war »nicht erpicht darauf«, durch Aufnahme von »Nicht-Briten einem Rassenproblem Vorschub zu leisten«, das es gegenwärtig nicht habe.²³ Dem schloss sich Kanada an, das

über mehr als genug Land verfügte. Dessen Abgesandter in Evian hatte einem anderen kanadischen Diplomaten anvertraut, die Konferenz werde »eine höchst unerfreuliche Angelegenheit. Ausgangspunkt dafür war einer von Mr. Roosevelts plötzlichen Anflügen von Edelmut. [...] Es ist ein unangenehmer Auftrag für mich, daran teilnehmen zu müssen.«²⁴ Lateinamerikanische Länder wiesen ebenfalls auf mögliche Schwierigkeiten hin. Die Länder mit dem größten Aufnahmepotential, zum Beispiel Argentinien und Brasilien, gaben sich eher zurückhaltend, während rückständigere Länder wie Ecuador und die Dominikanische Republik im Jahr 1935 Grund und Boden für landwirtschaftliche Ansiedlungen angeboten hatten.²⁵ Die größeren Staaten hatten Bedenken, aufgrund der niedrigen Löhne und hohen Arbeitslosigkeit der einheimischen Bevölkerung keine zusätzlichen Bewohner verkraften zu können. Außerdem gab es in einigen dieser Länder bereits eine große Anzahl von deutschen Einwohnern, ganz zu schweigen von den Handelsabkommen mit Deutschland. Man machte sich Sorgen, wie wohl die deutsche Bevölkerungsgruppe auf die Einwanderung von Juden reagieren würde, und sah auch den Reaktionen Deutschlands mit Bangen entgegen.²⁶ Überdies suchten die Länder Lateinamerikas Bauern und keine Akademiker auf der Flucht. Nicht zuletzt spielte auch der Antisemitismus eine Rolle, wenn Ländervertreter inoffiziell vernehmen ließen, dass sie bereits »zu viele Juden« hätten.²⁷ Unter dem Eindruck all der blumigen Ausflüchte und Entschuldigungen schrieb der Historiker Henry Feingold später: »Vertreter der jüdischen Organisationen waren der Verzweiflung nahe, [...] während die Hoffnung auf schnelles Handeln in einem Meer südländischer Eloquenz unterging.«²⁸

Trotz der Annektierung Österreichs und Hitlers immer aggressiveren Tiraden gegen das tschechische Sudetenland ging von Evian keine generelle Einladung an die Flüchtlinge aus. Ein Journalist der Zeitschrift *Newsweek* fand in seiner Bilanz der Konferenz geharnischte Worte: »Die meisten Regierungen [...] reagierten prompt und schlugen den jüdischen Flüchtlingen die Tür vor der Nase zu.«²⁹ Die deutsche Presse ihrerseits bemerkte süffisant, dass das Ausland kritisiere, wie Deutschland die Juden behandle, sich selbst aber weigere, sie aufzunehmen.³⁰ Der *Völkische Beobachter* titelte z. B.: »Niemand will sie.«³¹ In gewisser Hinsicht mag die Konferenz die Situation für die Juden sogar verschlechtert haben, weil sich die deutsche Regierung nun damit beruhigen konnten, dass andere Staaten die Verfolgten nicht einmal dann hereinlassen wollten, wenn sie moralisch unter Druck gesetzt wurden. Trotzdem hatte man, in den Worten eines jüdischen Beauftragten, in Evian »etwas erreicht«.³² Erstens waren sich viele Staaten anscheinend – zumindest theoretisch – darin

einig, dass die Flüchtlinge eine internationale Verpflichtung darstellten. Zweitens hatten die Vereinigten Staaten versprochen, die Einwanderungsquote bis zum Limit ausschöpfen zu lassen. Und ein neu geschaffener, ständiger Ausschuss sollte sich mit der Auswanderung aus Deutschland befassen: das *Intergovernmental Committee on Political Refugees* (IGC) mit Sitz in London. Dessen erster Direktor, George Rublee, ein international tätiger Anwalt und alter Freund Roosevelts, verschrieb sich ganz der Aufgabe, die Situation der Flüchtlinge zu verbessern. Ungeachtet seines Alters von siebzig Jahren kämpfte er unermüdlich darum und ging sogar so weit, komplizierte und nicht unumstrittene Verhandlungen mit den deutschen Behörden aufzunehmen. Hatten sich die USA bislang geweigert, mit den Flüchtlingsorganisationen des Völkerbundes zusammenzuarbeiten, wichen sie nun von ihrer Linie ab und wollten sich an diesem Ausschuss beteiligen, der zwei Ziele verfolgte: erstens, »Personen, die aufgrund ihrer politischen oder religiösen Überzeugungen, oder ihrer Rassenzugehörigkeit emigrieren mussten [...] die Ausreise aus Deutschland zu ermöglichen«; und zweitens, in den Ländern, die sie aufnehmen wollten, neue Siedlungen für die Flüchtlinge zu entwickeln.³³ An Ersterem scheiterte der Ausschuss, weil er wenig Einfluss und noch weniger Finanzkraft hatte.³⁴ Stattdessen konzentrierte er sich auf die zweite Aufgabe, nämlich Flüchtlings-siedlungen zu gründen – eine Lösung, die trotz der anders lautenden Expertenmeinung von Präsident Roosevelt maßgeblich unterstützt wurde.³⁵

Ab 1938 besuchten Kommissare des *Intergovernmental Committee* die Dominikanische Republik, Nord-Rhodesien (das heutige Sambia), die Philippinen-Insel Mindanao sowie Britisch-Guayana (das heutige Guyana).³⁶ Inzwischen hatte sich bereits »eine Fülle von Rettungs- und Auswanderungsprojekten in die neue Welt angesammelt – die von Utopien bis zu Dystopien alles umfasste«.³⁷ Parallel zu den IGC-Projekten versuchten Regierungen wie die Großbritanniens und Frankreichs, die Karibik und andere Kolonialgebiete als potentielle Ansiedlungsorte oder Durchgangsstation für Flüchtlinge zu nutzen. Die Pläne sahen Siedlungen unter anderem in solch weit abgelegenen Gegenden vor wie Madagaskar, Kenia, Französisch-Guinea, Angola, Neu-Kaledonien, den Neuen Hebriden und Französisch-Guayana.³⁸ Weitere Projekte gab es in Trinidad, Jamaika und Curacao, die allesamt Durchgangslager für Juden sowie Internierungslager für so genannte »feindliche Ausländer« einrichteten.³⁹ Der Leiter des Innenministeriums im Vichy-Frankreich befürwortete 1940 die Einwanderung von Juden nach Martinique. Auf diese Weise erhielten mindestens 3000 jüdische Flüchtlinge vorübergehend Asyl, wenn auch in Internierungslagern.⁴⁰ Auch die USA entwarfen vage

Pläne, Flüchtlinge an Orten wie den Jungferninseln und Alaska anzusiedeln, aber sie wurden nie verwirklicht.⁴¹ Schließlich konzentrierte sich das IGC auf die Dominikanische Republik und Britisch-Guayana; letzteres allerdings stieß auf zu großen Widerstand, und Isaiah Bowman, der bekannteste Geograph der USA, meinte, dort zu siedeln sei ähnlich sinnlos wie der Versuch, am Südpol eine Stadt zu errichten.⁴²

Bereits einige Jahre vor dieser weltweiten Suche hatte die Dominikanische Republik ihr Interesse an Flüchtlingen bekundet. Im Februar 1933 hatte der für Auswanderungen zuständige *Hilfsverein der deutschen Juden* im Vereinsblatt bekanntgegeben, dass die Dominikanische Republik Siedlern, die sich der Landwirtschaft widmen wollten, gern entgegenkäme. Man gab jedoch zu bedenken, dass die Siedler Rücklagen für mindestens sechs Monate bräuchten und die Preise für landwirtschaftliche Produkte »außerordentlich niedrig« seien.⁴³ Im Februar 1935 war Rafael Trujillo mit Dr. Samuel Guy Inman zusammengetroffen, der James G. McDonald, den Hochkommissar für Flüchtlingsfragen, auf seiner Reise in verschiedene lateinamerikanische Länder begleitete, wo sie für die Aufnahme jüdischer und christlicher Flüchtlinge aus Deutschland warben. Inman erklärte, Trujillo sei willens, den Flüchtlingen mit genügend finanziellen Mitteln für den Aufbau einer Agrarsiedlung »bestes Land« zu geben. Im April desselben Jahres verhandelten zwei kubanische Juden mit der dominikanischen Regierung in der Hoffnung, dort Siedlungen für deutsche Juden gründen zu können.⁴⁴ Trujillo traf sich sogar mit jüdischen Privatpersonen, die den Hilfswerken die Dominikanische Republik als Auswanderungsziel schmackhaft machen wollten.⁴⁵

Die Aufnahmebereitschaft der Dominikanischen Republik war jedoch nur dann gegeben, wenn die Flüchtlinge finanziell abgesichert und dazu bereit seien, das Land zu kultivieren.⁴⁶ Drei Tage nach Beginn der Konferenz in Evian erklärte Virgilio Trujillo Molina, der Bruder des Diktators, sein Land sei bereit, »österreichischen und deutschen Verfolgten, Landwirten mit untadeligen Nachweisen, Grund und Boden günstig zu überlassen«.⁴⁷ Im August, fast unmittelbar nach Ende der Konferenz, machten die Dominikaner dem IGC ein geheimes Angebot, Land für die Ansiedlung von nicht weniger als 100 000 Flüchtlingen zur Verfügung zu stellen.⁴⁸ Der US-Außenminister Cordell Hull teilte Myron Taylor, dem Vorsitzenden der amerikanischen Delegation, sowie George Rublee vom IGC im Vertrauen mit, dass nach Einschätzung des US-Botschafters in der Dominikanischen Republik, R. Henry Norweb, »leicht zu assimilierende, quasiweiße« Agrar-Siedler aus nahe gelegenen Gebieten den Dominikanern äußerst willkommen wären; Stadtmenschen wie die jetzt aus Europa Flüchtenden seien jedoch am allerwenigsten erwünscht.⁴⁹



Myron Taylor, Leiter der US-amerikanischen Delegation, spricht auf der internationalen Flüchtlingskonferenz von Evian-les-Bains, Juli 1938

Die Dominikaner hielten ihr Angebot jedoch bis in den Herbst hinein aufrecht, sofern sich die Einwanderer »an die dominikanischen Bestimmungen hielten.«⁵⁰ Konkret bedeutete das, als Landwirte und nicht als Geschäftsleute oder Händler einzureisen – d.h. nicht als potentielle Konkurrenten für eine kleine Gruppe dominikanischer Unternehmer (oder wahrscheinlicher noch für Trujillos eigene Unternehmen, auch wenn dieser Punkt nie zur Sprache kam). Nicht nur die Dominikanische Republik schränkte den freien Wettbewerb ein: Schon 1923 hatte Kanada bona-fide-Farmer gesucht, und ab 1939 versuchten die meisten lateinamerikanischen Republiken ebenfalls, die Einwanderung auf Landwirte zu begrenzen.⁵¹

Im Dezember 1938 informierte Sumner Welles vom US-Außenministerium Eugene Hinkle, den amerikanischen Chargé d'affaires in der Dominikanischen Republik, dass das *President's Advisory Committee* jemanden schicken werde, um die Lage zu sondieren. Zwar misstraute das US-Außenministerium Trujillo und befürchtete, er wolle sich bei den USA nur einschmeicheln,⁵² doch schienen andere Mitglieder der Regierung – allen voran Roosevelt selbst – bestrebt, von den Dominikanern erledigen zu lassen, wovor sie selbst zurückschreckten: eine sichere Zuflucht anzubieten. Welles fügte hinzu:

»Wie Sie sicher wissen, ist es außerordentlich schwierig, konkrete Möglichkeiten für die Ansiedlung von politisch Verfolgten in großem Umfang zu finden. Das Ministerium kann die Bedenken der Gesandtschaft verstehen [...], doch ist die zum Ausdruck gebrachte Haltung der dominikanischen Regierung weit vielversprechender als alles, was andere Regierungen in diesem Teil der Welt geäußert haben. Zwar ist die vom dominikanischen Gesandten in London genannte Zahl überaus hoch, doch herrscht die Meinung, dass die Einstellung der dominikanischen Regierung die Ansiedlung einer äußerst stattlichen Anzahl von Flüchtlingen innerhalb ihres Territoriums möglich machen könnte.«⁵³

Schon damals erschien das Angebot äußerst großzügig, »fast wie ein Wunder«;⁵⁴ im Rückblick erscheint es sogar in einem noch besseren Licht, wenn man bedenkt, dass bei Kriegsausbruch – als die Einwanderungswelle zum Stillstand kam – die USA ungefähr 90 000, das britische Mandatsgebiet Palästina etwa 64 000 Immigranten aufgenommen hatte und in ganz Lateinamerika noch einmal 75 000 angekommen waren.⁵⁵

Im Januar 1939 besuchte Alfred Houston im Auftrag des *President's Advisory Committee* führende dominikanische Politiker, um zu überprüfen, wie

ernst sie es mit ihrem Vorschlag meinten. Er traf bei den Offiziellen auf offene Ohren und großes Entgegenkommen. General Trujillo stimmte dem Vorschlag des präsidentialen Beratungsausschusses zu, »nicht nur, weil es gut für sein Land wäre, sondern auch, weil er wusste, dass Präsident Roosevelt immenses Interesse daran hatte«. Trujillo machte Houston mit dem (von ihm selbst ins Amt berufenen) Präsidenten der Republik, Jacinto Peynado, bekannt und erklärte letzterem, dass er, Trujillo, den Vorschlag gelesen und ausführlich mit Houston besprochen habe, und »sehr gerne bei der Umsetzung behilflich« wäre. Daraufhin sagte Peynado, zu Houston gewandt, »lächelnd [...] ›Das ist die Meinung der Nation‹.«⁵⁶

Zwei Monate später entsandte das *President's Advisory Committee on Political Refugees* – in Zusammenarbeit mit dem Außenministerium und finanziert von der *Refugee Economic Corporation* – eine Expertengruppe, die die Durchführbarkeit des Plans einschätzen und die Siedlungsmöglichkeiten untersuchen sollte.⁵⁷ Ausgewählt wurden die Spezialisten (einer für Getreideanbau, einer für Ackerboden und ein Förster)⁵⁸ von Isaiah Bowman, ebenfalls Fachmann für Um- und Neuansiedlungen und ein enger Berater Roosevelts. Zwischen dem 7. März und dem 18. April untersuchte die Gruppe sieben Standorte.⁵⁹ Obwohl sie für Sosúa keine Empfehlung aussprach, da es sich eher für Viehhaltung und Milchwirtschaft als für den Ackerbau zu eignen schien,⁶⁰ entschied sich Dr. Joseph Rosen von Agro-Joint, der im ersten Jahr auch die Leitung Sosúas übernehmen sollte, für diesen Standort. Er stellte fest, dass es auf der vor etlichen Jahren von der *United Fruit Company* verlassenen Bananenplantage über zwanzig Baracken, großflächige Einzäunungen, ein paar Straßen, etwas Elektrizität und fließendes Wasser einschließlich eines Reservoirs mit 2250 Hektoliter Fassungsvermögen gab. In dem Bewusstsein, dass die Zeit drängte, war Rosen wohl davon ausgegangen, dass Leute sich schneller dort ansiedeln ließen, wo bereits eine gewisse Infrastruktur vorhanden war.

Die Gruppe aus den USA stellte fest, dass die Insel von New York aus mit dem Schiff in drei Tagen und mit dem Flugzeug in 18 Stunden zu erreichen war und 1047 Kilometer vom Panama-Kanal entfernt lag (eine Distanz, die die DORSA später in große Schwierigkeiten brachte, weil die USA nach Pearl Harbor fürchteten, »feindliche Ausländer« in der Dominikanischen Republik könnten dem Kanal Schaden zufügen). Die Experten beschrieben die Bevölkerung als zu 18 Prozent städtisch und 82 Prozent ländlich und erstellten ein »Rassenprofil« von 13 Prozent »Weißen«, 19 Prozent »Negern« und 67 Prozent »Gemischtrassigen«.⁶¹ Ihr Fazit lautete, dass die Dominikanische Republik eine Siedlung tragen könne und dass die Lebenshaltungskosten niedrig seien, da Essen und Wohnen wenig kosteten und man nur leichte Kleidung und keine Hei-

zung brauche. Eine typische dominikanische Familie gab weniger für Essen, Unterkunft und Kleidung aus als eine Farmersfamilie mit niedrigerem Einkommen in Kentucky oder Virginia; einen Teil ihres Eigenbedarfs an Nahrungsmitteln konnte sie nämlich ohne weiteres selbst anbauen und musste für Unterkunft nur zirka fünf Dollar im Jahr veranschlagen, ohne zusätzliche Heizkosten.⁶² Die schlimmste Krankheitsgefahr schien die Malaria zu sein, auch wenn Geschlechtskrankheiten und Tuberkulose ebenfalls zum Problem werden konnten.

Nachdem sich die Experten einig waren, dass die Dominikanische Republik bis zu 29 000 Familien (nahezu 100 000 Personen) ansiedeln könnte und eine Versuchsphase mit 200 Familien empfahlen, machte sich das *President's Advisory Committee* ans Werk. Man setzte sich mit James N. Rosenberg, dem Vorsitzenden von Agro-Joint, in Verbindung, dessen Organisation in den 1920er Jahren russische Juden in der südlichen Ukraine und auf der Krim angesiedelt hatte. Zu den am Beginn des Sosúa-Projekts zur Verfügung gestellten 200 000 Dollar wollte Agro-Joint noch 300 000 Dollar zusätzlich aufbringen; und auch das *Intergovernmental Committee* sagte dem Projekt seine volle Unterstützung zu.⁶³ Anfangs wurde das Unterfangen sowohl vom USAußenministerium als auch vom Landwirtschaftsministerium unterstützt, von letzterem durch das Entsenden von Fachleuten nach Sosúa. Roosevelt billigte das Projekt im Oktober 1939 ausdrücklich und öffentlich in einer Rede vor dem IGC; darin gab er seiner Hoffnung Ausdruck, diese Siedlung möge der Vorläufer für ähnliche Projekte andernorts sein.⁶⁴ Im Dezember 1939 gründete Rosenberg die DORSA (*Dominican Republic Settlement Association, Inc.*), eingetragen unter New Yorker Jurisdiktion zur Finanzierung jüdischen Siedlungsbaus.⁶⁵ Zum Vorstand der DORSA, unter dem Vorsitz zweier Juden – der Jurist James N. Rosenberg als Präsident und Joseph Rosen als Vizepräsident –, gehörten auch Vertreter katholischer und Quäker-Institutionen sowie George Warren, der Geschäftsführer des *President's Advisory Committee*.

Von entscheidender Bedeutung war jedoch die Kooperation der dominikanischen Regierung samt ihrem »Wohltäter« oder »Boss« (*El jefe*) Trujillo, die das Gelingen des DORSA-Projekts geradezu forcierte.⁶⁶ Dass die DORSA sich überhaupt mit Trujillo einließ, lässt erkennen, wie verzweifelt und dringlich die jüdischen Verantwortlichen die Flüchtlingssituation einschätzten. Trujillo war 1930 durch eine umstrittene Wahl (mit »95 Prozent der Stimmen«) an die Macht gekommen, und hatte von 1930-1938 und nochmals von 1942-1952 als Präsident amtiert. Von der Machtübernahme bis zu seinem Tod durch ein Attentat im Jahre 1961 regierte er die Dominikanische Republik, als sei sie sein persönliches

Eigentum. Von 1931 an war seine »Dominikanische Partei« als einzige zugelassen. Gegner wurden terrorisiert und ermordet; tausende Haitianer wurden auf seinen Befehl hin niedergemetzelt; die Gewerkschaften im Land wurden zerschlagen. Obendrein wurde er zu einem der reichsten Männer der Welt, der das Erbeutete nur mit seiner Familie und einigen Freunden teilte. Ihm gehörten 50 bis 60 Prozent des Ackerlandes; und er kontrollierte vermutlich bis zu 80 Prozent des Geschäftslebens in der Hauptstadt. Regierung und Privatbesitz waren schließlich so miteinander verfilzt, dass die Dominikaner zu sagen pflegten, ein Unternehmen müsse der Regierung gehören, wenn es Verlust machte; machte es Gewinn, müsse es wohl Trujillos sein.⁶⁷

Angesichts der schrecklichen Lage in Europa zog die DORSA es vor, sich einzig und allein um die Durchführbarkeit des Plans zu kümmern. Für ihre Überlegungen verließen sich die Verantwortlichen auf einen Bericht der *Foreign Policy Association* aus dem Jahr 1936, in dem Trujillo als tüchtiger und erfolgreicher Regierungschef bezeichnet wurde. Er hatte die Macht in einem Land übernommen, das einen riesigen Schuldenberg angehäuft hatte. Drei Wochen nach seiner Amtseinführung hatte ein verheerender Hurrikan die Hauptstadt verwüstet und tausende Menschenleben gekostet. Nur sechs Jahre später war die Stadt wieder aufgebaut, der Staatshaushalt ausgeglichen und eine Tilgung der Schulden zu besseren Bedingungen ausgehandelt.⁶⁸

Was motivierte den dominikanischen Despoten, sich der Flüchtlinge anzunehmen, als andere Länder sich abwandten? Man kann viele Gründe dafür anführen, allen voran den historischen Hintergrund. Seit mindestens 100 Jahren vor Trujillo hatte die Dominikanische Republik jüdische Immigranten aufgenommen. Einige konvertierte Juden waren während der spanischen Inquisition auf die Insel Hispaniola gekommen (die sowohl Haiti als auch die Dominikanische Republik umfasst);⁶⁹ doch die ersten praktizierenden Juden kamen im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts von anderen Karibik-Inseln in den spanischen Herrschaftsbereich.⁷⁰ Dies waren Sefarden, von denen die meisten über einige Generationen hinweg den gleichen Weg genommen hatten: Nach der Vertreibung aus Spanien oder Portugal und der Abwanderung in die Niederlande, waren sie durch Handelsreisen nach Curacao gekommen, hatten sich dort angesiedelt, und kamen später nach Santo Domingo (wie die Dominikanische Republik vor ihrer Unabhängigkeit von Haiti im Jahr 1844 hieß). Seit den 1830er Jahren bildeten sie eine kleine Gruppe erfolgreicher Kaufleute. Danach kamen europäische Juden dazu, unter ihnen Abraham Coén, ein Mitglied der berühmten Bankiersfamilie Rothschild, der sich mit seinem Geschäft in der Hauptstadt auf Holz-

und Tabakexport spezialisierte. Ähnlich den »Hofjuden« in Europa, die oft zur Aufbesserung der Finanzen von adligen Familien und der Schatzkammern von Königen Geld verliehen, unterstützten die ansässigen jüdischen Kaufleute die dominikanischen Regierungen und ihre Kriege. Während der Regierungszeit von Präsident Buenaventura Báez (1849-1853 und 1856-1858) verwaltete die Firma von Coén und Rothschild auch das Zoll- und Finanzwesen des Landes.⁷¹

Beim Einmarsch Haitis in den dominikanischen Teil der Insel im Jahr 1822 schlugen sich die jüdischen Kaufleute auf die Seite der Dominikaner; und 1844 beteiligten sie sich an der Finanzierung des Unabhängigkeitskrieges, wobei ein Teil der Gelder von den Rothschilds kam.⁷² Nach der erfolgreichen Abwehr der Haitianer durch die Dominikaner integrierten sich die Juden in die eher »schwache und unselbständige Kaufmannsbourgeoisie«⁷³ der neu gegründeten Dominikanischen Republik, in der sie wegen ihres kaufmännischen Geschicks sehr willkommen waren. Auch zwang die dominikanische Regierung die Juden nicht, zum Christentum zu konvertieren. Juan Pablo Duarte, Gründervater der dominikanischen Unabhängigkeit, schrieb 1846, Konversionen kämen durch »sanfte Überzeugung«, nicht durch Verfolgung zustande.⁷⁴ Die allerdings nicht durch Beweise untermauerten Spekulationen, Duarte selbst habe jüdische Vorfahren gehabt, unterstreicht die bedeutende Rolle der Juden in dieser Epoche.⁷⁵ Sie waren wie die Protestanten offiziell geduldet und bekleideten sogar öffentliche Ämter.⁷⁶ In den späten 1850er Jahren bestimmten einige wenige jüdische und spanische Kaufleute den Import-Export-Handel in Santo Domingo; und verschiedene jüdische und deutsche Kaufleute betrieben von Puerto Plata aus den Tabakhandel mit Europa.⁷⁷

Im Jahr 1861 kam mit Präsident Pedro Santana die Dominikanische Republik wieder unter spanische Herrschaft. Republiktreue Anhänger scharten sich um General Gregorio Luperón, einen afro-dominikanischen Patrioten, um sich gegen diese erneute Kolonialherrschaft zu wehren.⁷⁸ Aus Angst vor der spanischen Intoleranz schlugen sich die Juden im Restaurationskrieg (1863-1865) finanziell wie politisch erneut auf die dominikanische Seite.⁷⁹ Einige von ihnen wirkten sogar in der zur Abwehr der Spanier gegründeten provisorischen Regierung mit.⁸⁰ Der kurz zuvor (in den 1850er Jahren) aus Mitteleuropa eingewanderte Efraim Cohen, ein glühender Verfechter der dominikanischen Sache, unterstützte General Luperón, den späteren Helden des Restaurationskriegs, mit Geld und anderen Hilfsleistungen. Cohen hatte sich in der nördlichen Provinz Monte Cristi niedergelassen, die westlich von Luperóns politischem Stützpunkt in Puerto Plata lag. Auf dem von ihm erworbenen Grund,

den er »La Judea« nannte, errichtete Cohen die erste Synagoge im Land. Er betrieb ein lukratives Transportunternehmen, das Holz aus der Dominikanischen Republik nach Europa zu den Rothschilds exportierte, die es an die dortigen expandierenden Eisenbahngesellschaften weiterverkauften. Auch nach Ende des gewonnenen Krieges blieben Luperón und Cohen einander in enger Freundschaft verbunden.⁸¹

Nach dem dominikanischen Sieg, in einer Zeit relativen Friedens, gingen viele Juden Mischehen ein und integrierten sich in die Kreise der Oberschicht.⁸² Auch als nunmehr liberale christliche Dominikaner nannten sie sich weiterhin *hebreos*.⁸³ Als die dominikanische Führung einschließlich Luperóns die finanziellen Bande zwischen Staat und Kaufmannschaft enger knüpfen wollte, »beteiligte sich eine größere Gruppe von ausländischen und ortsansässigen Kaufleuten an Kreditgesellschaften«, die die Regierung einrichtete.⁸⁴ Zur weiteren Verbesserung der Wirtschaftslage hatte Luperón in seiner kurzen Amtszeit als Präsident im Jahr 1879 Interesse an Einwanderern aus Kuba und Puerto Rico bekundet, und auch seine Verbindungen zu jüdischen Geschäftsleuten weiter gepflegt. So verknüpfte Luperón schließlich nach der massenhaften, durch Pogrome und wirtschaftliche Ausweglosigkeit bedingten Entwurzelung russischer Juden im späten 19. Jahrhundert den Bedarf an Einwanderern gekonnt mit seinen guten Beziehungen zu Juden.

Als Generalbevollmächtigter der Dominikanischen Republik in Westeuropa im Jahr 1882 lernte Luperón nicht nur die Königin von England kennen, sondern auch britische, französische, deutsche, dänische und Schweizer Politiker; außerdem freundete er sich mit Victor Hugo an sowie dem Anführer der französischen Republikaner, Léon Gambetta.⁸⁵ Die russischen Pogrome hatten einige Monate vor seiner Ankunft in Europa eingesetzt und viele Menschen zur Flucht nach England, Frankreich und Deutschland getrieben. Luperón hatte durch seinen in Paris lebenden Freund, den dominikanischen Schriftsteller Alfredo Herrera, von diesen Ereignissen erfahren;⁸⁶ und er, den sogar Sumner Welles vom US-Außenministerium einen »Soldaten der Demokratie«⁸⁷ nannte, bot nun seine Hilfe an. Er versprach Religionsfreiheit und darüber hinaus »ein größtmögliches Maß an Rechten, Freiheiten und Privilegien«.⁸⁸ Ferner sicherte er zu, den Erwerb von Land (aus privatem oder staatlichem Besitz) und der Staatsbürgerschaft zu gestatten. Im Gegenzug erhoffte er sich von den Einwanderern fachliches Know-how und Kapital.⁸⁹ Luperón wandte sich mit dem Angebot, jüdische Flüchtlinge in der Dominikanischen Republik aufzunehmen, an die *Alliance Israélite Universelle*, die Juden in Not half. Darin schrieb er:

»Ich habe von der Judenverfolgung in einigen europäischen Ländern gehört und erlaube mir, Ihnen mitzuteilen, dass es ein Land gibt, die Dominikanische Republik, [...] das beste Zukunftsaussichten hat. Ihre Glaubensbrüder werden dort mit offenen Armen empfangen werden.«⁹⁰

Zudem nahm Luperón zu den Baronen Gustave und Edmond Rothschild in Frankreich Kontakt auf, indem er seinen engen Freund und Mitstreiter, den puertorikanischen Revolutionsführer Dr. Ramon Emeterio Betances bat, ein Empfehlungsschreiben an sie zu richten. In Betances' Brief wurde das dominikanische Angebot wiederholt und besonders die Toleranz der Dominikaner betont, die »keinen Unterschied zwischen einem Israeliten, einem Protestanten und einem Katholiken« machten.⁹¹ Auf Nachfrage einer jüdischen Zeitung fügte Betances hinzu, dass es in der Dominikanischen Republik viele jüdische Staatsmänner gebe. Dazu gehörten der dominikanische Gesandte in Paris, der Gesandte in den Niederlanden, die dominikanischen Generalkonsuln in Frankreich und St. Thomas, sowie der Konsul in Haiti. Generoso Marchena, Gouverneur von Azua und ebenfalls jüdischer Dominikaner, war 1882 Finanzminister geworden.⁹² Und es bestehe die Möglichkeit, zwei Geschäftsleute in Puerto Plata, Brüder und ebenfalls Juden, sowie zwei jüdische Kaufleute in der Hauptstadt für weitere Empfehlungen zu kontaktieren. Einer der beiden letzteren, Jacob de Lemos, zum damaligen Zeitpunkt in London ansässig, rühmte gegenüber seinen Glaubensbrüdern die »großzügige Gastfreundschaft« der dominikanischen Gesellschaft und beteuerte, er plane wieder dorthin zu ziehen, weil er das Land als seine Heimat betrachte.⁹³ Die Diskussion und der diesbezügliche Schriftverkehr zogen sich über das gesamte Jahr 1882 hin.

Luperóns Reaktion war die eines Menschenfreundes und Staatsgründers zugleich. Seine Entscheidung war motiviert durch seine demokratische und liberale Gesinnung angesichts der Notlage der russischen Juden, und nicht minder durch seine Erfahrungen mit Juden, die während der Unabhängigkeits- und Restaurationskriege ihre Loyalität durch politische und finanzielle Unterstützung bewiesen hatten. Doch ging es bei diesem Angebot nicht allein um Loyalität oder Geld. Zum Beispiel hatte Luperón in einem Brief an russische Juden in New York, die seinen Vorschlag aufgegriffen hatten, die Ansicht geäußert, dass die jüdische »Gepflogenheit von Ordentlichkeit, Arbeitsamkeit und Sparsamkeit sehr zum Wohlstand eines Landes beitragen [werde], das nur darauf wartet, euch mit echter Gastfreundschaft zu begegnen«.⁹⁴ Auch die Anführer der Progressiven scheinen der Ansicht gewesen zu sein, die Juden könnten

mit ihrem Know-how dem Staat nützen. In den 1880er Jahren lobte Eugenio María de Hostos, der berühmte puertorikanische Pädagoge, der das dominikanische Schulsystem reformierte, ausdrücklich die Bemühungen der Regierung, die »verfolgten Stämme in Russland und Deutschland« in die Dominikanische Republik zu bringen. Seiner Meinung nach würden die Einwanderer »merkliche Vorteile« einbringen, aber auch etwas, »das wir *zivilisierende* Werte nennen wollen.«⁹⁵ Die europäischen Bürgertugenden, die sie selbst schätzten, schrieben diese Führungspersönlichkeiten den Juden zu – zum Beispiel Sparsamkeit, Fleiß, Weltgewandtheit und -offenheit sowie Geschäftstüchtigkeit – und hofften, sie würden der aufstrebenden Nation zugute kommen. (Ironischerweise sollten eben diese Eigenschaften es fünfzig Jahre später den meisten bürgerlichen Juden so erschweren, Farmer in Sosúa zu werden.) Luperón verfolgte sein Anliegen nicht nur in Paris, sondern auch in Kopenhagen, London, Berlin und Hamburg.⁹⁶ Der unerwartete Tod des jüdischen Gemeindeoberhaupts aus Frankreich, Charles Netter, der den Transport von 200 Juden auf die Insel in die Wege geleitet hatte, setzte diesem Projekt ein Ende, obwohl die dominikanische Regierung unter Präsident Ulises Heureaux weiterhin ihr Interesse daran bekundete.⁹⁷ Im frühen 20. Jahrhundert schließlich bestand die sefardische (nicht konvertierte) jüdische Bevölkerung aus etwa zwanzig Familien.⁹⁸

Im Jahr 1935 könnte sich Trujillo also auf diesen über fünfzig Jahre zurückliegenden Versuch besonnen haben, Juden in die Dominikanische Republik zu holen. Auch hatte er wahrscheinlich nicht nur die allgemeine Toleranz gegenüber Juden mit seinen Landsleuten gemeinsam, sondern versprach sich Vorteile für die dominikanische Wirtschaft. Allerdings waren 1938 aktuellere Ereignisse für sein Angebot verantwortlich. Zunächst brauchte er dringend positive Öffentlichkeit angesichts der internationalen Empörung über das Massaker an Haitianern im Oktober 1937, nur neun Monate vor Evian. Die Beziehungen zwischen den beiden Völkern auf Hispaniola waren durch eine lange Geschichte wechselseitiger Abhängigkeit, aber auch durch Spannungen geprägt und vergiftet, noch verstärkt durch die haitianische Besetzung der Dominikanischen Republik zwischen 1822 und 1844.⁹⁹ Obwohl sich Juan Pablo Duarte umgehend von rassistischen Absichten distanzierte,¹⁰⁰ vollzog sich die Gründung der dominikanischen Nation in eben diesem Prozess der Ablösung vom nachbarlichen Intimfeind.¹⁰¹

Die Grenzstreitigkeiten dauerten ebenso wie die Einwanderung aus Haiti bis ins 20. Jahrhundert hinein an. Jenseits einer durchlässigen Grenze lebten viele Haitianer in den »variabel bikulturellen und transnationalen haitianisch-dominikanischen Gemeinden« dieses Grenzge-

biets.¹⁰² Dort verrichteten sie für geringen Lohn besonders anstrengende Arbeit, wie zum Beispiel die Zuckerrohrernte.¹⁰³ 1929 stiegen die Regierungen beider Länder in Verhandlungen ein, die 1936 mit einem von Trujillo und dem haitianischen Präsidenten Stenio Vincent unterzeichneten Grenzvertrag endeten. Von da an versuchte Trujillo die Anzahl der Haitianer auf seiner Seite der Grenzlinie dadurch zu reduzieren, dass er eine Quote für nicht einheimische Zuckerrohrarbeiter einführte und Haitianer des Landes verwies.¹⁰⁴ Zudem malten anti-haitianische Führungsschichten das Gespenst einer »friedlichen Invasion« an die Wand, da Haiti im Vergleich zur Dominikanischen Republik (1,6 Millionen) eine viel höhere Einwohnerzahl (2,5 Millionen) aufwies.¹⁰⁵ Der Widerstand der Elite gegen diese unklare Situation an der Grenze entsprach ganz dem Wunsch der Regierung, mit der Kontrolle über einen eindeutigen Grenzverlauf »einer erneuten Übernahme der Republik durch schwarze Haitianer« Einhalt zu gebieten.¹⁰⁶

In einer barbarischen ethnischen Säuberungsaktion, nur zwei Monate vor der gewaltsamen Inbesitznahme und Plünderung Nankings und fast vier Jahre vor dem Holocaust, machte Trujillo auf grausame Weise klar, wie er persönlich sich die Lösung der »Haitianerfrage« sowie die Durchsetzung seines Hegemonialanspruchs vorstellte.¹⁰⁷ Im Oktober 1937 ließ er die dominikanische Armee die Haitianer im nordwestlichen Grenzland, nicht weit von Sosúa, zusammentreiben; mit Macheten, Bajonetten und Knüppeln metzelten die Soldaten sie nieder und brachten dabei geschätzte 12 000 bis 20 000 Menschen um.¹⁰⁸ Weitere Tausende mussten entweder fliehen oder mit ihrer Abschiebung nach Haiti rechnen. Unter den ermordeten »Haitianern« befanden sich auch Afro-Dominikaner, weil nicht wenige, deren Vorfahren aus Haiti kamen, dominikanische Staatsbürger waren. Tatsächlich standen die für das Massaker an den Haitianern Verantwortlichen vor ähnlich verwirrenden Fragen wie zwei Jahre zuvor die deutsche Regierung, als sie für das »Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre« – eins der Nürnberger Gesetze – darüber diskutierten, wer ein »echter Jude« war und wer nicht. Wer war nun Haitianer? Gehörte jemand, dessen Familie seit Generationen in der Dominikanischen Republik lebte, noch zu den Haitianern? Oder jemand mit einem haitianischen und einem dominikanischen Eltern- oder Großelternanteil? Die Armee hielt sich nicht lange mit diesen Zweifelsfällen auf, sondern gab vor, den Akzent des Opfers zu berücksichtigen, oder traf einfach eine willkürliche Unterscheidung: Wer für einen Haitianer gehalten wurde, musste sterben.¹⁰⁹

Dieses Blutbad ist an anderer Stelle detailliert erörtert worden.¹¹⁰ Hier ist nur der Umstand von Bedeutung, dass Trujillo mit seiner humani-

tären Geste gegenüber Europas Juden auch ablenken wollte von dem »internationalen Aufschrei«, den das Massaker ausgelöst hatte.¹¹¹ Die US-Regierung beobachtete die Situation ebenso genau wie die amerikanische und internationale Presse, und in elitären dominikanischen Zirkeln fürchtete man zeitweise sogar, das Ausland werde intervenieren. Auch wenn Trujillo bereits 1935 das Angebot gemacht hatte, Flüchtlinge aufzunehmen, war jetzt doch der Aufschrei wegen des Massakers der Auslöser dafür. Die Geste diente dazu, sich von seinen eigenen Gräueltaten zu distanzieren und in den Augen der Welt wieder besser dazustehen.¹¹² Ein Beobachter hielt sein Angebot nach der Konferenz von Evian für »eines der besonders dreisten Glanzstücke moderner Public-Relations-Arbeit«.¹¹³

Die Ära Trujillo stellte den »Höhepunkt« anti-haitianischer Politik dar, denn zeitgleich mit dem Massaker machte das Regime die anti-haitianische Propaganda zur »staatlich geförderten Ideologie«.¹¹⁴ Nur in diesem Zusammenhang ergibt Trujillos Angebot einen Sinn, 100 000 jüdische »Bauern« aus Europa, einige tausend im Spanischen Bürgerkrieg verfolgte und geflüchtete Sozialisten, Kommunisten und Anarchisten¹¹⁵ sowie junge Leute aus Frankreich und England aufzunehmen; ¹¹⁶ nur ein paar Kilometer entfernt waren nämlich just zu diesem Zeitpunkt zehntausende Haitianer händeringend auf der Suche nach Arbeit in der Landwirtschaft. Ein Leitartikel in der zensierten Presse brachte dies deutlich zum Ausdruck: »Was ist stets das Hauptproblem in unserem Land gewesen? Es fehlt uns schlicht und einfach an Einwohnern. Und welcher Gefahr sind wir seit jeher ausgesetzt [...]? Dass an unseren Grenzen die Haitianer hereindrängen, samt allen damit zusammenhängenden Übeln.«¹¹⁷ Trujillo selbst drückte es in einer Stellungnahme weniger direkt aus, wie die *New York Times* am 11. Juni 1940 berichtete: »Grundsätzlich sind wir von Motiven rein humanitärer Art geleitet, wenn wir Einwanderern das Tor zu unserem Land öffnen. Natürlich sahen wir in diesem Vorgehen auch eine Chance, eines der grundlegenden Probleme unseres Landes – die spärliche Bevölkerungsdichte – einer Lösung näher zu bringen.«¹¹⁸ Trujillo gab sich große Mühe, das Land mit der »richtigen« Art von Menschen zu bevölkern – finanziell abgesichert, angeblich in der Landwirtschaft bewandert und »weiß«.

Im Fall der Dominikanischen Republik sind die Begründungen für die Ansiedlung von Flüchtlingen tatsächlich etwas anders gelagert als sonst. Üblicherweise gingen Kolonisatoren davon aus, dass das aufnehmende Land mehr Einwohner brauchte und die Siedler die einheimische Bevölkerung nicht verdrängten.¹¹⁹ Zwar brauchte auch die Dominikanische Republik tatsächlich mehr Menschen – zum einen, weil als Folge des

Massakers die Felder unbestellt blieben und Ernten spärlich ausfielen; im Gegensatz zu anderen Karibikstaaten war sie jedoch auch unterbevölkert. Es lebten dort nur ungefähr 33 Menschen auf einem Quadratkilometer, während es in Kuba 38, in Haiti 115 und in Puerto Rico 193 waren.¹²⁰ Trotzdem setzte die Regierung alles daran, die im wahrsten Sinne des Wortes nahe liegendsten Anwärter, die Haitianer von jenseits der Grenze, fernzuhalten.

Die »richtige« Sorte Einwanderer war das eine Anliegen Trujillos, das andere Modernisierung und Wirtschaftswachstum. Also konnte er sich keine Einwanderer leisten, die womöglich dem Staat zur Last fallen würden, sondern brauchte finanziell geförderte Flüchtlinge. Mit Rücksicht auf diese Befürchtungen der dominikanischen Regierung legte das *President's Advisory Committee* im Dezember 1938 einen »Plan zur Ansiedlung politischer Flüchtlinge in Santo Domingo« vor, in dem zugesichert wurde, dass die ausgewählten Farmer »den weißen Rassen und Religionen angehören«, und »niemals« Wohlfahrtsempfänger werden würden. Darüber hinaus enthielt der Plan den Vorschlag, für die Vorarbeiten zur Kultivierung des Landes dominikanische Arbeiter einzustellen, und »so mit einer Vielzahl von dominikanischen Arbeitskräften zu Lohn und Brot zu verhelfen«.¹²¹ Ein Mitglied der *Refugee Economic Corporation*, das die Dominikanische Republik im Januar 1939 besuchte, um herauszufinden, inwieweit Trujillo zu seinem Wort stand, schrieb in seinem Bericht, dass die Dominikaner es anscheinend ernst meinten, solange die Flüchtlinge »weiß« seien, dem Staat nicht »zur Last fielen« und ausschließlich im landwirtschaftlichen Bereich arbeiteten.¹²²

Die Gelder von den US-amerikanischen jüdischen Hilfsorganisationen waren nicht nur zur finanziellen Unterstützung der Flüchtlinge gedacht. Damit sollten auch Traktoren und andere landwirtschaftliche Maschinen zur Erhöhung der Produktivität gekauft werden. Trujillo mag sich auch ausgerechnet haben, dass die jüdischen Emissäre, mit denen er zu tun hatte, den Handel mit den Vereinigten Staaten ankurbeln und dadurch die allgemeine Wirtschaftslage verbessern könnten. Einige Monate nach Kriegsbeginn hatte die Dominikanische Republik fast ihren gesamten Handelsverkehr mit Frankreich, England und Deutschland einstellen müssen; dominikanische Regierungsbeamte baten die DORSA-Mitglieder Arthur Lampport, Bankier und Philantrop, sowie James N. Rosenberg, nach Wegen zu suchen, wie sich das dominikanische Exportvolumen in die Vereinigten Staaten vergrößern ließe.¹²³ Wie seine Untergebenen die DORSA später wissen ließen, erwartete Trujillo auf jeden Fall »materielle Vorteile«, vor allem Investitionen von Geschäftsleuten aus den USA in sein Land. Natürlich wollte die DORSA nicht als

Handelsagent für Trujillo auftreten, aber den Funktionären war klar, dass »die Öffentlichmachung der humanitären Ziele der Dominikanischen Republik seitens der DORSA für das Land einen realen wirtschaftlichen Wert darstellt«. ¹²⁴ Damit nicht genug, hatte die DORSA in den ersten zwei Jahren dort »über 800 000 US-Dollar« ausgegeben. ¹²⁵ Alles in allem konnte man durch eine humanitäre Geste einen Teil der Insel wieder bevölkern und zugleich für die Produktionssteigerung der Landwirtschaft benötigtes Kapital – und eventuell noch US-amerikanische Investitionen – ins Land holen. Der dominikanischen Regierung wäre also materieller und symbolischer Gewinn gewiss: die Belebung ihrer Wirtschaft sowie die Dankbarkeit der Flüchtlinge und all jener, die sie retten wollten.

Auch das »Weißsein« (*blanquismo*) spielte bei dem Angebot an die Juden eine Rolle, ¹²⁶ wobei die Dominikanische Republik durchaus nicht das einzige Land in Süd- oder auch Nordamerika war, das seine Einwanderungsbeschränkungen nach »rassischen« Kriterien festlegte. Im späten 19. Jahrhundert gaben Argentinien, Chile und Mexiko »weißen« Siedlern noch den Vorzug; doch schwand dort nach dem Ersten Weltkrieg die Überzeugung, europäische Einwanderer brächten »Aufhellung und Fortschritt«. ¹²⁷ Die vom eugenischen und rassistischen Zeitgeist beherrschten Vereinigten Staaten verabschiedeten 1924 den »Immigration Act«, der Nord- und Westeuropäer gegenüber den Ost- und Südeuropäern bevorzugt behandelte und Asiaten grundsätzlich aussperrte. Vor Evian hatte Trujillo »ganz Europa durchforstet, woher eine weiße Bevölkerung kommen könnte, die Fachkenntnisse, Leistungsfähigkeit, Prestige und Kapital mitbrächte«. ¹²⁸ Nach dem Massaker an den Haitianern bot der eigentlich auf Seiten Francos stehende Trujillo den vor dem Spanischen Bürgerkrieg fliehenden Antifaschisten dennoch die Aufnahme in sein Land an, weil sie – in den Worten einer Betroffenen – »weiß [waren] und sich fortpflanzen konnten«. ¹²⁹ Bei ihrem ersten Treffen mit den DORSA-Offiziellen gaben sich die dominikanischen Sprecher nicht die geringste Mühe, das Thema der »weißen Hautfarbe« zu vermeiden. Trujillos Bestreben, die Bevölkerung seines Landes »heller« zu machen, lässt sein Angebot an die Juden noch folgerichtiger erscheinen, auch wenn sie in ihren Heimatländern als »nicht arisch« und in manchen lateinamerikanischen Ländern als »nicht weiß« galten. Zum Beispiel stuften die deutschen Behörden Juden in dieselbe Kategorie ein wie »Zigeuner, Neger oder deren Bastarde«, also »von nicht deutschem oder artverwandtem Blut«. ¹³⁰ In Bolivien diskutierten die Gesetzgeber 1942 einen Entwurf, der »Juden, Negern und Orientalen« die Einwanderung verweigern sollte. ¹³¹ In diesen beiden Ländern befanden sich die Juden auf der »falschen« Seite einer

gedachten Farbgrünze, während in Brasilien die dort ansässigen Juden als »nicht schwarz« galten und zu den Privilegierten innerhalb der gesellschaftlichen Hierarchie gehörten; potentielle jüdische Einwanderer hingegen waren als »Nichtweiße« unerwünscht.¹³² Bei der Lektüre einer noch zu schreibenden, vergleichenden Studie darüber, wie zu jener Zeit »Rasse« in der jeweiligen Gesellschaft definiert wurde, könnte einem schwindlig werden.

Neben der willkommenen »weißen Hautfarbe« dieser Flüchtlinge motivierte Trujillo aber auch das mindestens ebenso wichtige doppelte Ziel, sich in Washington¹³³ anzubiedern und das Ende der US-Kontrolle über die Finanzen der dominikanischen Regierung herbeizuführen. Trujillos eigener Werdegang war untrennbar mit der Vorherrschaft der Vereinigten Staaten über die Insel verbunden. Unter Anwendung der Monroe-Doktrin, die eine mögliche europäische Intervention im Keim ersticken sollte, waren die USA 1916 in die Dominikanische Republik einmarschiert und hatten eine amerikanische Militärregierung eingesetzt, die bis 1924 an der Macht blieb. Während der US-Besatzung entstand eine neue, von den US-Marines ausgebildete Sicherheitstruppe, die Guardia Nacional, eine konterrevolutionäre Armee, in der Trujillo rasch die Karriereleiter emporstieg. Die Vereinigten Staaten erklärten, aufgrund des politischen Chaos, den unverhältnismäßig hohen Auslandsanleihen sowie der korrupten Regierung in der Dominikanischen Republik müssten sie nach ihrem Abzug die Wirtschaft weiterhin streng kontrollieren. Also behielten die USA auch nach dem Ende ihrer Besatzung im Jahr 1924 das Recht zur Zolleintreibung, um die Dominikaner zur Rückzahlung ihrer Auslandskredite zu zwingen.¹³⁴ Die Vereinigten Staaten hatten das Land also »finanziell an der Kandare«,¹³⁵ zumal der Dollar in kleinen Nennwerten – Banknoten von 1, 5 und 10 Dollar – die Hauptwährung darstellte, abgesehen von »zusätzlichem Münzgeld«. ¹³⁶ Auch die Staatsschulden konnte die dominikanische Regierung nur mit Zustimmung der USA erhöhen. Die Zwangsverwaltung der Zolleinnahmen erwies sich als ein ständiger Stein des Anstoßes, und als Trujillo 1930 die Macht an sich riss, drängte er darauf, sie zu beenden.¹³⁷ Mit Sosúa hatte der Diktator ein potentiell Druckmittel dafür in der Hand.

Zu guter Letzt wollte Trujillo vielleicht auch aus persönlichen Motiven jüdischen Menschen das Leben retten. Zwischen 1930 und 1932 ging seine Tochter, Flor de Oro, in Frankreich zur Schule. Während andere Mädchen sie wie Luft behandelten, freundete sich Lucy Kahn, eine Jüdin aus Deutschland, mit ihr an. Aus Dankbarkeit überhäufte Trujillo die junge Frau mit Geschenken und holte sie schließlich samt Ehemann in die dominikanische Hauptstadt, als die beiden 1937 aus Deutschland he-

rauszukommen versuchten. Laut Dr. Maurice Hexter, viele Jahre Vorsitzender von Agro-Joint und der DORSA, war diese Freundschaft vielleicht der Auslöser für Trujillos Wohlwollen gegenüber den Juden.¹³⁸ Es könnte auch der Grund dafür sein, warum die Dominikanische Republik sich als einziges Land neben den USA bereit erklärte, mehrere tausend deutsch-jüdische Waisenkinder aufzunehmen, die nach der Deportation ihrer Eltern im August 1942 in Frankreich gestrandet waren.¹³⁹

Der amerikanischen Regierung, der DORSA, des Joint und den Flüchtlingen, denen seine Großzügigkeit zugutekam, war durchaus bewusst, welche Art von Machthaber Trujillo war. Sie befanden sich in der wenig beneidenswerten Lage, sich gegen die Diktatur in Europa zu stellen, diejenige in der Dominikanischen Republik aber stillschweigend zu akzeptieren. Luis Hess, der später die kleine Schule in Sosúa leitete, drückte die zwiespältigen Gefühle mancher Juden gegenüber Trujillo folgendermaßen aus:

»Nein, der war kein Humanist, der uns helfen wollte. Aber hatten wir eine Wahl? Hitler, der deutsche Rassist, hat uns verfolgt, letztlich wollte er uns umbringen. Trujillo, der dominikanische Rassist, hat unser Leben gerettet. Die rund 700 Juden, die nach Sosúa kamen, waren in die unangenehme Lage geraten, dem Diktator dankbar sein zu müssen.«¹⁴⁰

Und Hess zog das Fazit: »Ich war Trujillo dankbar. Wenn dir ein Mörder das Leben rettet, musst du dem Mörder trotz allem dankbar sein.«¹⁴¹



Siedler bei der Ankunft

2 Die DORSA und der Vertrag mit der Regierung Trujillo

» ... denen Licht zu bringen, deren Dasein verdüstert ist.«¹

James N. Rosenberg hätte sich ins Privatleben zurückziehen und der Malerei und dem Verfassen von Kunstbüchern widmen können. Stattdessen machte er sich mit seinen 65 Jahren noch einmal auf zu einer der wichtigsten Unternehmungen seines Lebens, nämlich Juden aus dem von Kriegswirren erschütterten Europa zu retten. Europäischen Juden zu helfen, war beileibe nichts Neues für Rosenberg; seit 1924 hatte er Hilfeleistungen für sowjetische Juden organisiert. In seiner Kindheit und Jugend deutete jedoch kaum etwas darauf hin, dass er sich später dieser Sache verschreiben würde. Als Sohn eines Buchhalters und Enkel eines Kantors 1874 in Pennsylvania geboren, begann Rosenberg im Alter von fünf Jahren – als seine Eltern mit ihm nach New York zogen – an Kursen der Gesellschaft für Ethische Kultur teilzunehmen. Das war nicht besonders weit vom Judentum entfernt, da viele der assimilierten deutschen Juden sich dieser 1876 von dem Rabbinersohn Felix Adler gegründeten, nicht-theistischen Religion zuwandten. In New York bestand sogar der Großteil der Anhängerschaft aus Juden, die darin eine säkulare Alternative zur jüdischen Religion sahen. Durch diese Vorgeschichte, zu der auch der Besuch einer Privatschule gehörte, wo er an den Gottesdiensten einer Freikirchler-Gemeinde teilnahm, fühlte sich der junge Rosenberg anscheinend zu einer Art Pantheismus hingezogen: seine Alternative sowohl zu der in seiner Familie praktizierten Variante des Judentums, als auch zu den christlichen Überzeugungen an seiner Schule.

Trotzdem fühlte sich Rosenberg der jüdischen Gemeinschaft zugehörig, verstärkt noch dadurch, dass er gelegentlich einen von ihm schmerzlich empfundenen Antisemitismus erleben musste. In seiner Autobiografie erwähnt er solche Vorfälle aus seinen Jugendjahren, vor allem aus seiner Zeit als Student an der Columbia-Universität. Obwohl er dem Organisationskomitee des Columbia University Club angehörte, durfte er kein Clubmitglied werden.² Nach seinem Examen bearbeitete er als Jurist Konkursfälle, fühlte sich aber in der Welt der Wirtschaft nicht wohl und wechselte mehrmals das Anwaltsbüro, um schließlich sein eigenes zu eröffnen. Echte Befriedigung verschafften ihm nur seine außerberuflichen Aktivitäten, vor allem seine Arbeit für das *Joint*. In den frühen 1920er Jahren war Rosenberg Vertreter von *Joint* bei Herbert Hoovers

American Relief Administration Project in Russland. Ab 1924 stand er dann als von Joint gewählter Leiter an der Spitze der neu gegründeten Agro-Joint, der federführend an dem Plan beteiligt war, auf der Krim sowjetische Juden in Kolchosen anzusiedeln.

Schon über hundert Jahre zuvor hatten in Europa Verfechter der Aufklärung – Juden und Nichtjuden – vergleichbare Vorstellungen entwickelt. Intellektuelle und Führungspersönlichkeiten der jüdischen Gemeinschaft hatten kritisch angemerkt, dass in der jüdischen Berufsstruktur eine Schieflage herrsche und der Anteil des Handels zu groß sei. Ihrer Ansicht nach sollte ein Volk, das die Bürgerrechte anstrebte, darauf hinarbeiten, dass sein berufliches Profil dem der Gesamtbevölkerung entspreche; dies ungeachtet der Tatsache, dass Juden seit dem Mittelalter vom Grundbesitz sowie den Handwerksberufen und Zünften ausgeschlossen und damit gezwungen waren, Hausierer, Kaufleute und Geldverleiher zu werden. Als Reaktion auf antisemitische Parolen, die die Juden zu »Parasiten« stempelten, sollten sie unbedingt in der Landwirtschaft oder im Handwerk arbeiten, statt nur »unproduktive« Zwischenhändler zu sein. Bereits im frühen 19. Jahrhundert hatten mittel- und osteuropäische Juden Vereine gegründet, die sich die Förderung einer »gesunden« Beschäftigung mit Landwirtschaft und Handwerk zum Ziel setzten. Diese Zusammenschlüsse blieben jedoch klein und unbedeutend, bildeten allenfalls ein paar junge jüdische Männer zu Bauern aus und waren nur schwache Vorläufer der finanziell besser ausgestatteten jüdischen Gesellschaften für handwerkliche und landwirtschaftliche Ausbildung, die im späten 19. Jahrhundert entstanden. Im Jahr 1880 etablierte sich in Russland die ORT (Gesellschaft zur Förderung des Handwerks, der Industrie und Landwirtschaft unter den Juden), die Handwerkern und Bauern praktische Kenntnisse sowie Kredite vermittelte. Auch die in den 1890er Jahren geplanten landwirtschaftlichen Siedlungen, gefördert zum Beispiel vom *Baron de Hirsch Fund*, der *Jewish Colonization Association* und der *Jewish Agricultural Society*, boten Juden eine Chance, sich außerhalb Europas eine neue Existenz aufzubauen.³ Solche Organisationen waren russischen Juden bei der Ansiedlung in Argentinien, Brasilien, Uruguay, Bolivien, den Vereinigten Staaten und Kanada behilflich. Auf dem Höhepunkt der Siedlungstätigkeit in Argentinien gab es dort 33 000 jüdische Farmer.⁴

Noch nie hatte man sich jedoch an etwas so Großes wie das Vorhaben von Agro-Joint in Russland gewagt, bei dem es um Investitionen von 17 Millionen Dollar ging sowie um etwa 400 000 Hektar vom Kreml zugeteiltes Land. Unter Mitwirkung der sowjetischen Regierung, die auf der Krim und in der südlichen Ukraine Land zur Verfügung stellte und



James N. Rosenberg



Joseph A. Rosen

übereignete, setzte sich Agro-Joint zum Ziel, aus einer Viertelmillion verarmter Juden, die als kleine Kaufleute und Zwischenhändler unter der kommunistischen Herrschaft kaum noch ihr Auskommen fanden, Bauern zu machen.⁵ Diesen Juden half Agro-Joint bei der Kultivierung von über einer Million Hektar Ackerland und importierte dazu noch 1000 in den USA hergestellte Traktoren.⁶ Rosenbergs Mission war eine zweifache: den verarmten Juden zu Hilfe zu kommen und ihr Sozialverhalten zu steuern. Lobend hob er die symbolische und faktische Bedeutung der Landwirtschaft hervor und äußerte die Erwartung, die Juden zu »verändern«, aus »in Ghettos eingesperrten Händlern robuste Bearbeiter der Ackerscholle, Arbeiter in Läden und Fabriken sowie in anderen produktiven Berufsfeldern« zu machen.⁷ Solch starke Worte zeigen, wie bewusst Rosenberg an die Sache heranging, aber auch, wie sehr er antisemitische Stereotypen verinnerlicht hatte. Auch schließt er sich recht unkritisch dem eugenischen Diskurs seiner Zeit an, wenn er die landwirtschaftliche Arbeit als »männlich« und gesund bezeichnet.⁸ Beim Anblick »dieser braungebrannten jungen Juden [erschiene]n der eugenische und der Gesundheitsaspekt als einer der wichtigsten Vorzüge dieser Arbeit«.⁹ In et-

was weniger heroischem Stil erklärten amerikanische und sowjetische Beobachter übereinstimmend, dass diese Juden nun »wie Farmer aussehen, sich wie Farmer verhalten und wie Farmer riechen«.¹⁰

Dr. Joseph A. Rosen, enger Mitarbeiter Rosenbergs und derjenige, der die Unternehmen von Agro-Joint in der Sowjetunion leitete, war überzeugt, dass die Landwirtschaft die Juden nicht nur von der Armut, sondern auch vom schädlichen Einfluss großstädtischer Lebensformen befreien würde. 1877 in Moskau geboren, hatte der namhafte Agronom seine Ausbildung in Russland, Deutschland und den USA erhalten. Als Aktivist der Menschewiki (der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei) war er aus Russland geflohen und 1903 in die USA gekommen. Mit Agro-Joint kehrte Rosen nun in die Sowjetunion zurück und organisierte das gesamte Krim-Projekt vor Ort. Er kannte Leute von der Russischen Hochschule für Agrarwissenschaft und vermittelte zwischen Agro-Joint und allen möglichen sowjetischen Regierungsstellen und Behörden. Er stellte Leute ein, die Arbeitskräfte anwerben sollten, importierte Saatgut und Landmaschinen und stand an der Spitze einer immer größer werdenden Organisation. Von seinen Anfängen in Russland im Jahr 1924, als die Organisation zirka 24 Agronomen und Sachverständige beschäftigte, wuchs Agro-Joint bis in die späten 1920er Jahre zu einem Unternehmen mit über 1000 Angestellten an.¹¹

Wichtig für Rosen und später für das Sosúa-Projekt war seine Umsetzung eines dreiteiligen Konzepts. Erstens erweiterte er die Produktpalette, statt nur auf den herkömmlichen Getreideanbau zu setzen, und bezog auch die Milch- und Viehwirtschaft mit ein. Zweitens bestand er auf der Ausrüstung mit modernen Maschinen; und drittens gingen seine sozialistischen Überzeugungen eine segensreiche Verbindung mit der Kosteneffizienz ein: Er legte diese Farmen als Kollektive und Kooperativen an. So konnten die begrenzte Anzahl von Maschinen, das Weideland und andere Ressourcen gemeinsam genutzt, und es konnte grundsätzlich effizienter gewirtschaftet werden.¹² Das Projekt existierte von 1924 bis Ende 1938; zu diesem Zeitpunkt unterzeichneten die Sowjets und Agro-Joint in höchster Eile eine Liquidations-Vereinbarung, mit der der offizielle Abzug eingeleitet wurde. Viele jüdische Verwaltungsangestellte von Agro-Joint vor Ort waren da bereits den brutalen Säuberungsaktionen der stalinistischen Regierung zum Opfer gefallen – zeitgleich mit den Aktionen der Armee und der Geheimpolizei in den späten 1930er Jahren. Dass Stalin einige seiner engsten Mitarbeiter und Kollegen ermorden ließ, muss Rosen tief verstört haben – ein Grund mehr, sich sofort in das nächste Riesenwagnis zu stürzen: 100 000 Juden in die Dominikanische Republik zu bringen.

Nach Ansicht eines Historikers kam es wegen Rosens Verkennung der sowjetischen Absichten und Rosenbergs Naivität seitens Agro-Joint womöglich zu einer verhängnisvollen Fehleinschätzung der wirklichen Ziele der Sowjets.¹³ Die Ziele der Nationalsozialisten dagegen waren unmissverständlich. Während das Krim-Projekt abgewickelt wurde, verschlimmerte sich die Lage der Juden in Deutschland und Österreich rapide. Seit der Konferenz von Evian bestand nun die Möglichkeit, die Dominikanische Republik als Zufluchtstätte zu nutzen. Einige Monate später, infolge des als »Kristallnacht« bekannten Pogroms vom 9. November 1938, setzte ein zusätzlicher, mehrere Zehntausend starker Flüchtlingsstrom aus Deutschland und Österreich ein. Rosenberg und Rosen verloren keine Zeit. Während Rosenberg in New York die DORSA einrichtete, machte sich Rosen Mitte Dezember auf den Weg in die Dominikanische Republik.¹⁴ Mit diesem Projekt vermochte man sozusagen gleich drei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen: Juden konnten zu Farmern gemacht werden, das Experiment der kollektiven Landwirtschaft konnte fortgeführt werden und – der entscheidende Punkt – man konnte dem immer noch anschwellenden Flüchtlingsstrom eine sichere Zuflucht bieten. Rosenberg überredete den drei Jahre jüngeren Rosen, zumindest vorläufig die Organisation der Siedlungsgemeinschaft vor Ort zu übernehmen.¹⁵ Seine Verhandlungen mit einer ausländischen Regierung, der Bau und die Renovierung von Häusern, die Einfuhr von Traktoren, die Verpflichtung von Agronomen, die Gründung von Kooperativen und die Begrüßung von oft widerwilligen oder ratlosen neuen »Farmern« muss Rosen manchmal wie ein »Dejà-vu-Erlebnis« vorgekommen sein, nur dass der Maßstab hier viel kleiner war.

Mit Zwischenstopps in der dominikanischen Gesandtschaft und dem US-Außenministerium begab sich Rosenberg am 11. Januar 1940 ins Weiße Haus in Washington. Nach 15 Minuten Unterredung mit Präsident Roosevelt verließ er es wieder, in der Überzeugung, dass Roosevelt »äußerst interessiert [war] an der dominikanischen Sache als einem Auftakt zur Lösung des Flüchtlingsproblems, für ihn ein ungelöstes Weltproblem ersten Ranges«.¹⁶ Danach machte er sich mit einem kleinen Team auf den Weg in die Dominikanische Republik. Seine Begleiter waren: Robert T. Pell, stellvertretender Leiter der Abteilung für Europäische Angelegenheiten, als Repräsentant des Außenministeriums; Stephen Van Cortland Morris, Schriftführer des IGC; Harold Linder von der Koordinierungsstelle des IGC sowie John Clancy, Rosenbergs Sekretär, dem er seine Tagesberichte diktierte.

Mit Hilfe einiger von einem Assistenten zusammengestellten Aufzeichnungen machte sich Rosenberg damit vertraut, was Sumner Welles

(seit 1937 stellvertretender Außenminister und Berater des Präsidenten für Lateinamerika) in seinem Buch *Naboth's Vineyard: The Dominican Republic 1844-1924*¹⁷ über die Geschichte der Dominikanischen Republik geschrieben hatte: Zwei Einflüsse seien wirksam, nämlich die Spannungen an der haitianischen Grenze und der Wunsch »bei allen Bevölkerungsschichten und Angehörigen aller Hautfarben, dass jede Spur von Schwarz durch das Weiße getilgt würde«. Daher war Welles allenthalben der Forderung nach »weißer Einwanderung« begegnet.¹⁸ Ein paar Berichte und nicht viel mehr als seine Begeisterung mussten Rosenberg zur Vorbereitung auf seinen Besuch des kleinen Staates genügen.

Bei ihrer Ankunft in Ciudad Trujillo am 16. Januar wurde die kleine Gruppe von einer hochrangigen Delegation empfangen. R. Paíno Pichardo, Vorsitzender der Dominikanischen Partei Trujillos, war für das Wohlbefinden der amerikanischen Gäste zuständig und hieß sie »im Namen des Generalissimus« willkommen.¹⁹ Gleich am ersten Tag in der Dominikanischen Republik traf sich Rosenberg mit seinem früheren Mitarbeiter Rosen, der ihm versicherte, eine Ansiedlung sei möglich und Sosúas zirka 11000 Hektar könnten 500 Familien ernähren. Am nächsten Tag statteten die beiden dem Generalissimus und seiner Frau einen Besuch ab, wobei Trujillo sehr viel daran zu liegen schien, Einsicht in den Vertragsentwurf zu nehmen.²⁰ Nach Lage der Dinge musste Rosenberg das Projekt langsam angehen, sozusagen »klein anfangen«;²¹ für etwas Größeres waren einfach nicht genug Mittel vorhanden. So teilte er dem Ende des Monats verpflichteten Pressesprecher mit: »Grundsätzlich geht es darum [...], 100 000 Flüchtlinge nicht hoch- sondern herunterzuspielen, und wir müssen besonders betonen [...], dass die Dominikanische Republik nobel und großmütig gehandelt hat, und dass in Kürze die Ansiedlung von 500 Familien erfolgen wird.«²²

Im Gegensatz dazu hatte Trujillo nichts gegen einen viel größeren Zustrom einzuwenden, solange die Ansiedlung der dominikanischen Wirtschaft zugutekäme. Er bot ungefähr 11 000 Hektar an, die er als sein Eigentum bezeichnete, und »gab uns sogar zu verstehen, er würde sie uns schenken«. Trujillo hatte das Land angeblich von der *United Fruit Company* gekauft, die 1916 ihre Bananenplantage aufgegeben hatte. Er behauptete, 56 000 Dollar dafür gezahlt zu haben,²³ und fügte hinzu, er habe weitere 10 000 Dollar dafür aufgewendet, stelle aber das Land einschließlich der Gebäude »zu beliebigen Bedingungen« zur Verfügung.²⁴ Statt ein Geschenk von Trujillo anzunehmen, wollte Rosenberg lieber das Vorkaufsrecht erwerben, oder das Land sofort kaufen.²⁵

Sosúa liegt gut 19 Kilometer vom Hochseehafen Puerto Plata entfernt. Es bestand damals aus einem T-förmigen Stück Land, bei dem ein zirka

13 Kilometer langer Küstenstreifen den Querbalken darstellte, und der Rest sich nach Süden ins Landesinnere erstreckte.²⁶ Es gab in diesem Landstrich zur Kultivierung geeignete Abschnitte, Weideland und bewaldetes Hügelland. Der lange Strand unterteilte Sosúa in zwei Hälften, Batey und Charamicos. Die DORSA und die jüdischen Siedler meinten stets Batey, wenn sie von »Sosúa« sprachen.²⁷ Vor 1940 gab es in Charamicos nur einige wenige Häuser, und in Batey lebten ein paar Menschen, die in den Wohnstätten der verlassenen Obstplantage oder am Fluss Sosúa (in »Nieder«-Sosúa, *Sosúa Abajo*) hängengeblieben waren.²⁸ Rosen legte großen Wert darauf, dass das Gebiet nur spärlich bevölkert war; sein auf der Krim entwickelter Grundsatz lautete, »niemals Leute vom Land zu vertreiben oder ihnen Unannehmlichkeiten zu bereiten.«²⁹ Dominikaner wohnten in einzelnen umliegenden Ortschaften.³⁰

Das amerikanische Team verbrachte die nächsten Tage damit, mit Dr. Julio Ortega,³¹ dem Anwalt, der sich bereit erklärt hatte, die DORSA durch die *Asociación de Asentamiento de la República Dominicana* zu vertreten, einen Vertrag auszuarbeiten. Vermutlich auf Anweisung Trujillos verlangte Ortega – der auch Rektor der Universität von Santo Domingo war – keine Gebühren dafür. Danach machten sich die Amerikaner auf den Weg, reisten durchs Land, nahmen Bodenproben und machten sich mit der dominikanischen Landwirtschaft vertraut. Zum Beispiel erfuhr Rosenberg, dass Kochbananen »leicht anzubauen« waren und die Stauden zirka zwanzig Jahre alt wurden. Auch Süßkartoffeln und Obstbäume gab es im Überfluss. Sie kamen vorbei an Kaffeeplantagen, sahen Bananen, Reisfelder, Felder mit Mais, Zwiebeln, Kartoffeln und roten Bohnen, und lernten, dass Bohnen innerhalb eines Jahres dreimal angebaut und geerntet werden konnten, und dass »Geflügel prächtig gedeiht.«³² Zusätzlich stellte Rosenberg Überlegungen an, ob es für die Siedler nicht möglich wäre, in geringem Umfang gewerbliche Unternehmen aufzubauen, weil es seiner Ansicht nach ihren Lebensstandard verbessern würde.³³

Er kam zu dem (wie sich herausstellen sollte, falschen) Schluss, dass »die Landwirtschaft das geringste Problem« sei. Stattdessen machte er sich Sorgen, ob die Nordeuropäer das Klima vertragen und nicht womöglich ihre Gesundheit gefährdet sei.³⁴ Mit dieser Haltung befand er sich im Einklang mit den damals gängigen Fehleinschätzungen in den USA und Europa. Sogar so genannte Experten waren beunruhigt über die »ungelöste Frage, welchen Einflüssen bezüglich Klima und Rasse die weißen Siedler ausgesetzt« sein würden.³⁵ Anscheinend konnte auch die Tatsache, dass es in den Südstaaten der USA³⁶ erfolgreiche Farmer und in Palästina³⁷ Siedlungen europäischer Juden gab, Rosenbergs Befürchtungen nicht ausräumen. Dr. Atherton Lee, Direktor der *Agricultural Ex-*

periment Station der US-Regierung in Mayaguez, Puerto Rico, sprach Rosenberg Mut zu, indem er beteuerte, dass »viele von uns, die ihr halbes Leben in den Tropen verbracht haben, sich eine bessere körperliche Verfassung bescheinigen, als manchen Leuten, die im wechselhaften Klima des Nordens leben«. Lee prophezeite, die Flüchtlinge würden innerhalb kurzer Zeit ihre Wochenenden in Strandkleidung genießen, »nicht anders als wir in [...] Miami oder San Diego«. ³⁸

Beinahe jeden Abend während ihres zweiwöchigen Aufenthalts nahmen die Amerikaner an luxuriösen diplomatischen Empfängen teil. Der fünfundsechzigjährige Rosenberg schien diese Veranstaltungen zu genießen, wohingegen sich Rosen bei Trujillo mit der Begründung entschuldigend ließ, er sei nur ein »ungehobelter Bauer«. ³⁹ Bei einem dieser Empfänge wandte sich Trujillo an Rosenberg und fragte ihn: »Nun, Mr. Rosenberg, haben Sie den Vertrag gelesen?« Verschiedene dominikanische Diplomaten folgten Trujillos Beispiel und sprachen das Thema ebenfalls an. Pichardo, Rosenbergs Gastgeber und Ratgeber, machte ihn darauf aufmerksam, dass es in Palästina »zu Blutvergießen gekommen war. [...] Aber hier wird es nichts dergleichen geben. Hier werden Sie Ruhe und Frieden haben. [...] Sie werden nie ein Fremder sein; Sie werden Dominikaner sein, sobald Sie unser Land betreten haben.« ⁴⁰ Rosenberg folgerte daraus, dass die Haltung der Regierung »folgendermaßen zusammengefasst werden [könnte]: ›Wann wird die erste Bootsladung an Land gehen? Wir wollen, dass diese Sache in Gang kommt.« ⁴¹

Doch auch wenn Rosenberg inständig hoffte, dem Siedlungsprojekt möge Erfolg beschieden sein, erfüllte ihn die politische Lage in der Dominikanischen Republik mit Sorge. In seinen Augen »steht fest, dass der Staat vom Generalissimus beherrscht wird und zwar mit eiserner Hand. Sein Wort ist Gesetz. [...] An jeder Ecke fällt mir auf, dass der Generalissimus allmächtig ist. [...] So, wie die Regierung im Moment geführt wird, setzt die Legislative den Willen des Generalissimus um.« Binnen fünf Tagen konnte der Diktator die gesetzgebende Versammlung einberufen, um den Vertrag zu bestätigen. ⁴² Vielleicht gewarnt durch seine sowjetischen Erfahrungen, befürchtete Rosenberg, die Situation könnte im Handumdrehen kippen: Also fragten er und seine Kollegen mehrere in der Hauptstadt ansässige Amerikaner um Rat. Einer von ihnen, ein Elektrizitäts-Experte, stellte die Lage als durchaus positiv dar mit dem Argument, noch vor zwei Jahren hätte er ihnen nahegelegt, nichts zu überstürzen; inzwischen wirke die Regierung aber »stabiler«. Er hatte mitbekommen, wie Trujillo die Opposition »auf seine Seite gezogen hatte«, indem er Schulen, Brücken, Bewässerungsanlagen und die Hauptstadt bauen ließ. Daraus, dass er nun »die großen ökonomischen Pro-

bleme« in Angriff nahm, schloss der Amerikaner, Trujillo sei über den Status eines »militärischen Führers« hinausgewachsen.⁴³

Nachdem andere Amerikaner vor Ort diese Einschätzung bestätigt hatten, wandte sich Rosenberg an Robert T. Pell. Pell war seit 1928 im US-Außenministerium tätig und hatte Rosenberg nicht nur in seiner Eigenschaft als stellvertretender Leiter der Abteilung für Europäische Angelegenheiten begleitet, sondern auch als »persönlicher Beauftragter des Vorsitzenden der amerikanischen Delegation für das Intergovernmental Committee«. ⁴⁴ Auf Rosenbergs Bitte hin, seine Einschätzung in seinem, Rosenbergs, Reisetagebuch niederzuschreiben, merkte Pell an: »verglichen mit lateinamerikanischen Regierungen im allgemeinen, rechtfertigt die hiesige Situation ein gerüttelt Maß an Zuversicht und spricht alles dafür, dieses Projekt voranzutreiben.«⁴⁵ Rosenberg selbst meinte dazu: »Irgendwie klingt das alles zu gut – das macht mir hin und wieder Angst.«⁴⁶ Doch nährte dieses Projekt auch Hoffnungen. Verzweifelte Juden brauchten unbedingt einen Zufluchtsort, und Rosenberg hatte sich verpflichtet, einen zu finden; auch die amerikanische Regierung war offensichtlich zur Unterstützung bereit. Angesichts des Juden überall auf der Welt, auch in den Vereinigten Staaten, entgegenschlagenden Antisemitismus musste die Generosität, die alle Dominikaner, denen er begegnete, an den Tag legten, großen Eindruck auf Rosenberg machen: »Zweifellos sind wir landauf, landab wie Hoheiten auf Staatsbesuch behandelt worden.«⁴⁷

Der Hauptzweck des Aufenthalts bestand jedoch im Abschluss eines Vertrags zwischen der DORSA und der dominikanischen Regierung; die diesbezüglichen Verhandlungen brauchten Zeit. Am vierten Tag seines Aufenthaltes erhielt Rosenberg einen Brief von Trujillo, in dem dieser seine Bedingungen darlegte:

»auf diesem Grundstück von ungefähr 10 000 Hektar gibt es 24 Wohnstätten, ein Wasserreservoir [...], 2000 Hektar erschlossenes Weideland [...]. Ich bin äußerst interessiert daran, mit Präsident Roosevelt bei seinen humanitären Vorhaben zweckdienlich zu kooperieren. Ich erwarte mir von der Einwanderung europäischer Flüchtlinge in die Dominikanische Republik, dass die Weiterentwicklung unseres Landes Impulse erhält und die Erschließung der hiesigen natürlichen Ressourcen sowie die Förderung der Industrie intensiviert wird. Wie bereits erwähnt, [...] ist es unabdingbar, zur Unterstützung der Immigranten in Santo Domingo eine Agrarbank zu gründen, die ihnen dabei hilft, ihre Ernte auf den Markt zu bringen. Eine solche Bank ist auch in der Lage, günstige Konditionen zu garantieren, die unserer gesamten

Landbevölkerung zugutekommen, nämlich zu niedrigen Zinsen kurzfristige Kredite zu gewähren. [...] Ich freue mich daher, [...] der Flüchtlingsgesellschaft, deren geschätzter Vorsitzender Sie sind, als persönlichen Beitrag meinen Grundbesitz in Sosúa zu offerieren, damit dort die erste Flüchtlingsiedlung in der Dominikanischen Republik entstehen kann.«⁴⁸

Das Wort »Beitrag« fiel Rosenberg auf, und er mutmaßte, »es bedeutet wohl nicht direkt Geschenk [...] wahrscheinlich heißt es, dass er es unserer Gesellschaft gegen eine Beteiligung überlassen will«. Rosenberg bevorzugte diese Auslegung: »Ich hätte viel lieber diese Geschäftsbeziehung mit ihm, als ständig im Hinterkopf haben zu müssen, dass ich der Nutznießer eines hundertprozentigen Geschenks bin.«⁴⁹ Daher dankte Rosenberg im abschließenden Verhandlungsgespräch mit Trujillo dem Diktator erst einmal für sein Angebot, erklärte aber dann, dass ein Geschenk dem Projekt den Anschein eines »Wohlfahrtsunternehmens« verleihen würde. Die DORSA habe eigentlich erwartet, dass diejenigen, die Kapital bereitstellten, für ihre Investition auch eine Gegenleistung bekämen. Rosenberg bat Trujillo, ihm den Gefallen zu tun und Anteile im Wert seines Grundbesitzes anzunehmen. »Ich wollte nicht, dass er großzügiger als die Menschen in New York wäre.«⁵⁰ Trujillo willigte ein.

Im Bewusstsein, dass Trujillo sein Ansehen bei Roosevelt und der US-Öffentlichkeit erhöhen wollte, fügte Rosenberg hinzu: »Mir lag daran, Präsident Roosevelt die ganze Geschichte zu erzählen,⁵¹ dass [Trujillo] es zum Geschenk machen wollte, ich es aber lieber nicht annahm. Ich fragte, ob es mir frei stünde, dies zu gegebener Zeit der Presse mitzuteilen, wenn ich wieder in New York bin, und er sagte ja.« Trotz Trujillos Versuch, sich lieb Kind zu machen, und Rosenbergs geschickter Reaktion darauf, wussten beide Seiten, dass der Vertrag letztlich ein Geschäftsabkommen war. Trujillo erwartete, dass sich seine Investition auszahlte, einmal im Hinblick auf verbesserte Beziehungen zur US-Regierung, zum anderen durch kräftiges Wirtschaftswachstum in Sosúa. Deutlicher hätte er es nicht ausdrücken können, als er zu Rosenberg sagte, »wir seien sicher an einer soliden wirtschaftlichen Entwicklung seines Landes interessiert, und ich versicherte ihm, unser Interesse sei sehr groß.«⁵² Auch hatte Ortega, der pro-bono-Anwalt von Joint, schon in den Anfängen ihres Aufenthaltes unterstrichen, wie wichtig die Gründung einer Agrarbank für landwirtschaftliche Kredite sei.⁵³ Die der Zensur unterworfenen dominikanischen Presse thematisierte ebenfalls das Wachstum. *La Información* in Santiago, der nur wenige Stunden von Sosúa entfernten, zweitgrößten Stadt der Republik, hieß die Flüchtlinge willkommen. Die Zeitung warb

für die Sicht der Regierung, derzufolge »nach und nach [...] solche Flüchtlinge in die Dominikanische Republik geholt werden [sollten], die aufgrund ihrer gesundheitlichen Verfassung und allgemeiner wie finanzieller Leistungsfähigkeit das Wirtschaftswachstum steigern können.«⁵⁴ In der Republik ansässige amerikanische Geschäftsleute stießen ins gleiche Horn. Einer von Rosenbergs Begleitern erfuhr in einem Gespräch mit dem Leiter der National City Bank, Carl Erickson, dass die Dominikaner an der Nordküste in der Gegend von Puerto Plata sehnsüchtig auf die Ansiedlung warteten, »in der Annahme, dass dadurch Geld und mehr Betrieb in diesen Teil des Landes Einzug hielten.«⁵⁵ Später sprach Rosenberg selbst mit Erickson, um die Bank zu bitten, den dafür geeigneten Flüchtlingen Starthilfe in Form eines kleinen Kredits zu gewähren.⁵⁶

Allerdings untersagte die Regierung Gewerbetreibenden, den Geschäften der Einheimischen Konkurrenz zu machen. Sämtliche Aktivitäten, die als Konkurrenz zu den Dominikanern vor Ort galten, wurden sogar ziemlich hoch besteuert.⁵⁷ Durch diese Vorschriften saßen die Bürgerkriegsflüchtlinge aus Spanien, die seit kurzem in Ciudad Trujillo lebten, ziemlich in der Klemme. Rosenberg erfuhr, dass bereits 1600 Exilanten dort lebten und weitere 1600 noch kommen sollten. Viele waren mittellos, und etwa 350 verdingten sich als Landarbeiter. Hilfe erwarteten sie von protestantischen und katholischen Organisationen in den USA und einem spanischen Komitee in Frankreich.⁵⁸ Die Spanier berichteten, sie würden von den Dominikanern gut behandelt, hätten aber große wirtschaftliche Probleme. Allesamt gut ausgebildet, konnten sich die meisten wirtschaftlich nicht etablieren: Ein Zahnarzt arbeitete zum Beispiel morgens auf dem Feld und war nachmittags zu Pferd über Land unterwegs, um Zähne zu behandeln.⁵⁹ Auch wenn Sosúa von Joint als landwirtschaftliches Unternehmen geplant war, muss Rosenberg also erkannt haben, dass die Flüchtlinge nicht auf andere Berufe zurückgreifen konnten, wenn sie es als Farmer nicht schaffen sollten.

Trotzdem sahen sich Rosenberg und seine Gruppe in Ciudad Trujillo nach Geschäftsideen für eine Gewerbetätigkeit neben der Landwirtschaft um. Sie überlegten, ob örtliche Materialien sich zur Herstellung von »Zigarettenetuis, Aschenbechern, [und] Schmuckschatullen« eigneten. Gezielt kaufte Rosenberg handgemachte einheimische Artikel, »um sie mit nach Hause zu nehmen [...] und einigen Freunden in Amerika (vielleicht den Leuten vom Kaufhaus Macy's) eine Auswahl der Dinge zu zeigen, die hier produziert werden können. Vielleicht ergeben sich daraus ein paar Gewerbetätigkeiten für meine Juden.«⁶⁰ Rosenberg stiftete sogar 500 Dollar eigenes Geld für Künstlerstipendien – ein stolzer Betrag in einem Land, in dem ein Journalist der *Jewish Telegraphic Agency* 40 Dollar

im Monat verdiente. Einerseits wollte er sich persönlich für die Großzügigkeit der dominikanischen Regierung revanchieren, andererseits hoffte er, die Dominikaner würden Formen der Holz- oder Keramikbearbeitung entwickeln, aus denen »irgendein Gewerbe entstehen könnte, das diesem Land zugutekäme und Arbeitsplätze für einige unserer Siedler böte«. ⁶¹ Damit lag er goldrichtig. Einige Zeit später empfahl eine Studie, die Siedler sollten anstelle einer Produktion größerer Mengen »billiger tropischer Erzeugnisse« wie Obst und Gemüse lieber versuchen, einen höheren Lebensstandard zu erreichen, indem sie »Spezialitäten für den Export« produzierten – zum Beispiel Käse und Vieh, ⁶² oder aus Naturerzeugnissen hergestellte Waren, wie Schokolade oder Konfitüren.

Jedoch waren die jüdischen Siedler für die dominikanische Regierung mehr als nur neue Farmer, die dem Wirtschaftswachstum mit Hilfe von amerikanisch-jüdischen Investitionen auf die Beine helfen sollten. Binnen einer Woche nach ihrer Ankunft gelangten Rosenberg und seine Kommission zu der Erkenntnis, dass Rassenpolitik eine wichtige Rolle dabei spielte. In seinem Tagebuch beschreibt Rosenberg es folgendermaßen:

»Ich habe den Eindruck, dass er [Trujillo] und sein Gefolge [...] von dem dringenden Wunsch beseelt sind, die weiße dominikanische Bevölkerung zu vermehren. Das hat sich mir in unterschiedlichen Zusammenhängen gezeigt. Zum Beispiel: Bei der vom Generalissimus und seiner Frau veranstalteten Dinner-Party [...] unterhielt ich mich ziemlich lange mit Sr. Bonetti, dem Außenminister. [...] Von sich aus brachte er Haiti ins Gespräch, dessen Bevölkerung die Dominikanische Republik zahlenmäßig weit übertreffe, und betonte, dass es in der dominikanischen Bevölkerung unbedingt eine viel größere Anzahl Weißer geben müsse. ›Zwei Millionen mehr‹, sagte er. ›Unser Land könnte sie mühelos ernähren. Wir sind ein weißes Volk.‹ Ich meine einen besorgten Unterton entdeckt zu haben, was die Nachbarschaft der haitianischen Schwarzen und ihre zahlenmäßige Überlegenheit betrifft.« ⁶³

Beim Treffen mit Ortega am Tag darauf verstärkte sich dieser Eindruck bei Rosenberg. Er »brachte ausführlich sein Interesse an dieser Sache zum Ausdruck, und auch er kam auf Haiti zu sprechen, und wie dringend man eine kräftige Zunahme der weißen Bevölkerung brauche. Er sagte, für den Generalissimus habe diese Angelegenheit [...] höchste Priorität«. ⁶⁴ Was Rosenberg nicht wusste: Sein Vorhaben passte hervorragend in den nach dem Massaker gestarteten, großangelegten Propagandafeld-

zug der Regierung – in Schulbüchern, Medien und politischen Ansprachen –, der besonders die spanisch-europäischen Wurzeln der nationalen Identität betonte und ein Loblied auf das Weißsein sang.⁶⁵ Wenige Tage nach der Unterzeichnung des DORSA-Vertrags nannte die dominikanische Presse, mit der Regierung als Stichwortgeber, offen beim Namen, was die Amerikaner in Diplomatenkreisen als »unterschwellige Botschaft« wahrgenommen hatten. In einem Leitartikel von *La Información* hieß es, »die Haitianer, eine schwarze Rasse, vermehren sich viel schneller als unsere Rasse, eine Rasse aus Weißen und Mischlingen«. Angesichts der »ausufernden Bevölkerung« und der geringeren Größe Haitis stellte man die Frage, wie sich die Dominikanische Republik »gegen diese immense Gefahr verteidigen« könne und endete wie folgt: »Die Antwort wurde schon tausendmal gegeben: indem man weiße Einwanderer holt.«⁶⁶ Die Haltung der Dominikaner zur Rassenfrage war äußerst vielschichtig, aber unter den Mitgliedern der damaligen Oberschicht herrschte Einmütigkeit.⁶⁷

Die »Weißwerdung« – Bestandteil des von der dominikanischen Elite verfolgten Allgemeinziels Zusammenhalt und Modernisierung der Nation⁶⁸ – war ein Dauerthema in den Gesprächen der nächsten Wochen, und danach auch für die Flüchtlinge selbst.⁶⁹ Einige Tage später berichtete Rosenberg von einer abendlichen Sitzung mit verschiedenen dominikanischen Führungspersönlichkeiten, alle hätten die »Notwendigkeit einer zahlenmäßig stärkeren weißen Bevölkerung« betont.⁷⁰ Die von ihm konsultierten amerikanischen Geschäftsleute waren derselben Meinung. Mr. Mattson, ein Amerikaner, der als Leiter der dortigen Telefonbetriebe seit elf Jahren in der Dominikanischen Republik lebte, erzählte Rosenberg, er sei »zutiefst überzeugt, dass die Leute hier großen Wert darauf legen, das Siedlungsprojekt im großen Stil durchzuführen. Sie wollen mehr Weiße, das ist eins von Trujillos Hauptanliegen.«⁷¹ Nur wenige Monate später griff Frieda Kirchwey in *The Nation* das Thema auf: »Mehr als alles andere ist Trujillo darauf erpicht, eine ›weiße‹ Republik aus ihr zu machen.« Mehrere dominikanische Funktionäre hatten ihr gegenüber erwähnt, dass in der nördlichen Region die Menschen eine hellere Hautfarbe hatten, »als ob ihr etwas geringerer Anteil an schwarzem Blut ein Indiz für besonders gute Eigenschaften wäre«. Sie traf auch mit spanischen Flüchtlingen zusammen, die meinten, sie seien wegen ihrer Hautfarbe willkommen. Im vollen Bewusstsein des Zusammenhangs von Klasse und Rasse kommentierte sie, dass »diese Beschäftigung mit der Hautfarbe in Santo Domingo bei jedem Mitglied der Oberschicht obsessiv die Gedanken beherrscht. Weiße oder fast weiße Arbeitskräfte hält man den offensichtlich Farbigen für weit überlegen.«⁷² Was weder

Kirchwey noch Rosenberg berücksichtigten, ist die von dem Literaturwissenschaftler Silvio Torres-Saillant aufgestellte These, derzufolge man die dominikanische Haltung zur Rassenfrage nur dann verstehen könne, wenn man sie in ihrem Kontext untersucht. Die Dominikaner befanden sich in einer Situation, in der sie »mit den rassischen Paradigmen ihrer nordamerikanischen und europäischen Kontrolleure umgehen« mussten – und die gaben Weißen den Vorzug. Mit anderen Worten, die dominikanischen Eliten mögen durchaus für finanziell bezuschusste, landwirtschaftlich ausgebildete und sogar weiße Einwanderer gewesen sein, aber vielleicht legten sie vor ihren Gästen auch deshalb größeren Nachdruck auf die weiße Hautfarbe, weil sie dachten, dies müsste bei den gegenüber Schwarzen voreingenommenen Nordamerikanern Anklang finden.⁷³

Obwohl Rosenberg auf die Problematik der »Weißwerdung« äußerst empfindlich zu reagieren schien, ging er in seinem Tagebuch nicht auf das drei Jahre zurückliegende Massaker an den Haitianern ein, das ihm auf jeden Fall bekannt gewesen sein muss. Auch wenn die dominikanische Führung das Blutbad zu bagatellisieren versuchte und nur von dem »Vorfall« sprach,⁷⁴ ist ein so belesener und politisch interessierter Anwalt wie Rosenberg bestimmt auf entsprechende Artikel in der *New York Times*, der *Herald Tribune*, dem *Life Magazine* oder *The Nation* gestoßen.⁷⁵ Es gibt jedoch keine Stellungnahme von ihm zur langen und verstrickten Geschichte der beiden Länder Haiti und Dominikanische Republik. Darüber hinaus müsste sich jemand, der so besorgt war um die zukünftige Sicherheit der jüdischen Siedler, doch Gedanken gemacht haben, ob ein derart gewalttätiges Regime nicht seine eigenen Leute bedrohen könnte. Aber dennoch taucht das Massaker kein einziges Mal in seinem Tagebuch auf.

Rosenberg war gefangen in einem Konglomerat aus politischen und ideologischen Haltungen und Interessen der Regierungen in Europa und der Dominikanischen Republik, ganz zu schweigen von seinem eigenen Land, in dem Rassentrennung herrschte und Rasse als feststehendes biologisches Merkmal statt als gesellschaftliches Konstrukt betrachtet wurde. Die bittere Ironie, dass man in dem Bemühen, Juden vor einem mörderischen Rassismus zu retten, den laut Kirchwey »bitteren Rassismus« der dominikanischen Führungsschicht schluckte, entging ihm keineswegs.⁷⁶ Er nahm es hin, weil seine Mission zuallererst darin bestand, Juden in Sicherheit zu bringen. Außerdem war er möglicherweise erleichtert, dass die Dominikaner überhaupt Juden aufnahmen, angesichts all der Diskriminierungs- und Horrorgeschichten aus Europa sowie des Antisemitismus in seiner eigenen Heimat. Gegen Ende der 1930er Jahre war der Antisemitismus in den USA stark angestiegen, und 1944 erreichte

er seinen »historischen Höchststand«.77 Bis Anfang 1946 sahen die Befragten in den USA bei jeder Meinungsumfrage in den Juden die größte Bedrohung für ihr Land.78 Wer wie Rosenberg aus einem Land kam, in dem unter anderem der antisemitische *German-American-Bund* und die ähnlich fanatische *Social-Justice-Bewegung* von Father Charles E. Coughlin ihr Unwesen trieben, konnte nur darüber staunen, welchen Empfang man ihm und seinem Projekt bereitere: »Der herzliche Empfang von allen Seiten ist absolut unglaublich für jemanden, der sich ganz dem Kampf gegen die Coughlin-Antisemiten [...] verschrieben hatte.«79 Daher scheint Rosenberg eher dankbar als misstrauisch gewesen zu sein, wenn man seitens der dominikanischen Führung Juden mit »Weißen« gleichsetzte oder Schmeichelhaftes über die Juden als Volksgruppe sagte.

Er akzeptierte den Philosemitismus der dominikanischen Eliten, der auf denselben Klischees beruhte, die Juden so oft das Leben schwer machten. Wenn sie die Juden lobten, bedienten sich diese Philosemiten sogar der uralten anti-jüdischen Klischees von Geschäftstüchtigkeit und politischer Macht, wendeten sie aber ins Positive – »schablonenhaft und ohne jede Differenzierung«.80 Überzeugt von der genetischen Veranlagung der Juden, knüpften sie hohe Erwartungen an die Anwesenheit der Juden in ihrem Land und deren Mitwirkung an der Wirtschaft. Der DORSA-Anwalt Ortega erklärte zum Beispiel, »das Land habe den dringenden Wunsch, aus diesem Siedlungsprojekt einen Erfolg im großen Stil zu machen. ›Was mich betrifft, sagte er ›habe ich schwarzes und indianisches Blut, und meine Frau jüdisches. Wir schämen uns dieser Abstammung nicht; wir sind stolz darauf. Aber wir wollen weiße Menschen hier haben, und wir wollen die Intelligenz und das Können der jüdischen Menschen.« Und er sagte es mit ungeheurem Ernst.« Rosenberg dachte darüber nach und meinte: »Man spürt [...] einen großen Eifer hier – eine ehrliche Bereitschaft, uns hier zu haben; einen Respekt vor jüdischem Blut, der unverhofft in allen möglichen Zusammenhängen auftaucht. Zum Beispiel der junge Mann, den der Generalissimus für das Landwirtschafts-Stipendium vorgeschlagen hat [...]. Dr. Rosen hat mit ihm gesprochen und mir berichtet, dass der junge Mann stolz darauf hingewiesen habe, er sei Achteljude.«81 Weil er mit der Geschichte der Dominikaner jüdischer Abstammung nicht vertraut war, konnte er es sich nicht erklären, und auch nicht erkennen, was ein dominikanischer Zeitgenosse 1944 in einer Analyse äußerte:

»Der sefardische Jude aus Santo Domingo unterscheidet sich erheblich von den konvertierten Juden in Europa. Während letztere sich zur restlosen Beseitigung ihres Jüdischseins taufen lassen, damit sie zu

Ämtern aufsteigen können, die Juden im allgemeinen nicht offenstehen, nannte sich der dominikanische [...] voller Stolz ›Hebräer‹, selbst wenn er zum Katholizismus übergetreten war.«⁸²

In der Dominikanischen Republik gab es keinen Grund, sein jüdisches Erbe zu verstecken. Da außerdem viele konvertierte Juden es finanziell und gesellschaftlich zu etwas gebracht hatten, wies »jüdisch« neben dem implizierten Stolz auf die eigene Abstammung auch auf die Klassenzugehörigkeit hin.

Rosenberg wusste es zu schätzen, dass die dominikanische Regierung seine Delegation »fürstlich« behandelt hatte. Waren sie mit einer Klausel im Vertrag nicht einverstanden, wurde diese meistens wieder gestrichen.⁸³ Andererseits war ihm bekannt, dass ein für jüdische Einwanderer nachteiliges Gesetz verabschiedet worden war, und er ärgerte sich über die von ihm so genannte »500-Dollar-Diskriminierungssteuer für Juden«.⁸⁴ Dieses Gesetz Nr. 48 vom 23. Dezember 1938 sollte die Einwanderung bestimmter Personen begrenzen, nämlich Menschen »mongolischer Rasse«, »Nichtkaukasier aus dem afrikanischen Erdteil« sowie Ausländer »ohne Staatsangehörigkeit«. Unter letztere fielen auch deutsche und österreichische Flüchtlinge, weil sie bei der Ausreise aus dem Großdeutschen Reich den Eintrag »staatenlos« in ihren Pass bekamen. Auf diese Weise konnte Deutschland den Juden die Wiedereinreise auf ewig verwehren, weil sie keine Staatsbürger mehr waren. Doch da sie nun gar keine Staatsangehörigkeit mehr besaßen, mussten sie die dominikanische Steuer zahlen.⁸⁵ Die spülte 1939, vor dem DORSA-Abkommen, fast 90 000 Dollar Einnahmen in die Staatskasse und betraf jene Juden, die auf eigene Faust ins Land gekommen waren.⁸⁶ Im statistischen Jahresbericht der Dominikanischen Republik tauchte sie als »jüdische Einreisesteuer« auf.⁸⁷ Zusätzlich zur Zuzugssteuer wurden Juden mit zehn Dollar, Nichtjuden nur mit sechs Dollar für die Aufenthaltserlaubnis besteuert. Rosenberg wandte sich an Ortega und machte ihm klar, wie wichtig es »für uns in New York [sei, dass] noch das kleinste Körnchen Diskriminierung aus den Gesetzbüchern getilgt« werde.⁸⁸ Ortega erklärte Rosenberg, die Gesetze seien zu einer Zeit erlassen worden, als die Dominikanische Republik befürchtete, von mittellosen Flüchtlingen überschwemmt zu werden, und versicherte ihm, man könne das ändern.⁸⁹

Als Rosenberg den endgültigen, revidierten Vertrag in Händen hielt, stellte er zu seiner Verwunderung fest, dass die diskriminierende Steuer für die Juden unverändert enthalten war. Seine dominikanischen Gastgeber erklärten dies damit, dass für deren Tilgung ein gesetzgeberischer Akt nötig sei,⁹⁰ und erboten sich, Trujillo einen separaten Brief an Rosenberg

schreiben zu lassen, in dem er zusicherte, die Legislative zur Aufhebung dieser Steuer aufzufordern.⁹¹ Rosenberg war einverstanden: »Sie nehmen das hier sehr ernst, und ich hoffe, dieser Vertrag wird für die gemarterten Menschen in Übersee tatsächlich kreative, konstruktive und hilfreiche Möglichkeiten eröffnen.«⁹² Gegen Ende seines Aufenthalts diktierte Rosenberg einen Telegrammentwurf an die Adresse Roosevelts, in dem es hieß: »Generalissimus Trujillo hat mir persönlich versichert, die baldige Aufhebung der diskriminierenden Gesetzgebung zu empfehlen.«⁹³ Um zunächst Trujillos Zustimmung zu erhalten, übergab er den Entwurf Bonetti Burgos, dem Staatssekretär im Präsidialamt, und bat ihn: »Beachten Sie bitte das enthaltene Versprechen, dass antisemitische Gesetze in diesem Land aufgehoben werden. Diesen Punkt hält Dr. Rosen für ›kolossal wichtig‹, und da hat er recht.«⁹⁴ Im Februar 1940 wurden die diskriminierenden Gesetze von der Legislative aufgehoben.

Warteten die ortsansässigen Dominikaner ebenso begierig wie die Regierung auf jüdische Siedler? Rosenberg hoffte es, machte sich aber Sorgen wegen eines eventuellen Antisemitismus. Ihm war aufgefallen, dass einige »der Schwarzen [...] jeden Weißen, der nicht hier ansässig ist, als ›*Judio*‹ bezeichneten. Luis Hess, ein deutscher Jude, der in Ciudad Trujillo Zuflucht gefunden und während der Vertragsverhandlungen als Dolmetscher für die DORSA gearbeitet hatte, beurteilte später den Gebrauch des Wortes »*Judio*« aus der Warte eines 66 Jahre im Land Ansässigen: »In anderen Ländern war ›Jude‹ ein Schimpfwort. Hier sagte man ›*Judio*‹ so, wie man ›französisch‹ oder ›spanisch‹ sagte.« Er beteuerte, ihm sei bei Dominikanern noch nie Antisemitismus begegnet.⁹⁵ Für Rosenberg bot sich in Ciudad Trujillo ein nicht so eindeutiges Bild. Neben seinen positiven Eindrücken war er auch auf eine Zeitschrift mit einer antisemitischen Karikatur gestoßen, »die uns ziemlich verstörte. Ich blieb jedoch dabei, mich von einer Wolke am Horizont nicht von meiner Aufgabe abschrecken zu lassen.«⁹⁶

Aus der Sorge um das Wohlergehen der jüdischen Flüchtlinge in Ciudad Trujillo und ihrer Akzeptanz bei den Dominikanern zweigte Rosenberg ein bisschen Zeit von den offiziellen Sitzungen ab, um sich die wachsende jüdische Gemeinde näher anzuschauen. Vor dem Flüchtlingsnotstand war diese Gemeinde zu klein für einen Rabbiner, einen Mohel (Beschneider) oder einen Schächter gewesen; es gab nicht einmal einen jüdischen Friedhof.⁹⁷ Nach DORSA-Schätzungen lebten insgesamt zwischen sechs und zehn jüdische Familien in der Hauptstadt, ein paar andere in Provinzhauptstädten.⁹⁸ Aber seit 1933 waren ungefähr 300 Flüchtlinge, von denen 225 Juden waren (und die übrigen entweder mit Juden verheiratet oder zum Teil jüdisch), auf eigene Faust in die Stadt gekom-

men, wie Rosenberg feststellte.⁹⁹ Etwa 200 waren auf finanzielle Hilfe angewiesen.¹⁰⁰ Er traf Willy Frey, den Repräsentanten der *Jewish Telegraphic Agency* in der Dominikanischen Republik, der darüber reden wollte, wie der Joint diesen Flüchtlingen beim Aufbau kleiner Betriebe helfen könnte. Dabei erfuhr Rosenberg, dass sechs oder sieben Juden mit ihren Waren hausieren gingen und fragte nach, ob dadurch Antisemitismus hervorgerufen werde. So sei es, bejahte Frey, da das Hausieren eine Konkurrenz zu den Geschäften der Einheimischen darstellte. Auf die etwas allgemeinere Frage, »Wie sind die Einheimischen zu euch?«, antwortete Frey: »Sie könnten kaum netter sein. Das einzige Problem ist, dass sie uns keine Jobs verschaffen können.«¹⁰¹

Danach tauschte sich Rosenberg mit Abraham Staiman aus, von Beruf Schneider und »erfolgreicher Geschäftsmann«, Vorstand der jüdischen Gemeinde in Ciudad Trujillo und Leiter des dortigen Hilfskomitees von Joint.¹⁰² Der stellte die dominikanische Wirtschaft als »schwach« dar, so dass sie weitere kleine Firmen nicht verkraften könne. Sein Komitee versuchte, jüdischen Neuankömmlingen mit der Vergabe kleiner Kredite für Neugründungen unter die Arme zu greifen. Er wies darauf hin, dass es sogar mit einem 100-Dollar-Kredit schwierig sei, ein Geschäft aufzumachen (wohingegen man sich früher mit Krediten ab 35 Dollar als Friseur, Schuster oder Hutmacherin hatte niederlassen können).¹⁰³ Außerdem mahnte er zur Vorsicht bei Holz aus der Region, das wenig abgelagert und brüchig, also kaum geeignet für die Herstellung kleiner Holzartikel sei, die Rosenberg gerne in den USA verkaufen wollte. Überdies gab es hier kein Zinn, so dass auch an die Herstellung von »Blechrahmen, Buchstützen usw.« nicht zu denken war. Laut Staiman würde es sich äußerst schwierig gestalten, während des Krieges ein Geschäft aufzubauen.¹⁰⁴

Rosenberg fasste zusammen: »Besonders beschäftigt mich, ob wir es irgendwie schaffen, diesen Leuten dabei zu helfen, auf eigenen Füßen zu stehen. Wir dürfen unser Siedlungsprojekt nicht durch das Missfallen gefährden, das entstünde, wenn wir jüdische Bettler hier hätten [...], irgendwie muss das vom JDC [Joint] so geregelt werden, dass keine Peinlichkeiten oder Schwierigkeiten auftauchen.«¹⁰⁵ Trotz dieser Sorgen war Rosenberg überzeugt, eventuell aufkeimendem Antisemitismus entgegensteuern zu können, wenn die Siedlung erst einmal gegründet war. Seine Erfahrungen in Russland ließen ihn auf die gutnachbarlichen Beziehungen bauen: »Dort haben wir mit Muslimen und Tartaren zusammengearbeitet. [...] Unsere Siedler in Russland sind für die russischen Siedler Freunde und Genossen. Das liegt daran, dass Rosen so klug ist, all diesen Leuten mit besserem Saatgut, hie und da dem Bau eines Brunnens

[...] usw. zu helfen. Wenn wir die Sache erst einmal am Laufen haben, werden wir hier das Gleiche tun.«¹⁰⁶

Im Vertrauen auf ihren eigenen Philosemitismus überschätzten die dominikanischen Eliten Rang und Bedeutung ihrer jüdischen Gäste in der US-amerikanischen Politik und nahmen wie selbstverständlich an, dass jüdische Verbindungen der Dominikanischen Republik einen besseren Stand gegenüber dem Weißen Haus und dem Außenministerium verschaffen würden. Trujillo redete auch nicht lange darum herum. Bei einem Treffen mit Rosenberg sprach er von dominikanischem Zucker, Kakao und Kaffee, nach Rosenbergs Kenntnis die wichtigsten landwirtschaftlichen Erzeugnisse der Insel (allerdings wusste er nicht unbedingt, dass Trujillo mit sehr viel Kapital daran beteiligt war).¹⁰⁷ Die Zuckerproduktion machte 1939 sogar fast die Hälfte des von der dominikanischen Wirtschaft gemeldeten Gesamtumsatzes und etwa drei Viertel der betrieblichen Beschäftigung und der Löhne aus.¹⁰⁸ In seiner Eigenschaft als Staatsoberhaupt, dessen eigenes Vermögen zu einem Großteil in diesem Produkt steckte, ließ Trujillo wissen, dass die Dominikanische Republik mehr Zucker an die Vereinigten Staaten verkaufen müsse, und er vor allem eine bessere Import-Export-Bilanz mit den USA anstrebe. Dort gab es eine Einfuhrbeschränkung für dominikanischen Zucker, wohingegen das Vereinigte Königreich und Irland der Dominikanischen Republik den Großteil davon abkauften.¹⁰⁹ Trujillo war auf der Suche nach neuen Absatzmärkten und »einer Vorzugsbehandlung, wo immer es möglich ist«, und strebte ein größeres Exportvolumen im Handel mit den USA an.¹¹⁰

Rosenberg versprach Trujillo, sich an »Regierungsleute, die Presse und amerikanische Besitzer dominikanischer Zuckerunternehmen« zu wenden, um eine bessere Absatzquote zu erreichen, und außerdem sein Möglichstes zu tun, um »herauszufinden, ob ich irgendwelche Vorschläge machen kann, im Einklang mit dem, was sich für mich als amerikanischer Staatsbürger schickt, und Ihnen eventuell behilflich sein zu können«.¹¹¹ Zu einem späteren Zeitpunkt seines Aufenthalts meinte er nachdenklich, er sehe ein, warum Puerto Rico eine Vorzugsbehandlung bekomme, »da es ja Teil der USA ist«, aber er könne nicht verstehen, warum für den Zuckerexport aus Kuba Vorzugszölle gelten sollten, »während dieses Land, die Dominikanische Republik, von der Ausfuhr ausgeschlossen wird«.¹¹² Er überlegte, dass »dieses Land vielleicht berechtigten Grund zur Klage gegenüber den USA hat. Ich wage das nicht zu beurteilen.«¹¹³ Die Dominikanische Republik kaufte tatsächlich

»erheblich mehr von den USA als sie ihnen verkauft, aber sie kann das nur tun, wenn sie selbst Zucker exportiert [...]. Man fragt sich: Wa-

rum lassen die USA in ihrem eigenen Interesse nicht einen Zuckeranteil im Wert von 100 000 oder 150 000 Dollar des riesigen Importvolumens aus der Dominikanischen Republik kommen? Gibt es eine von den kubanischen Zuckerproduzenten betriebene Lobby [...]? Es liegt nicht nur im Interesse der amerikanischen Bond-Inhaber, die insgesamt 15 000 staatliche Wertpapiere besitzen [...], sondern auch im Interesse der Exporteure in den USA, die Dominikanische Republik als Kunden zu haben. Aber der Kunde ist nur zahlungsfähig, wenn er Zucker verkaufen kann.«

Über die möglichen Folgen des Krieges für den Handelsverkehr schrieb Rosenberg: »Sollte der Krieg den Zuckerhandel zum Erliegen bringen [...], wäre dieses Land in meinen Augen völlig am Boden. [...] Natürlich ist das auch hinsichtlich des Siedlungsprojekts eine sehr ernste Sache.«¹¹⁴ Er beschloss, einigen ihm bekannten Leuten die Situation zu schildern, insbesondere »Bob Wagner«, dem US-Senator aus New York. Doch machte er »dem Generalissimus klar, dass ich kein Lobbyist bin, und nicht mehr tun kann, als diese Fakten gegenüber einer Reihe einflussreicher Männer in den USA zu erwähnen.«¹¹⁵ Als er wieder in Washington war, ließ Rosenberg durch die dominikanische Botschaft Trujillo mitteilen, dass die Geschäftsinteressen der USA in Kuba und auf den Philippinen keine Ausweitung des Einfuhrkontingents für dominikanischen Zucker erlaubten.¹¹⁶

Trujillo beklagte sich bei Rosenberg, dass sich die Dominikaner nicht nur mit dem Zuckerkontingent, sondern auch mit Widerstand seitens Sumner Welles vom Außenministerium bezüglich des Abkommens von 1924 konfrontiert sahen. Dieses Abkommen schrieb eine Zwangsverwaltung fest, die die Dominikaner als Schmach empfanden, weil sie den USA das Recht gab, Zölle zu erheben und die Ausgaben der dominikanischen Regierung zu kontrollieren. Nach dem Urteil eines Kenners der US-Außenpolitik gab die Zwangsverwaltung zwar »latent Anlass zu Reibungen zwischen den USA und der Dominikanischen Republik«, aber die entsprechenden Klauseln seien bereits seit 1936 »in der Praxis null und nichtig« gewesen.¹¹⁷ Die von der Dominikanischen Republik in jenem Jahr begonnenen Verhandlungen mit den USA führten im September 1940 endlich zu einer Vereinbarung, die es den Dominikanern gestattete, wieder ihre eigenen Zölle einzuziehen. Doch erst im April 1941 wurde diese Vereinbarung vom US-Senat bestätigt, so dass sich Trujillo Anfang 1940 Hoffnungen gemacht haben mag, mit Hilfe von Rosenbergs Ratschlägen und politischen Verbindungen die diplomatischen Abläufe beschleunigen zu können. Doch alles, was Rosenberg tun konn-

te, war, Trujillo zu empfehlen, sich »tüchtige juristische Berater« und Vertreter in Washington zu suchen, und sich nicht nur auf seinen Botschafter zu verlassen. Im Februar, nachdem der Sosúa-Vertrag unter Dach und Fach und Rosenberg wieder in den USA war, riet er Trujillo, George M. Rublee – ein Mitglied des Außenministeriums, der Roosevelt nahestand und erster Geschäftsführer des IGC gewesen war – zu engagieren, um ein Ende der Zwangsverwaltung zu erreichen.¹¹⁸

Vermutlich merkte Rosenberg nicht, dass er in eine bereits vorhandene, gut geölte Public-Relations-Maschinerie der dominikanischen Regierung in den USA eingebunden wurde. Dazu gehörten eine Werbezeitschrift, ein Film über die Dominikanische Republik, die Artikel zweier aus dem Hearst-Imperium angeheuerter Zeitungsjournalisten und eine rührige dominikanische Lobby aus Geschäftsleuten, Mitgliedern der Legislative und bezahlten Lobbyisten.¹¹⁹ Er versprach, Trujillo hinsichtlich in Frage kommender Anwaltskanzleien zu beraten¹²⁰ und »Präsident Roosevelt, Secretary Hull und Mitgliedern des Senats und des Repräsentantenhauses« die Lage zu schildern. Nach seinem Dafürhalten konnte er, »als der Generalissimus so erpicht war auf meinen freundschaftlichen Rat [...], nach den Regeln der Fairness – angesichts seines Verhaltens uns gegenüber – das Thema nicht guten Gewissens mit höflichen Ausflüchten« abtun.¹²¹

Neben diesen privaten Unterhaltungen wurde täglich an der Vereinbarung zwischen der dominikanischen Regierung und der DORSA weitergearbeitet und -verhandelt. Zwei Wochen nach Ankunft der Amerikaner, am 30. Januar 1940, unterzeichneten beide Parteien den Vertrag in einer Zeremonie, an der schätzungsweise hundert Würdenträger teilnahmen. Noch am gleichen Tag telegraphierte Rosenberg an Franklin Roosevelt:

»Habe Ehre, mitteilen zu dürfen, dass höchst zufriedenstellender Siedlungsvertrag mit dominikanischer Regierung heute Morgen unterzeichnet. Generalissimus Trujillo wunderbar kooperativ gewesen. Hat 9800 [sic] Hektar? großes Gebiet aus eigenem Besitz eingebracht [...] genau dasjenige, das wir wollten. [...] Gesamte amerikanische Delegation hochzufrieden. Freue mich auf Besuch bei Ihnen, sobald zurück. Nochmals danke für Ihre große Hilfe.«¹²²

Der Vertrag umfasste praktische Belange für die nächste Zukunft, ehrgeizige langfristige Ziele und die Zusage, die Ideale der Freiheit zu wahren. Zunächst sollten 500 Familien das Gemeinwesen begründen, aber als Fernziel waren 100 000 Einwohner festgesetzt.¹²³ Die Regierung erklärte sich bereit, auf eine Abänderung der bestehenden Einwanderungs-

gesetze hinzuwirken, damit die Siedler von allen Einreisegebühren befreit würden.¹²⁴ Die »Siedler und deren Nachkommen« erhielten die Zusicherung, dort »frei von Belästigung oder Verfolgung oder Diskriminierung« und »in uneingeschränkter Freiheit des Glaubens und seiner praktischen Ausübung« leben und einen Beruf ausüben zu dürfen. Sie durften nach dominikanischem Recht Staatsbürger werden. Und schließlich versprach der Vertrag den verfolgten Europäern »Chancengleichheit und gleiche bürgerliche, juristische und wirtschaftliche Rechte sowie alle anderen, unveräußerlichen Menschenrechte.«¹²⁵

Nun konnte das Feiern beginnen und die Werbetrommel gerührt werden. Rosenberg verstand sich nicht nur auf diplomatische Notwendigkeiten, sondern auch auf wechselseitige Verbindlichkeiten. Also plante er ein großes Abschiedsfest für die dominikanischen Funktionäre, die Diplomaten beider Länder, die wichtigsten Vertreter der amerikanischen Kolonie in Ciudad Trujillo und die für die Einwanderung zuständigen Dominikaner. Bei der Zusammenstellung der Gästeliste half ihm die amerikanische Gesandtschaft, allen voran Eugene Hinkle, der amerikanische Chargé d'affaires. Je näher das Fest rückte, desto nervöser wurde Rosenberg und »betete auf Knien, dass ich keinen von den falschen Leuten eingeladen und von den richtigen niemanden vergessen habe«. Er fügte hinzu: »Der deutsche Gesandte ist nicht eingeladen, und die dominikanische Regierung hat ihn auch nicht zur Zeremonie der Vertragsunterzeichnung gebeten.«¹²⁶ Das Fest sollte den Vertrag konsolidieren, da nach Rosenbergs Überzeugung persönliche Beziehungen äußerst wichtig waren. Außerdem würde dadurch das Ergebnis einem einflussreichen Publikum bekannt gemacht.

Doch um die Ansiedlung und die dominikanische Regierung in positivem Licht erscheinen zu lassen, musste Öffentlichkeitsarbeit in einem viel größeren Rahmen stattfinden. Zu diesem Zweck engagierte die DORSA einen Journalisten, wobei Rosenberg aber darauf bestand, dass es keine Publicity ohne Trujillos Genehmigung geben dürfe. Unmittelbar nach Unterzeichnung des Vertrags machte Rosenberg überall dafür Werbung. Im März dankte ihm Trujillo dafür und fügte hinzu, er bekomme Zeitschriftenausschnitte »aus aller Welt«.¹²⁷ Ein Jahr später zeigte die Paramount-Wochenschau einen Beitrag über Sosúa, der der dominikanischen Regierung und den Siedlern ebenfalls zu einer guten Presse verhalf.¹²⁸ Rosenberg zielte auf die *New York Times*, die *Washington Post* und eine Reihe kleinerer Zeitschriften wie *The Nation* ab.¹²⁹ Die *Times* lobte am 1. Februar 1940, einen Tag nach der Unterzeichnung, in einem Leitartikel den Vertrag, weil er »für eine viel größere Anzahl europäischer Exilanten Hoffnung und Unterstützung« bedeute, merkte aber auch et-

was sachlicher an, er sei »nur ein Tropfen der Rettung aus den Ozeanen des Leidens«. ¹³⁰

Im Rahmen der feierlichen Reden zur Vertragsunterzeichnung kam Robert T. Pell vom Außenministerium auf Evian zu sprechen und nannte die Dominikanische Republik ausdrücklich ein »aufgeklärtes Vorbild«, weil sie den Flüchtlingen eine Zuflucht bot. Er betrachtete die Unterzeichnung als einen »entscheidenden Wendepunkt« in der Flüchtlingsarbeit und fand, es »sollte das von allen bewunderte Modell für Siedlungsplanung in der ganzen Welt werden. [...] Das hier und heute eingeleitete Siedlungsprojekt ist der erste systematische Versuch, im gegenwärtigen Chaos entwurzelter Völkerschaften etwas Ordnung zu schaffen.« ¹³¹ Auch Rosenberg gewichtete das Projekt in optimistischer Übertreibung als »Meilenstein zur Lösung des weltweiten Flüchtlingsproblems«. ¹³² An Trujillo selbst gewandt, dankte er dem Diktator »aus tiefstem Herzen [...] im Namen der leidenden Menschheit« dafür, dass er »uns jede nur mögliche Hilfe und Gastfreundschaft hat zuteil werden lassen«. ¹³³

Auf seiner Rückreise in die Vereinigten Staaten dachte Rosenberg über den vergangenen Monat nach, den er mit der Schaffung eines potentiellen Zufluchtortes für jüdische Flüchtlinge verbracht hatte. So anstrengend das Programm auch gewesen sein mochte, war er doch dankbar für den »Mut und die Zuversicht, die diese drei Wochen mir gegeben haben« ¹³⁴ und zeigte sich überzeugt, dass »wir alles in unserer Macht Stehende tun werden, um denen Licht zu bringen, deren Dasein verdüstert ist«. ¹³⁵



Im *colmado*, dem Gemischtwarenladen

3 Ankunft in Sosúa 1940-1941

»Ein Leuchtzeichen«¹

Die ersten Siedler für Sosúa, die in der Dominikanischen Republik ankamen, hatten meist eine qualvolle Odyssee durch das von den Nazis beherrschte Europa hinter sich – und dies waren die Glücklichen, die entkommen konnten. Manche hatten sich auf eigene Faust durchgeschlagen, einige hatten vom Joint-Projekt erfahren und sich beworben, und die meisten anderen waren in Europa Solomon Trone, einem pensionierten Ingenieur aus den Vereinigten Staaten und Werber für die DORSA, begegnet.² Die erste kleine Gruppe von »Pionieren« traf im März 1940 in Sosúa ein, sechs Wochen, nachdem Rosenberg den Vertrag mit Trujillo unterzeichnet hatte. Diese Familie und ein paar ledige Männer hatte DORSA allerdings nicht aus Europa herübergebracht, sondern aus Ciudad Trujillo, wo sie wie die anderen Neuankömmlinge ein kümmerliches Dasein fristeten.³ Am 16. März trafen sie in Sosúa ein und begannen schon am Tag darauf, die Kühe zu melken und die Äcker zu pflügen – beides völlig ungewohnte Tätigkeiten für sie.⁴ Zwei Monate später, am 10. Mai 1940, kam eine größere Gruppe von 37 Personen (27 Männer und zehn Frauen) aus Deutschland, die einen eingeschmuggelten Säugling dabei hatte. Der winzige Knirps musste mit zugeklebtem Mund im Gepäck seiner Eltern Europa verlassen, weil er ein eigenes Visum gebraucht hätte, das die deutschen Beamten unbedingt sehen wollten, die Eltern aber nicht vorweisen konnten.⁵ Dieser »deutschen Gruppe« folgte ein paar Monate später eine »Schweizer Gruppe«, beide eher nach dem Ausgangspunkt ihrer Reise als nach dem Herkunftsland der Gruppenmitglieder benannt. Innerhalb weniger Monate begannen die neuen Siedler, unterstützt von dominikanischen Arbeitskräften, mit der Aufzucht von 160 Stück Vieh und dem Anbau verschiedener Obst- und Gemüsesorten.⁶ Außerdem verlegten sich einige Leute unter Anleitung eines Flüchtlings, der sich damit auskannte, auf die Käseherstellung und bauten eine kleine Kühlanlage für ihre Milchprodukte.⁷

Andere über Westeuropa verstreute Juden fanden den Weg in die Dominikanische Republik durch schieres Glück. Gleich nach Evian hielt George Warren vom *President's Advisory Committee on Political Refugees* in Europa nach »echten Landwirten« Ausschau,⁸ und Joint wies seinen Beauftragten in Brüssel an, Bewerbungen entgegenzunehmen. Joint suchte

bevorzugt »körperlich kräftige Leute« (gemeint waren Männer) mit »etwas Erfahrung oder Ausbildung in der Landwirtschaft«; außerdem sollten es junge Leute sein (zwischen 20 und 35 Jahren), weil man befürchtete, ältere Menschen könnten sich nicht mehr so leicht an die neuen Umstände gewöhnen.⁹ Aber die jungen Männer und wenigen Frauen, die man in Flüchtlingskreisen und den Internierungslagern im unbesetzten Europa antraf, waren wild entschlossen, ihrer misslichen Lage zu entkommen und bereit, dafür alles Mögliche zu behaupten.

Aus den Erzählungen Horst Wagners, Kurt Tellers und Miriam Sondheimers geht hervor, was die Siedler durchmachen mussten, bevor sie in Sosúa ankamen. Wagner war 1938 nach dem November-Pogrom aus Berlin geflüchtet und landete in einem Flüchtlingslager in Diepoldsau in der Schweiz.¹⁰ Fast zwei Jahre lang schlief er auf Strohsäcken wie die ungefähr 200 anderen Männer dort, eine Mischung aus »allen, die vor Hitler geflohen waren« – Deutsche, Österreicher, Italiener und andere Antifaschisten.¹¹ In der Krankenstation des Lagers arbeitete er freiwillig mit. Als Deutschland im März 1939 die Tschechoslowakei besetzte, fürchtete er, es könne Krieg geben und wollte um jeden Preis aus Europa weg. Die Sorge war nicht unbegründet, da die Schweiz keineswegs uneinnehmbar schien.

Eines Tages lernte Wagner Solomon Trone kennen. Zusammen mit seiner Frau reiste Trone durch Belgien, Frankreich, die Niederlande und die Schweiz, um für Sosúa geeignete Flüchtlinge zu finden. Doch »geeignet« ist ein dehnbarer Begriff. Einige Auswanderer, die früh nach Palästina gegangen waren, hatten wenigstens eine rudimentäre landwirtschaftliche Schulung erhalten; die Flüchtlinge hatten nichts dergleichen. Trone erklärte den Interessenten, dass die Sosúa-Kolonie Siedler für die Landwirtschaft suche und befragte diese Städter aus der Mittelschicht, ob sie Erfahrung als Bauern hätten. Da kaum einer im Lager Ahnung von der Landwirtschaft hatte, wandelte er seine Frage dahingehend ab, ob sie als junge, kräftige Menschen sich entschließen könnten, »Pioniere« in der Dominikanischen Republik zu werden. Viele bejahten dies, obwohl nicht einmal gebildete Menschen wussten, wo diese Republik eigentlich lag. Einer der von Trone akzeptierten Lagerinsassen fand nachträglich eine Karte und suchte darauf die Dominikanische Republik: »ich habe noch nie davon gehört«; aber es war ihm »egal«, Hauptsache, man »konnte aus Europa weg«.¹²

Zwischen März 1940 und Juni 1941 führte Trone Gespräche mit den Bewerbern über ihre Fähigkeiten, Leistungen und ihren Gesundheitszustand, und wählte schließlich dreizehn Männer aus, darunter Wagner,



Siedler auf dem Schiff vor der Ankunft

der Mitte zwanzig war. Die Auserwählten wurden gebeten, eine Erklärung zu unterschreiben, die folgendermaßen lautete: »Hiermit erkläre ich, nach Santo Domingo zu reisen, um mich dauerhaft in der Siedlung der DORSA niederzulassen und unter keinen Umständen nur für einen befristeten Aufenthalt.«¹³ Diese Erklärung war zur Beruhigung sowohl der Dominikaner, die eine langfristige Verpflichtung anstrebten, als auch und vor allem der US-Amerikaner gedacht, die eine Anschluss-Einwanderung von Juden in die USA in Grenzen halten wollten. Es folgten

Monate des Wartens. Die Flüchtlinge erlebten den Vormarsch der Wehrmacht durch Westeuropa, schmiedeten neuerlich Pläne, wie sie unbedenktlich nach Palästina gelangen konnten, und boten den Schweizern an, für besseres Essen und gegen Bezahlung im Straßenbau zu arbeiten. Endlich trafen Wagners Papiere ein, und er und ein paar seiner Lagergenossen machten sich auf die zweitägige Busfahrt von Genf über Madrid und weiter nach Lissabon. Bei ihrer Ankunft dort war Italien gerade in Griechenland einmarschiert, so dass Lissabon »vollgepfropft mit Flüchtlingen« war und sie selbst »in dieser äußerst angenehmen Stadt fest [saßen]. Die ganze Stadt war ein einziges riesiges Gästehaus.«¹⁴ Ihr kurzer Aufenthalt wurde von Joint finanziert. Ein anderer Flüchtling schilderte Lissabon als den »in zwei Jahren [...] ersten Ort, der normal war. [Es war] ein Ort mit Kultur. Wir gingen ins Konzert. [...] Wir waren im siebten Himmel dort.«¹⁵

Im September 1940 gingen Wagner und seine Gefährten – »Schweizer Gruppe« genannt – an Bord der *Nea Hellas*, die sie nach New York bringen sollte; und die Schiffsreise erwies sich als willkommene Erholungspause. Wer nicht seekrank wurde, kam in den Genuss des reichlichen und »köstlichen« Essens, und alle wurden von der Crew zuvorkommend behandelt. Einer der Mitreisenden berichtet, es sei ein »unglaubliches Gefühl« gewesen, »die wir der Erniedrigung unter Hitler entkommen waren [...], von Kellnern mit weißen Handschuhen bedient zu werden.«¹⁶ Allerdings war diese Vorzugsbehandlung nicht von Dauer. Ab der Ankunft in Ellis Island wehte ein rauherer Wind; Wagner fühlte sich von den Behörden wie ein »Sträfling« behandelt. Vor und nach dem Essen musste zum Anwesenheitscheck angetreten werden, damit sich die US-Beamten davon überzeugen konnten, dass sich keiner aus dem Staub gemacht hatte. Etwa eine Woche verbrachte die Schweizer Gruppe mit dem Warten auf die erforderlichen, von den Vereinigten Staaten ausstellenden Transitvisa für die Dominikanische Republik, da sie ohne Erlaubnis der USA ihre Reise nicht hätten fortsetzen können. In dem Bemühen, die Europäer ein wenig von ihren Sorgen abzulenken, boten ihnen Angehörige von Flüchtlingsvertretungen Kaugummi an: »Wir hatten noch nie Kaugummi zu Gesicht bekommen und hatten keine Ahnung, was wir damit machen sollten. Also versuchten wir ihn zu essen; das war schwierig, und uns taten die armen Amerikaner leid, die sowas als Süßigkeiten hatten.«¹⁷

Die Flüchtlinge hatten gehofft, New York besichtigen zu können; die Amerikaner scheuten jedoch das Risiko, dass sich ein Flüchtling heimlich ins Land schleichen könnte, und hielten sie hinter Schloss und Riegel auf Ellis Island fest. Auf der Fahrt von Ellis Island zu dem Schiff, das Wag-

ners kleine Gruppe in die Dominikanische Republik bringen sollte, saß in jedem Taxi ein Vertreter der Einwanderungsbehörde mit dem Auftrag, sie direkt am Schiff abzuliefern. Die Beamten weigerten sich sogar, einen kleinen Umweg durch das Zentrum der berühmten Stadt zu machen.¹⁸ An Bord eines Frachters machte sich die Truppe via Puerto Rico auf den Weg in die Dominikanische Republik. In Ciudad Trujillo angekommen, wohnten Wagner und seine Reisegefährten in einer von einem jüdischen Flüchtling aus Österreich geführten Pension und bekamen als erstes Abendessen auf dominikanischem Boden »gute österreichische Kost«.¹⁹

Auch der einundzwanzigjährige Kurt Teller war in die Schweiz geflohen, nachdem er miterlebt hatte, wie erbarmungslos die österreichischen Juden nach dem »Anschluss« Österreichs an Hitler-Deutschland im März 1938 verfolgt wurden.²⁰ Nun lebten er und sein Bruder in einem Flüchtlingslager. In der Gewissheit, dass sie nicht den geringsten Anspruch auf Wohnrecht oder Arbeitserlaubnis in der Schweiz hatten, nahm er über die Flüchtlings-Arbeitsvermittlung einen Job als Straßenkehrer an. Zwei Jahre später traf er Solomon Trone, »der damals seine San Domingo-Pioniere suchte«, und bewarb sich um einen Platz in Sosúa, getrieben von dem Wunsch, seine Eltern zu retten und den harten Arbeitsbedingungen in der Schweiz zu entkommen. Außerdem versprach er sich davon »die Gelegenheit, fremde Völker und Länder kennenzulernen«.²¹ Bis der Papierkrieg bewältigt war, vergingen Monate. Als Teil der zweiten (und letzten) nach Sosúa reisenden »Schweizer Gruppe« ging er am 28. Dezember 1940 an Bord der in Lissabon vor Anker liegenden *Serpa Pinto*. Die Unterbringung der Flüchtlinge dort scheint Mr. und Mrs. Trone bei ihrer Inspektion entsetzt zu haben, und Teller schildert die Unterkunft als geeignet für »besseres Schlachtvieh«.²² Im Januar 1941 – ungefähr zwei Monate nach der ersten Schweizer Gruppe – kam er in Sosúa an, traf dort einige Freunde und Bekannte aus der Schweiz wieder und fand auch sonst die Dinge in Sosúa aufs Beste geregelt.²³

Um dieselbe Zeit, als Teller Anstalten traf, die Schweiz zu verlassen, verschlimmerte sich für die Familie Sondheimer in Heidelberg die Lage drastisch. Im Oktober 1940 wurde sie mit den rund 7500 anderen Juden Badens, der Pfalz und des Saarlandes nach Südfrankreich ins Konzentrationslager Gurs deportiert. Dort bestand die wöchentliche Essensration aus einem Laib Brot, einem Ei und einer Büchse Sardinen.²⁴ Nachts schliefen die achtzehnjährige Miriam Sondheimer und ihre Mutter eng aneinandergedrückt in ihre Decken gehüllt, um weniger zu frieren.²⁵ Sondheimer, die vor ihrer Deportation eine Ausbildung zur Säuglingschwester begonnen hatte, arbeitete auf der Krankenstation, wo sie viel Leid und Tod mit ansehen musste. Nach einigen Monaten gelang es ih-

rem Cousin, der im DORSA-Büro in Sosúa arbeitete, Visa für ihre Familie zu beschaffen. Zum Glück für die Sondheimers war Gurs ein Ausnahmefall: Von dort konnten mehrere tausend Juden auswandern, ausbrechen oder wurden entlassen. Nach Erhalt ihrer Papiere am 8. Januar bekamen die Sondheimers die Erlaubnis, von »Pontius zu Pilatus« zu laufen, um alle zur Ausreise benötigten Dokumente zusammenzubekommen.²⁶ Am 23. Februar 1941 verließen sie Gurs, aber erst nach einer Weile bangen Wartens erfuhren sie, dass auf dem Schiff auch wirklich Platz für sie war.

Am 3. Juni 1943 schließlich nahm die Familie mit 35 anderen Flüchtlingen an Bord der *Nyassa* von Lissabon aus Kurs auf Sosúa. Auf dem Schiff hörte Sondheimer Gerüchte über miserable Zustände an ihrem Bestimmungsort, die ihr Angst einflößten. Sie fragte sich: »Sollen wir wirklich von der Hölle ins Fegefeuer kommen?« Und gab sich selbst die Antwort: »Was haben wir für eine andere Wahl?«²⁷ Im Hafen von Brooklyn angekommen, mussten sie an Bord bleiben, weil sich die für Ellis Island zuständigen Beamten mit am Samstagnachmittag eingetroffenen Einwanderern erst am Montagmorgen befassten. Drei Wochen harter die Familie auf Ellis Island aus, die sie als »Gefängnis« erlebte,²⁸ und war außer sich wegen der unerwarteten Restriktionen gegenüber Juden aus von den Deutschen besetzten Ländern. »Die Amerikaner wollten sicher gehen, dass wir keine ›fünfte Kolonne‹ waren.«²⁹ Nicht anders als die Flüchtlinge vor ihnen durften die Sondheimers New York keinen Besuch abstatten, obwohl Freunde sich für ihre Rückkehr verbürgt hatten; es blieb ihnen nichts übrig, als von ferne die Skyline zu bewundern. Schließlich stachen sie nach Puerto Rico in See, von wo es nach Sosúa weitergehen sollte. Diese Behandlung der Sondheimers auf Ellis Island als »fünfte Kolonne« oder Spione zeigt auf der individuellen Ebene, was für die DORSA einige Zeit später allgemein deutlich wurde: Binnen eines Jahres hatten die Vereinigten Staaten eine neue Richtung eingeschlagen und missbilligten nun die Auswanderung in die Dominikanische Republik, nachdem sie sie Anfang 1940 noch gefördert hatten.

Miriam Sondheimer und ihre Familie trafen im Juli 1941 in Sosúa ein, ein halbes Jahr nach Wagner und Teller, und 17 Monate nach Entstehen der Siedlung. Inzwischen betrieben ungefähr 55 Siedler (samt ihren Familien und Mitbewohnern) ihre eigene Farm oder »Heimstätte«.³⁰ Die Sondheimers kamen just zu einem Zeitpunkt, als ein plötzlicher Wachstumsschub der kleinen Siedlung (von 289 auf 337 Personen zwischen 20. Mai und 20. Juni) zu Ende gegangen war.³¹ Das Mitteilungsblatt von Sosúa äußerte sich entzückt über die 58 Neuankömmlinge: »Unsere Existenz wird belebt mit neuen Gesichtern [...] und mehreren Fahrrädern.«³² Fast drei Wochen hatten die Sondheimers –

zunächst in Puerto Plata und danach in Ciudad Trujillo – warten müssen, bis zusätzliche Zimmer und Wohnungen fertiggestellt waren. Ohne Miriam zogen sie nach Sosúa um, da diese beschlossen hatte, einige Monate ehrenamtlich in einem Kinderkrankenhaus in der Hauptstadt mitzuarbeiten, Kurse in Krankenpflege zu besuchen und ihr Spanisch zu verbessern. Durch die vorangegangene Ausbildung und praktische Erfahrung bestens gerüstet, nahm sie danach einen Job in dem kleinen Hospital von Sosúa an.

Der erste Eindruck war für alle drei Einwanderer positiv. Auf der 45-minütigen Fahrt von Puerto Plata über 20 Kilometer holpriger Wege nach Sosúa kamen die Sondheimers an Zuckerplantagen, Palmenhainen und tropischen Gewächsen vorbei, die sie noch nie gesehen hatten. Wagner schildert die über achtstündige Autofahrt von Ciudad Trujillo als äußerst nervenaufreibend. Für ihn und die anderen Mitglieder seiner Gruppe ging es über immer enger werdende Straßen mit immer tieferen Spurrinnen, voller riesiger Löcher, in denen Wasser stand (wahre Brutstätten für Moskitos, wie er später erfuhr). Waren Flüsse oder Bäche im Weg, musste sich das Auto langsam durch das Wasser vorwärtsbewegen.³³ »Die Chauffeure [...] kannten jedes Loch« und manövrierten den Wagen um gefährliche Stellen herum. Bei der Ankunft in Sosúa bot sich ihm »eine wunderbare Aussicht. Vor uns war der Ozean mit einem schneeweißen Strand. Das Wasser war hellblau und so klar, dass man bis auf den Meeresboden sehen konnte. Wir waren begeistert.«³⁴ Ein Gefährte aus dem selben Lager in der Schweiz fasste es zusammen: »Garten Eden. Paradies. [Es war] ungaublich, meilenweit durch Orchideen zu reiten!«³⁵ Auch bei Sondheimer löste die Pracht Sosúas Erstaunen aus. »Einfach herrlich schön«, schrieb sie in ihr Tagebuch. Das Klima fand sie »sehr heiß«, aber »erträglich«, auch weil es eine kühle Brise gab.³⁶ Sosúa erschien ihr sehr sauber, die Häuser und Hütten »schön«. In der Gemeinschaftsküche fielen ihr Menge und Qualität der Essensvorräte auf, da die Zeit, als sie in Gurs hatte hungern müssen, noch nicht allzu weit zurücklag. Später saß die ganze Familie zusammen auf der Veranda in der leichten Brise. Ihr erster Eindruck: »Es hat mir gut gefallen.«³⁷

An die glühende Sonne mussten sich die Flüchtlinge erst gewöhnen. Teller war schon immer ein »fanatischer Sonnenanbeter«³⁸ gewesen, aber ein anderer Siedler meinte, die Strände seien nur dann »zum Schwimmen geeignet, wenn man die Sonne verträgt«.³⁹ Die Strandfotos der Siedler, die sie beim Schwimmen, Sonnenbaden oder bei Turnübungen zeigen, belegen, dass sie das Strandleben genossen; und die meisten folgten auch dem immer wieder ausgesprochenen Rat, große Strohhüte aufzusetzen.⁴⁰ Aber die drückende Hitze stellte auch eine Herausforderung dar. Die

DORSA hätte gern den Nachweis erbracht, dass Europäer dieses Klima ganz gut vertrugen, um den Weg für mehr Flüchtlinge freizumachen. Damals gab es noch keine Klimaanlage, und Joseph Rosen schrieb, der Passatwind sei ein Segen. »Nie wird es dort so heiß und schwül wie an manchen Juli- und Augusttagen in Washington oder New York. Die Abende und Nächte sind sehr angenehm.«⁴¹ Das Ausschussmitglied Dr. Bernhard Kahn aus New York sah das ähnlich und fügte hinzu, die Flüchtlinge seien »noch nie im Sommer in New Orleans oder New York« gewesen.⁴²

Die meisten Flüchtlinge stellten sich auf die Hitze ein, so gut es eben ging: Nach dem Frühstück in der Gemeinschaftsküche um 5:30 Uhr arbeiteten sie von sechs Uhr morgens bis sechs Uhr abends, mit einer Pause, der Siesta, dazwischen. Dennoch spürten sie als Nordeuropäer die Klimaveränderung. Einer berichtete: »Bis etwa neun Uhr morgens war es schwül, und kein Lüftchen regte sich. Dann kam vom Meer eine frische Brise, aber davor fiel einem die Arbeit schwer.«⁴³ Ein anderer erinnerte sich, dass es »furchtbar heiß« war, aber sobald der Wind vom Meer her kam, war die Arbeit bis vier Uhr nachmittags erträglich, allerdings nur, »wenn man es aushalten konnte, dass pausenlos ein starker Wind wehte.«⁴⁴ Auch am Abend konnte es noch sehr warm sein, aber Wagner empfand die Brise als sehr angenehm und schlief tief und fest unter seinem Moskitonetz.

Die Hitze war unter den Siedlern und dem DORSA-Personal immer wieder Gesprächsthema. Doch bei Douglas Blackwood, dem für die Viehwirtschaft verantwortlichen Amerikaner, stießen die Siedler auf taube Ohren. Da er (vermutlich Nord-)Amerikaner beim Bau von Landebahnen in St. Croix, St. Thomas und Puerto Rico gesehen hatte, war seine Einstellung: »Also [...] wenn sie behaupten, die klimatischen Bedingungen seien gegen sie, [ist das] ›Quatsch‹.«⁴⁵ Die von der DORSA aus Palästina geholten Ärzte, die die Siedler auf ihre Gesundheit untersuchen sollten, zeigten größeres Verständnis. Trotzdem war auch ihr Credo: »Es wird hier viel zu großes Gewicht auf den [...] Schaden gelegt, den die Tropen einem Menschen zufügen könnten [...]. Sie denken viel zu viel darüber nach« – obwohl sich auch europäische Juden in Palästina dauernd über die Hitze beschwerten.⁴⁶

Die Ärzte aus Europa meinten, die Siedler würden »sämtliche Misserfolge und Beschwerden [...] auf das Klima« schieben, befanden aber abschließend, es sei »Weißen absolut möglich, in tropischen Klimazonen körperlich zu arbeiten«, dort zu leben »und zu gedeihen«. Körperliche Bewegung, ob »in Form von Arbeit oder Sport« hielten sie trotz der hohen Temperaturen für »unbedingt notwendig«.⁴⁷

Nach ihrer Ankunft im Dezember 1940 wohnten Wagner und seine Kameraden in großen Baracken, die für 60 alleinstehende Männer konzipiert waren. Auch für Paare und Familien hatte die DORSA Baracken bereitgestellt. Daneben gab es ein kleineres Gebäude, das als Küche, Esszimmer und Waschküche diente. Nicht weit entfernt standen einige von der United Fruit Company hinterlassene ältere Hütten und viele neue, im Bau befindliche Baracken. Petroleum-Lampen und Außenaborte stellten die Grundversorgung sicher. Hermine Kohn Cohnen wohnte anfangs in der Hütte für verheiratete Paare, die in kleine Zimmer aufgeteilt war. Zum Zähneputzen stellte man sich draußen vor dem einzigen Waschbecken an. Auch Toilette und Dusche standen im Freien.⁴⁸ Später baute die DORSA noch mehr Baracken mit zusätzlichen Duschen, aber die Leitungen ließen oft zu wünschen übrig. In einem Bulletin von Mitte 1941 wurde nach der Meldung über den Anschluss einer neuen Wasserleitung die ironische Warnung ausgesprochen, nicht zu erschrecken, »wenn am hellen Nachmittag plötzlich Wasser aus Ihrem Hahne rinnen sollte, denn [...] es wird voraussichtlich doch nur für kurze Zeit sein«. Sogar ein Gedicht wurde der unzuverlässigen Wasserversorgung gewidmet: »Ich wohn in der Baracke und bin ganz desperat. Denn wenn es draußen regnet, nimm ich im Bett ein Bad. Drum hab ich mir mein Bett jetzt im Duschaum aufgestellt, und schlaf unter der Brause, weil dort kein Tropfen fällt.«⁴⁹ Die kleineren Häuser, aus heimischem Kiefernholz mit einem Betonsockel, hatten Dächer aus Zinkblech. Es fehlten Fliegengitter und Termitenschutz, aber der Wind fand ungehindert Zugang, weil das Dach, wie bei vielen karibischen Wohnhäusern, gut einen halben Meter über den Wänden auf Stützen ruhte.⁵⁰ Das sorgte für eine gute Luftzirkulation, aber »der Nachteil war, dass jedesmal, wenn ein heftiger tropischer Regen niederging, drinnen alles nass wurde«.⁵¹

Die Baracken, die Gemischtwarenhandlung, Läden, Schule und Freizeithalle befanden sich alle nah beieinander auf einem »Batey« genannten Areal. Der aus dem (zur indianischen Sprachfamilie zählenden) Caribe stammende Ausdruck bezeichnet auf den Antillen eine Ansammlung von Häusern und Läden auf den Plantagen und rund um die Zuckermühlen. In diesem »Dorfkern«, Sosúas Batey, sollten später die von der DORSA geförderten Werkstätten und Läden entstehen, in denen all jene Beschäftigung fanden, die keine Lust auf oder kein Talent für die Landwirtschaft hatten – wahrscheinlich die Hälfte der Siedler. Dazu gehörten einige ältere Verwandte der Siedler sowie eine Anzahl von Lehrlingen, meist ledige junge Männer zwischen 16 und 20 Jahren, die nach etwa sechsmonatiger landwirtschaftlicher Ausbildung auf einer ihnen zugeteilten Heimstätte mitarbeiten durften. Auch Siedler, die als Heimstättenbesit-

zer unzufrieden oder erfolglos blieben, fanden sich irgendwann wieder in Batey ein.

Eins der Gebäude dort diente als Hospital und verfügte anfangs über den einzigen Kühlschrank in Sosúa.⁵² Schon bald vergrößerte sich das Hospital um ein Nachbargebäude und umfasste nun Labor, Büro, Entbindungsraum, Wöchnerinnenraum, Küche, Badezimmer, einen Männeraal mit fünf bis sechs Betten, einen Frauensaal mit vier bis fünf Betten und ein kleineres Zimmer.⁵³ In ein anderes Gebäude Bateys zog die Verwaltung der DORSA ein. Das nahegelegene Garden City bestand aus den Häusern der Verwaltungsmitarbeiter, und in Bella Vista gab es zusätzliche Häuser für diejenigen, die in Batey arbeiteten. Etwas weiter entfernt (zu Fuß oder zu Pferd erreichbar) standen Häuser aus Stein, ebenfalls eine Hinterlassenschaft der United Fruit Company, und auch Neubauten aus Holz, die jeweils der Mittelpunkt einer neuen Heimstätte werden sollten. »Überall wurde gebaut«, erinnert sich Wagner. Man rechnete noch mit einer großen Anzahl von Neuankömmlingen in der Siedlung.

Als Miriam Sondheimer im Juli 1941 in Sosúa eintraf, waren manche der neueren Häuser schon moderner ausgestattet, einschließlich Duschen und elektrischem Licht. Nach drei Monaten brachte sie ihre zwiespältigen Gefühle zum Ausdruck:⁵⁴ Mal gefiel es ihr dort, dann wieder war ihr alles zu viel. Ihre Arbeit machte ihr Spaß, und in ihrer Freizeit ging sie reiten und schwimmen, und sogar tanzen in den Gemeinschaftsräumen. Trotzdem zog sie das Fazit, es sei »alles so furchtbar schwer hier«.⁵⁵

Aus den persönlichen Empfindungen Wagners, Tellers und Sondheimers geht hervor, welcher Art von Herausforderungen die meisten Flüchtlinge beim Verlassen Nazi-Deutschlands gegenüberstanden und welch schwierige neue Aufgaben sie nach ihrer Ankunft erwarteten. Am Anfang fanden alle drei Gefallen an den vergleichsweise einfachen Bedingungen in Sosúa, obwohl es an Sanitäreanlagen, Straßen, elektrischem Strom und Brunnen fehlte.⁵⁶ Der schlimmen Lage in Europa glücklich entronnen, gefiel ihnen wahrscheinlich auch aufgrund ihrer Jugend der Pioniercharakter des Sosúa-Projekts. Doch war »Farmer« nie ihr Berufsziel gewesen. Wie die meisten mitteleuropäischen Juden kamen sie aus dem städtischen Mittelstand, traditionell die Schicht der Handel- und Gewerbetreibenden. Ein paar Siedler hatten sich Anfangskenntnisse in der Landwirtschaft angeeignet, wie sie in deutschen und holländischen Ausbildungslagern (*hachscharot*) von zionistischen und anderen Organisationen vermittelt wurden. Aber selbst diese wenigen mussten umgeschult werden, weil der Anbau von Nutzpflanzen und die Viehhaltung in subtropischen Zonen anders als in gemäßigten Klimazonen betrieben werden müssen.⁵⁷

ANKUNFT IN SOSÚA 1940-1941



Männerbaracke

Ausschlaggebend für die Eingewöhnung der Neuankömmlinge waren die grauvollen Umstände, die sie hierhergeführt hatten. Diese drei jungen Leute waren alle in Internierungs- oder Konzentrationslagern gewesen; sie hatten verzweifelt versucht, den sich immer weiter ausbreitenden deutschen Einflussbereich zu verlassen – zwei auf illegale Weise, und eine nach der Gefangenschaft in Gurs. Auch andere Sosúaner hatten Entbehrungen und Hunger erlebt und darunter gelitten, dass die Deutschen ihre Welt in Trümmer schlugen. Dankbar, noch am Leben zu sein, mussten sie am Beginn dieses neuen Lebensabschnitts um ihre noch in Europa eingeschlossenen Familienangehörigen bangen. Der 1940 eingetroffene Felix Bauer schickte seinen notleidenden Eltern bis zu ihrer Deportation Lebensmittelpakete nach Wien.⁵⁸ Während sie darauf hofften, ihre Lieben retten zu können, mussten sich die Siedler gleichzeitig auf ihre neuen Lebensumstände und die dementsprechenden Jobs vorbereiten. In dieser Hinsicht waren Wagner, Teller und Sondheimer typische Sosúaner.

Ein kleines Team der DORSA begrüßte die Einwanderer, organisierte ein Ausbildungsprogramm für sie, legte Bauvorhaben und Arbeitseinteilung fest und verwaltete die Siedlung, oft über die Köpfe des neu gegründeten Siedlerrats hinweg. Am Anfang bestand der DORSA-Stab nur aus wenigen Personen, darunter Rosen und sein Kodirektor Frederick Perlstein. Letzterer hatte nach der Machtergreifung der Nazis einen landwirtschaftlichen Lehrbetrieb in Deutschland gegründet und 800 junge Leute dort ausgebildet. Als Rosen ein paar Monate nach seiner Ankunft in Sosúa krank wurde, übernahm Perlstein das Amt des Managers vor Ort. Bei der Leitung von Sosúa standen ihm eine Sekretärin, zwei Ärzte und ein landwirtschaftlicher Berater zur Seite.⁵⁹ Neben dem unmittelbaren Auftrag, Juden zu retten, sahen es die DORSA-Verwalter als ihre Aufgabe an, die Infrastruktur so zu gestalten, dass die Siedlung künftigen Zufluchtsstätten für Flüchtlinge als Vorbild dienen konnte. Den Siedlern wurde gesagt, sie hielten »die Tore der zukünftigen Immigration nach Lateinamerika« in der Hand.⁶⁰

Aufgabe der DORSA in New York war es, sämtliche Rettungs- und Siedlungsaktionen zu koordinieren und die Regierungsbeamten in den USA zur Eile zu drängen. Ein sechzehnköpfiger Ausschuss in New York fungierte als Aufsichtsrat, brachte seine Verbindungen zu führenden Persönlichkeiten in Wirtschaft und Regierung ein und leistete Hilfestellung aus der Ferne. Rebecca Hourwich Reyher, ehemalige Frauenrechtlerin und Autorin von Büchern über Afrika, war während der ersten vier Jahre Geschäftsführerin und widmete sich unermüdlich dem komplizierten und aufreibenden Tagesgeschäft.⁶¹ Sie korrespondierte mit Trone und Vertretern von Joint sowie jüdischen Gemeindevorstehern in Europa,



Bau der Siedlerhäuser

mit der Geschäftsstelle in Sosúa, mit Flüchtlingen auf Ellis Island, mit Juden, die nach Fluchtmöglichkeiten aus Europa suchten und mit US-amerikanischen und dominikanischen Beamten. Sie schrieb Telegramme, bestellte Vorräte für Sosúa, organisierte Sitzungen, fertigte Berge von Notizen an und schrieb ellenlange Memos, Briefe und Protokolle. Sie war enge Mitarbeiterin von James N. Rosenberg, Joseph Rosen, Leon Falk und Maurice Hexter, die alle irgendwann als Präsidenten oder Vorsitzende der DORSA fungierten.⁶² In den ersten beiden Jahren wuchs der Mitarbeiterstab in New York auf zwölf Personen an; aber auch als die Einwanderung allmählich zum Stillstand kam und die DORSA ihre Ausgaben reduzierte, machte man weiter – im Jahr 1943 mit nur drei Vollzeitstellen und einer Halbtagskraft.⁶³

Die Verantwortlichen in New York bemühten sich auch, das Image Sosúas in amerikanisch-jüdischen Kreisen zu verbessern, wo Enttäuschung und Besorgnis immer mehr um sich griffen. Trotz der Fürsprache von Präsident Roosevelt und anderen bedeutenden Persönlichkeiten sowie der häufigen und positiven Berichterstattung in der *New York Times*,⁶⁴

musste die DORSA bei der Suche nach Geldmitteln mit anderen jüdischen Hilfsorganisationen konkurrieren, die angesichts der zunehmenden Gefährdung von Juden in Europa vor ernsthaften Finanzproblemen standen. Überdies registrierten die führenden DORSA-Vertreter sehr genau die Meinungsverschiedenheiten unter den US-amerikanischen Juden. Gegen Sosúa eingestellt war zum Beispiel eine Zeitschrift, die es beunruhigend fand, dass die DORSA in ein Land investierte, wo »die gesamte Bevölkerung praktisch bar aller Rechte ist«, und man bei einem Herrscher, der »politische Gegner ins Exil schickt, wohl kaum sicher sein kann, dass er nicht auch fremde Einwanderer verbannt, sobald sie die Statskasse aufgebessert haben«. ⁶⁵ Ferner publizierte der *World Jewish Congress* am 19. Dezember 1941 einen sehr langen Artikel in seinem wöchentlich erscheinenden Mitteilungsblatt, der gegen den »nicht-konfessionellen« Aspekt der Siedlung Einspruch erhob; dabei war unübersehbar, dass die DORSA nur deshalb Sosúa mit diesem Etikett versehen hatte, weil man befürchte, eine rein jüdische Siedlung vor dem Hintergrund des vorherrschenden Antisemitismus in Amerika nicht durchsetzen zu können. ⁶⁶ In der Tat wandte sich George Warren vom *President's Advisory Committee* mit Billigung von Joint an das *International Catholic Office for Refugee Affairs* in Utrecht und an protestantische Einrichtungen in Genf. Auch bei christlichen Organisationen in den USA fragte Warren an, »um den nicht-konfessionellen Charakter [des Projekts] zu bewahren«. ⁶⁷ Wie vorteilhaft auch immer sich diese Taktik ausgewirkt haben mag – auf die Beschaffung von Geldmitteln oder um der Kritik aus dem antisemitischen Lager den Wind aus den Segeln zu nehmen – Sosúa war trotz allem eine jüdische Siedlung. Ungefähr 85 Prozent der Einwohner waren Juden, der Rest entweder mit Juden verheiratet oder nach nationalsozialistischen Kriterien »jüdischer Abstammung« (waren also Konvertiten oder hatten teilweise jüdische Vorfahren). ⁶⁸ Dennoch störten sich einige Juden (in den sicheren USA) an den nicht konfessionsgebundenen Hilfsmaßnahmen inmitten einer jüdischen Katastrophe. ⁶⁹

Noch entscheidender war bis 1943 der Widerstand vieler US-amerikanischer Zionisten gegen Siedlungen, die ihrer Ansicht nach die Aufmerksamkeit von denen in Palästina ablenkten. ⁷⁰ Zu ihrer Bestürzung hatte das Flüchtlingselend den um die Jahrhundertwende schon einmal populären Gedanken des »Territorialprinzips« wieder zum Leben erweckt, nämlich dass Juden sich auch außerhalb Palästinas niederlassen könnten. ⁷¹ Die Unterstützung dafür schwand nach der Balfour-Deklaration von 1917, die sich für eine »nationale Heimstätte« für Juden in Palästina aussprach, nur um 1924 erneut zu erstarken, als Agro-Joint den sowjetischen Juden Hilfe zukommen lassen wollte. Das Territorialprinzip, ob in der

Sowjetunion oder in der Dominikanischen Republik, drohte dem Ansehen des Zionismus zu schaden und dessen Chancen auf Hilfgelder zu verringern. Eine noch größere Gefahr für den Zionismus stellte jedoch das (dritte) britische Weißbuch dar. Im Mai 1939 steckten die Briten die Grenzen für die Aufnahme von Juden in Palästina sehr eng, nämlich auf höchstens 75 000 Personen über einen Zeitraum von fünf Jahren.⁷² Nach Erreichen dieser Obergrenze durften Juden nur noch mit Zustimmung der Araber einreisen.⁷³ In Wahrheit vereitelte der Zweite Weltkrieg sogar diese eingeschränkte Einwanderung. Obwohl im *President's Advisory Committee*, das die dominikanische Siedlung befürwortete, ein so namhafter und engagierter amerikanischer Zionist wie Rabbi Stephen S. Wise mitwirkte,⁷⁴ reagierten andere zionistische Stimmen mit Kritik und Verärgerung auf das dominikanische Siedlungsprojekt. Ohne auf die einschneidenden Folgen des Weißbuchs für Flüchtlinge einzugehen, und mit kaum verhohlener Geringschätzung für die deutsch-jüdischen Opfer, argumentierte ein amerikanischer Zionist in einem Leitartikel (im März 1940): »Statt Juden, die noch vor wenigen Jahren unbedingt hundertprozentige Deutsche sein wollten, nun zu zwingen, plötzlich hundertprozentige ›Dominikaner‹ zu werden, sollte man diese Unglücklichen nicht besser nach Palästina schicken und ihnen die Freude gönnen, einfach hundertprozentige Juden zu sein?«⁷⁵ In einer anderen Zeitung warf ein anderer zionistischer Autor den Befürwortern der Siedlung vor, ihnen läge die Dominikanische Republik genauso am Herzen wie Palästina.⁷⁶ Diese Feindseligkeit war womöglich auch gegen die DORSA-Verantwortlichen gerichtet, von denen man wusste, dass sie Jahre ihres Lebens darauf verwendet hatten, Juden auf der Krim anzusiedeln. Auch Rosenbergs »Abneigung gegen den Zionismus« war bekannt, sowie seine Befürchtung, Palästina sei eine »bloße Schachfigur im Spiel dynastischer, nationalistischer und imperialistischer Interessen.«⁷⁷ Auf die zionistische Kritik reagierten Rosenberg und Rosen mit Sorge: »Zwar [...] mag Palästina sich als eine außerordentlich wichtige Verteidigungslinie erweisen, doch zeugte es von unverzeihlicher Nachlässigkeit, andere Möglichkeiten auszuklammern, die sich als überaus wertvoll erweisen könnten.« Auch was die Nachkriegszeit betraf, waren sie sich einig: »Der *Zeitpunkt*, an dem für diese Nachkriegsphase *geplant werden muss*, ist schon *jetzt*.«⁷⁸

Ungeachtet dieser Kritik begannen angesichts der Katastrophe der europäischen Juden die Diskussionen und Antagonismen aus der Vergangenheit zu verblassen. Joint hatte schon seit längerem kulturelle und wirtschaftliche Aktivitäten in Palästina unterstützt⁷⁹ und betrachtete es nun als ein Gebiet unter anderen, das Flüchtlinge aufnehmen konnte.⁸⁰

Auch die zionistische Arbeiterbewegung in den USA rief zur Einwanderung nach Palästina auf, fand allerdings, dass man Siedlungsmöglichkeiten anderswo ebenfalls nutzen müsse.⁸¹ Letztlich verhalf Joint 440 000 Juden zur Flucht aus dem von den Deutschen dominierten Mitteleuropa,⁸² die in Anbetracht der politischen Beschränkungen, ganz zu schweigen von den Wünschen der Flüchtlinge, niemals alle in Palästina hätten unterkommen können. Als 1944 David Stern Direktor von Sosúa wurde, hatten die Spannungen zwischen der DORSA und den Zionisten bereits nachgelassen. Der selbsternannte Zionist Stern, der in Palästina für die *Jewish Agency* gearbeitet hatte, begrüßte die Siedler mit einem »Schalom«. Er versicherte seinen Zuhörern, dass diejenigen, die nach Palästina kommen wollten, dies auch tun würden, aber dass Juden andere Juden retten sollten, wo immer sie sich in Gefahr befänden. Sie müssten Sosúa auf jeden Fall weiter aufbauen. Und mit einem tiefen Griff in die Klischeekiste sagte er zum Schluss, dass Sosúa nicht in Konkurrenz zu Palästina stünde: Es sei so, als ob »ein junger Mann eine ältere Haushälterin einstellt. Seine junge Frau kann dabei ruhig schlafen. Es wird nichts passieren!«⁸³

Während die DORSA in New York die amerikanische und jüdisch-amerikanische Situation im Auge behielt, suchte die DORSA-Verwaltung in Sosúa nach Wegen, um die Siedlung zu einem Erfolg zu machen. Zunächst war es wichtig, die ankommenden Flüchtlinge verstehen zu lernen. Im Herbst 1940 berichtete Rosen über die erste Gruppe, die in Sosúa eintraf:

»Ich scheue mich nicht, zuzugeben, dass ich so meine emotionalen und rationalen Zweifel hatte, als ich diese Verfolgten bei ihrer Ankunft sah. Nach viermonatiger Erfahrung mit dieser [...] Gruppe, bei der es sich um eine durchschnittliche Schar junger Männer und Frauen handelt, – die meisten davon, wenn auch nicht alle, Juden –, kann ich nun mit Bestimmtheit sagen, [dass] diese [...] jungen Leute nun durch eine ordnungsgemäße Arbeitseinteilung zu normalen Zeiten tätig sind [...] und zufriedenstellende Arbeit leisten. Am Anfang waren sie ungeheuer ineffizient. In der ersten Woche erlaubten wir ihnen beispielsweise, nur herumzugehen und die Siedlung kennenzulernen. Danach fingen wir allmählich an, sie einzuarbeiten.«⁸⁴

Zur selben Zeit bat Perlstein, der sich mit den Neulingen ein bisschen besser auskannte, die New Yorker Zentrale, ihre Mitarbeiter in Europa dahingehend zu instruieren, die Neuankömmlinge nicht auf die zwei Wochen Eingewöhnungszeit vor der Arbeitsaufnahme hinzuweisen. Er

begründete das damit, dass die Akklimatisierung von der Kraft und Anpassungsfähigkeit der Neuen abhing. Die jungen Leute »fühlen sich nach ein paar Tagen nicht mehr wohl«, wenn sie nicht arbeiten durften. Sein Vorschlag war, die Neuankömmlinge je nach Jahreszeit, Wetter und Art der Arbeit – »schwer oder leicht, im Schatten oder draußen« – zu beschäftigen, weil es ja einen Unterschied mache, ob man die Felder umgrabe oder auf einem Stuhl sitzend Erdnüsse für die Aussaat schäle. Außerdem erwarteten die Neulinge, sofort auf einer Heimstätte untergebracht zu werden; sie müssten aber warten, bis genug Häuser gebaut seien und würden entsprechend ihrer Einstufung als Siedler, Siedleranwärter, Anlernlinge oder Kinder (mit oder ohne Familie) eingesetzt.⁸⁵

Die DORSA kam für den Unterhalt der Flüchtlinge während der ersten sechs Monate auf, in denen sie sich eingewöhnten und in Baracken lebten. Dort bekamen sie Kost und Logis, ärztliche Betreuung, eine landwirtschaftliche Ausbildung, Spanischkurse und monatlich drei Dollar in bar. Zu einer Zeit, in der dominikanische Erntehelfer in der Zuckerindustrie zwischen 25 und 50 Cent am Tag verdienten, man für sieben Cent eine komplette Mahlzeit mit Reis, Bohnen, Salat und Fleisch bekam und für ein Zimmer in Santo Domingo fünf Dollar Monatsmiete bezahlte, genügte diese Zuwendung als Taschengeld für »Extras«.⁸⁶ Auch die Kinder der Siedler erhielten Unterhaltszahlungen sowie Unterricht – zunächst in einem winzigen, aus einem Zimmer bestehenden Schulhaus – und wurden medizinisch versorgt.

Sobald ein Siedler sich genügend vorbereitet und akklimatisiert hatte, und er mit einigermaßen annehmbarer Unterkunft und Infrastruktur rechnen konnte, zog er auf eine der einige Kilometer von Batey entfernten Heimstätten, wo er die Feldarbeit im Kollektiv verrichtete, daneben aber seinen eigenen kleinen Obst- und Gemüsegarten bestellen konnte. Für Rosen und Rosenberg waren es hauptsächlich die Farmen, auf die es bei dem Gesamtprojekt ankam. In Anspielung auf die Kolonialvergangenheit (und -gegenwart) Europas konstatierte Rosen, dass Europäer bereits früher in tropischem und subtropischem Klima gelebt hatten, sich dabei aber auf die Arbeit der Einheimischen verlassen hatten. Deshalb argumentierte er folgendermaßen:

»Offensichtlich wäre es unklug und unmöglich, das wirtschaftliche Überleben der hier in größerem Umfang siedelnden Europäer auf die Ausbeutung der einheimischen Arbeitskräfte zu gründen. Nur wenn die europäischen Siedler imstande sind, zumindest den Großteil der notwendigen körperlichen Arbeiten selbst auszuführen, wäre eine massenhafte Ansiedlung [...] durchführbar.«⁸⁷

Rosen erwartete von den Siedlern 75 Prozent Eigenarbeit, so dass sie nur den kleinen Rest von Einheimischen erledigen lassen müssten.⁸⁸ Außerdem machte er sich Gedanken über den Lebensstandard der einheimischen Bevölkerung: »Ist es unseren Leuten möglich, [...] nicht nur für sich selbst einen höheren Lebensstandard zu erreichen, sondern auch für die Einheimischen?« Im Augenblick lag ihm eher daran, den Anschein oder gar die faktische Situation zu vermeiden, dass weiße Siedler eine Bevölkerung dominierten, die sich »rassisch« und ökonomisch offensichtlich von ihnen unterschied.⁸⁹ Seine und Rosenbergs Sorge war, das Verhalten von Juden könne Antisemitismus auslösen. Ganz allgemein brauchte Sosúa Abnehmer für seine landwirtschaftlichen Erzeugnisse; der Erfolg konnte sich nur dann einstellen, wenn es den dominikanischen Nachbarn gut ging.⁹⁰

Ganz zu Anfang stellte Rosen dominikanische Arbeiter ein, die Sosúa für die Siedler vorbereiten und Strom- sowie Telefonleitungen legen und Baracken bauen sollten. Auch nach Ankunft der Flüchtlinge arbeiteten einige Dominikaner weiterhin dort, so dass die Siedler von den einheimischen Arbeitskräften einiges lernen konnten – zum Beispiel, wie man aus bestimmten Pflanzen Trinkwasser gewinnt. Ansonsten mussten die Siedler das Wasser zum Trinken filtern und abkochen,⁹¹ und das Brunnenwasser chloren, weil es keine Reinigungsanlage gab.⁹² Bald schon beschäftigte die DORSA dominikanische Farmer als Berater dafür, welche Pflanzen besonders gut gediehen und sich länger hielten als die ursprünglich von den Siedlern ausgesuchten.⁹³ Ann Bandler Klamka, die als Kind nach Sosúa gekommen war, meinte später mit Blick auf Wirtschaftsstruktur und Arbeitsbeziehungen, dass die Siedler zwar schwer arbeiteten, aber »sich eine Art materiellen Vorteil durch die Arbeitskraft und Gewitztheit der Dominikaner [...] verschaffen wollten, [was] nicht gerade dazu beitrug, ein Klima erfreulicher Gleichwertigkeit zu schaffen.«⁹⁴ Und wenn die Dominikaner sich über die Europäer lustig machten, die sich »so schwer, lang und vergeblich an eben den alltäglichen Verrichtungen abarbeiteten, für die sie selbst nur wenige Minuten brauchten, so konterten die Flüchtlinge, indem sie verächtliche Bemerkungen über die ›Primitivität‹ der Dominikaner und ihrer Gebräuche machten.« Klamka fügte hinzu, dass es nicht lange dauerte, bis »diese sensiblen und in Wirklichkeit sehr intelligenten, wenn auch ungebildeten Dominikaner anfangen, diesen Neulingen ihre überhebliche Attitüde übelzunehmen.«⁹⁵

Obwohl die europäischen Siedler bis dahin die meiste Arbeit in der Landwirtschaft selbst erledigt hatten, übernahmen ab Januar 1941 dominikanische Arbeitskräfte einen Großteil davon, vor allem die besonders schweren Arbeiten, wie Holzfällen oder das Einschlagen von Zaunpflo-



Marek Morsel mit dominikanischen Arbeitern

cken, und fast sämtliche Arbeiten, für die man Ochsen brauchte.⁹⁶ Diejenigen, die alles alleine machen wollten, wie die Schweizer Gruppe, wurden »dann später von dieser Anschauung gründlich geheilt.«⁹⁷ Bei aller Freude darüber, dass ihre Hühnerställe stabiler zu sein schienen als die von Einheimischen gebauten, merkten sie doch, dass ihre Arbeit im allgemeinen von schlechterer Qualität war. Besondere Probleme bereiteten ihnen die Weidezäune; sie wussten nicht, welches Holz man für die Pfähle nehmen oder wie tief die Löcher dafür sein mussten. Sie begriffen, wie unsinnig der Verzicht auf einheimische Arbeiter war, wenn deren Zäune länger hielten und weniger kosteten (wenn man die von den Siedlern mit nutzlosen Versuchen vergeudete Zeit mit einrechnet). Daher beschäftigte nicht nur die DORSA weiterhin eine größere Anzahl von dominikanischen Arbeitskräften, sondern auch die Siedler selbst stellten welche ein. Ende 1941 bauten dominikanische Arbeiter auch fast alle Häuser für die DORSA, während sich die Heimstättenbesitzer auf ihre Felder und Herden konzentrierten, und neu dazugekommene Siedler an Schulungen teilnahmen, um »sie schneller zu befähigen, als Selbstversorger auf dem Land zu leben.«⁹⁸ Felix Bauer, Sosúas »leitender Architekt«

von eigenen Gnaden, behauptete stolz, die Flüchtlinge hätten die Siedlung »mit eigener Muskelkraft« gebaut, ohne die dominikanischen Arbeiter auch nur zu erwähnen.⁹⁹ Die Frage, wie viele dominikanische Arbeitskräfte engagiert werden durften, war ein Dauerbrenner: Der Sozialist Rosen argumentierte vor dem Hintergrund seiner Erfahrungen auf den Kolchosen der Krim, wo die jüdischen Bauern alle Arbeiten selbst erledigt hatten, dass die Juden nicht in die Dominikanische Republik geflohen seien, »um Grundbesitzer zu werden und die Einheimischen als Tagelöhner für sich arbeiten zu lassen«. Andere, allen voran die Siedler, verfochten ebenso überzeugt die Ansicht, man könne »in kürzerer Zeit Häuser bauen und die Felder bestellen, wenn man die Dienste der Dominikaner in Anspruch nimmt«.¹⁰⁰

Von den dominikanischen Arbeitern auf den Farmen lernten viele Siedler, so auch Wagner, ihr erstes brauchbares Spanisch. Obwohl Sosúa schon 1916 aufgegeben worden war, lockte die Ankunft der Flüchtlinge die ringsum wohnenden, Arbeit suchenden Dominikaner an. In seinen Erinnerungen beschrieb Felix Bauer »die Eingeborenen« als »eine clevere und fabelhaft aussehende Mischung aus Spaniern, Schwarzen und Indios«.¹⁰¹ Die Europäer brachten die ihnen eigene Selbstgerechtigkeit, Voreingenommenheit und Arroganz mit, und wussten erstaunlich wenig über die Insel und ihre Einwohner. Aber sie waren bereit, dazuzulernen. In einem Privatbrief erzählte einer der Flüchtlinge, dass ihm bei seiner Ankunft in Puerto Plata die Einwohner sehr freundlich vorkamen und »meist gut angezogen, intelligenter, als man gewöhnlich annimmt«.¹⁰² Einige Zeit später äußerte derselbe Siedler, dass die Schulpflicht dem Analphabetismus schnell ein Ende machen würde, weil die Dominikaner, mit denen er zu tun hatte, auch ohne offizielle Schulbildung bereits gut rechnen konnten. Er fügte hinzu: »Gastfreundschaft ist ein ungeschriebenes Gesetz«, und Antisemitismus sei so gut wie unbekannt.¹⁰³ Auch Klamka hatte festgestellt, dass der Erstkontakt mit Dominikanern »von Wohlwollen, Neugier aufeinander und Interesse füreinander« geprägt war.¹⁰⁴

Um sich mit ihren neuen Nachbarn und Mitarbeitern verständigen zu können, besuchten die Einwanderer an zwei Abenden in der Woche einen Spanischkurs. Der Lehrer hieß Luis Hess, stammte aus Erfurt, hatte einige Jahre in Spanien gelebt und war einer der ersten Siedler. Auf dem Lehrplan standen Sprache, Kultur und lokale, umgangssprachliche Gepflogenheiten.¹⁰⁵ Zum Beispiel, dass keine ausführliche Antwort erwartet wurde auf die Frage »Wie geht es Ihnen?« Auch lernten die Flüchtlinge, dass bei der Frage »Ist das Ihr Haus?« die Antwort »Mein Haus und das Ihrige« der Höflichkeit geschuldet war und keinen Wunsch nach Än-



Bei der Feldarbeit

derung der Besitzverhältnisse ausdrückte.¹⁰⁶ Auch hier spielte das Alter eine Rolle bei der Eingewöhnung; den Jüngeren fiel es leichter, Spanisch zu lernen, und sie sprachen es fließender als die ältere Generation. Die meisten sprechen es heute noch, mit dominikanischem Akzent.¹⁰⁷

Ungeachtet ihrer hilfsbereiten und fleißigen Nachbarn mussten sich die Siedler doch an ein anstrengendes Arbeitspensum in ungewohntem Klima gewöhnen. Auszubildende zwischen 16 und 20 Jahren arbeiteten halbtags und verbrachten die restliche Zeit mit Unterricht und Sport.¹⁰⁸ Erwachsene Männer arbeiteten ganztags und besuchten zweimal wöchentlich Abendkurse. An Kopien des deutschsprachigen Lehrmaterials aus diesen Kursen lassen sich Art und Niveau des Unterrichts nachvollziehen: »Das Blatt und seine Funktionen«, »Wurzeln« oder »Der Stengel und seine Funktionen« lauten die Überschriften.¹⁰⁹ Aus Büchern in Spanisch und Deutsch bezog man zusätzliche Informationen über »Grundlagen der Landwirtschaft« (*Compendio de Agricultura Elemental*) oder die »Rindviehzucht«, auch wenn die Siedler die Erfahrung machten, dass sie im heißeren Klima andere Methoden der Tierhaltung anwenden muss-

ten.¹¹⁰ Die DORSA erwartete von den Siedlern auch, sich in Kursen mit einem einfachen, einheitlichen Rechnungssystem bekanntzumachen, um über Ein- und Ausgaben Buch führen zu können. Zunächst ließ die DORSA die Männer in verschiedenen Tätigkeiten *on the job* ausbilden, alle zwei Wochen an einer anderen Stelle. Jeder kam also an die Reihe beim Bauen und Beaufsichtigen der Hühnerställe, des Kuh- und dem Pferdestalls. Sie arbeiteten auf den Feldern, gossen Keller mit Zement aus, bauten Häuser, stellten Holzkohle her, trockneten Stroh, aus dem Matten geflochten wurden, arbeiteten beim Bau von Straßen und Gehegen mit und gruben Löcher für die Bananenstauden.¹¹¹ Ernst Hofeller berichtete, dass die Männer »sich verdrückten, um eine Tätigkeit nach ihrem Geschmack zu finden«, sobald sie wussten, was sie lieber taten.¹¹² Bei anderen wurden die Administratoren auf ihr Talent aufmerksam, zum Beispiel bei Felix Bauer, der gut Karten zeichnen konnte. Da niemand bereits existierende Karten aufreiben konnte, wurde Bauer offizieller Landvermesser und Kartenzeichner für das Gebiet.¹¹³

Die Frauen mussten sich gemäß dem weiblichen Stereotyp um die Essenszubereitung kümmern. Küchendienst zu haben, bedeutete, um vier Uhr früh mit einer Petroleumlampe in der Hand aus dem Haus zu gehen.¹¹⁴ Die Frauen waren zuständig für das Geschirrspülen, Kochen und Tischdecken, wobei ihnen später dominikanische Frauen halfen. Üblicherweise waren die Mahlzeiten als Selbstbedienung organisiert, obwohl es ein Foto gibt, auf dem junge Frauen die Männer am Tisch bedienen.¹¹⁵ Auch für das Wäschewaschen, Nähen und Putzen waren die Frauen verantwortlich. DORSA-Funktionäre behaupteten, Frauen seien »sehr wichtig in unserem Gemeinwesen, und verdienen ihren Lebensunterhalt mit allgemeiner Hausarbeit«.¹¹⁶ Tatsächlich aber hinderten sie Frauen daran, »Heimstätter« zu werden, außer als Ehefrauen. Auch bei der Wahl des Siedlerrats durften die Frauen nicht abstimmen, obwohl sie seit Ende des Ersten Weltkriegs sowohl in Deutschland als auch in den USA das Stimmrecht hatten. Eine Wahl zu treffen war für Frauen nur in einer Richtung möglich: Bis Ende 1942 wurden 33 Paare getraut.¹¹⁷ Obwohl die DORSA von den Siedlern erwartete, ihr Leben und ihre Erwartungen radikal umzukrempeln – in einem ungewohnten Klima zu leben, Berufe auszuüben, an die sie nicht im Traum gedacht hätten, und sich an kollektiven Unternehmungen zu beteiligen – fand keinerlei Neubewertung der Geschlechterrollen statt. Die DORSA-Verwalter übernahmen einfach die bestehenden Hierarchien und integrierten sie in die neuen Systeme.¹¹⁸

Jugendliche und Kinder arbeiteten ebenfalls, und im allgemeinen lebten sie sich schneller ein als die Älteren. Für den Teenager Ernest Wein-



Im Speisesaal der Siedlung

berg bestand der Job nach der Schule darin, zur »Moskito-Bekämpfung« Kerosin auf Pfützen und Wasserlachen zu gießen, um die Mückenlarven darin zu ersticken – eine Maßnahme, die die Malaria ausmerzen sollte. Auch mit dem Vieh arbeitete er eine Weile und lernte, wie man junge Bullen kastriert und Kühe impft: »Ich war dreizehn Jahre alt. Es machte mir großen Spaß.«¹¹⁹ Die DORSA bezahlte ihm zwölf Dollar im Monat, wovon er fünf seinen Eltern gab. Sie ermutigten ihn bei der Wahl seiner Arbeit und waren überzeugt, er werde »etwas aus seinem Leben machen«. Mit großem Vergnügen half Grete Burg ihrem Vater dabei, jeden Morgen vor der Schule (sie war noch in der Grundschule) die Milch von den einzelnen Höfen abzuholen und bei der Molkerei abzuliefern, und »konnte es kaum erwarten, bis der Unterricht vorbei war, damit ich ihm helfen konnte, Pferd und Wagen in den Stall zurückzubringen«. Ihr Vater, »ein Intellektueller, war nicht so glücklich« über diese Hilfsarbeiten.¹²⁰ In glühender Hitze und strömendem Regen kutscherte er den Wagen, bis er endlich eine Arbeit als Buchhalter für den *colmado*, den Gemischtwarenladen, fand.¹²¹

Während sich Kinder und jüngere Jugendliche im allgemeinen begeistert anpassten, standen die Erwachsenen vor gewaltigen Herausforderungen. War die Schulung vorbei und musste eine konkrete Farm bewirtschaftet werden, kamen die einen gut zurecht, andere weniger. Nach Einschätzung der Brookings Institution, einer Forschungseinrichtung in Washington,¹²² die 1942 für die DORSA eine unabhängige Untersuchung zur Bewertung der Siedlung anfertigte, hatten 10 bis 20 Prozent der männlichen Siedler »keinen Ehrgeiz und wenig Lust zum Arbeiten«, während sich die übrigen »enthusiastisch und fleißig« zeigten oder wenigstens »in der Lage, zurechtzukommen«.¹²³ Auch die Frauen gewöhnten sich nicht alle gleich gut oder schlecht ein. Judith Kibel, die mit zwei anderen Frauen in der Küche arbeiten musste, erinnerte sich: »Ich hatte in Wien Musik studiert. Es war furchtbar.« Die Mitglieder in Miriam Sondheimers Familie kamen ganz unterschiedlich mit den Verhältnissen zurecht. Ihre fünfundfünfzigjährige Mutter arbeitete zunächst in der Gemeinschaftsküche, ihre jüngere Schwester ging zur Schule und Miriam arbeitete in dem kleinen Hospital von Sosúa als Krankenschwester. Einen Platz für den fünfundfünfzigjährigen Vater zu finden, der in den Augen der Verwaltung zu alt für die Landwirtschaft war, erwies sich jedoch als schwierig. Als gewiefter Geschäftsmann hatte er einige Ideen, wie man einheimische Produkte verwerten konnte, zum Beispiel Zitronengras für Parfümöel und tropische Früchte als Marmelade und Gelee. Diese Versuche verliefen allerdings im Sand, und so übernahm er die Leitung des *colmado*. Viele Flüchtlinge gerieten also »aus der politischen Bedrängnis in wirtschaftliche Bedrängnis«.¹²⁴

Zur Unterstützung der Flüchtlinge hatte die DORSA Fachleute engagiert, doch wegen der Sprachprobleme kam man nicht voran. Der erste landwirtschaftliche Leiter, bekannt als Señor Pedrero, hatte im Spanischen Bürgerkrieg auf Seiten der Republikaner gekämpft und war bereits ganz zu Anfang der Siedlungsarbeit verpflichtet worden. Zwar kannte er sich bestens mit landwirtschaftlichen Verfahrensweisen aus, aber er beherrschte weder Deutsch noch Englisch, die beiden Sprachen, in denen sich die Siedler hauptsächlich verständigten. Er wurde also von der DORSA durch zwei Amerikaner, Douglas Blackwood und Edwin Anderson, ersetzt: ersterer für die Viehwirtschaft, letzter für den Ackerbau zuständig;¹²⁵ beide sprachen Englisch und Spanisch, aber kein Deutsch. Mit den Siedlern verständigten sie sich hauptsächlich auf Englisch, zogen jedoch Übersetzer hinzu, wenn es nötig war. Keiner von beiden legte auch nur eine Spur von Neugier, Verständnis oder Einfühlungsvermögen für die Siedler an den Tag. Ernst Hofeller, ein Siedler, der als Assistent für Anderson arbeitete, bemerkte: »Keinem von diesen Leu-

ten kam der Gedanke, dass sie es mit vollkommen unerfahrenen ›Siedlern‹ zu tun hatten, die aus den Kaffeehäusern in Berlin, Zürich, Prag und Wien gerissen wurden, um sich in einer völlig ungewohnten Umgebung wiederzufinden, wo man ihnen die Grundlagen der Landwirtschaft hätte beibringen müssen.«¹²⁶ Oft verloren die beiden Berater die Geduld mit den Flüchtlingen und mit der DORSA. Hofeller berichtet, Anderson habe »im Büro seine Zeit damit verbracht, Joint zu verfluchen.«¹²⁷ Blackwood, der jahrelang auf den Jungferninseln Erfahrungen gesammelt hatte, schrieb Berichte, in denen er einen kleinen Prozentsatz der Flüchtlinge lobte, sie seien auf dem Weg, erfolgreiche Farmer zu werden. Doch die 25 Prozent, von denen er meinte, sie »machen es sich bequem nach [...] über einem Jahr«, fasste er nicht gerade mit Samthandschuhen an. Sein Vorschlag: »Geben Sie einem Siedler, vorausgesetzt, ihm wird von einem approbierten Arzt gute Gesundheit bescheinigt, ein Stück Land zur Kultivierung, und wenn er sich weigert: Nehmen Sie ihm seinen Unterhalt und sein Taschengeld weg. Soll er doch zum Teufel gehen.«¹²⁸

Trotz seiner Feindseligkeit besuchte Anderson reihum jede Heimstätte einmal wöchentlich, um den Siedlern zu einer Produktivitätssteigerung zu verhelfen. Als eine Gruppe es schaffte, dass ihre Kühe mehr Milch gaben, sich also die gewonnene Milchmenge erhöhte, gab Anderson dies in der Siedlerzeitung bekannt und arrangierte Vorführungen, damit die anderen Siedler sich daran ein Beispiel nehmen konnten.¹²⁹ Die drei Haupterzeugnisse der dominikanischen Wirtschaft – Zuckerrohr, Kaffee und Kakao – wurden von den Siedlern nur für den Eigenbedarf angebaut. Man hätte für die Ernte eine große Anzahl von Saisonarbeitern gebraucht und wäre damit dominikanischen Firmen in die Quere gekommen, vor allem den zwölf mächtigen, die die Zuckerindustrie dominierten und zum Teil Trujillo gehörten.¹³⁰

Es dauerte eine Weile, bis die Europäer die tropischen Bedingungen besser verstanden. Manche pflanzten die auf der Insel üblichen Früchte an, aber andere wollten experimentieren und versuchten es mit neuen Sorten Obst und Gemüse, in der Hoffnung, sich neue Märkte zu erschließen.¹³¹ Landwirtschaftliche Blamagen gab es im Überfluss, die Neulinge machten »Fehler über Fehler.«¹³² Als Grete Burgs Familie in ein kleines Haus mit den Resten eines Hühnerstalls zog, legte ihre Mutter begeistert einen kleinen Garten an. Nach einem »kurzlebigen Erfolg« fielen ihre Pflanzen den Insekten und die wenigen Hühner einer Krankheit zum Opfer.¹³³ Andere Siedler stellten fest, dass ihre Bananen weder so groß wurden noch so süß schmeckten wie die von den einheimischen Farmern¹³⁴ und mussten mitansehen, wie ihre Kokospalmen eingingen. Tomaten hingegen waren ein voller Erfolg, da das Klima dieser Pflanze

gut zu bekommen schien.¹³⁵ Also legten die Siedler so viele Tomatenfelder an, dass sie nach der Ernte nicht mehr wussten, wohin damit. Die Einheimischen nahmen sie ihnen nicht ab, weil sie sie gar nicht kannten; daher »aßen [wir] sie in jeder Form, und sie kamen uns schon zum Hals heraus. Wir hatten hunderte von Kilos Tomaten, die wir dann ins Meer werfen mussten. Keiner wollte sie haben.«¹³⁶ Erst später, als man mehr Gerätschaften und Transportmöglichkeiten hatte, konnten Tomatenkonserven hergestellt werden. Dennoch passierten noch Fehler: »Die Tomaten, die von uns in große Dosen vakuumverpackt und in ein Lager in der Hauptstadt geschickt worden waren, explodierten dort.«¹³⁷ Man hatte sich keine Gedanken gemacht, wie die Konserven auf extreme Hitze reagieren würden.

Trotz ihrer mangelnden Vorbildung gingen die Neuankömmlinge mit einer Mischung aus Frust und Humor an ihre neuen Aufgaben heran. Ausgerechnet auf der Hühnerfarm wurde Kurt Teller sein erster Job zugewiesen, eine Arbeit, die er mit ironischem Amüsement schildert. Seit jeher hatte er Federvieh verabscheut und konnte Huhn weder essen noch riechen, ohne sich zu übergeben. Nun musste er die Tiere anfassen, schlachten und rupfen. In seinem 1944 verfassten Bericht erwähnt er, dass er immer noch keine Hühner essen könne, aber gelernt habe, mit ihnen umzugehen. Nach seiner Hühnerphase verteilte er Dünger auf den Feldern und suchte sie nach Raupen ab.¹³⁸ Es verblüffte ihn, wie diese winzigen Insekten innerhalb eines Tages ganze Felder vertilgten: »Die letzte der Sosúanischen Hauptplagen sind die Raupen.«¹³⁹ Horst Wagner arbeitete zunächst im Stall, wo er die Kälber fütterte; mit einigem Stolz behauptete er, sie hätten ihn mit der Zeit erkannt. Vor größeren Tieren fürchtete er sich hingegen. Hofeller erinnerte sich daran, wie sehr man gefordert war, wenn man die Kälber zu ihren Müttern bringen sollte: War es das falsche Kalb, »wurde die Kuh sehr böse und versetzte einem selbst und dem Kalb Tritte. Der Lärm und das Durcheinander waren unbeschreiblich.«¹⁴⁰ Glücklicherweise änderten sich die Jobs schnell, weil die DORSA den Siedlern eine umfassende Ausbildung zukommen lassen und schließlich auch eine passende Arbeit für sie finden wollte.

In den ersten sechs Monaten bauten die Siedler eine Infrastruktur auf und rodeten Land für die Weiden. Sie legten Straßen an, verlegten Wasserleitungen und bauten Getreide, Papayas, Bananen und den kartoffelähnlichen Wurzelmaniok (Kassavestrauch) an. Nach noch einmal sechs Monaten hatten die Siedler weitere Landflächen für Gemüse und Getreide freigeräumt. Für die Rodung mussten die großen Guavensträucher mit der Machete abgeschnitten, die kleineren mit dem Bulldozer niedergewalzt und alles zusammen nach dem Austrocknen verbrannt werden.

Danach konnten die Siedler das Feld umpflügen. Auf diese Weise bereiteten sie mit Hilfe von fünf Traktoren und mehreren Pflügen, außerdem Macheten und von Pferden gezogenen Maschinen 100 Hektar für die Bepflanzung vor.¹⁴¹ Auch Wohnraum stand ganz oben auf der Agenda. Die Siedler bauten viele Häuser mit zwei Schlafzimmern, da auf einer Heimstätte meist ein Paar und ein Mann ohne Anhang wohnten. In den ersten zwei Jahren war sich die DORSA »nie sicher, ob wir noch zehn oder tausend Häuser bauen sollten.«¹⁴² Die Schweizer Gruppe baute drei Zweifamilienhäuser mit einer Toilette für jede Wohneinheit. Jede Einheit umfasste zwei Zimmer, ein Badezimmer und eine Veranda. Dazu errichteten sie ein Gemeinschaftsgebäude, in dem Küche, Waschküche, Abstellkammern und eine Art Speiseveranda untergebracht waren.¹⁴³ Statt Zeit für einen Fußmarsch oder Ritt zum Speisesaal von Batey zu vergeuden, aßen sie lieber gemeinsam auf der Farm. Obwohl unerfahren im Bauhandwerk, legten die Flüchtlinge mit der Unterstützung dominikanischer Hilfsarbeiter ein ziemlich schnelles Tempo an den Tag. Dabei übersahen sie völlig, dass manche Wohnungen auf moskito-verseuchtem Grund, andere dort errichtet worden waren, wo es kein Wasser gab.¹⁴⁴

Je mehr neue Häuser entstanden, desto größer der Komfort, mit dem sie ausgestattet waren. Ernst Hofeller, der im Dezember 1940 eintraf, brauchte zehn Minuten zu Fuß vom Zentrum Bateys zu dem Holzhaus seiner Gruppe, das über sanitäre Anlagen verfügte.¹⁴⁵ Über ein halbes Jahr später zogen Miriam Sondheimer und ihre Familie aus den Baracken der Neuankömmlinge in ein »kleines Holzhaus«, das schon vier Zimmer hatte: eins für ihre Eltern, eins für sie selbst und ihre Schwester, eins für »ein älteres Ehepaar« und eins für eine alleinstehende Frau. Küche und Terrasse wurden gemeinsam genutzt. In der Küche gab es zwei offene Holzkohleöfen sowie Arbeitsflächen und Platz für Vorräte; wichtig war auch das Spülbecken mit fließendem Wasser. Das Badezimmer hatte eine Dusche, ein Waschbecken, eine Toilette und war von zwei Seiten zugänglich. »Also musste man auf jeden Fall die Tür auf beiden Seiten abschließen, um keine unangenehmen Überraschungen zu erleben.« Warmes Wasser gab es nicht, »aber das Wasser in den Rohren war nie richtig kalt, und in der Hitze wollten wir sowieso lieber kalt duschen.«¹⁴⁶

Den Siedlern lag viel daran, die Innenräume ihrer Unterkünfte behaglich zu gestalten. Sie kauften von Felix Bauer entworfene Möbel, »mit dem Anspruch, praktisch und elegant zugleich zu sein, um so den primitiven Lebensumständen der Siedler etwas Glanz zu verleihen«. Das gelang ihm mit Hilfe von »inländischem Holz [...] und ausgezeichneten einheimischen Zimmerleuten.«¹⁴⁷ Die US-amerikanische Journalistin und Schriftstellerin Marie Syrkin besichtigte bei ihrem Besuch in Sosúa

Anfang 1941 auch eine der ersten Heimstätten. Von der zionistischen Arbeiterzeitschrift *Jewish Frontier* als Reporterin dorthin geschickt, schrieb sie einen lobenden Artikel mit dem Titel »Wiedergeburt in San Domingo?«. Sie lernte eine Familie kennen, deren Oberhaupt ein »erfolgreicher Viehhändler in Deutschland« gewesen war. Auch wenn er wahrscheinlich keine eigenen Erfahrungen als Viehzüchter hatte, kannte er sich mit Viehzucht und dem Landleben aus. Vom Heim der Familie beeindruckt, sang Syrkin ein Loblied auf die Hausfrau, die sie hier in traditioneller Weise wirken sah:

»Ihr Häuschen war blitzsauber, und man konnte in allem die kompetente Hausfrau erkennen, die klug und den Umständen angemessen walten möchte, sei es in einem Obstgarten am Rhein oder unter einem Mangobaum auf den Inseln Mittelamerikas. Sie versuchte ihr tropisches Heim mit Spitzenvorhängen und gestickten Deckchen zu schmücken, die wahrscheinlich aus Deutschland herübergerettet worden waren. Es gab weder Gas noch Strom, und auch sonst nichts, was man »modernen Komfort« nennen könnte, aber in der Küche hing ein weißes Keramikgefäß mit der Aufschrift »Zwiebel«, und ich fragte mich, ob sie es auf ihrer Flucht vor Hitler dabei hatte. [...] Sie entschuldigte sich dafür, dass sie den Schrank offen lassen musste – sonst würde wegen der Feuchtigkeit die Kleidung verschimmeln; dann zeigte sie mir stolz die Holzstühle: Ihr sechzehnjähriger Sohn, der sehr geschickt war, hatte sie selbst gemacht. Ihr älterer Sohn arbeitete im Garten.«¹⁴⁸

So klischeehaft ihre Schilderung der deutschen Hausfrau auch sein mag – Syrkins Bericht zeigt doch eine Familie, die sich mit ein wenig häuslicher Gemütlichkeit umgeben hatte.¹⁴⁹

Wann ein Siedler eine eigene Farm bewirtschaften durfte, wurde von der DORSA und dem Siedlerrat entschieden. Wenn es soweit war, schloss der Betreffende einen Vertrag mit der DORSA ab. Daraufhin erhielten er und seine Familie ein Haus mit einem Hektar Grund und einen weiteren Hektar Gartenland, wobei sich später herausstellen sollte, dass zwei Hektar meist nicht genügend abwarfen.¹⁵⁰ Außerdem gab ihnen die DORSA Möbel, Gartengeräte und Werkzeug, Kleinvieh, ein Pferd, einen Maulesel, einen Sattel, zwei Kühe und monatlich neun Dollar Kredit im *colmado*, dem Gemischtwarenladen der DORSA. Für jedes Kind über zehn Jahre erhielt man neun Dollar Unterstützung, und je sechs Dollar für jüngere Kinder. Damit schuldete ein Farmer der DORSA alles in allem 1600 Dollar und verpflichtete sich, die Summe in kleinen Raten zurück-



Beim Melken

zuzahlen. Für die ersten zwei Jahre wurden gar keine Zinsen, danach höchstens drei Prozent verlangt.¹⁵¹

Die Bewirtschaftung einer Farm hatte eine individuelle und eine gemeinschaftliche Seite. Ziel der DORSA war es, dass die Farm die aus einem Ehepaar und einem oder mehreren alleinstehenden Männern bestehende »Familiengruppe« ernähren konnte. Die Männer arbeiteten auf den Feldern und teilten sich die Arbeit und den Gewinn, den das kleine Stück Land abwarf, und die Frau kochte, putzte, besorgte die Wäsche und den Garten und kümmerte sich um die Kinder. Die Erwachsenen suchten sich außerdem noch irgendetwas anderes, womit sie Geld verdienen konnten, darunter Gemüsegärten, Hühnerhaltung und der Anbau von Rizinuspflanzen. Im Dezember 1940 bezogen die ersten Siedler und ihre Familien ihre Farmen, die sie *Fincas* (das spanische Wort für Landgut) nannten.¹⁵² Sie pflanzten Bohnen, Kohl, Tomaten, Kartoffeln, Gurken und Salat und bestellten ihre Gärten so gut, dass mehrere davon genug Gemüse abwarfen, um den Überschuss im *colmado* zu verkaufen.¹⁵³

Zusätzlich zu dieser »individuellen« Seite verlangte die DORSA auch noch Gemeinschaftsarbeit von den Farmern, ähnlich wie im Kibbuz,

dem israelischen Kollektiv. Diese Kooperativen konnten einige wenige oder sehr viele »Familiengruppen« umfassen: von nur zwei bis zu einem Dutzend. Die Farmer in einem bestimmten Gebiet bearbeiteten die großen Felder und Weiden gemeinsam. Manchmal schlossen sie sich auch zu genossenschaftlichen Unternehmen zusammen, um etwas dazuzuverdienen. In Laguna kümmerten sich die Männer gemeinschaftlich um die Tiere und teilten sich die Arbeit auf den großen Feldern;¹⁵⁴ der Gewinn wurde ebenfalls geteilt.

Als einer der ersten schloss Kurt Teller einen Vertrag als selbstständiger Farmer ab. Seine »Schweizer Gruppe«, die sich am 17. November 1940 formierte, bestand aus elf Vollmitgliedern, die sich alle in der Schweiz kennengelernt hatten. Laut Teller waren »in dieser Gruppe die verschiedenartigsten Menschen bunt zusammengewürfelt«.¹⁵⁵ Ähnlich verhielt es sich mit den »Luxemburgern«, die sich im europäischen Exil getroffen und kaum mehr als ihre Flucht gemeinsam hatten. Andere ließen sich mutig aufeinander ein, zum Beispiel die Drucker-, Kohn-, und Deutschgruppe, die sich später den Namen eines der Mitglieder gaben.¹⁵⁶ Sie lebten in Randgebieten von Sosúa, wie Bombita, Atravesada, Ferrocarril, Laguna und Naranjita. Die Schweizer Gruppe gestand in Abweichung von den diskriminierenden Richtlinien der DORSA ihren vier Frauen volles Stimmrecht bei Entscheidungen zu sowie einen Anteil am Gewinn, da sie für die Gemeinschaft tätig waren.

Felix Bauer scheint nach einer Weile relativ zufrieden mit dem Leben auf der Farm gewesen zu sein. Er lebte mit zehn Leuten zusammen, die sich auf drei nach seinen Plänen gebaute Häuser verteilten, mit einer gemeinsam genutzten Küchen- und Speiseveranda und einer Werkstatt mit Platz für die Reitsättel; später kam noch ein Hühnerstall dazu. Sie bauten Bohnen, Salat, Erbsen und Kartoffeln an und verkauften sie an den Speisesaal im Zentrum oder den *colmado*, um etwas dazuzuverdienen. Die einzige Transportmöglichkeit für seine Gruppe waren Pferde, und »das Pferd auf der Weide [...] mit dem Lasso einzufangen, ohne Sattel heimzureiten, es dort zu satteln und zur Hauptsiedlung zu reiten, wurde zur Gewohnheit«.¹⁵⁷

Ungeachtet der respektablen Leistungen lief das Farmerleben am Anfang selten reibungslos. Wegen der Lage ihrer Farmen mussten die Siedler (zu Fuß und zu Pferd) weite Wege zurücklegen, was viel Zeit kostete. Die DORSA hatte die Heimstättensiedlungen so gebaut, dass die Häuser mit den angrenzenden, kleineren Nutz- und Gartenflächen nah zusammenlagen, die größeren Felder aber sehr weit weg. Sogar noch weiter entfernt lagen die Brunnen und die gemeinschaftlich genutzten Weideflächen, die wiederum von unterschiedlicher Qualität waren. Als die



Ausritt

Katz-Gruppe Mitte 1941 endlich in ihre Heimstätte einziehen konnte, erlebte sie einige unangenehme Überraschungen. Erst musste sie feststellen, dass sie nur 40 ihrer 120 Hektar Weidefläche nutzen konnten, weil die restlichen zu weit weg lagen.¹⁵⁸ Dann starben zwei Kühe, verschwanden jedenfalls, und drei Kälber fielen in »riesige Löcher« auf der Weide und waren ebenfalls tot. Außerdem kam der Tierarzt nicht regelmäßig vorbei, und sie befürchteten, ihre Kühe könnten TBC haben. Gern hätten sie Kartoffeln, Zitronengras und Zuckerrohr angebaut, aber die von der DORSA versprochenen Pflanzen trafen nicht rechtzeitig ein. Auch Kochbananen, Tomaten und Auberginen hatten sie eingeplant, aber nicht genügend Saatgut bekommen.

Aber nicht nur mit landwirtschaftlichen, sondern auch mit zwischenmenschlichen Problemen hatten die Siedler zu kämpfen. Viele, die den Eindruck hatten, sie arbeiteten schwerer als manch anderer, ärgerten sich über die kooperative Organisation. Darüber hinaus hatte »der eine diese Meinung, der andere jene [...], und wenn einem die Arbeit nicht passte [...] ging man zum Baden«.¹⁵⁹ Manchmal waren die Gruppen einfach zu

groß, um von der Fläche, die sie gemeinschaftlich bewirtschafteten, leben zu können, weil der Ackerboden und die Weiden dafür nicht immer fruchtbar genug waren.¹⁶⁰ Auch vertrugen sich die zusammengewürfelten Menschen oft nicht. Für manche war es schwierig, so eng mit Leuten »mit ganz verschiedenen Anschauungen, aus ganz verschiedenen Schichten, mit ganz verschiedenen Interessen« zusammenzuleben.¹⁶¹

Ein Experte in Fragen der jüdischen Sozialfürsorge meinte nach einem mehrmonatigen Besuch im Jahr 1941: »Die Siedler in Sosúa [...] sind eher von individualistischem Schlag, und es wird etwas dauern, ihnen den Gemeinschaftsgedanken nahezubringen.«¹⁶² Ein Problem, das damit in Zusammenhang stand, war Marie Syrkin aufgefallen, nämlich ein Mangel an echtem Engagement, was die Farmen betraf: »Es genügt nicht, eine Heimstätte aufzubauen, man muss sich ein Heim schaffen.« Verglichen mit der Begeisterung mancher Siedler in Palästina, vermisste sie in Sosúa den Pioniergeist. Natürlich »wäre es töricht, von einem Flüchtling aus einem Konzentrationslager zu erwarten, angesichts der Küste vor Puerto Plata oder Ciudad Trujillo [...] eine *Hora* [jüdischer Volkstanz] aufzuführen, wie es [ein Pionier] tut, wenn er das Karmel-Gebirge in Israel erblickt. [...] Die entscheidende Frage lautet: Wird in Zukunft ein solches Heimatgefühl entstehen können?«¹⁶³ Zwar verlor sie kein Wort über diejenigen Flüchtlinge in Palästina, die keineswegs eine *Hora* tanzten, sondern ebenfalls unter ihrem Trauma litten, erwähnte aber doch, welche Rolle die zionistische Ideologie spielte, die Vorstellung, in Palästina ein Heimatland für alle Juden zu schaffen. Den Siedlern in Sosúa fehlte ein so unwiderstehlicher Drang oder eine Zielvorstellung dieser Art.

Eine Frau, die ihr Leben als Heimstättensiedlerin nicht mehr aushielt, bat für sich und ihren Mann um Erlaubnis, nach Batey zurückzukehren. Eigentlich durfte niemand seine Farm verlassen, wenn er den Heimstättenvertrag erst einmal unterzeichnet hatte. Aus ihrer Sicht bewertete die DORSA ihre Entscheidung als »ausgesprochenes Verbrechen« und bestrafte die Familie, indem man ihnen zu dritt – und sogar, als später noch ein weiteres Kind dazukam – nur ein winziges Zimmer in den Baracken zugestand.¹⁶⁴ Nach und nach jedoch wagten sich die Leute nach Batey zurück, wenn sie mit dem Leben auf der Farm nicht zurechtkamen.¹⁶⁵ Sie zogen von dort weg, weil sie krank und für solch eine strapaziöse Arbeit nicht geschaffen waren, oder weil sie das Zusammenleben auf engstem Raum nicht aushielten.¹⁶⁶ In den ersten beiden Jahren verließen insgesamt 79 Personen Sosúa, von denen einige mit neuen Visa in andere Länder ausreisten, andere in dominikanische Städte und Großstädte zogen.¹⁶⁷

Trotz der Anfangsschwierigkeiten stellte ein Elektrifizierungsexperte der US-Regierung, der Sosúa im Herbst 1940 inspizierte, Fortschritte fest: »Die Männer bei der Arbeit waren fast alle Juden. Sie bauten gerade eine Straße durch das Feld.« Als Außenstehender, völlig blind für die Schwierigkeiten, mit denen die Siedler zu kämpfen hatten, ließ er seiner Begeisterung freien Lauf: »Man [...] sieht diese Siedler bei der Arbeit und [...] hat das Gefühl, sich in einer ganz anderen Welt zu befinden.«¹⁶⁸ Zur gleichen Zeit berichtete Frederick Perlstein, Sosúa verfüge über 200 Kühe, 200 Kälber, 100 Färsen und 100 Pferde, Esel und Maulesel. Täglich fielen 458 Liter handgemolkene Milch an, die mit Pferden oder Mauleseln zu der Milchverarbeitungsanlage gebracht wurden. Die Siedler stellten so viel Käse her, dass man ihn auch außerhalb der Siedlung verkaufen konnte.¹⁶⁹ Da es in der Dominikanischen Republik keine ausreichenden Kühlmöglichkeiten gab und Käse sich länger hält als Milch, hatte sich bereits eine kleine Käsefabrikation im Land etabliert. Im Jahr 1940 wurden etwa 85 Prozent der dominikanischen Milch zu Käse verarbeitet.¹⁷⁰ Ende 1941 gründeten die Siedler ihre eigene Molkerei und Käserei. Sie konzipierten sie als Molkerei-Genossenschaft, die CILCA (*Cooperativa Industrial Lechera, C. por A.*), die gesalzene und Süßrahmbutter, verschiedene Käsesorten – unter anderem Holländer, Dänischen, »Sosúaner« und »Victory«-Käse – sowie Milch und Joghurt herstellte:¹⁷¹ »binnen zweier Jahre [...] machte sich die Käseproduktion einen Namen.«¹⁷² Langfristig eroberten die Milch- und Käseprodukte den landesweiten Markt und gewannen sogar Preise. Diese Produkte werden immer noch hergestellt, wenn auch nicht mehr von Juden, und sind unter dem Namen *Productos Sosúa* fast überall bekannt.

Bis Ende 1940 hatten die Siedler auch Anpflanzungen mit Bananen, Kochbananen, Maniok, Süßkartoffeln, Mais, Bohnen, Kokosnüssen und Erdnüssen angelegt, sowie einige größere Plantagen mit Bananen und »tausenden von Limonenbäumen«, die sich als Kooperative selbst trugen.¹⁷³ Ein Jahr später hatte man insgesamt zehn Meilen Straßen befestigt, mit zwei Traktoren und anderem Gerät große Gebiete von Baumbestand freigeräumt, Obstbäume gepflanzt sowie auf den Feldern dreißig Ochsengespanne im Einsatz.¹⁷⁴ Außerdem versuchte man, Öle für die Parfümherstellung zu gewinnen und hatte sowohl mit der Schweinezucht als auch mit dem Anbau von Maniok und Süßkartoffeln als Futtermittel begonnen. Blackwood war der Meinung, dass »die Schweineproduktion die Rettung für die Siedlung sein wird und als wichtige Unternehmung betrachtet werden muss«.¹⁷⁵ Das Planziel für Sosúa, Heimstätten für den Eigenbedarf in Kombination mit genossenschaftlich organisierten Läden, Gewerbe und Landwirtschaft, erschien durchaus erreichbar.

Allerdings beurteilten viele den Erfolg des Projekts nicht nur danach, ob Europäer Felder bestellen und eine Infrastruktur aufbauen konnten. Vielmehr mussten sie einen Überschuss produzieren, der genügte, um einen »angemessenen Lebensstandard, der höher ist als der der Einheimischen, [zu erreichen] und ihn ohne fremde Hilfe zu halten«. ¹⁷⁶ Fachleute gaben zu bedenken, dass »viele Dinge, die für Europäer oder Nordamerikaner unverzichtbar sind, für den Durchschnittsdominikaner unerreichbare Luxusgüter darstellen, und diese Dinge können sich die Siedler nur dann verschaffen, wenn sie mehr produzieren und verkaufen können, als sie für den Eigenbedarf brauchen«. ¹⁷⁷ Mit anderen Worten, sollten die Europäer nicht mehr erreichen, als auf dem gleichen Niveau wie die Mehrzahl der Dominikaner zu leben, würden sie sich nach Einschätzung der DORSA-Verantwortlichen wie externer Berater einem anderen Zufluchtsort zuwenden. Sollten sie aber auf Unterstützung angewiesen bleiben, konnten sie nicht mit Zuwendungen jüdischer Wohlfahrtsorganisationen rechnen, da diese sich langfristig am Wiederaufbau jüdischen Lebens in Europa und dem Aufbau in Palästina beteiligen wollten.

Auch wenn die DORSA später Sosúa als »sehr bescheidenes Experiment« einstufte, ging es zur damaligen Zeit um einiges mehr. Je unwahrscheinlicher die Aussicht wurde, Hitlers Opfer noch zu retten, desto stärker wurde Sosúa für die daran Beteiligten zum »Humanexperiment« mit nachhaltiger Bedeutung für eine Umsiedlung nach dem Krieg. Als »Retortenexperiment« und »Demonstration für ganz Lateinamerika« sollte es »intensiv [...] darauf hinwirken, die geschlossenen Tore der westlichen Hemisphäre für eine Besiedlung im großen Stil zu öffnen«. ¹⁷⁸ In Anspielung auf die grandiosen Visionen von einem ausdehnungsfähigen, inoffiziellen amerikanischen Imperium, wie es sich einige von Roosevelts Beratern ausmalten, ¹⁷⁹ behauptete die DORSA, Sosúa werde beweisen, »wie praktikabel die Ansiedlung größerer Gruppen in anderen tropischen Ländern« sei. ¹⁸⁰ Zusätzlich bat die DORSA Präsident Roosevelt und Herbert Lehman, den Gouverneur von New York, um Empfehlungen und bekam sie auch von beiden. Ersterer stellte Sosúa als »wichtigen Schritt auf dem Weg zu einer Lösung des weltweiten Flüchtlingsproblems« dar, der andere als »Leuchtzeichen und Wegweiser für regierungsunterstützte Siedlungsbemühungen«. ¹⁸¹

Auch andere US-amerikanische Führungspersönlichkeiten bekundeten diesbezüglich ihre Hoffnungen. James G. McDonald, Vorsitzender des *President's Advisory Committee on Political Refugees* richtete im Januar 1942 einen Brief an die DORSA, in dem er betonte, wie wichtig und bedeutsam die »Anstrengungen in der Dominikanischen Republik als Bei-



Walter Biller beim Schneiden von Butter

spiel dafür [seien], was mittels planmäßiger Flüchtlingsansiedlung erreicht werden kann«. Er fügte hinzu, dass die dortigen großen Fortschritte drei der größten Länder Südamerikas – ohne sie beim Namen zu nennen – dazu bewegt hätten, sich an die DORSA zu wenden, »um die Möglichkeit einer Ansiedlung großen Umfangs in ihren jeweiligen Ländern auszuloten«. Er sei der Überzeugung, die Bedeutung der Siedlungsarbeit in der Dominikanischen Republik gehe »weit über den gegenwärtigen Rahmen des Projekts hinaus«. ¹⁸² Auch die dominikanische Regierung brachte ihre hohen Erwartungen zum Ausdruck. Als der dominikanische Minis-

ter Andrés Pastoriza die Siedlung im Januar 1942 besuchte, erklärte er, dass Leben und Glück tausender Männer und Frauen im kriegszerrütteten Europa vom Erfolg dieser Siedlung abhingen. Nach Ende des Krieges sei eine stärkere Einwanderung erwünscht, womöglich von »Freunden und Verwandten« der Siedler in Sosúa.¹⁸³

Rosen hingegen legte einen eher gedämpften Optimismus an den Tag. Er baute auf Strategien, mit denen er auf der Krim gut gefahren war: Mechanisierung der Arbeit, genossenschaftliche Produktion und Vertrieb, sowie Anbau neuer (zum Verkauf bestimmter) Feldfrüchte.¹⁸⁴ Hinsichtlich der Mechanisierung berichtete er Folgendes:

»Man nehme zum Beispiel einen jungen Mann und beobachte ihn dabei, wie er mit der Machete umzugehen lernt; man sieht, wie er hinter den Einheimischen zurückbleibt; nach kaum einer Stunde möchte er sich schon ausruhen. Ein paar Tage später merkt man, dass er anfängt, aufzuholen. Innerhalb eines Monats hält er mit den Einheimischen Schritt. Bei angemessener Ein- und Zuteilung seiner Arbeitsstunden wird er zunehmend effizienter. Dann fängt er an, einfache Werkzeuge wie etwa einen Kultivator zu verwenden. Wenn er dann Maschinen benutzt, übersteigt seine Leistung die der Einheimischen sogar.«¹⁸⁵

Aber Maschinen kosten Geld, und DORSA musste vieles, unter anderem fast den gesamten Maschinenpark, in den USA einkaufen. Ersatzteile für kaputte Maschinen ließ die DORSA aus New York kommen. Ein Beispiel: Zwar kam ein Großteil des benötigten Wassers in Rohrleitungen von den Hügeln oder einigen wenigen Brunnen,¹⁸⁶ aber die DORSA bohrte für eine zusätzliche Wasserversorgung noch extra Brunnen mit Pumpvorrichtung.¹⁸⁷ Doch gaben die Pumpen manchmal »den Geist auf«, und die Siedler mussten das Wasser mit »Lastwägen oder Eselskarren« transportieren. Im Oktober 1940 schrieben Verwaltungsbeamte aus Sosúa nach dem Erhalt eines dringend benötigten Ersatzteils einen Dankesbrief an den Maschinenhersteller in New York, weil sie nun nicht mehr »47mal am Tag« die Frage »Wann haben wir wieder Wasser?« beantworten mussten. Und sie beschrieben darin auch ihre Freude, »wenn man beim ersten Drehen an der Kurbel das gleichmäßige Brummen des Motors hört. Und sich dann auch noch nach dem Heimkommen *duschen* zu können!«¹⁸⁸

Die Mechanisierung wurde noch zusätzlich gebremst, weil die dominikanische Wirtschaft nicht genügend Tischlerwerkzeug und Elektrogeräte liefern konnte. Große und sogar kleinere Artikel kamen von der Ladenkette Sears in den USA. Im Oktober 1940 bestellte Sosúa dort zum Bei-

spiel einen Kühlschrank, Draht, Zement, Körperstoff, Gurtband, Gießkannen, Taschenmesser, Kaffeemühlen, Benzinkanister mit flexiblen Ausgussstutzen, Zahnpasta und Allwetter-Stiefel, dazu noch Desinfektionsmittel, Besen, einen Rasenmäher, eine Milchwaage und Rattenfallen.¹⁸⁹ Im selben Monat schrieben die Verwalter aus Sosúa nach New York, dass sie in Erwartung einer Ladung Nägel aus New York »vor Ungeduld an den Fingernägeln kauten«. In der Dominikanischen Republik kosteten Nägel doppelt soviel wie in den USA. Außerdem brauchte man noch Kugelgelenke, wetterfesten Draht und vieles mehr.¹⁹⁰ Im Jahr darauf sah die Liste der von der Verwaltung in Sosúa aus den USA angeforderten Dinge ähnlich aus.¹⁹¹

Da infolge des Krieges und der Finanzlage die Einfuhr der meisten Maschinen nicht möglich war, mussten sich die Siedler mit dem verfügbaren Material zufriedengeben. Als Alfred Unger nach dem Besuch landwirtschaftlicher Kurse beschloss, lieber weiter in seinem erlernten Beruf als Möbelschreiner zu arbeiten, stellte er zusammen mit einem Maschinenbaufachmann sein eigenes Arbeitsgerät her. Unter Verwendung von Holz und was sie an Metall fanden oder kaufen konnten, bauten sie eine Tischsäge, eine Standbandsäge und eine Hobelmaschine. Aus der Federung eines alten Autos ließen sich »sehr gute Klingen« für den Hobel machen. Er begann mit dem Bau von Hühnerställen und arbeitete sich dann hoch zu Fenstern, Türen und einigen Möbelstücken, die er in einer kleinen Schreinerwerkstatt anfertigte. Er stellte sogar einen Thora-Schrein für die »provisorische Synagoge« her sowie einen riesigen (über einen Meter breiten) Leuchter für das Channuka-Fest.¹⁹² Wahrscheinlich hat Felix Bauer nur leicht übertrieben, als er schrieb: »Jeder einzelne Nagel und jede Schraube musste in den Vereinigten Staaten bestellt werden.«¹⁹³

Rosens zweite Strategie, die genossenschaftliche Produktionsweise, kam nur mühsam voran, wie eben geschildert. Zwar hatte Rosen als ehemaliger Sozialist in den Siedlungen auf der Krim erlebt, dass Kooperativen zufriedenstellend funktionieren konnten; aber die kooperative Organisation in Sosúa war nicht einfach ein soziales oder sozialistisches Experiment. In den meisten lateinamerikanischen Ländern hatten es die kleinen Grundbesitzer nicht geschafft, mehr als den Eigenbedarf zu produzieren. Wenn also die Einzelfarmen nur den Eigenbedarf deckten, ließ sich mit Gemeinschaftsfarmen womöglich größerer Wohlstand erreichen. Daher gaben sogar einige der von der amerikanischen Regierung nach Sosúa entsandten Experten zu verstehen, dass sie genossenschaftliche Unternehmen für untersuchenswert hielten.¹⁹⁴ Um den Siedlern das Konzept kooperativer Geschäftsmodelle – einschließlich Marketing

und Vertrieb auf gemeinschaftlicher Basis – näherzubringen, bot die DORSA einen Lehrgang auf Deutsch an, in dem die Siedler alles über Geschichte und Ziele europäischer Genossenschaften erfahren konnten, unter anderem über das ›Cooperative Movement‹ im englischen Rochdale Mitte des 19. Jahrhunderts. Die Verbrauchergenossenschaften von Rochdale sollten für die Siedler in Sosúa gleichsam als Vorbild dafür dienen, was sie zu leisten imstande wären.¹⁹⁵ Doch anders als die britischen Arbeiter, über die sie sich kundig machten (oder auch einige ihrer eigenen Verwandten, die sich in Kibbuzim in Palästina niedergelassen hatten), konnten sich diese Europäer nicht mit der Idee eines Lebens in der Gemeinschaft anfreunden. Trotzdem machte man 1941 den ersten größeren Versuch mit einem genossenschaftlichen Unternehmen, nämlich der Molkerei, und die Fortschritte waren so ermutigend, dass man weitere Kooperativen in Erwägung zog.

Die DORSA-Verantwortlichen gingen ziemlich pragmatisch vor. Das Experimentieren mit beiden – kollektiven und individuellen – Formen der Landwirtschaft weist darauf hin, dass man auf der Suche nach einem funktionsfähigen Modell für die künftige Ansiedlung von Flüchtlingen lieber flexibel bleiben wollte. Bei erwiesener Existenzfähigkeit dieser Art der Besiedlung beabsichtigte die DORSA, noch mehr Flüchtlingen damit zu helfen. Sobald man also die Nachteile der Agrargenossenschaften erkannte, wurde privatisiert; als sich zeigte, wie gut Warenproduktion und Vertrieb funktionierten, wenn sie gemeinschaftlich organisiert waren, hielt man daran fest. Ähnlich verhielt es sich mit den gemeinsamen Mahlzeiten in Batey, die zu umständlich wurden, als immer mehr Leute auf ihre Heimstätte zogen; also richtete die DORSA in den neu gebauten Häusern Küchen ein. Diese Umstellungen ergeben nur dann einen Sinn, wenn man sich klarmacht, dass die grundsoliden, praktischen Geschäftsleute, aus denen die DORSA-Leitung in New York bestand, nach einer Lösung für die Flüchtlingskrise suchten; weder versuchten sie eine neue Art von sozialistischen oder jüdischen Kollektiven zu erfinden, noch wollten sie eine Alternative zum Kibbuz bieten.

Die Entwicklung von Rosens drittem Anliegen, nämlich die Entwicklung neuer Produkte und der Anbau zum Verkauf geeigneter Feldfrüchte, verlief wechselhaft. Experten hatten der DORSA dringend geraten, diese Siedlung nicht ausschließlich »unter dem Aspekt der Philanthropie« zu betrachten, sondern ebenso als Investition, weil man dort, anders als fast überall in den Vereinigten Staaten, das ganze Jahr über säen und ernten konnte. Daher könnten die Siedler mit den geeigneten Feldfrüchten und der richtigen Anbaumethode einen »bescheidenen Wohlstand« erreichen.¹⁹⁶ Bis August 1940 hatten die Siedler eine Pflanzung von Zitro-

nengras und Ylang-Ylang-Bäumen angelegt, aus denen sie Öl zu gewinnen hofften.¹⁹⁷ Das Elefantengras, ein ausgezeichnetes Futtermittel für Vieh und Pferde, gedieh bereits prächtig.¹⁹⁸ Die Früchte des Wunderbaums – als Quelle von Rizinusöl – waren inzwischen ebenfalls zum »lukrativen Exportartikel« avanciert.¹⁹⁹ Allerdings war man bei diesen Pflanzensorten auf den Rat von Fachleuten und die anhaltende Unterstützung durch die DORSA angewiesen und überdies von Marktschwankungen abhängig.²⁰⁰

Nach dem Stand vom Juni 1941 hatte die DORSA ungefähr 650 000 Dollar aufgewendet (110 000 Dollar Transportkosten mitgerechnet, die eine andere Organisation bezahlt hatte), um 352 Flüchtlinge in Sosúa anzusiedeln.²⁰¹ Pro Person fielen also Kosten von etwa 1846 Dollar an, weitaus weniger, als die vor dem Krieg vom *Intergovernmental Committee on Political Refugees* geschätzten 4000 Dollar, oder die tatsächlichen Kosten der Palästinabesiedlung, die zwischen 2500 und 6000 Dollar pro Siedler betrug.²⁰² Der Aufwand hielt sich also in Grenzen, die meisten Flüchtlinge schienen sich an das Klima und die Umstände zu gewöhnen und die Gemeinschaft hoffte angesichts kontinuierlicher Bautätigkeit auf weiteres Wachstum. Anfangs hatten die Flüchtlinge noch einen Teilbereich in den Barackenunterkünften als Synagoge genutzt, aber bald errichteten die Siedler eine kleine freistehende Synagoge. Bei der Einweihungsfeier trafen Juden aus Sosúa mit Mitgliedern der jüdischen Gemeinde in Ciudad Trujillo sowie mit Vertretern der dominikanischen Regierung zusammen.²⁰³ Sosúa bot verfolgten Juden einen Hoffnungsschimmer, war aber nur ein Anfang. Auch angesichts ihres größten Problems, wie nämlich mitten im Krieg noch genügend Flüchtlinge in die Siedlung geschleust werden konnten, ²⁰⁴ machte die DORSA »mit Entschlossenheit und Tatkraft« weiter – trotz des plötzlichen, durch nichts zu erschütternden Widerstands aus den USA.



Bei der Passkontrolle

4 Rettungsaktionen – und was ihnen im Weg stand

»Es wäre zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht ratsam, irgendwen aus Deutschland herauszuholen und nach Sosúa zu schicken.«¹

Sosúa, dessen Gründung die DORSA, die dominikanische Regierung, Präsident Roosevelt und das amerikanische Außenministerium als »entscheidenden Wendepunkt« und Vorbild für die Flüchtlingsarbeit bejubelt hatten, blieb auf die kontinuierliche Unterstützung der Vereinigten Staaten angewiesen.² Sowohl die dominikanische Regierung als auch die amerikanisch-jüdischen Hilfsorganisationen brauchten die Bestätigung durch die USA: die Dominikaner aus vielerlei politischen und wirtschaftlichen Gründen, die DORSA und Joint für fachliche Beratung, die unverzichtbaren Transitvisa und politischen Rückhalt. Doch die Vereinigten Staaten blieben nicht bei ihrer ursprünglichen, kooperativen Haltung. Auch wenn bereits mehrfach darüber geschrieben wurde,³ wie sehr die USA sich allgemein dagegen sträubten, die Flüchtlingsquote zu erhöhen, oder sie wenigstens auszuschöpfen, so fällt aus der viel engeren Perspektive Sosúas neues Licht auf die Gesamtproblematik, und gleichzeitig nähern wir uns so dem Kern der Sache an. Es kommen viele unterschiedliche Stimmen zu Wort, die aus der Perspektive der direkt Betroffenen sprechen: die Hilfsorganisationen; Menschen, die ihre Angehörigen zu retten hofften; die verzweifelten Flüchtlinge selbst; Dominikaner, die bereit waren, Flüchtlinge aufzunehmen; und Beamte des US-Außenministeriums. So entsteht der Mikrokosmos einer Welt, in der die verzweifelten Opfer und Retter gleichgültigen oder feindseligen US-Regierungsbeamten gegenüberstanden, als es um Leben und Tod ging.

Für die Schließung von Amerikas viel gepriesenem »goldenen Tor« war eine Mischung aus Nativismus, unsicherer Wirtschaftslage und Antisemitismus verantwortlich. Die Einwanderungsgesetze – und die dazugehörigen Quoten – blieben unverändert. Sie änderten sich weder nach der Verabschiedung der diskriminierenden Nürnberger Rassengesetze im Jahr 1935, noch nach der Annektierung Österreichs im Jahr 1938, und ließen nicht einmal nach dem Novemberpogrom desselben Jahres eine Ausnahme für 20 000 jüdische Kinder zu.⁴ Und auch im Mai 1939 hielt man unerbittlich an ihnen fest, als Großbritannien mit seinem »Weißbuch« die Einwanderung von Juden nach Palästina stark einschränkte. Selbst als in diesem schicksalsträchtigen Mai den über 900 Juden, die

sich an Bord des deutschen Ozeandampfers *St. Louis* befanden, die Einreise nach Kuba verwehrt wurde, schauten die Vereinigten Staaten tatenlos zu – trotz der flehentlichen Appelle der Passagiere an Präsident Roosevelt, sie in den USA an Land gehen zu lassen.

Mit dem Ausbruch des Krieges verschlechterte sich die Situation für die europäischen Juden noch einmal drastisch. Jetzt, da Millionen Juden dem Nazi-Terror ausgeliefert waren, wurde die Auswanderung immer dringlicher, dabei immer weniger realisierbar. Die Anzahl der Juden, die Europa verließen, erreichte 1939 ihren Höhepunkt und sank danach, als der Krieg über sie hereinbrach, wieder ab, weil die Flucht aus einem kriegführenden Land schwieriger und gleichzeitig die Grenzen der an den Kampfhandlungen nicht beteiligten Staaten undurchlässiger wurden. Dazu kam, dass Deutschland, das in seiner offiziellen Politik zwischen Emigration und Ausweisung hin und her geschwankt hatte, nach dem Oktober 1941 allen Juden die Ausreise untersagte; in diesem Monat begannen die Deportationen aus Deutschland und Österreich in die Konzentrationslager. Nach dem Angriff auf Pearl Harbor und dem Kriegseintritt der Vereinigten Staaten im Dezember 1941 waren die meisten Fluchtwege versperrt. In den Vereinigten Staaten entwickelte sich eine fanatische Furcht vor »feindlichen Ausländern«, die den USA Schaden zufügen könnten – sei es in der Karibik, vor allem am Panamakanal, oder im eigenen Land. Am Tag nach Pearl Harbor traf ein Boot voll Visa-Inhabern in Sosúa ein, die von der DORSA empfohlen waren; es sollte die letzte bis zum Ende des Krieges sein.⁵ In einem Ende 1941 verfassten Bericht stellte die *Brookings Institution* fest: »Nur äußerst selten in der Geschichte ist es für politische und rassische Minderheiten so dringend nötig gewesen, sich abzusetzen [...] und nur äußerst selten war die Freizügigkeit der Menschen weltweit so eingeschränkt.«⁶

Schon vor dem Novemberpogrom scheint sich Präsident Roosevelt so für Siedlungsprojekte interessiert zu haben, dass er Isaiah Bowman kontaktierte, damals Präsident der *Johns Hopkins University* (1935-1948). Davor war Bowman bei der Pariser Friedenskonferenz für Präsident Woodrow Wilson tätig und hatte von 1915 bis 1935 die *American Geographical Society* geleitet. Außerdem war er Gründungsmitglied und zeitweiser Direktor des *Council on Foreign Relations*. Laut Roosevelts Außenminister Cordell Hull gab es auf dem Gebiet der Flüchtlingsansiedlung keinen außenpolitischen Berater, »auf den Roosevelt und ich uns stärker verließen«.⁷ Bald hatte sich Bowman einen Ruf als »Roosevelts Geograph« und fachlicher Berater erworben.⁸ Zusätzlich bat Roosevelt ihn um die Mitarbeit an zwei Projekten: 1938 ein privat finanziertes Siedlungsprojekt für Flüchtlinge unter der Ägide der *Johns Hopkins Univer-*

sity, sowie Ende 1942 das »M-Projekt« (»M« für Migration) der Regierung. Ersteres wurde unterstützt von der *Refugee Economic Corporation* (gegründet 1934) und prüfte mögliche Orte für die Unterbringung von Flüchtlingen auf ihre Tauglichkeit. Auf »wissenschaftliches« und »geordnetes« Vorgehen bedacht, ließ sich Bowman von der Dringlichkeit angesichts der explosiven Lage in Deutschland und Österreich nicht beeinflussen. Diese Herangehensweise, die noch zusätzlich durch seinen Antisemitismus verlangsamt wurde, führte schließlich zu dem Vorschlag, Angola auszuwählen, falls Portugal zustimme.⁹ Letztlich befürwortete Bowman nur ein einziges Flüchtlingsprojekt uneingeschränkt, nämlich die Ansiedlung von achtzig Facharbeitern mit ihren Familien in Britisch-Honduras (dem heutigen Belize).¹⁰

Bei Kriegsausbruch wurden besorgte Stimmen laut, die eine Massenbewegung von Millionen von Menschen befürchteten. George Warren zufolge entbrannte eine Diskussion, in der einige außenpolitische Experten aus Europa den Standpunkt vertraten, nach dem Krieg würden die Flüchtlinge wieder heimkehren, wohingegen die Amerikaner der Meinung waren, die Verwüstungen und die darniederliegende Wirtschaft werde Millionen heimat- und obdachlos machen.¹¹ Roosevelt neigte zu letzterem, hielt die Angelegenheit für einigermaßen dringend und prophezeite 1939, dass es nach Kriegsende zwischen zehn und 20 Millionen heimatlose Flüchtlinge geben werde.¹² Als der Krieg immer heftiger tobte, erkannten selbst die eher isolierten Juden in Sosúa, dass sich Millionen auf eine unfreiwillige Umsiedlung gefasst machen mussten. Im Sosúa-Mitteilungsblatt (einem zweiseitigen, maschinengeschriebenen und vielfältigten Nachrichtenblatt) stand 1942 die Meldung, dass wegen der Verwüstungen des Krieges »Millionen Menschen« Europa würden verlassen müssen.¹³ Dennoch hatte von den dreiundneunzig Gutachten über Siedlungsmöglichkeiten, die man beim Flüchtlingsprojekt an der John Hopkins Universität im Schneckentempo erarbeitet hatte, kein einziges praktische Auswirkungen – mit Ausnahme der Sosúa-Studie.

Für Bowman, der darauf bestand, dass die An- und Umsiedlung von Flüchtlingen sich auf verschiedene Orte verteilen, auf ländliche Gebiete konzentrieren und über genügend Kapital verfügen musste,¹⁴ erfüllte Sosúa anscheinend die Bedingungen. Auch ansonsten kam Sosúa Bowmans Vorurteilen entgegen. Als Universitätspräsident setzte er 1942 eine Quote für Juden fest; noch feindseliger war seine Haltung gegenüber Afroamerikanern, die er überhaupt nicht zum Studium zuließ.¹⁵ Er drängte darauf, »die Juden über die ganze Welt zu zerstreuen« und ihre »besten Leute« daran zu hindern, »andauernd danach zu schielen, wie sie in die Großstädte und speziell in die Vereinigten Staaten entweichen könnten«.¹⁶

Sowohl Bowman als auch George Warren, Leiter des *President's Advisory Committee on Political Refugees* – eigentlich Fürsprecher der Flüchtlinge – glaubten, jüdische Siedlungen seien am besten dort zu errichten, wo wenig »Gelegenheit [bestand], in städtische Kommunen hinüberzuwandern«. ¹⁷ Nicht nur weit »verstreuen« sollte man die Juden, auch Vermögen müssten sie mitbringen. Dank dieses Kapitals, so argumentierte Bowman, wäre der Empfang der Flüchtlinge im neuen Land herzlicher, und ihnen als Siedlern wäre es dadurch möglich, Handelsverbindungen zu ausländischen Märkten zu knüpfen. ¹⁸ Sie sollten sich nicht wie Pioniere aus dem 19. Jahrhundert gerieren, sondern zum Motor der internationalen Wirtschaft werden und für neue, florierende Handelsbeziehungen mit den Vereinigten Staaten sorgen. Anders als Rosen, der zur Vorsicht bezüglich wirtschaftlicher Ausbeutung gemahnt hatte, plagte Bowman die Vorstellung, ohne Kapital würden die Flüchtlinge »auf das Niveau der [west]indischen oder Mischlingsarbeiter herabsinken«, wohingegen sie als Vermögende eines Tages einheimische Arbeitskräfte beschäftigen könnten. ¹⁹ Von einer winzigen Siedlung mit europäischen Flüchtlingen im Nordosten der Dominikanischen Republik die Erfüllung all dieser Kriterien zu erwarten, war ziemlich viel verlangt, aber es blieb nichts anderes übrig, wollte man Bowman dazu bewegen, die Gründung zu befürworten. Voller Hoffnung gaben die dringend auf Zufluchtsorte angewiesenen jüdischen Verantwortlichen ihre Zustimmung zu einer landwirtschaftlichen Unternehmung in einem abgelegenen ländlichen Gebiet. Und auch die DORSA gedachte Kapital zu investieren, obwohl die Leitung in der Frage der langfristigen Inanspruchnahme einheimischer Arbeitskräfte uneins war.

Von Sosúa abgesehen, dümpelte die Flüchtlingsarbeit zwischen 1940 und 1942 vor sich hin, während die US-Regierung gleichzeitig ihre guten Absichten beteuerte. Im Oktober 1941 sprach Roosevelt persönlich in einem an Rosenberg gerichteten Brief seine Zustimmung zum Sosúa-Projekt aus. Er gab seiner Hoffnung Ausdruck, »dass dieser bedeutsame Schritt in Richtung einer Lösung des weltweiten Flüchtlingsproblems weitere Kreise ziehen werde«. ²⁰ Einen Monat später ließ der Staatssekretär im US-Außenministerium, Sumner Welles, bei der *Inter-American Jewish Conference* eine Rede verbreiten, in der es hieß, die DORSA habe gezeigt, »dass europäische Flüchtlinge in ein subtropisches Klima umgesiedelt werden und dabei blühen und gedeihen« könnten, nicht ohne den Zusatz, dass die US-Regierung »auf jede erdenkliche Weise, soweit zweckmäßig, mithelfen« wolle, den Flüchtlingen das Erreichen einer »sicheren Zufluchtsstätte« zu ermöglichen. ²¹ Wie der Historiker und Geograph Neil Smith so treffend bemerkte, hatte das *Intergovernmental Committee*

»Roosevelts Segen, aber nicht seine Aufmerksamkeit«. Die Mitglieder des *President's Advisory Committee on Political Refugees* »rannten sich die Köpfe ein [...] am sich quer stellenden Außenministerium«. ²² Die spontane Empörung und das Mitgefühl, mit dem man um die Mitte des Jahres 1942 auf die Meldungen über Vernichtungslager und Massenmorde reagierte, machten schon bald einer »zerstreuten Gleichgültigkeit« Platz. ²³

Doch entstand aus Roosevelts Besorgnis immerhin das streng geheime »M-Projekt« der Regierung unter der Leitung Bowmans, ²⁴ das ab November 1942 die Möglichkeiten für die groß angelegte Ansiedlung von Flüchtlingen untersuchte. ²⁵ Die ungefähr vierzig Fachleute bei diesem Projekt benannten in einer »Wagenladung an Dokumenten und zweitausend Seiten unveröffentlichter Berichte« Zielorte in Lateinamerika, Australien, Kanada und in der Mandschurei; aber die Vereinigten Staaten kamen darin nicht vor (mit Ausnahme von Alaska). ²⁶ Doch gab es in dieser Fülle von Informationen kaum etwas, das einem Handlungsplan gleichkam. Bowman blieb sogar dann noch bei seiner Hinhaltetaktik, als Roosevelt auf Resultate drängte, die er bei der Teheran-Konferenz Ende 1943 vorzeigen könnte. Neil Smith, Bowmans Biograf, zieht das Fazit: »Bowman war nur allzu gern bereit, Notfallrettung und Hilfsmaßnahmen in den Händen der Abteilung für europäische Angelegenheiten im Außenministeriums zu belassen, die sich durch eine besonders obstruktive Politik auszeichnete.« ²⁷ Dort hatte er Verbündete. Beamte im US-Außenministerium errichteten »Papiermauern«, um die Flüchtlinge aus den Vereinigten Staaten fernzuhalten, ²⁸ und, wie sich zeigen wird, auch aus der Dominikanischen Republik. Das Außenministerium »sorgte dafür, dass eine Papierflut die Einwanderung massiv behinderte«: Zum Beispiel waren die Visumsformulare, die Bürgen in den USA für die europäischen Flüchtlinge ausfüllen mussten – noch dazu beidseitig –, mehr als einen Meter lang. Hinzu kam, dass der Bürge den Antrag in sechsfacher Ausfertigung einreichen musste und erst nach sechs Monaten wieder einen neuen Antrag stellen konnte, falls das Außenministerium ihn – ohne Angabe von Gründen – abgelehnt hatte. ²⁹ Auch wenn Außenminister Hull einige Erklärungen herausgab, in denen er die Verfolgung durch die Nazis verurteilte – die Rettungsmaßnahmen selbst überließ er seinem Stellvertreter Breckinridge Long, dessen »Spezialgebiet die Verhinderung« war, ³⁰ und der mit »Ausflüchten und eindeutiger Irreführung« sicherzustellen wusste, »dass nichts geschah«. ³¹ Zusammenfassend beschreibt der Historiker David Wyman die Situation folgendermaßen: »Im Außenministerium herrschte Gleichgültigkeit vor. Die dortigen Beamten, meist alteingesessene Protestanten, tendierten stark zum Nati-

vismus. Unnötiges Mitgefühl wurde nicht gezeigt [...], schon gar nicht [gegenüber] Juden.« Generell verschärfte das Außenministerium die Einwanderungsbestimmungen, erfüllte die Quote nicht und »übte Druck auf lateinamerikanische Regierungen aus, dasselbe zu tun«, auch wenn manche kaum dazu gedrängt werden mussten.³² Besonders der Umgang mit dem dominikanischen Projekt ließ auf der Mikroebene erkennen, welche grundsätzlichen Einstellungen dahinterstanden.

Anfangs hatte das Außenministerium das Vorhaben der DORSA noch unterstützt. Im September 1939 hatte Adolf Berle, der damalige stellvertretende Außenminister, an Rosenberg geschrieben: »Ich versichere Ihnen, dass dieses Projekt sich mit den Auffassungen des Ministeriums deckt.«³³ Auch zu den einleitenden Vertragsverhandlungen im Januar 1940 schickte das Außenministerium seine Repräsentanten. Selbstverständlich lag es jedoch im Ermessen der USA, die von der DORSA Ausgewählten zu akzeptierten oder eben nicht. Das Außenministerium verlangte detaillierte Berichte und bestand darauf, dass jeder Einwanderungsfall erst dann mit der dominikanischen Regierung besprochen werden durfte, wenn die Freigabe durch die USA feststand;³⁴ und aufgrund ihrer speziellen Beziehungen zu den Vereinigten Staaten beugten sich die Dominikaner »in allen Fällen« den Wünschen ihres mächtigen Nachbarn im Norden.³⁵ Diesem maßgeblichen Einfluss bei den Auswahlverfahren zum Trotz schien das Außenministerium nach einem halben Jahr einen anderen Kurs einzuschlagen: Die für Lateinamerika zuständige Abteilung suchte nun die Einreise von Flüchtlingen in lateinamerikanische und karibische Länder zu verhindern, mit der festen Behauptung, diese Gruppen seien von Spionen infiltriert.³⁶

Doch auch ohne diese neuen Verdächtigungen und die Verschleppungstaktik im US-Außenministerium verursachte der Verwaltungsapparat an sich bereits Verzögerungen und stiftete Verwirrung. Wie alle bürokratischen Systeme versetzte oder beförderte auch das Außenministerium seine eigenen Angestellten; doch brachten die Personalwechsel in diesem Falle Nachteile für die Flüchtlinge mit sich. Zum Beispiel verlor die DORSA im Winter 1940/41 ihre relativ wohlwollende Kontaktperson Robert T. Pell, den stellvertretenden Leiter der Abteilung für europäische Angelegenheiten.³⁷ Er war mit Rosenberg zu ersten Verhandlungen mit Trujillos Stab bezüglich Sosúa gereist. Nun wandte sich die DORSA an Alfred Wagg, den Schriftführer des *Intergovernmental Committee*, der ebenfalls mit DORSA-Vertretern zusammengearbeitet und schon Erfahrung mit Sosúa hatte. Doch legte dieser im Herbst 1941 sein Amt nieder. Sein Nachfolger, ein gewisser Mr. Maney, »hatte keine rechte Vorstellung davon, wofür er zuständig war«. Die DORSA »schien keinen offiziellen,

direkten Draht zum Außenministerium zu haben«, just zu dem Zeitpunkt, als »Verhandlungen über Gruppen in Deutschland und den besetzten Gebieten in Gang gekommen waren«. Nachdem sich Rosenberg bei Welles für die Sache eingesetzt hatte, wandten sich die DORSA-Verantwortlichen an die Abteilung für Lateinamerika im US-Außenministerium.³⁸

Nach über drei Jahren des Verhandeln mit dem US-Außenministerium, während der Krieg wütete und die Vernichtungsmaschinerie der Nazis auf Hochtouren lief, schrieb sich Rebecca Reyher, bei der DORSA zuständig für das Tagesgeschäft, ihren Frust von der Seele:

»Wochen und Monate vergingen, und es war uns nicht möglich, die Genehmigung zur Erneuerung bereits bestehender Visa für in hohem Maß gefährdete Personen zu bekommen. [...] Vor der Besetzung ganz Frankreichs gab es dort und in Algier Flüchtlinge, vor allem Angehörige, [...] die wir hätten herüberbringen können, wenn wir die Zustimmung des Außenministeriums gehabt hätten.«³⁹

Ursache für einige dieser Verzögerungen waren spezielle Probleme oder deren Vortäuschung. Schon im April 1940 (also noch bevor die erste Gruppe aus Europa in Sosúa eintraf) gab Robert T. Pell in einem Brief dem Verdacht des US-Außenministeriums Ausdruck, unter den Flüchtlingen aus Deutschland könnten sich Spione versteckt haben.⁴⁰ Die Ministerialbeamten behaupteten zudem, Menschen, deren Familien weiterhin in Europa festsäßen, seien erpressbar und könnten durch Spionage für den Feind als »fünfte Kolonne« amerikanische Interessen in Lateinamerika gefährden, vor allem beim Panamakanal.⁴¹ Im Mai gab Pell der DORSA zu verstehen, dass das Außen- und das Kriegsministerium der Ansicht seien, diese Art von Spionen könnte den USA auch in der Karibik gefährlich werden. Pell behauptete, mit einem ranghohen Offizier gesprochen zu haben, der wiederum behauptet hätte, es sei »kriminell«, wenn die DORSA Menschen »direkt aus Deutschland in die Dominikanische Republik [bringt], die auf der strategischen Hauptkommunikationslinie in der karibischen Region liegt«. ⁴² Im Frühling desselben Jahres wartete die DORSA auf eine Ausnahmegenehmigung vom Außenministerium für eine deutsche Gruppe und war bereit, umgehend Solomon Trone zu entsenden, um für jeden einzelnen persönlich zu bürgen; doch am Ende verweigerten die USA ihnen trotz vorhandener dominikanischer Visa die Einreise.⁴³ Einige Monate später erklärte Breckinridge Long in einer vertraulichen Mitteilung im Zusammenhang mit Flüchtlingen, die in Portugal auf ein Visum warteten: »Unter den Flüchtlingen

befinden sich viele von deutschen Regierungsstellen beauftragte Agenten [...], deren Einreise in die Vereinigten Staaten [...] den Interessen der Vereinigten Staaten zuwiderlaufen würde.«⁴⁴ Offensichtlich nahm die DORSA die Parole von der »fünften Kolonne« ernst genug, um laut Rosenberg bei der Auswahl der Einwanderer extreme Vorsicht walten zu lassen: »Keine Sozialhilfeempfänger; keine trojanischen Pferde.«⁴⁵

Als Deutschland zwischen April und Juni 1940 in Dänemark, Norwegen, den Niederlanden, Belgien, Luxemburg und Frankreich einmarschierte, machten Regierung, Presse, Film und Radio in den USA prompt »deutsche Unterwanderung für die Katastrophe von 1940« verantwortlich und warnten vor einer »fünften Kolonne« in der westlichen Hemisphäre.⁴⁶ Sicher gab es Kollaborateure, wie in Norwegen, aber die US-Behörden gingen doch etwas zu weit. Im August sprach Martin Dies, Vorsitzender des »Komitees für unamerikanische Umtriebe« (*House Committee on Un-American Activities*) die Warnung aus, dass eine Million deutsche Siedler in Lateinamerika sich anschickten, »Südamerika von innen heraus anzugreifen«,⁴⁷ womit er die Hysterie in den Vereinigten Staaten anheizte und dem Außenministerium einen weiteren Vorwand für die Verschleppung der Flüchtlingsangelegenheiten lieferte. Berichte über einen »deutschen Luftwaffenstützpunkt« in Haiti (der sich als Abfüllanlage für Mineralwasser entpuppte), oder eine deutsche Fluglinie in Ecuador, die angeblich den Panamakanal angreifen könnte (mit ihren beiden veralteten Transportmaschinen, aus denen die gesamte »Flotte« bestand), verärgerten lateinamerikanische Staaten, die dagegenhielten, dass »die wahre Bedrohung von der ›sechsten Kolonne‹ ausging, nämlich von Leuten, die an die ›fünfte Kolonne‹ glaubten.«⁴⁸ Im Jahr 1942 hatte diese Hysterie fatale Folgen für über 4000 Deutsche, darunter 88 Juden, die aus Guatemala, Ecuador, Kolumbien, Costa Rica und der Dominikanischen Republik in Internierungslager in den Vereinigten Staaten abgeschoben wurden.⁴⁹ Obwohl spätere Nachforschungen ergaben, dass die meisten sich nicht das Geringste hatten zuschulden kommen lassen, war ihr guter Ruf ebenso dahin wie die Existenz, die sie sich aufgebaut hatten (und die oft von im Ausland lebenden US-Amerikanern zu Schnäppchenpreisen übernommen worden war).⁵⁰ Bezeichnenderweise wurde der Strom derer, die nach Lateinamerika und in die Karibik flüchteten, durch die »Fünfte-Kolonne«-Hysterie erst gedrosselt und dann zum Erliegen gebracht, so dass die Flüchtlinge in Europa in der Falle saßen.

Obwohl die DORSA damit einverstanden war, dass die US-Außen- und Justizministerien sowie die dominikanische Regierung alle ausgewählten Siedler überprüften, verhielt sich das Außenministerium immer feindseliger gegenüber den Flüchtlingen. Immer länger dauerten »nor-

male« verwaltungstechnische Verzögerungen, und am 18. Januar 1941 schickte Pell der DORSA ein Memo, das einen Artikel in einer Washingtoner Zeitung betraf. *The Washington Times Herald* hatte behauptet, in Sosúa »wimmle es« von Nazispionen, was in Washington für negative Reaktionen gesorgt habe. Infolgedessen, führte Pell weiter aus, »wäre es zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht ratsam, irgendwen aus Deutschland herauszuholen und nach Sosúa zu schicken. Mir ist klar, welchem Druck Sie ausgesetzt sein müssen, seitens derer, die ihre Angehörigen aus Deutschland herausholen wollen, aber wir müssen politisch denken und abwarten, bis die momentane Aufregung sich gelegt hat.« Pell erlaubte ihnen, mit den bereits in den Niederlanden befindlichen deutsch-jüdischen Flüchtlingen wie geplant zu verfahren, riet jedoch davon ab, einen Vertreter von Joint nach Deutschland zu senden. Er fügte hinzu: »Wäre nicht dieser Bericht in der *Times Herald* gewesen, hätten wir keine ernsthaften Bedenken gehabt, aber angesichts des durch diesen Artikel entstandenen Schadens würde es meines Erachtens Kritik geradezu herausfordern, wenn man Mr. Trone jetzt sofort nach Deutschland reisen ließe.«⁵¹

Die »Spionage«-Debatte tobte weiter und unterminierte die Emigration aus Europa. Um das gute Verhältnis zum Außenministerium nicht zu gefährden, übernahm die DORSA keine Flüchtlinge mehr direkt aus Deutschland. Außer der allerersten Gruppe von 37 Flüchtlingen, die mit dem Schiff angekommen waren, wurde tatsächlich keine einzige Siedlergruppe mehr direkt aus Deutschland geholt.⁵² Trotzdem schaute ihnen das US-Außenministerium weiterhin sehr genau auf die Finger. Im Oktober 1941 (nachdem Deutschland überhaupt keine Juden mehr ausreisen ließ) setzte sich Avra Warren, Chef der Visa-Abteilung im Außenministerium, mit der DORSA wegen 29 von 149 Personen in Verbindung, die im Besitz eines dominikanischen Visums waren und sich von Lissabon aus auf direktem Wege auf die Insel begeben sollten. Die Visa dieser 29 Leute waren nicht von der DORSA ausgestellt, also könnte es sich um »Spione« handeln. Aus New York schrieb Rebecca Reyher an ihren (geschäftsführenden) Ausschuss: »Die 29 Inhaber dominikanischer Visa, die der DORSA nicht bekannt sind, hätten allergrößte Beunruhigung ausgelöst, und wir haben versprochen, so schnell wie möglich einschlägige Daten über sie zu beschaffen.« Im November schickte Reyher eine Liste mit den Namen dieser 29 Personen an Warren, zur Überprüfung an Bord des Schiffs, »um herauszufinden, ob möglicherweise ein Spion darunter sein könnte.«⁵³ Ein Jahr später schrieb dann George Warren an Avra Warren, nun US-Gesandter in der Dominikanischen Republik, dass mehrere Flüchtlinge überprüft oder überwacht worden waren, »und so gut wie

keiner hat sich den Nachforschungen zufolge als Verschwörer herausgestellt«. ⁵⁴

Ende 1941 führte das Außenministerium eine neue Regelung ein, nämlich, dass »Polen« in die USA einreisen durften, nicht aber in Deutschland Geborene mit polnischem Pass, da man diese als »Deutsche« einstuft – auch wenn die Deutschen dies ganz sicher nicht taten. Von dieser Entscheidung waren theoretisch Tausende betroffen, da etwa 20 Prozent der innerhalb der früheren Grenzen Deutschlands lebenden Juden polnische Einwanderer oder deren Nachkommen waren, von denen kaum einer die deutsche Staatsbürgerschaft erhalten hatte. Die einzige Ausnahme galt für Familienmitglieder, die in eine rein polnische (also aus Polen stammende) Familie, wenn auch in Deutschland, hineingeboren waren: In diesem Fall wollten die Amerikaner Gnade vor Recht ergehen lassen. Für Tschechen galt die gleiche Konstruktion. ⁵⁵

Alles in allem musste die DORSA-Geschäftsstelle zur Kenntnis nehmen, dass es »fast von Anfang an immer wieder Gerüchte, Andeutungen und direkte Beschuldigungen bezüglich möglicher subversiver Aktivitäten in Sosúa gegeben hat«. Außerdem hingen »zusätzliche Einschränkungen« – verhängt unter anderem von der Türkei, lateinamerikanischen Ländern und Großbritannien ⁵⁶ – wohl unmittelbar mit der »Fünften-Kolonnen«-Panik zusammen. ⁵⁷ Nach Pearl Harbor wurden so genannten »feindlichen Ausländern« sogar von der Dominikanischen Republik Beschränkungen auferlegt. Die so klassifizierten österreichischen und deutschen Flüchtlinge mussten, wenn sie älter als 14 Jahre alt waren, Dinge wie Kurzwellenradios und Kameras abgeben und versprechen, den USA weder durch »Wort noch Tat« zu schaden. Außerdem durften »feindliche Ausländer« ihren Aufenthaltsort nicht ohne Genehmigung verändern; die Flüchtlinge mussten also »innerhalb der Grenzen von Sosúa« bleiben. ⁵⁸ Obendrein richtete die Dominikanische Republik ab 1943 eine Zensurstelle für alle Postsendungen ins Ausland ein. Zwar richtete sich diese Bestimmung nicht nur gegen die Flüchtlinge, doch bedeutete es für all diejenigen, die nur Deutsch konnten, eine zusätzliche Erschwernis, jeglichen Schriftverkehr auf Spanisch, Französisch, Englisch oder Portugiesisch abfassen zu müssen. ⁵⁹ Ein in Sosúa lebender Flüchtling, der sich nach Pearl Harbor freiwillig zu den US-Streitkräften meldete, wurde nicht genommen; seine Mutter war in ein Konzentrationslager gebracht worden, und man unterstellte, durch dieses Druckmittel könnten die Deutschen ihn als Spion für sich arbeiten lassen. ⁶⁰ Nie wurde in Sosúa einer entdeckt, der der »fünften Kolonne« angehört hätte; trotzdem beschwerte sich das DORSA-Büro, dass »die US-Regierung ihre Nase ständig in alles steckte, was mit der DORSA zusammenhing«, und merkte zu

den von der US-Gesandtschaft in der Dominikanischen Republik erhaltenen Schreiben an, sie ließen »unverhohlene Angst vor Nazi-Agenten [und] Angst vor Flüchtlingen« erkennen.⁶¹

Auch legte das US-Außenministerium Wert auf Siedler »mit hinreichender Eignung«. Damit meinten sie erstens Leute aus *nicht* besetzten Ländern und zweitens nur solche, die sich zur *dauerhaften Niederlassung* in der Dominikanischen Republik bereit erklärten.⁶² Scheinbar zur Abwehr einer »fünften Kolonne« eingeführt, und im November 1940 bereits fest etabliert, bedeutete ersteres die Ausgrenzung der Flüchtlinge aus allen im Frühjahr 1940 von den Deutschen besetzten Gebieten: Luxemburg, Belgien, den Niederlanden und zwei Dritteln von Frankreich. Das US-Außenministerium hatte stur behauptet, dass es »militärischen Schutzmaßnahmen zuwiderlaufe«, Flüchtlinge aus besetzten Gebieten hereinzuholen.⁶³ Je größer also die Gefahr, desto schwieriger war es für die Flüchtlinge, sich in Sicherheit zu bringen. Das zweite »Eignungskriterium«, die beabsichtigte Sesshaftigkeit in der Siedlung, kam immer wieder zur Sprache. Das Außenministerium wollte vermeiden, dass Flüchtlinge den Aufenthalt in der Dominikanischen Republik nur als Durchgangsstation für die Einwanderung in die USA nutzten.⁶⁴ Auf Weisung des US-Außenministeriums musste die DORSA die Siedler unterschreiben lassen, dass sie »dauerhaft« in Sosúa bleiben wollten. Ohne diese Zusage wurden die unbedingt erforderlichen US-Transitvisa für die Insel verweigert.⁶⁵ Der Frau eines Verwaltungsbeamten aus Sosúa stellte die Einwanderungsbehörde in Miami zum Beispiel misstrauische Fragen, als sie zu einem kurzen Besuch in die Stadt kam. Sie wollten wissen, ob die »eigentliche Aufgabe« ihres Gatten womöglich darin bestand, für in Sosúa lebende Personen US-Einwanderungsvisa zu beschaffen.⁶⁶

Die feindselige Haltung des US-Außenministeriums gegenüber Juden ist inzwischen hinlänglich bekannt. Besonders Breckinridge Long machte Front gegen die Juden als »gesetzlos, intrigant, aufsässig – und in vielerlei Hinsicht unassimilierbar« –, eine in weiten Kreisen der Gesellschaft verbreitete Einschätzung von Juden, die dort als unehrlich, illoyal oder »bolshewistisch« galten.⁶⁷ Allerdings hatten die amtlichen Stellen nicht ganz unrecht mit dem Verdacht, einige Juden in Sosúa würden nur darauf warten, in die USA einzureisen. Im Winter 1940 hatten in der Tat sechzig Siedler ein Visum in die USA beantragt.⁶⁸ Außerdem wurde der Druck sowohl auf die DORSA als auch auf das US-Außenministerium immer stärker, einer begrenzten Anzahl von *Nicht-Siedlern* einen *vorübergehenden* Aufenthalt auf der Insel zu ermöglichen – was das US-Außenministerium eben gerade nicht wollte. Berühmte Flüchtlinge wie Albert Einstein und Thomas Mann setzten sich für »namhafte Flüchtlinge und

Wissenschaftler« ein, und »einflussreiche Personen, darunter [...] großzügige Spender an jüdische Wohlfahrtsorganisationen«, baten um Ausnahme genehmigungen für ihre Verwandten, um eine Zuflucht bis zur Einreise in die Vereinigten Staaten.⁶⁹ Diesen Einzelpersonen in den USA ging es um Soforthilfe, die das US-Außenministerium jedoch mit kaum verhohlener Missbilligung einer Einwanderung von Juden, und unter dem Vorwand von Sicherheitsbedenken, verweigerte.

Die Erfahrungen der DORSA mit dem US-Außenministerium glichen einer Achterbahnfahrt. Ein Beispiel: Dazu gedrängt, auch denen zu helfen, die sich lediglich vorübergehend dort aufhalten wollten, richtete die DORSA 1940 gemeinsam mit der dominikanischen Regierung einen Treuhandfonds ein, »vorbehaltlich der Zustimmung« des US-Außenministeriums. Eine Prüfkommision – der die DORSA, der *International Migration Service*, der *National Refugee Service* sowie das *President's Advisory Committee on Political Refugees* angehörten – empfahl 150 bis 200 sorgfältig ausgewählte Fälle für diesen Treuhandfonds, nur um dann feststellen zu müssen, dass das Außenministerium »ohne jede [...] Vorwarnung, so plötzlich, als sei der Vorhang gefallen«, sämtliche Genehmigungen wieder zurückgezogen hatte. Von der dominikanischen Regierung wurde der DORSA mitgeteilt, dass für Nicht-Siedler keine Visa zur Verfügung stünden. Die Menschen in Europa, für die diese Visa gedacht waren, blieben ihrem Schicksal überlassen. Für die DORSA war klar: »Es besteht Grund zu der Annahme, [...] dass die amerikanische Regierung auf diese Entscheidung der Dominikaner Einfluss genommen hat.«⁷⁰

Im Frühjahr 1940 lehnte das US-Außenministerium deutsche Flüchtlinge ab, reagierte aber mit »postwendender Zustimmung« bezüglich mittel- und osteuropäischer Flüchtlinge, die in England lebten.⁷¹ Nachdem die amerikanische Regierung der DORSA mittels Botschafter Joseph Kennedy »äußerst hilfsbereit und kooperativ« Detailauskünfte bezüglich des Transports geliefert hatte, traf im September desselben Jahres die erste vierzehnköpfige Gruppe aus England ein.⁷² Im Sommer und Herbst 1940 jedoch, als die DORSA eine Gruppe aus den Niederlanden herauszuholen versuchte, gab das US-Außenministerium seine Zustimmung erst nach »monatelangen Verhandlungen mit hunderten von Briefen und Telegrammen«, nur um dann die Ausgabe von US-Transitvisa zu verweigern. Daher »schaffte es nie jemand aus Holland heraus«; nur 21 bis 23 Prozent der niederländischen und anderen dort ansässigen Juden überlebten den Holocaust.⁷³

Und so ging es weiter, mal auf und mal ab. Im November 1940 berichtete Reyher begeistert, dass George Warren bei einem Besuch im US-Außenministerium mit Avra Warrens Assistent in der Visa-Abteilung

gesprachen habe; dieser habe beteuert, man habe »nichts dagegen, wenn Leute in die Dominikanische Republik weiterreisen, deren Dossiers vorgelegt werden«. George Warren interpretierte das als »Startsignal für alle Personen, die derzeit im Besitz eines dominikanischen Visums« sind. Da Deutschland gerade jeglicher Emigration einen Riegel vorgeschoben hatte, betraf dies nur Visumsinhaber in Frankreich, Lissabon, Casablanca oder wohin sie sonst noch reisen durften. Trotzdem machte man sich große Hoffnungen. George Warren fügte sogar hinzu, dass dies »auf jeden Fall heißt, dass wir zwar jetzt noch keine neuen dominikanischen Visa verlangen können [...], doch das wird als nächstes zwischen Weihnachten und Neujahr in Washington zu besprechen sein«. Warren war offenbar zuversichtlich, dass der DORSA in Zukunft eine begrenzte Anzahl dominikanischer Visa zugestanden würde.⁷⁴ Zwei Wochen später machte der japanische Angriff auf Pearl Harbor diese Hoffnung zunichte.

Aber nicht nur die DORSA wurde vom Außenministerium in ihren Hoffnungen enttäuscht, sondern auch ein weiter Kreis von Freunden, Verwandten und Rettungshelfern. Das zeigen unzählige Briefe von Leuten, die versuchten, am US-Außenministerium vorbei den in immer größerer Gefahr schwebenden Flüchtlingen zu helfen. Als 1940 die Nachricht einer möglichen Einwanderung in die Dominikanische Republik die Runde machte, überschwemmten Menschen aus allen Teilen der USA die dominikanische Botschaft und die DORSA mit der Bitte, ihre in Europa festsitzenden Freunde und Verwandten in die Dominikanische Republik einreisen zu lassen.⁷⁵ Manche wandten sich direkt an die dominikanische Botschaft, in Unkenntnis der neuen dominikanischen Einwanderungsgesetze, denen zufolge seit dem Frühjahr 1940 potentielle europäische Immigranten ihren Antrag an die DORSA zu schicken hatten und nur zum Bleiben entschlossene Siedler zugelassen wurden (und nur Trujillo persönlich durfte den Abgelehnten eine Ausnahmegenehmigung erteilen). Dem Gesuch um eine vorübergehende Aufenthaltsgenehmigung, während man auf die Einreise in die Vereinigten Staaten wartete, konnte nicht mehr entsprochen werden.⁷⁶ Solche Briefe kamen nicht nur aus den USA. Zum Beispiel schrieb Erzherzog Otto von Österreich an DORSA-Vertreter und äußerte sich besorgt wegen der »Rettung österreichischer und ungarischer Flüchtlinge [...], die sich in Santo Domingo niederlassen wollen«.⁷⁷

Auch Washington-Insider, Männer mit Macht und Beziehungen, wandten sich an die dominikanische Botschaft und die DORSA. Sogar der Vorsitzende des Komitees für Auswärtige Angelegenheiten, Sol Bloom aus New York, setzte offenbar eher auf die Hilfe der dominikanischen Botschaft als auf die des US-Außenministeriums. Er versuchte

1940 einer polnischen Flüchtlingsfamilie in Triest zu helfen, die »befürchten musste, nach Polen deportiert zu werden«, und verbürgte sich dafür, dass Freunde in den Vereinigten Staaten für deren Unterhalt in der Dominikanischen Republik aufkommen würden.⁷⁸ Auch Senatoren mieden das Außenministerium und richteten ihre Schreiben direkt an die Botschaft oder die DORSA. Zum Beispiel fragte Senator Clyde M. Reed aus Kansas den dominikanischen Botschafter in den Vereinigten Staaten, Andrés Pastoriza, ob die Dominikanische Republik dem Stiefvater seines Leibarztes helfen könnte.⁷⁹ Mit Strenge reagierte das US-Außenministerium auf eine Bitte der berühmten Familie Warburg zugunsten eines jüdischen Flüchtlings. Sie, die zu den wohlhabendsten und wohlthätigsten jüdischen Familien gehörte, hatte darum gebeten, einem ihrer Freunde zu erlauben, sich vorübergehend von Ellis Island zu entfernen und ihr im Oktober 1940 einen kurzen Besuch abzustatten. Das Außenministerium lehnte die Bitte ab und mokierte sich über die »Bande von offensichtlich von den Warburgs angeheuerten Anwälten«, wie sie es nannten.⁸⁰

Nicht einmal ein so berühmter und einflussreicher Mann wie Cornelius Vanderbilt Jr., der amerikanische Millionär, konnte das Außenministerium dazu bewegen, seinen Freund Saul Steinberg in die Vereinigten Staaten einreisen zu lassen. Im Juni 1940 wandte er sich – in zwei Briefen an den Gesandten Pastoriza – an die dominikanische Botschaft in Washington und setzte sich für den sechsundzwanzigjährigen Künstler Steinberg ein. Dessen Werke sollten später die Titelseiten der Zeitschrift *The New Yorker* schmücken. Damals saß Steinberg, der ein Architekturstudium am Polytechnikum in Mailand abgeschlossen und seine Comics bereits in *Life Magazine* und *Harper's Bazaar* veröffentlicht hatte, mit einem rumänischen Pass in Italien fest. Ungeachtet seines Talents, seiner Erwerbsfähigkeit und der Zusicherung Vanderbilts, Steinbergs »Freunde hierzulande« würden in allen Geldangelegenheiten für ihn geradestehen, »macht es ihm unsere Einwanderungspolitik unmöglich, [...] sich [in den USA] niederzulassen«, schrieb Vanderbilt. Daraufhin stellte Pastoriza den Kontakt zur DORSA her, die Steinbergs Einreise in die Dominikanische Republik, allerdings als Ausnahmefall, ermöglichte. Da feststand, dass er keinesfalls Farmer werden würde, blieb er in Ciudad Trujillo.⁸¹

Zusätzliche Probleme behinderten die Rettungsaktionen; zu nennen wären die Schwierigkeiten bei der Beschaffung von Transitvisa, die Sperrung von Fluchtwegen und die angeblich unzureichende Anzahl von Schiffen für den Transport. Nach dem Eintritt der USA in den Krieg machten die Angriffe deutscher U-Boote entlang der Ostküste sowie im

Golf von Mexiko und in der Karibik eine sichere Überfahrt von Europa zum amerikanischen Kontinent unmöglich. Zudem war es sehr kompliziert und kostete viel Zeit, die nötigen Transitvisa zu bekommen. Um in die Dominikanische Republik einzureisen, brauchte ein Flüchtling nicht nur ein dominikanisches Visum, sondern auch ein Ausreisevisum des Landes, in dem er seinen Wohnsitz hatte, sowie Transitvisa für alle Länder, die er auf seiner Reise durchquerte. Ernst Hofeller schilderte den Papierkrieg, den er führen musste, um die Schweiz verlassen zu können: »die Visa [...] mussten von hinten aufgerollt werden. Als erstes und wichtigstes kam das dominikanische Visum. Wenn man das in Händen hielt, bekam man Transitvisa für die USA, dann Portugal, dann Spanien, dann Frankreich – in dieser Reihenfolge. Kein Land wollte die Genehmigung zur Durchreise erteilen, solange man nicht beweisen konnte, dass das nächste einen einreisen ließ.«⁸² Lissabon, von wo aus die meisten Flüchtlinge sich einschifften, wurde zur »Flüchtlingshauptstadt Europas« und »das Nervenzentrum verschiedener Hilfsorganisationen«. Nicht nur war es Hitlers Zugriff entzogen, sondern die portugiesischen Konsuln in vielen Teilen Europas handhabten die Ausgabe von Transitvisa für Lissabon äußerst großzügig. Sie »drückten beide Augen zu«, wenn ihnen Flüchtlinge unechte Einreisevisa (die besonders für Südamerika gehandelt wurden) vorlegten, die sie wiederum von bestochenen Beamten erhalten hatten, und die sich später als unzulänglich erwiesen.⁸³

Das DORSA-Büro in Lissabon spielte häufig den Vermittler bei den portugiesischen Behörden, ein Vorgehen, das Rosen so beschrieb: »ein Alptraum, 57 verschiedene Arten von Visa zu beschaffen – Ausreise, Einreise, Transit, Erneuerung abgelaufener Visa, Revalidierungen – Passprobleme lösen, Transportmöglichkeiten finden, Papierkrieg ohne Ende.«⁸⁴ Mit dem Eintritt Italiens in den Krieg im Juni 1940 war es den Flüchtlingen nicht mehr möglich, auf direktem Weg per Schiff von Italien in die Dominikanische Republik zu gelangen. Daher musste die DORSA sie auf dem Umweg über die USA holen und vorher US-Transitvisa beschaffen, was erneut »direkte und häufige Auseinandersetzungen mit dem Außenministerium« bedeutete.⁸⁵ Ganz allgemein pochten die USA auf die Ausstellung dieser Transitvisa aus Gründen der nationalen Sicherheit. Alle potentiellen Einwanderer in die Dominikanische Republik (und andere lateinamerikanische Länder) wurden überprüft, ob sie für die Vereinigten Staaten eine Gefahr darstellen könnten, und nur die als vertrauenswürdig eingestuft wurden Transitvisa. Flüchtlinge, die zu diesem Zeitpunkt von Lissabon aus aufbrachen, benötigten also ebenfalls US-Transitvisa, weil sie auf dem Weg in lateinamerikanische Hafenstädte einen Zwischenstopp in den USA einlegen mussten; diese Visa wurden

aber nur schleppend ausgestellt. Binnen eines Jahres, bis zum Juli 1941, schlossen die Vereinigten Staaten sogar sämtliche US-Konsulate in den von den Nazis besetzten Teilen Europas und ließen damit die wenigen kostbaren Monate bis zum totalen Ausreiseverbot aus Deutschland im Oktober ungenutzt. Überdies erteilten die USA nun gar keine Transitvisa mehr.

Als einzige »Übergangsstation« auf dem Weg von Europa in die Dominikanische Republik blieb nur Kuba übrig; allerdings verlangten die Kubaner die überhöhte Kautionssumme von 500 Dollar (die man bei der Abreise zurückbekam) und Visagebühren von 40 Dollar. Die Vertreter von Joint hätten es gern gesehen, wenn die dominikanische Regierung bei den Kubanern interveniert hätte, waren aber auch bereit, selbst mit Kuba zu verhandeln.⁸⁶ Zwischenzeitlich versuchte eine andere jüdische Vereinigung in Kuba, die von Joint finanzierte HICEM, die Kaution für die Flüchtlinge zu hinterlegen und sie wieder einzulösen, wenn diese weiterreisen.⁸⁷ Erneut kam es also durch bürokratische Hürden, aber auch wegen der hohen Kosten, zu Verzögerungen.

Durch die Ausweitung der Kriegsgebiete existierten bald gar keine Fluchtwege mehr. Zunächst blockierte der Krieg die Routen über Land im Osten Europas. Dann versperrte Hitlers Angriff im Westen auch andere Fluchtmöglichkeiten. Mit Italiens Kriegseintritt gingen die dortigen Häfen für die Flüchtlinge verloren, und die DORSA baute auf England und Frankreich, wo »die Leute anscheinend noch rauskonnten«.⁸⁸ Bis Juni 1940 waren erst 37 der 250 von Trone in Europa angeworbenen Personen eingetroffen.⁸⁹ Von da an bis Kriegsende gab es aufgrund der Kampfhandlungen kaum mehr sichere Schiffsrouten.⁹⁰ Bis September 1940 schickte die DORSA über 2000 Visa nach Europa, aber aufgrund von Transportschwierigkeiten und der Aussichtslosigkeit, alle nötigen Transitvisa zu bekommen, mussten die meisten Flüchtlinge bleiben, wo sie waren: in Deutschland, Italien oder den Niederlanden.⁹¹

Auch die Schifffahrt wurde immer mehr in Mitleidenschaft gezogen. Die DORSA war auf Schiffe angewiesen, die in nicht am Krieg beteiligten Ländern registriert und nicht im Besitz der USA waren, weil amerikanische Schiffe sich gemäß den Neutralitätsgesetzen nicht in Kampfzonen bewegen durften. Anfang 1940 gab George Warren einen »dringenden Bedarf an Transportmöglichkeiten« bekannt.⁹² Mitte des Jahres bestätigte die DORSA, dass die Einschiffung das »Hauptproblem« bei der Beförderung von Siedlern von England nach Sosúa darstellte: Die Helfer hatten die finanziellen Mittel, aber keine Schiffe.⁹³ Zum Beispiel konnte die DORSA keine direkte Transportmöglichkeit von England in die Dominikanische Republik finden.⁹⁴ Das war auf jeden Fall die Sicht

in der damaligen Situation, doch hat kürzlich David Wyman den angeblichen Mangel an Transportmöglichkeiten eine »glatte Lüge« genannt. Es habe sehr wohl genügend Schiffe gegeben: »Immer wenn die Alliierten Schiffe für nichtmilitärische Zwecke brauchten, trieben sie auch welche auf.« Doch wenn es darum ging, Juden zu befördern, »gab es fast nie Schiffe«.95 1943 führte Breckinridge Long diesen angeblichen Mangel an Transportkapazitäten als Grund dafür an, dass sein Außenministerium so wenige Visa für Flüchtlinge ausstellte.

Dass die Rettungsaktionen nur so schleppend vorankamen, löste bei den jüdischen Hilfsorganisationen zusätzliche Enttäuschung aus, ebenso bei Joint. In New York trafen regelmäßig Telegramme in besorgtem und frustriertem Ton ein, wie zum Beispiel im März 1941 das der Wiener Jüdischen Gemeinde, in dem heftig beanstandet wurde, dass die Einwanderung von »anerkannten Siedlern mit ein Jahr lang gültigem Visum« sich so lange verzögerte. Der Verfasser unterstellte der DORSA, »ausschließlich die Fälle von Freunden und Verwandten« zu bearbeiten.96 New York reagierte umgehend und erklärte, dass es sich um »Gründe außerhalb unseres Einflussbereiches« handelte.97 Im Oktober 1941 beschwerten sich die Verantwortlichen in Wien über das »ständige Übergehen der Auswanderer aus Wien« und konstatierten, dass ein Kontingent von im Jahr 1940 zugelassenen Wienern nie ausgereist war.98

Nicht nur die Wiener waren empört. Im September und Oktober 1941 telegrafierte die DORSA nach Amsterdam, dass nur 66 Personen, die sowohl ein kubanisches Transitvisum als auch ein dominikanisches Visum besaßen, in die Dominikanische Republik einreisen dürften. Die Frustration der Holländer war fast mit Händen zu greifen, da die Inhaber von Ausreisevisa die Niederlande innerhalb einer festgelegten Zeitspanne verlassen mussten; andernfalls verlor ihr Visum seine Gültigkeit: »Ihr Telegramm verursacht [...] eine unmögliche Situation, weil alle, die ein gültiges DORSA-Visum besitzen [...] ausreisen müssen.« Die DORSA müsse »unbedingt« und »sofort« kubanische Transitvisa besorgen.99 In der Tat begann die niederländische Regierung Ende 1941 damit, Juden in das Durchgangslager in Westerbork zu schicken.

Als sich die Lage in Europa immer weiter verschärfte, praktizierte die DORSA tatsächlich eine gewisse Vetternwirtschaft, die man aber auch Loyalität nennen könnte, weil ihr Einsatz ihren Angestellten in einigen Joint-Niederlassungen galt. Wer in Marseille oder Lissabon für Joint oder andere jüdische Auswanderungsvereine arbeitete, oder für die litauische OSE-Kommission (ein von Joint unterstützter Verein, der sich der Kinderfürsorge und -gesundheit widmete), war ebenfalls auf Hilfe angewiesen. Die DORSA in New York wurde mit Gesuchen überhäuft. Um die

Rettung und anschließende Ansiedlung in Sosúa durchführen zu können, wurden zur finanziellen Unterstützung der Joint-Angestellten ihre Angehörigen in den USA kontaktiert.¹⁰⁰ Die DORSA-Schreiben an George Warren, den Mittelsmann zum US-Außenministerium, endeten unweigerlich mit der Vorwegnahme und Zerstreuung von Bedenken seitens der USA: »Wir kennen Mrs. Samuel recht gut, und sie ist stets äußerst gewissenhaft und ehrlich gewesen [...], ihr Charakter makellos. [...] Wir sind überzeugt, dass weder Mr. noch Mrs. Samuel jemals gegen die Grundprinzipien unseres Staates verstoßen würden.« Oder: »Wir hatten ausreichend Gelegenheit, ihn als Mensch zu begutachten und sind bereit, uns in jeder Hinsicht für seinen Charakter zu verbürgen. Wir sind sicher, dass er sich strikt an die Grundsätze unseres Staates halten wird.«¹⁰¹

Gegen Ende 1942 schickte der Vorsitzende von Joint in Lissabon eine Liste von »Führungspersönlichkeiten im jüdischen Gemeinde- und Sozialwesen« an die DORSA, in dem Glauben, es gebe »eine winzige Möglichkeit, San-Domingo-Visa für einige besonders verdienstvolle Fälle im unbesetzten Frankreich« zu ergattern: »Vielen dieser Leute droht nun die Deportation. Wir wären Ihnen sehr verbunden, wenn Sie sich unverzüglich um San-Domingo-Visa für diese Gruppe bemühen würden.« In Unkenntnis der vielfältigen Verzögerungen, die das US-Außenministerium der New Yorker DORSA zumutete, hatte das Lissaboner Büro hinzugefügt: »Wir müssen sicher nicht noch den Umstand besonders betonen, dass [...] es ungemein wichtig ist, rasch zu handeln.«¹⁰² Wenig später antwortete der Schriftführer von Joint, Moses A. Leavitt, mit Bedauern, dass »die Dominikanische Republik anscheinend keine Möglichkeit sieht, irgendwelchen Flüchtlingen irgendein Visum auszustellen.«¹⁰³ Die Dominikaner hätten eigentlich noch mehr Flüchtlinge aufgenommen, waren aber vom US-Außenministerium gedrängt worden, bis Kriegsende keine Visa mehr zu bewilligen. Nur wenige Monate später, im März 1943, verschlimmerte sich die Situation nochmals, weil Avra Warren von der Visa-Abteilung zum Botschafter in der Dominikanischen Republik ernannt worden war und nun seinen Einfluss geltend machte – was bedeutete, dass sich die Aufnahmebereitschaft noch mehr verringerte.¹⁰⁴

Verständlicherweise forderten die Bewohner von Sosúa unablässig Visa für ihre Angehörigen, und die DORSA-Stellen versuchten ihnen zu entsprechen, weil die Verantwortlichen überzeugt waren, dass die Ankunft von »Verlobten oder Ehefrauen oder nahen Verwandten« der Siedler »zur Stärkung des Familienlebens« beitrüge, was wiederum Sosúa zugute käme.¹⁰⁵ George Warren erinnerte Avra Warren in einem Brief daran, dass »von Anfang an [...] alle an Sosúa Interessierten [einsahen]

[...], dass man von den Siedlern nicht erwarten kann [...] Erfolg zu haben, wenn sie sich ständig Sorgen um ihre noch im Ausland weilenden Verwandten machen müssen«. ¹⁰⁶ Sogar Avra Warren schien sich dafür begeistern zu können, »konstruktive Familiengruppen durch die Zusammenführung der Familienmitglieder« zu bilden. Das DORSA-Büro führte als Beispiel Gertrude Fischer an, »ein Mädchen, das eifrig darauf hinarbeitet, Sosúa auf Dauer zu ihrer Heimat zu machen«. Rosen war es gelungen, für ihr einjähriges Pädagogikstudium in Ciudad Trujillo finanzielle Unterstützung von Agro-Joint zu sichern, so dass sie später in Sosúa unterrichten konnte. Allerdings hoffte und wartete sie auf eine Zusammenführung mit ihrem Bruder. »Ganz gewiss wäre Gertrude Fischer eher geneigt, in Sosúa zu bleiben, wenn ihr Bruder ebenfalls dorthin käme.« ¹⁰⁷

Auch andere Sosúaner bemühten sich verzweifelt um die Rettung ihrer Familien. Hermine Kohn Cohnen erinnert sich, dass man ihr und ihrem Mann gesagt hatte, man könne ihre Eltern herüberholen, falls sie sich ihre eigene Farm aufbauen und schnell etwas Geld sparen könnten. Die beiden gaben sich mit einem äußerst kargen Haus ohne Toilette zufrieden und nahmen Extrajobs an, um für ihre Eltern zu sparen. Neben der üblichen Arbeit auf dem Bauernhof stellte ihr Mann Holzkohle her und verkaufte sie als Brennmaterial für die Küche. Auch baute er einen Pferdewagen für sie, mit dem sie auf den angrenzenden Farmen Einkaufslisten einsammelte, in die »Stadt« fuhr, und die dort erstandenen Waren gegen ein kleines Entgelt ablieferte. Um noch zusätzlich Geld zu verdienen, buk sie österreichischen Mohnkuchen und anderes Gebäck. Bald fertigte ihr Mann noch einen Zweispänner an, mit dem Hermine dann zwischen zwölf und fünfzehn Kinder von den Farmen zur Schule kutscherte. Trotz aller immensen Anstrengungen, beiseitegelegten Ersparnissen und schönsten Hoffnungen erhielten ihre Eltern nie die notwendigen Papiere. ¹⁰⁸ Tatsächlich stellte die DORSA »einige hundert« Visa für Angehörige in Europa aus, doch erreichten nur einhundert davon ihr Ziel vor Pearl Harbor. ¹⁰⁹ Die DORSA verfügte über genügend Mittel, um mehr als 1000 Menschen aus Deutschland und den Niederlanden herüberzuholen; alle besaßen ein dominikanisches Visum, hätten aber noch Transitvisa für die USA gebraucht. Die USA verweigerten sie ihnen. ¹¹⁰

Da sie nicht wussten, wie sehr die politische Linie der USA die Rettungsaktionen systematisch ins Leere laufen ließ, fühlten sich die Flüchtlinge in Sosúa Roosevelt zu tiefem Dank verpflichtet. Im zweiten Absatz des Vertrags zwischen der DORSA und der Dominikanischen Republik über die Gründung von Sosúa wurde Roosevelt namentlich als Initiator

der Konferenz von Evian erwähnt, nach der Trujillo 100 000 Flüchtlingen eine Heimat angeboten hatte. Daher hielt ganz Sosúa einen Augenblick inne, als im April 1945 die Nachricht von Roosevelts Tod eintraf. Die Siedler veranstalteten eine Trauerfeier, in der sie des »Befreiers der Menschheit« und der »Inkarnation der Menschenrechte« gedachten. Die Redner fanden ihren »Wortschatz zu arm«, um ihr Gefühl der Dankbarkeit dem Präsidenten gegenüber auszudrücken.¹¹¹

Den einzigen Lichtblick inmitten der Quälerei »in Sachen Rettung« bildete die dominikanische Regierung. Ende 1940 stellte Trujillo weitere 20 000 Hektar in Aussicht, auf denen sich im Laufe des Jahres 1941 noch einmal 1000 Siedler hätten niederlassen können. Wie er aus den Anfangsverhandlungen mit der DORSA wusste, wollte sie keine »Almosen«, sondern dass die Siedler Verantwortung übernahmen; daher schlug er vor, dass die DORSA »als Ausgleich für diese Ländereien Wertpapiere in mäßiger Höhe« ausgab. Aber er bestand auf »einigen hundert Hektar« Land in den Bergen als Geschenk, damit die Siedler sich dort »kurze Ruhe- und Erholungspausen gönnen« konnten.¹¹² Mitten im Krieg, und angesichts einer grundsätzlichen Einwanderungsblockade seitens der USA, wies der dominikanische Botschafter Troncoso auf das anhaltende Interesse seiner Regierung an Sosúa hin, sowie auf deren Wunsch und Bereitschaft, nach Kriegsende »das Bestehende noch weiter auszubauen«. ¹¹³ Überdies hatte die regierungsgesteuerte Presse seit Januar 1940 die Ankunft von US-amerikanischen und DORSA-Würdenträgern begleitet und bejubelt, Einzelheiten des Sosúa-Vertrags wiedergegeben, über Antisemitismus in Europa berichtet und ein Bild der verschiedenen Einwanderer gezeichnet. Die Ankunft von DORSA-Siedlern wurde ebenso angekündigt wie die von spanischen Flüchtlingen und von »Osteuropäern« (höchstwahrscheinlich Juden), die auf eigene Faust gekommen waren. Auch als Trujillo im Juni 1940 der Jugend in Frankreich und England eine Zuflucht offerierte, wurde die Öffentlichkeit darüber informiert.¹¹⁴ Trujillo, sein Beamtenapparat und seine Presseorgane ebneten den Weg für die Flüchtlinge.

»Wir können uns auf die hundertprozentige Kooperation der dominikanischen Regierung verlassen«, berichtete Rosen.¹¹⁵ Stets waren die Regierungsvertreter entgegenkommend, soweit das US-Außenministerium es zuließ. Zum Beispiel erzielte die Dominikanische Republik zwar mehr als die Hälfte ihrer Gesamtsteuereinnahmen durch Einfuhrzölle auf die verschiedensten Waren, von schwerem Gerät bis hin zu Kleidung, Textilwaren und einigen Nahrungsmitteln, aber die Siedler durften Möbel, Werkzeug, Kleidung und Ausstattung zollfrei mitbringen oder einführen – alles, was sie »für ihren persönlichen Bedarf beim Aufbau ihres land-



Warten

wirtschaftlichen Betriebs« benötigten.¹¹⁶ Unter den gegebenen Umständen taten die Dominikaner ihr Bestes. An bürokratische Verzögerungen gewöhnte DORSA-Vorstandsmitglieder lobten die Dominikanische Republik für ihr Tempo und ihre Hilfsbereitschaft. Im März 1940 wurden Visa binnen 24 Stunden bewilligt. Bei einer Sitzung in New York kommentierte eins der Vorstandsmitglieder: »Noch nie habe ich eine vergleichbare Vertrauensbeziehung erlebt [...], vollständig dem Wunsch der dominikanischen Regierung zur Kooperation geschuldet. [...] Wir haben über 300 000 Dollar; sie haben nie etwas davon gesehen; nie haben

sie uns nach einem Kontoauszug gefragt, und sie haben uns vollstes Vertrauen geschenkt. Wir sind der dominikanischen Regierung zweifellos zu großem Dank verpflichtet.«¹¹⁷ Aus Dankbarkeit (und wahrscheinlich in Erwartung anhaltender guter Zusammenarbeit) wählten sie Trujillo in den Vorstand der DORSA. Dass er die Wahl annahm, werteten sie als »neuerliches Zeichen dafür, wie stark er sich für dieses Projekt interessiert, das er so großzügig unterstützt hat.«¹¹⁸ Die zuvorkommende und effiziente Erteilung von Visa ging weiter, so dass ein Mitarbeiter 1941 in einem Memo an die DORSA-Geschäftsstelle anmerken konnte, dass »die dominikanische Regierung bereit ist, Visa praktisch auf Geheiß der DORSA zu gewähren.«¹¹⁹

In den Anfangsjahren bewilligte die dominikanische Regierung etwa 4000 Stück. Diese Papiere haben vielleicht sogar Menschen das Leben gerettet, die sich nicht in der Dominikanischen Republik niedergelassen haben. Manche erhielten dadurch die Möglichkeit, sich vorübergehend auf der Insel aufzuhalten, andere konnten damit Europa verlassen und anderswo Unterschlupf finden. Ein Dankesbrief an das DORSA-Büro (aus den USA) bestätigte, dass das dominikanische Visum »in Barcelona eine große Hilfe war, weil mich die Polizei sonst ins Gefängnis gesteckt hätte, wie es vielen Freunden von mir passiert ist«. Dank des Visums konnte diese Frau die Reise unbehelligt fortsetzen.¹²⁰ Überdies ließen die Deutschen eine Anzahl von Leuten mit lateinamerikanischen Visa in Ruhe, die ihre Einwanderungspapiere von Konsuln bekommen (oder in vielen Fällen gekauft) hatten. Für die Todgeweihten unter denen, für die sich lateinamerikanische Republiken einsetzten, gab es einen Aufschub, weil sie eine potentielle »Austauschmasse« gegen Nazisympathisanten in Lateinamerika darstellten. Obwohl ein solcher Austausch nie stattfand, konnten einige durch die Verzögerung ihr Leben retten. Im Februar 1944 schätzte das *Intergovernmental Committee* die Anzahl der von lateinamerikanischen Konsuln ausgestellten Papiere auf 5000 bis 10 000. Nach dem Krieg lautete die Schätzung des *War Refugee Board*, dass dank dieser Dokumente bestimmt 2000 Menschen überlebt hatten.¹²¹ Viele Jahre später nannte Rosenberg diese Visa bei einer Veranstaltung zu Ehren Trujillos »die reinsten Lebensversicherungspolizen.«¹²² Maurice Hexter gab in seiner Autobiographie eine höhere Zahl an und steuerte seine eigene Interpretation bei: Sosúa

»rettete über fünftausend Juden das Leben. Trujillo hatte uns ermächtigt, Visa für die Dominikanische Republik auszustellen, die es einer Menge Juden im besetzten Europa möglich machten, den Kontinent zu verlassen. Also fuhren sie nach Santo Domingo und konnten von



Bei der Gepäckkontrolle

dort nach Kanada oder in die Vereinigten Staaten weiterreisen. Ohne diese Visa wären sie in den Vernichtungslagern gelandet.«¹²³

Außerdem walteten die dominikanischen Zollbehörden nach Eintreffen der Siedler auf der Insel »zügig« ihres Amtes. Nur einen Tag später erreichten die Flüchtlinge Sosúa: »Alles funktionierte reibungslos.«¹²⁴ Und zuguterletzt wollte die Regierung die Europäer unbedingt zu dominikanischen Staatsbürgern machen. Einem Antrag auf Staatsbürgerschaft wurde entsprochen, wenn man ein Jahr lang als Bonafide-Siedler auf

einer Heimstätte gelebt und mindestens sechseinhalb Hektar Land kultiviert hatte.¹²⁵ Im Januar 1942 besuchte der dominikanische Botschafter in den USA, Pastoriza, die Siedler und ermahnte sie, an der Erweiterung der Siedlung zu arbeiten – als Vorbild für jene, die nach dem Ende des Krieges einen Zufluchtsort nötig haben würden. Er forderte die Siedler auf, dominikanische Staatsbürger zu werden, und sich nicht als Flüchtlinge oder Ausländer zu betrachten. Mit lobenden Worten bedachte er die Geburt von achtzehn Kindern und nannte sie »achtzehn dominikanische Neubürger«.¹²⁶

Wenn überhaupt etwas die Stimmung trübte, so war es die Verwundung, »nahezu Verärgerung« der dominikanischen Regierung, dass die DORSA die Einwanderung nicht beschleunigen konnte.¹²⁷ Wahrscheinlich schrieben die Dominikaner der DORSA viel mehr Macht zu, als sie in Wahrheit besaß. Verständlich war dieser Irrtum allemal, weil der Vertrag von hochrangigen amerikanischen und amerikanisch-jüdischen Persönlichkeiten unterzeichnet worden war, und zwar mit ausdrücklicher Billigung Roosevelts. Auch waren die »byzantinischen« Beziehungsgeflechte innerhalb des Außenministeriums für die dominikanische Regierung nicht zu durchschauen, wenn dies noch nicht einmal den mit Einwanderungsfragen befassten Amerikanern gelang. Zum Beispiel führte Rebecca Reyher im Januar 1941 ein Telefongespräch mit Robert T. Pell vom US-Außenministerium, in dem er die DORSA dringend bat, niemanden aus Deutschland zuzulassen. Er erklärte, es sei wenig aussichtsreich, diese Regelung von seinem Posten aus abändern zu wollen, da seine Kollegen ihn ohnehin »als Sachwalter der Association« (das heißt, der DORSA) ansähen.¹²⁸ Die Führungskräfte in der DORSA ahnten das Vorhandensein solcher Zwistigkeiten, fanden sich aber selten so offensichtlich darin bestätigt. Die dominikanische Regierung blieb da noch viel mehr im Ungewissen.

Im März 1943 bemerkten DORSA-Verantwortliche erste Anzeichen dafür, dass die dominikanische Regierung den Glauben an die Einwanderung aus Europa verloren hatte. Zu diesem Zeitpunkt informierte Rosen Rosenberg, dass Trujillo »mit dem Segen unseres Außenministeriums« mit Puerto Rico Verhandlungen über die Ansiedlung einer »beträchtlichen Anzahl« von Puerto Ricanern in der Dominikanischen Republik geführt hatte. Er fügte hinzu, dass die Puerto Ricaner in punkto Siedlerleben »natürlich [...] eher das Zeug dazu haben als unsere Juden, daran besteht kein Zweifel«.¹²⁹ Rosen machte sich Sorgen, der »große Boss« (Trujillo) könne »der DORSA böse sein, was nicht ganz unberechtigt« sei. Immerhin habe das Kreißen des »Berges« nur eine »Maus« hervorgebracht, und er (Trujillo) sowie andere Leute in der Dominikanischen Republik seien »verständlicherweise enttäuscht.«¹³⁰

Mitte 1941 sahen sich die DORSA-Verantwortlichen mit drei drängenden Problemen konfrontiert: Wegen des Krieges saßen viele Flüchtlinge fest; das US-Außenministerium blockierte alles, was sie unternahmen; und sie verfügten nur über begrenzte finanzielle Mittel. Ihre Sorge war, dass nur wenige der Menschen, die sie retten wollten, die Kriegsgebiete verlassen können oder von der US-Regierung die Genehmigung erhalten würden, sich in der Dominikanischen Republik niederzulassen. Eine weitere Sorge bestand darin, dass sie nicht wussten, wie sie angesichts der steigenden Kosten den Juden in Europa nach dem Krieg helfen sollten. Im Januar 1941 schrieb Rebecca Reyher eine Bleistiftnotiz auf ein Telegramm aus Marseille, das ihr ankündigte, die dortigen Konsul und Vizekonsul der USA seien bereit zu helfen und Transitvisa für einige DORSA-Siedler auszustellen. Einerseits fragte sie sich, ob die dominikanische Republik solche Durchgangslager für die Flüchtlinge gestatten werde, wo sie auf die Fertigstellung zusätzlicher Baracken und Häuser in Sosúa warten könnten. »Andererseits«, meinte sie, sei es vielleicht »billiger, Geld für die Verbesserung der Zustände im Lager Gurs auszugeben – man könnte mit derselben Summe viel mehr Menschen helfen!«¹³¹ Diese gekritzelte Notiz bringt ihre Besorgnis angesichts der Finanzlage ebenso zum Ausdruck wie ihre nur vage Kenntnis der entsetzlichen Zustände in Gurs.

Reyher hat diese Gedanken möglicherweise nie ausgesprochen, und die DORSA setzte nichts davon in die Tat um. Aber zum Zeitpunkt ihrer Abwägung der Ausgaben schlugen sie und andere DORSA-Verantwortliche sich gerade mit der Frage herum, wie Sosúas Zukunft finanziert werden sollte.¹³² Sollte die DORSA sofort hundert Siedler aufnehmen oder mit den zur Verfügung stehenden Geldern den Grundstein für ein umfangreicheres Programm legen, so dass 1000 Menschen im Jahr 1941 aufgenommen werden könnten? Ihr Fazit: »In der Überzeugung, dass bei der gegenwärtigen Weltlage, angesichts so großer Not und nur *einem einzigen realen Projekt*, nämlich dem dominikanischen, das einer großen Anzahl von Menschen eine sofortige Ansiedlung ermöglicht, gemäß einem fairen und annehmbaren Abkommen mit einer freundlich gesinnten Regierung in einer nicht weit von den USA entfernten Region«, kann es »nur eine Antwort geben [...], nämlich dass wir darangehen müssen, den Boden für ein großangelegtes Siedlungsprogramm zu bereiten.«¹³³

Nun brachte Rosen, dem einst die grandiose Zahl von 29 000 Familien vorgeschwebt hatte, seine Bedenken zum Ausdruck, Sosúa über 500 Einwohner hinauswachsen zu lassen. Spätestens im April 1941 – zwei Monate, bevor Deutschland die Sowjetunion überfiel und die ersten Mas-

senmorde an Juden beging – hatte er begriffen, dass der Widerstand des US-Außenministeriums die Einwanderung niedrig gehalten hatte und der Sache auch in Zukunft schaden würde. Auch die kriegsbedingt hohen Preise und der Rückzug einiger Gönner erschwerten die Kostendeckung immer mehr. Für Rosen stand jetzt fest, dass die DORSA ihre Rettungsaktionen nicht im geplanten Umfang würde durchführen können, dass aber nach dem Krieg gewaltige Anstrengungen nötig sein würden, um den Juden zu helfen. Also modifizierte er seine Zielsetzung: Hauptaufgabe der DORSA sei es, zu belegen, dass das »Experiment« gelingen konnte, »europäische Flüchtlinge in der westlichen Hemisphäre unter tropischen Bedingungen anzusiedeln«. ¹³⁴ Sosúas Bedeutung liege nicht in der Anzahl geretteter Menschen, sondern in seinem Vorbildcharakter für die Ansiedlung von Zuflucht Suchenden nach dem Krieg. ¹³⁵ Letztlich hatte die feindselige und obstruktive Haltung des US-Außenministeriums den Ausschlag dafür gegeben, dass aus einer Rettungsaktion ein Experiment für die Umsiedlung von Flüchtlingen in der Nachkriegsphase geworden war.

5 Eingewöhnung in der »Großstadt Sosúa« 1942-1945

»unsere Siedlung in Sosúa ist nur eine winzige Insel im Meer des Elends, aber es sind gerade solche Inselchen, die ein wenig Licht ins Dunkel bringen können.«¹

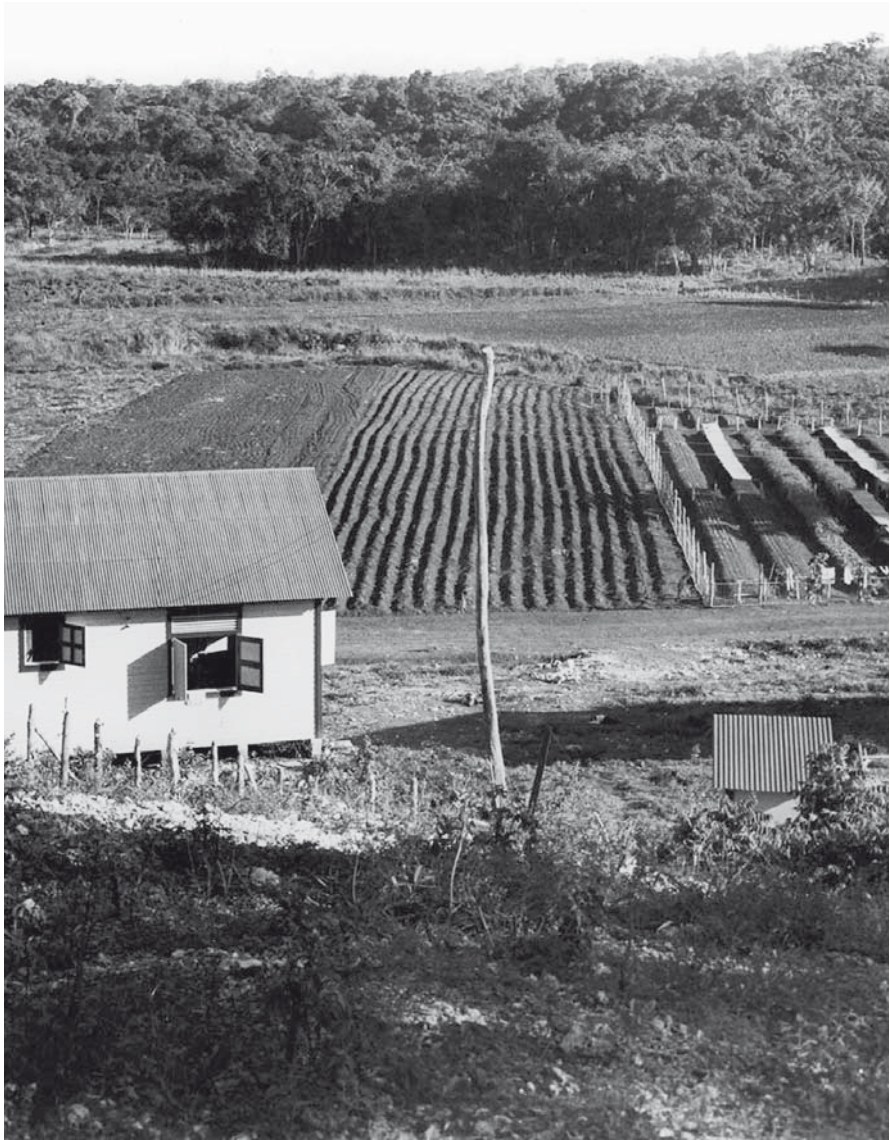
Den Nazis im besetzten Europa entkommen zu sein, hatte für die Flüchtlinge den Verlust der Heimat und ernste Traumata zur Folge, aber als Siedler schufen sie sich mit Hilfe dominikanischer Arbeitskräfte und den Geldern der DORSA ein gut funktionierendes Zuhause. Die meisten überwandern ihre körperlichen und seelischen Nöte und gründeten mit eigentlich ziemlich bemerkenswertem Erfolg eine kleine Stadt, knüpften Beziehungen zu ihren dominikanischen Nachbarn und betrieben Ackerbau und Viehzucht. Obwohl sie wegen des Einwanderungsstops nur eine kleine Gruppe geblieben waren und trotz allerlei Alltagsfrustrationen, für die sie die DORSA oder das Klima verantwortlich machten, erarbeiteten sie sich als Gemeinwesen genügend wirtschaftliche Stabilität, um sich in ihrer wohlverdienten Freizeit sportlich und kulturell betätigen zu können.

Mitte 1943 nahm ein Autor des Mitteilungsblatts von Sosúa seine Leser – ausnahmslos andere Flüchtlinge – mit auf einen Spaziergang durch die »Großstadt« Sosúa. Zunächst verglich er die Anfangsjahre, als jeder reihum eine Weile auf dem Feld, im Stall, in der Molkerei oder der Küche gearbeitet oder »Barackendienst« gehabt hatte, mit »heute«, wo es eine Anzahl von »Selbständigen« gab, die als Landwirte, Gewerbetreibende, Handwerker oder als »Beamte« für die DORSA ihr Brot verdienten.² Danach ging es auf einer nicht ganz ernst gemeinten Tour durch die »Großstadt Sosúa«: Die »Geschäftsstraße« hinunter, vorbei an Kaffeehaus, Friseursalon, Bäckerei, an der Verkaufsstelle der Molkereigenossenschaft, am Sattler, Schuster, Schmied, Spengler, an Kurzwarenhandlung, »Warenhaus«, Schule, Autogarage und Traktorschuppen, und an den Tischlerwerkstätten. Weiter ging die Tour in Richtung »Innenstadt«: Man spazierte an der im Bau befindlichen Pferderennbahn vorbei und gelangte zu den »Wohnhäusern« (den Baracken).³ Ganz in der Nähe befand sich das »Kino« (ein Raum, in dem die Siedler Filme anschauen konnten) mit dem »Nachtlokal« Cinébar. Danach ging man am Krankenhaus vorbei zum »Regierungsgebäude«, der Casa Grande, gegenüber der Stadtbibliothek und dem Redaktionsgebäude (in dem die wenigen Seiten der Zeitung auf der Maschine geschrieben und vervielfältigt wurden). An der

Peripherie von Sosúa angelangt, befanden sich die Ausflügler in »Garden-City«, die ein Hotel und einige »Villen« von Verwaltungsangestellten – den »Staatsbeamten« – vorzuweisen hatte; noch weiter draußen gab es den Pferdestall und den Friedhof.⁴ Die Heimstätten der Siedler lagen in der »Provinz«. Das Fazit des Artikels lautete: Sosúa »macht sich! Und da gibt es noch Leute, die sagen, in Sosúa sei nichts los?!«⁵

Während der drei Jahre, in denen sich Sosúa zur »Großstadt« entwickelte, hatten die DORSA, die Flüchtlinge und die dominikanischen Arbeiter ungeheure Kraftanstrengungen unternommen, um überhaupt so weit zu kommen. Bis zum Juni 1942 war die Anzahl der Siedler auf 472 angewachsen. Aus Deutschland, Österreich, Polen, Russland, der Tschechoslowakei, Luxemburg, Ungarn waren sie geflüchtet, ein kleines Häufchen auch aus anderen westeuropäischen Ländern.⁶ Inzwischen lebten etwa 143 Personen entweder bereits auf einer Farm oder waren kurz davor, von Batey dorthin zu ziehen.⁷ Als sich das Jahr 1942 dem Ende zuneigte, attestierten viele Einwohner ihrer Siedlung »erstaunliche Fortschritte«.⁸ Die DORSA wollte nicht nur Menschen vor der Verfolgung retten, sondern auch ein produktives und lebendiges Gemeinwesen schaffen. Die Verantwortlichen hatten kein langfristiges Fürsorgeprogramm vor Augen; vielmehr verfolgte ihr Projekt den Zweck, den Flüchtlingen bei der Verarbeitung der erlittenen Traumata zu helfen und sie auf einem ihnen völlig neuen Terrain so weit zu schulen, dass sie letztendlich ihren Lebensunterhalt allein bestreiten konnten. Zunehmend gestand sich die DORSA jedoch ein, dass es bei der schrittweisen Gewöhnung der Flüchtlinge an die neuen Anforderungen immer wieder Schwierigkeiten für Personal und Siedler zu überwinden galt. Der allzeit verhalten optimistische Joseph Rosen sah »(Entwicklungs-)Möglichkeiten«, betonte allerdings weiterhin das Experimentelle an der Siedlung. Zunächst beschäftigte ihn, welcher Typ von Menschen da nach Sosúa gekommen war: »Wir müssen das komplexe Problem der physischen und psychischen Neuorientierung von kulturell ziemlich hochstehenden Menschen bewältigen. Deren Anpassungsschwierigkeiten stellen unser größtes Problem dar.«⁹

Was die rein physische Akklimatisierung betraf, erkannte Rosen bald, dass sogar Leute zwischen vierzig und fünfzig sich noch an das subtropische Klima gewöhnen konnten. Die psychische Neuorientierung stand auf einem anderen Blatt. Dazu musste man Menschen auf ein Leben als Farmer vorbereiten, die eine ganz andere Laufbahn im Sinn oder schon eingeschlagen hatten, ungeachtet der Trauer und Enttäuschung, die solch ein plötzlicher Berufswechsel auslösen musste. Eine Umfrage im April 1943 ließ erkennen, dass die Mehrzahl der Einwohner im Handel ausge-



Blick auf ein Gehöft

bildet oder tätig gewesen war – ein für mitteleuropäische Juden typisches Berufsbild –, während die meisten anderen ihren Lebensunterhalt als ausgebildete Handwerker verdient hatten (als Blechschmied, Schuster, Zuschneider, Herren-, Damen- oder Hemdenschneider, Mechaniker, Elektriker). Viele Frauen gaben an, früher Büroangestellte, Schneiderin oder Putzmacherin gewesen zu sein, ohne dass ganz klar wurde, ob sie diese Berufe jemals ausgeübt hatten. Wenn sie überhaupt berufstätig waren, hatten mitteleuropäische jüdische Frauen im allgemeinen ebenfalls eine Beschäftigung im Handel oder kaufmännischen Bereich angestrebt. Nur wenige Sosúaner – sieben Männer und vier Frauen – gehörten akademischen oder Fachberufen an wie Arzt, Rechtsanwalt, Ingenieur, Sozialarbeiter oder Krankenschwester/pfleger; auch das entsprach dem proportionalen Anteil dieser Berufe unter den mitteleuropäischen Juden. Angesichts der vielen jungen Leute unter den Einwanderern überrascht es nicht, dass fünfzehn Männer und drei Frauen sich als »Studenten« bezeichneten, die vor der Machtergreifung der Nazis ein Studium entweder schon begonnen oder geplant hatten.¹⁰ Über die Art von Berufserfahrung, die man in einer Landgemeinde braucht, verfügten sehr wenige Sosúaner: zum Beispiel als Schmied (1), Bauarbeiter (2), Arbeiter(in) in der Würstherstellung (4) oder in einer Fabrik für Obst- und Gemüsekonserven (3), in der Käseproduktion (1), als Pferdehändler (1), Schweinezüchter (4) oder in Ackerbau und Viehzucht (6). Der einzige, der angab, er sei mit Landmaschinen vertraut, war zuvor Händler gewesen, hatte sie also nur verkauft.¹¹ Darüber hinaus vermuteten die DORSA-Verantwortlichen, dass diejenigen, die eine entsprechende Berufserfahrung von sich behaupteten, ihre Kenntnisse wohl etwas übertrieben dargestellt hatten, weil sie unbedingt Europa verlassen wollten.

Eine psychologische Problematik weit größeren Ausmaßes stellten für die Verwalter von Sosúa die erst kürzlich erlittenen Traumata der meisten Flüchtlinge dar. Viele Siedler hatten übelste Behandlungen und den Verlust der Heimat, ihrer Familie und ihrer Lebensgrundlage überstanden, was alles in allem »unweigerlich zu bestürzenden psychischen Eingewöhnungsproblemen führt[e]«. ¹² Andere hatten, in relativ sicheren Ländern, stets in der schrecklichen Angst gelebt, Hitler könne auch ihr Refugium überfallen: Eine Sosúanerin erinnerte sich, wie sie in der Schweiz jeden Donnerstagabend völlig panisch auf gepackten Koffern saßen, weil das Gerücht umging, Hitler würde an einem Freitag einmarschieren.¹³ Eine Anzahl schwer traumatisierter Personen litt unter Depressionen und Angstzuständen sowie anderen Störungen, die man heute als posttraumatisches Belastungssyndrom diagnostizieren würde. Rosen räumte ein, dass »diejenigen von uns, die bei der Umschulung von Flüchtlingen mit-

helfen müssen, manchmal ungeduldig werden, und wir neigen zur Kritik«, fand aber, dass »kollektive und individuelle Organismen von der Natur zwar mit einer staunenswerten Fähigkeit zur Regeneration ausgestattet sind, man aber oft viel leichter einen kaputten Körper, als ein gebrochenes Herz oder eine verletzte Seele heilen kann.«¹⁴ Dr. Israel Kligler, der als ärztlicher Berater für die DORSA 1943 drei Wochen in Sosúa weilte, um das dortige medizinische Zentrum und die Sanitäreinrichtungen zu überprüfen,¹⁵ befürchtete, dass der Gemeinschaft schwierige Aufgaben bezüglich der Rehabilitation bevorstanden: »Viele Leute in Sosúa sind durch die Hölle gegangen [...] bevor sie hierher kamen. [...] Es sind Leute, die aus ihrer Heimat vertrieben wurden, die Qual der Konzentrationslager durchlitten haben. Verständlicherweise ist ihre seelische Verfassung von Angst geprägt.«¹⁶ Im Juni 1943 musste ein Mann aus Sosúa in eine dominikanische psychiatrische Klinik eingewiesen und der erste Selbstmörder begraben werden.¹⁷

Zusätzlich zu den Ängsten und Depressionen machten manche Siedler einen lustlosen und nicht gerade begeisterten Eindruck bei der Arbeit. Die DORSA-Leitung (und zahllose ungeduldige und unerfahrene Nachkriegs-Psychologen und -Sozialarbeiter) legte ihnen die beobachtete Trägheit zur Last und schob sie auf die »langen Zeitabschnitte, in denen sie zuhause und in Lagern untätig und von der Unterstützung durch [...] Institutionen gelebt hatten«. Nach dem ersten Schub an Mut und Energie, der sie um ihr Leben laufen ließ, hatten die Flüchtlinge oft Monate oder Jahre auf der Wanderschaft oder in Flüchtlings- und Konzentrationslagern verbracht, was manche ziemlich passiv, »gewöhnnt an Durchgangslager«, werden ließ. Darüber hinaus schien eine nicht geringe Anzahl der Bewohner von Batey keinerlei »bindende, dauerhafte Verpflichtungen für die Zukunft« eingehen zu wollen, sondern nur daran interessiert zu sein, »zu genießen, was der Tag bringt, weil man nie weiß, was morgen passiert.«¹⁸ Aus Sicht der DORSA verhielt das alles nichts Gutes, aber aus Sicht der Siedler in Batey war es plausibel. Anders als die Inhaber von Heimstätten, die am Erfolg interessiert und beteiligt waren, gingen die Batey-Bewohner lediglich ihrer Arbeit nach und warteten darauf, dass der Krieg zu Ende ging. Die meisten wollten Entscheidungen über ihre Zukunft erst dann treffen, wenn sie mit den in Europa zurückgebliebenen Familien und Freunden wieder vereint waren. Vor nicht allzu langer Zeit waren all ihre Pläne jäh zunichte gemacht worden, unbegreiflicherweise und unwiderruflich; da leuchtet es ein, dass sie auf längerfristige Zukunftspläne nun lieber verzichteten.

Auf die Frage, was denn die Siedler bräuchten, empfahl Dr. Kligler – getreu den gängigen Behandlungsstrategien, die auf das Vergessen setzten

– einen Fachmann der Erwachsenenbildung, jemanden, »der sich gut auskennt mit psychologischen Problemen, und davon gibt es viele. [...] Jemand, der diesen Leuten das Gefühl gibt, Menschen mit Selbstachtung zu sein, die es sich schuldig sind, alles zu vergessen, was ihnen zugestoßen ist und wieder selbstständige Individuen zu werden. Es handelt sich um ein Rehabilitierungsproblem.«¹⁹ In Anerkennung der Unsicherheit bei der DORSA-Leitung, wie die Flüchtlinge am besten behandelt werden sollten – eine Unsicherheit, die später auch in der Nachkriegszeit bei vielen Hilfsorganisationen verbreitet war – meinte er zum Schluss: »Man soll sich gut um sie kümmern, aber sie nicht verwöhnen. Das wird oft verwechselt.«²⁰

Dr. Maurice Hexter, Präsident von Agro-Joint und sein Leben lang in der jüdischen Sozialarbeit tätig, sorgte sich wie Kligler um die psychische Gesundheit einiger Siedler, und genau wie diesem mangelte es ihm diesbezüglich an Verständnis. Nach einem Aufenthalt in Sosúa 1943 machte er sich bei seiner Rückkehr nach New York einerseits Sorgen um die Gemütsverfassung mancher Siedler, betrachtete aber andererseits Sosúa als eine Art Labor, in dem Joint etwas über den seelischen Zustand von Flüchtlingen erfahren konnte. Vor dem Exekutivausschuss der DORSA sagte er: »Wir haben es hier mit Leuten zu tun, die in vielen Fällen seelisch gestört sind. Das sind Kranke, die eine verzerrte Wahrnehmung haben. Wir sollten aus unserem kleinen Experiment dort lernen, mit welcher Art von Problemen vertriebene Menschen überhaupt konfrontiert sind. Ich spiele mit dem Gedanken, ein oder zwei Leute dorthin zu schicken, damit wir ein wenig Erfahrung damit sammeln; denn nach dem Krieg ist es vielleicht nicht schlecht, zum JDC sagen zu können: ›Das sind die Probleme, mit denen wir rechnen müssen.‹ Dann hat all das Geld, das wir ausgegeben haben, seinen Zweck erfüllt.«²¹ Die DORSA-Angestellten konnten Flüchtlingstraumata nicht erkennen und verfügten erst recht nicht über die Ausbildung, um ihnen zu helfen. In dieser Hinsicht bewiesen die Sozialarbeiter von Joint und die Verwaltungsleute der DORSA auch nicht weniger Kompetenz als die meisten damaligen Psychologen, die bis dahin weder eine Terminologie zur Beschreibung der kürzlich erlittenen Traumata entwickelt hatten noch Behandlungsmethoden zur Linderung der Folgen.²² Außerdem mangelte es der DORSA an den nötigen finanziellen Mitteln, um psychologische Hilfeleistungen anzubieten.

Noch etwas anderes fiel den DORSA-Verantwortlichen auf, das die Siedler quälte: die schmerzliche Ungewissheit über die zurückgelassenen Familienmitglieder.²³ Obwohl die DORSA bemüht war, ganze Familien herüberzuholen, war das wegen der schwierigen Visa-Beschaffung oft

nicht möglich.²⁴ Die leidvollen Trennungen innerhalb der Familien führten »zwangsläufig [...] zu komplexen psychischen Problemen bei der Neuorientierung«.²⁵ Manche Siedler gaben die Hoffnung nicht auf, Familienmitglieder in die Dominikanische Republik holen zu können und machten der DORSA die Hölle heiß. Einer, der in einer seltenen Kombination sowohl vom Viehhandel als auch von der Landwirtschaft etwas verstand, drohte damit, Sosúa wieder zu verlassen, sollte er seine Schwester und ihre Familie nicht retten können. Tatsächlich gelang es der DORSA, seine fünf Angehörigen nach Sosúa zu holen.²⁶ Bei den anderen, die nicht so viel Glück hatten, wurden die Befürchtungen immer schlimmer, auch wenn sie nicht genau wussten, was ihren Familien in Europa zugestoßen war.

Bestätigte oder verlässliche Nachrichten über den Holocaust scheinen nicht bis Sosúa gedrungen zu sein. Nach Pearl Harbor kam Lesestoff hauptsächlich aus den Vereinigten Staaten, allerdings in sehr unregelmäßigen Abständen. Außer den lokalen Radiostationen konnten die Siedler auch die eigentlich für die US-Truppen im pazifischen Raum ausgestrahlten Programme des *Armed Forces Network* empfangen, die bis in die Karibik reichten.²⁷ Aber es gab kaum Radioapparate. Ein Siedler, der im Besitz eines Radios war, tippte die wichtigsten Kriegsnachrichten auf der Schreibmaschine ab und »hat sie dann am Mangobaum angeschlagen; und da haben wir dann von der Schlacht um Stalingrad erfahren«.²⁸ Dennoch muss die Kunde vom Völkermord sogar bis zu diesem entlegenen Eiland durchgedrungen sein. Im Sosúaner Mitteilungsblatt vom März 1942 gibt es eins der seltenen Beispiele dafür zu lesen. Es handelt sich um die Zusammenfassung eines Artikels aus der New Yorker *Herald Tribune*, der (wohl kurz zuvor) im Radio gesendet worden war, doch wird Wert auf die Feststellung gelegt, »dass es sich um keine offizielle Mitteilung handelt«. Beschrieben wird darin das Schicksal der Passagiere der *St. Louis*, dem Flüchtlingschiff, das im Mai 1939 von Kuba und nachfolgend von vielen weiteren Häfen abgewiesen worden war und letztendlich nach Europa zurückkehren musste. An einer Stelle ist die Rede von zwei Menschen, die in die Niederlande zurücktransportiert wurden, von wo man sie in ein Vernichtungslager verschleppte.²⁹ Nachrichten, Gerüchte und die mit zunehmender Kriegsdauer ausbleibenden Briefe der Verwandten in Europa schürten bei den Sosúanern die Angst bezüglich des Schicksals ihrer Familien.

Mögen Angst und Traumata ihre Akklimatisierung auch behindert haben, so entwickelten die Siedler doch ihr Gemeinwesen weiter, in Zusammenarbeit mit den Einheimischen. Täglich hatten sie mit dominikanischen Arbeitern zu tun, die auf der Suche nach Jobs nach Sosúa ge-

kommen waren und nun mit ihnen gemeinsam (im Dienste der DORSA) oder für sie (für die selbstständigen ›Heimstätter‹ unter den Siedlern) arbeiteten, die in Sosúa hergestellten Produkte kauften oder die Sosúaner beim Fußball besiegten. Sie begegneten einander in den Küchen, im Hospital, auf den Feldern und Straßen, in den Werkstätten und Geschäften von Batey und gelegentlich auch von Puerto Plata. Zum Beispiel beschäftigte das Hospital in Sosúa elf Siedler und sieben Dominikaner sowie einen beratenden Arzt aus Puerto Plata.³⁰ Und was noch wichtiger war: dominikanische Patienten aus der Gegend wurden dort umsonst behandelt. Im Jahr 1943 registrierte man beispielsweise 8265 Krankheitsfälle von Dominikanern und 5542 von Siedlern (wobei es sich oft um dieselbe Person handelte; eine Person konnte also für fünf Fälle stehen, wenn er/sie fünfmal behandelt wurde).³¹ Aber nicht nur als Farmer, Verbraucher und Patient hatte man miteinander zu tun; manche Siedler suchten sich auch Freunde oder Ehepartner aus der dominikanischen Mittelschicht.

Was bedeutete es nun für weiße Siedler mit ihren europäischen, bürgerlichen Vorstellungen von Arbeit und Lebensstandard, unter viel ärmeren Dominikanern zu leben? Welcher Art waren die Sozialkontakte? Gab es Spannungen? Hatten die Europäer den allgegenwärtigen Rassismus, vor dem sie geflohen waren, mitgebracht? Wie reagierten die Dominikaner in Anbetracht ihrer eigenen komplizierten Einstellungen zur Hautfarbe? Fanden Flüchtlinge und Dominikaner einvernehmliche Lösungen für die diversen Diskrepanzen angesichts der ungleich verteilten Machtpositionen als Arbeitgeber bzw. Arbeitnehmer, und als Nachbarn?

Die Sprache machte die ohnehin komplizierten Beziehungen zwischen den Flüchtlingen und den Dominikanern noch verworrener. Die meisten Flüchtlinge kamen um 1941 an, gingen wieder in den frühen 1950er Jahren und verbrachten ihre Zeit mit anderen Europäern, die Deutsch sprachen. Darüber hinaus haben sich manche vielleicht an ihre Sprache geklammert als einen der wenigen noch mit Europa verbundenen Werten, über den sie verfügten. Der deutsche Schriftsteller und Zionist Arnold Zweig machte in Palästina die Erfahrung, dass er sich nicht ans Hebräische gewöhnen konnte: »Die Leute verlangen ihr Hebräisch, und ich kann es ihnen nicht liefern. Ich bin ein deutscher Schriftsteller und ein deutscher Europäer, und diese Erkenntnis verlangt Konsequenzen.«³² Entsprechend machten manche Flüchtlinge nur sehr langsame Fortschritte im Spanischen. Sie erwarben genügend Grundkenntnisse darin, um mit den Dominikanern arbeiten und Höflichkeitsfloskeln austauschen zu können, aber für ausführlichere Gespräche reichte es nicht. Andererseits lernten die jungen Leute die Sprache sehr schnell, vor allem



In der Klinik

wenn sie noch in die Grundschule in Sosúa gingen, wo Spanisch Unterrichtssprache war;³³ und sie freunden sich mit gleichaltrigen Dominikanern an. Als Jugendlicher besuchte Ernst Weinberg gleichaltrige Jungen zuhause und umgekehrt. Der beste Freund seines jüngeren Bruders war Dominikaner, und die Jungen spielten alle zusammen in dem »großen Haus auf einer großen Farm«, wo das dominikanische Kind wohnte. Sie blieben gute Freunde und sahen sich einige Jahre später wieder, als sowohl die jüdische als auch die dominikanische Familie in die USA übersiedelt war.³⁴

Neben den Sprachbarrieren, die soziale Kontakte untereinander erschwerten, stand auch die DORSA, ob absichtlich oder nicht, der Freundschaft zwischen Siedlern und Dominikanern im Weg. Die Siedler durften sich nicht ohne Genehmigung aus Sosúa entfernen, was generell von der DORSA nicht gern gesehen wurde. Dahinter steckte vielleicht die Befürchtung, es könnte – falls sie Sosúa zugunsten anderer Inselregionen ganz verließen (was einige tatsächlich taten) – unliebsame Reaktionen seitens der dominikanischen Regierung geben; Allerdings scheint das nicht der Fall gewesen zu sein. Ann Bandler Klamka, die im Juni 1941

nach Sosúa gekommen war, äußerte später die Vermutung, diese DORSA-Regelung habe eine »Übergangsphase zur Einstellung auf die andere Mentalität« einkalkuliert, »bevor man in größerem Umfang Kontakt zum dominikanischen Volk herstellen sollte«. Außerdem mussten die Juden in Sosúa bleiben, um die Bedenken der USA abzuschwächen, sie könnten eine »fünfte Kolonne« bilden. Die DORSA bestand sogar auf der Genehmigungspflicht für einen Ausflug ins nur wenige Kilometer entfernte Puerto Plata.³⁵ Zum Glück waren, Horst Wagner zufolge, sonntägliche Ausritte ins Umland erlaubt. Zu Pferd erkundete er das umliegende Ackerland und die Hügel und begegnete dabei auch dominikanischen Bauern. Einmal kam er zufällig an einem schmucken Hof vorbei, schloss mit der ganzen Familie Bekanntschaft (»Sie waren immer sehr nett und freuten sich, wenn mal ein Ausländer zu ihnen kam«) und verliebte sich in die Tochter des Hauses. Einige Monate später heirateten sie in Puerto Plata.³⁶ Wagner war allerdings eine Ausnahme.

Bei der Wahl ihrer Freunde spielte für viele Siedler oft die Klassenzugehörigkeit eine Rolle. Klamka zufolge »versuchten diejenigen, die aus einem intellektuellen und gebildeten Milieu stammten, zu ebenfalls gebildeten Dominikanern [...] Kontakte zu knüpfen, und so ergab es sich auch meistens«. ³⁷ Auch der Beruf brachte die Menschen einander näher. Felix Bauer und seine Frau, eine Krankenschwester, betrachteten Dr. Vasquez, Leiter des Krankenhauses in Puerto Plata, unter dessen regelmäßiger Aufsicht die Krankenstation von Sosúa stand, als guten Freund. Bei der Hochzeit der Bauers fungierte er später als einer der beiden Trauzeugen.³⁸ Entsprechend suchten sich die Heimstättenbesitzer andere Grundbesitzer. Einer, der noch 1967 dort lebte und mit einer Dominikanerin verheiratet war, sagte, er habe sich immer um Kontakt zu Dominikanern, vor allem zu anderen Farmern, bemüht, und zwar auf mehreren Ebenen: zunächst gesellschaftlichen Kontakt und später Ratschläge. Mit den *finqueros*, Bauern wie er, blieb er befreundet, aber im nur einen Katzensprung entfernten, ärmlichen Charamicos war er nie gewesen.³⁹ Überhaupt scheint keiner der Siedler dort Freunde gehabt zu haben, wo die meisten ihrer Hilfskräfte wohnten. Dazu erklärte eine Frau im Rückblick: »In der Regel hatten wir ein sehr freundschaftliches Verhältnis zu den Arbeitskräften. [...] Die Köchin im Hospital war bei allen beliebt, und ihr Baby – Rosita – das dort zur Welt kam, wurde jedermanns Liebling. Ich habe mehrere Fotos von ihr [...], aber enge Beziehungen sind meines Erachtens nicht entstanden.«⁴⁰

Die meisten Flüchtlinge betonten die außergewöhnliche Offenheit und Freundlichkeit der Dominikaner. Sie beteuern, keinerlei Antisemitismus erlebt zu haben und dass das Wort *judío* nicht als Schimpfwort zu werten

war.⁴¹ Dennoch hat die Kompatibilität bezüglich Klasse und »Rasse« nicht sämtliche Unterschiede zwischen den Neuankömmlingen und der einheimischen besseren Gesellschaft ausgeglichen.⁴² Zumindest einer der Flüchtlinge bemerkte eine gewisse Zurückhaltung, ein Zögern, sich mit den Fremden anzufreunden. Ernst Hofeller meinte, »die bessergestellten Dominikaner [...] lehnten uns vollständig und ausnahmslos ab«.⁴³ Er fragte sich, ob sie freiwillig Abstand hielten oder von ihrer Regierung dazu »aufgefordert« wurden.⁴⁴ In den frühen 1950er Jahren lockerte sich diese Reserviertheit ein wenig, und zumindest ein einzelner Sosúaner war Mitglied im »besten Club« von Puerto Plata.⁴⁵

Die Flüchtlinge ihrerseits legten sogar noch größere Zurückhaltung an den Tag als mancher Dominikaner aus der Oberschicht. Mitteleuropäischen Juden fiel es in der Regel ohnehin nicht leicht, sich an eine fremde Kultur zu gewöhnen – auch wenn sie ihrer eigenen ähnlich war, wie in England oder den Vereinigten Staaten –, und sie brauchten Zeit dazu. Bei anderen Juden waren sie als die »Bei unsers« bekannt, weil sie nicht aufhörten, darüber zu reden, dass sich »bei uns« die Leute besser benähmen und alles von besserer Qualität sei. In England verfasste das *German-Jewish Aid Committee* für die Flüchtlinge eine Broschüre mit acht »Geboten«; eins enthielt die Aufforderung, Äußerungen zu unterlassen, »wieviel besser dieses oder jenes in Deutschland gemacht wird«.⁴⁶ In den USA erinnerten sich die Kinder von Flüchtlingen, dass »bei uns« hieß: »kein Kaugummi, kein Softdrink und kein labbriges Weißbrot.« Viele Eltern blickten auf die amerikanischen Bräuche »mit Befremden und Verachtung« und »fühlten sich überlegen«, was es ihnen vielleicht ermöglichte, sich ein Gefühl für ihre Herkunft und ihr kulturelles Erbe zu bewahren, für die »besseren Zeiten« in der Vergangenheit.⁴⁷ Diese Vorliebe für die Kultur, in der sie aufgewachsen waren, mag bewusst oder unbewusst auch die soziale Integration in die neue fremde Umgebung verlangsamt haben.⁴⁸ Trotzdem muss man gerechterweise sagen, dass einige Siedler prompt Kritik an der »bei uns«-Mentalität der anderen übten.⁴⁹

Um die kulturelle Engstirnigkeit mitteleuropäischer Juden zu überwinden, hätte es Zeit gebraucht, jedenfalls länger als die wenigen Jahre, die seit ihrer Ankunft vergangen waren. Heute wissen wir, dass der Anpassungsprozess in einer neuen Kultur oft Generationen dauert. Mitteleuropäische Juden unterschieden sich auch immer eindeutig von anderen Juden, zum Beispiel in Palästina.⁵⁰ Auch waren sich viele Siedler nicht sicher, ob sie auf der Insel bleiben wollten, und zögerten vielleicht deshalb, sich auf neue Freundschaften einzulassen. Außerdem waren die meisten von ihrer Herkunftsgesellschaft zunehmend ausgegrenzt, schließlich ausgestoßen und dadurch immer mehr auf ihre eigene abgeschlos-

sene Welt zurückgeworfen worden, in der das soziale Leben nur noch aus der Familie und jüdischen Freunden und Vereinen bestand. Dass man sich nach solchen Erfahrungen unter Juden am wohlsten fühlt, leuchtet unmittelbar ein. Kaum einer würde sich nach der Ankunft an einem neuen, fast ausschließlich von Juden bewohnten Ort sofort nach außen orientieren und nicht-jüdische Freunde suchen.

Dessen ungeachtet könnten europäische Vorurteile gegenüber Farbigen ebenfalls eine Rolle gespielt haben. Luis Hess, der erste Jude in Sosúa, der eine Dominikanerin heiratete, zog 2006 rückblickend das Fazit, dass die vorhandenen Vorurteile dem gesellschaftlichen Umgang und Ehen mit Dominikanern deutliche Grenzen setzten: »Es gab Leute unter uns, die offenbar vergessen hatten, was den Juden in Deutschland ange-tan worden war. Sie hatten ein geradezu koloniales Verhältnis zu den Einheimischen.« Sein Sohn sprach von einer »sanften Apartheid« in Bezug auf die Einstellung mancher Siedler.⁵¹ Trotzdem kam es zu etwa einem Dutzend gemischter Ehen, und andere Flüchtlinge lebten mit ihren dominikanischen Frauen und Kindern ohne Trauschein zusammen.⁵² Es muss also vor den Eheschließungen freundschaftliche Kontakte – besonders zwischen jungen jüdischen Männern und jungen Dominikanerinnen – gegeben haben, die nachher auch die jeweiligen europäischen und dominikanischen Freunde und Verwandten umfassten.

Jedenfalls wurden die Veranstaltungen in Sosúa, von kleineren lokalen Anlässen bis hin zu größeren politischen Versammlungen, von Siedlern und Einheimischen gemeinsam besucht. Auf der ersten Silvesterfeier spielte eine dominikanische Band, und an Neujahr kamen »Gäste aus Puerto Plata« zu einer weiteren Tanzveranstaltung.⁵³ Auch wurde für Dominikaner und Siedler gemeinsam ein Tanzabend mit einer dominikanischen Tanzkapelle veranstaltet.⁵⁴ Manchmal spielten Siedler bei den dominikanischen Musikern mit, zum Beispiel bei einem Kabarettabend sowie bei einem Kammermusikkonzert unter freiem Himmel, dargeboten von einem Wiener und drei höheren dominikanischen Beamten, die alle nur zum Vergnügen spielten.⁵⁵ Überdies waren das Club-Haus und das Kino in Sosúa für Dominikaner (sofern sie es sich leisten konnten) ebenso zugänglich⁵⁶ wie die von den Siedlern organisierten Ausstellungen dominikanischer und spanischer Künstler.

Auch beim Sport konnten Dominikaner und Flüchtlinge sich treffen. Auf Einladung eines dominikanischen Freundes machte eine aus drei Freunden bestehende Turntruppe ihre Gymnastikübungen in einem kleinen Saal in Puerto Plata. Einem der Beteiligten zufolge bauschte ein Beitrag in der Lokalzeitung das zu einem »tollen europäischen Olympiateam« auf, inklusive Photos.⁵⁷ Als noch beliebter erwiesen sich sportliche



Siedler marschieren bei einer dominikanischen Parade mit.

Wettkämpfe. Eins der Basketballteams aus Sosúa trat gegen ein Team aus Puerto Plata an, was »in reichlich freundschaftlicher Rivalität und noch mehr freundschaftlichen Beziehungen zwischen den Jugendlichen aus Sosúa und Puerto Plata [...] resultierte«. Bei einem Schaukampf im Juli 1945 spendeten Spieler und Zuschauer je 25 Cent für Hilfsmaßnahmen für die europäischen Juden in den Wirren der unmittelbaren Nachkriegszeit.⁵⁸ Auch eine Fußballmannschaft gab es in Sosúa, die zu Wettkämpfen auf der ganzen Insel antrat. Am Anfang verloren sie noch gegen ein Team aus La Vega, schafften es aber 1943 und 1944 auf den dritten Tabellenplatz in der Dominikanischen Republik.⁵⁹ Ferner lockten Pferderennen auf der selbst angelegten Rennbahn nicht nur Zuschauer »aus der Provinz« an, sondern brachten auch den »Markt für die Zucht der Siedler in Schwung. Mehrere in Sosúa gezüchtete Pferde, die anlässlich der Rennen verkauft worden waren, [gewannen] Preise auf der [...] Rennbahn in Ciudad Trujillo.«⁶⁰ Schließlich gründeten die Siedler 1946 einen Sportverein mit 95 Mitgliedern und Unterabteilungen für Basketball (Männer und Frauen), Gymnastik (Frauen), Tischtennis, Badminton und Fußball; zudem unterhielt man Kontakte zu dominikanischen Sportvereinen in Puerto Plata, Santiago und Ciudad Trujillo.⁶¹

Einige Sosúaner bauten auch Geschäftsbeziehungen zu Dominikanern auf. Horst Wagner fuhr mit seinem »Taxi« zunächst andere Flüchtlinge und hauptsächlich ortsansässige Dominikaner nach Puerto Plata, oft in das dortige Krankenhaus. Als das Geschäft immer besser lief, kaufte er einen winzigen »Autobus« und tauschte diesen später gegen einen Lastwagen (in den er einen Kühlschrank einbauen ließ). Mittlerweile kannte er die umliegenden Städtchen und verkaufte Molkereiprodukte und Fleischwaren an Ladeninhaber von Santiago bis Moca und La Vega und bis ins Bergland hinein.⁶² Wagner hatte mehr Unternehmungsgeist und war weniger isoliert als viele andere Sosúaner, vielleicht auch, weil er eine Dominikanerin geheiratet und in kürzester Zeit seine Sprachkenntnisse stark verbessert hatte.

Viele Sosúaner ließen es jedoch nicht beim Sport bewenden, sondern nahmen an Distrikt-Versammlungen in Puerto Plata teil, fungierten als Gastgeber bei Veranstaltungen in Sosúa und begingen die dominikanischen Nationalfeiertage. Zum Beispiel brachte eine agro-politische Versammlung, die am 27. Juni 1943 in Sosúa stattfand, Siedler und Dominikaner aus den Nachbargemeinden zusammen, und die Flüchtlingszeitung berichtete stolz, die »rege Beteiligung Sosúas« habe bei den »einflussreichen Kreisen Puerto Platas viel Anerkennung und Wohlgefallen hervorgerufen«⁶³ Ebenfalls 1943 stellte die Siedlung ein Komitee zusammen, das die Teilnahme Sosúas am Centenario, der Hundert-Jahr-Feier

der Unabhängigkeit der Dominikanischen Republik von Haiti, für das Jahr 1944 vorbereiten sollte.⁶⁴

Die Sosúaner versuchten auch in ihrer Schule, bei Musik- und Kunstdarbietungen und sogar im Zusammenhang mit den jüdischen Feiertagen der dominikanischen Kultur Aufmerksamkeit zu verschaffen. Das jüdische Mitteilungsblatt bemühte sich beispielsweise im Jahr 1945, als Purim und der dominikanische Unabhängigkeitstag zusammenfielen, Gemeinsamkeiten zwischen dem jüdischen und dem dominikanischen Feiertag zu finden. Der Sprecher der jüdischen Gemeinde wies darauf hin, dass die beiden Völker der Freiheitskampf verbinde (und dankte bei dieser Gelegenheit dem dominikanischen Diktator, der »uns ein Leben in Freiheit erst wieder möglich gemacht hat«).⁶⁵

Abgesehen von Freundschaften, offiziellen Begegnungen und flüchtigen Bekanntschaften fand Interaktion zwischen Flüchtlingen und Einheimischen jedoch hauptsächlich bei der Arbeit statt. Dabei mussten die DORSA-Verwalter zu ihrem Bedauern mitansehen, wie arrogant die Flüchtlinge sich den dominikanischen Arbeitern gegenüber benahmten. Solomon Arons, der amerikanische Beauftragte vor Ort, reagierte mit der ärgerlichen Bemerkung, einige »Siedler benehmen sich nicht gerade höflich gegen die arbeitende Bevölkerung, und halten sich für die höherstehende Rasse«. Arons rügte sie mit den Worten: »Gerade ihr, ausgerechnet das Volk, das aus Deutschland verjagt und auf diese Weise behandelt wurde, gerade ihr solltet euch anders verhalten.« Daraufhin schwenkten die Siedler in ihrer Argumentation um und bezeichneten sich nun als »kulturell höherstehend«, was wiederum Arons veranlasste – vielleicht in Anwendung einer Art psychologischen Umkehrprinzips, auf jeden Fall aber im Rahmen der Rassendiskussion jener Zeit –, so zu argumentieren: »Eben deswegen solltet ihr euch anständig benehmen. [...] Die Einheimischen spüren diese Einstellung und sie missfällt ihnen. Die Einheimischen sind eine sehr stolze Rasse.«⁶⁶

Erschwerend kam hinzu, dass die DORSA selbst einheimische Arbeitskräfte nach Belieben einstellte und entließ, um Geld zu sparen. Eugene Rosen, der Sohn Joseph Rosens, prangerte diese Praktik 1943 als »falsches Wirtschaften« an, das die dominikanischen Arbeiter verärgere. Seiner Ansicht nach hätte der »Einsatz von ein wenig Wirtschaftskompetenz« für »eine regelmäßige Beschäftigung« gesorgt. Seine Sorge war, dass aufgrund der nur zeitweisen Beschäftigung den Einheimischen eher Verelendung drohte statt der angestrebten »nachbarlichen Haltung« ihnen gegenüber und befürchtete, aus Not und Ungewissheit könnten »Unzufriedenheit und Ressentiments gegen die DORSA und »diese Juden« erwachsen. Darüber hinaus verstand er die DORSA zwar als philantrop-

pische Organisation, begriff aber, dass die Dominikaner sie wohl als »amerikanisches Unternehmen« betrachteten. So gesehen »sind wir keine »guten Nachbarn«.⁶⁷

Binnen zwei Jahren wurde offensichtlich, dass die Flüchtlinge, so sehr sie sich auch anstregten, bei der Feldarbeit auf die dominikanischen Helfer angewiesen waren. Der DORSA passte das ganz und gar nicht, da ihre Absicht gewesen war, die Juden selbst das Land bestellen zu lassen. Der Leiter von Agro-Joint in New York, Maurice Hexter, riet den Siedlern dringend von der Einstellung dominikanischer Arbeitskräfte ab;⁶⁸ doch angesichts der tatsächlichen Situation räumte die DORSA 1943 ein, dass »alle Heimstätten-Siedler einheimische Hilfskräfte anheuern, sie sagen, allein schaffen sie es nicht.«⁶⁹ Im Jahr 1944 meldete der DORSA-Direktor in Sosúa, dass »in vielen Fällen« sogar die Ehefrau des Heimstättenbesitzers »eine einheimische Hilfe für die schwere Hausarbeit« beschäftigte.⁷⁰ Das überrascht nicht, wenn man bedenkt, dass viele zuhause in Europa ebenfalls solche Haushaltshilfen gehabt hatten, und dominikanische Arbeitskräfte nicht viel kosteten. Auch in Batey wurden immer mehr Dominikaner eingestellt, je mehr das dortige Kleingewerbe florierte. Diesen Zustand fand Hexter »unverzeihlich«, da für ihn die in Batey ansässigen Menschen Sozialhilfeempfänger waren, denen die DORSA ihre Betriebe, Mahlzeiten, Kosten für ärztliche Versorgung und andere Ausgaben immer noch subventionierte und zusätzlich ein monatliches Taschengeld auszahlte.⁷¹ Die DORSA in Sosúa war wohl anderer Meinung, denn sie stellte Dominikaner ein, um mit diesen zusätzlichen Arbeitskräften die Produktionsleistung der Betriebe zu erhöhen. 1945 ruderte Hexter ein wenig zurück. Noch immer behagte es ihm nicht, »einheimische Arbeitskräfte auszubeuten, selbst wenn diese davon profitierten«. Die örtliche DORSA sollte weder dominikanische Arbeiter beschäftigen, noch Betriebe bezuschussen, die das taten. Allerdings meinte er, es sei etwas anderes, wenn die Werkstätten in Batey sich zu Siedlergenossenschaften zusammenschlossen – sie wären dann keine DORSA-Betriebe mehr, und daher wäre die Beschäftigung einheimischer Arbeiter möglich.⁷²

Darüber, wie die dominikanischen Arbeiter aus dem nahen Charamicos zu all dem standen und sich äußerten, gibt es nicht so viele Aufzeichnungen wie über Äußerungen von Juden in Sosúa, aber dennoch ist ihre Geschichte »ebenso Teil der Geschichte [Sosúas] [...] wie die Juden selbst«,⁷³ denn die Flüchtlinge waren auf die Hilfe und Unterstützung der Dominikaner angewiesen. Umgekehrt, auch wenn die Machtverhältnisse nie ausgeglichen waren, brauchten die Dominikaner Arbeitsplätze. Es sprach sich herum, dass in Sosúa Jobs zu haben waren, und Charamicos wuchs zusehends. Die ursprünglich aus Puerto Plata stammende

Ana Julia Hess, die dominikanische Frau des jüdischen Siedlers Luis Hess, erklärte, dass die meisten Einwohner Charamicos' von den Kleinbetrieben in Sosúa angelockt und beschäftigt wurden und dadurch ein sicheres Auskommen hatten. Vor Sosúa »gab es nichts in Charamicos«.74 Insofern brauchten die Siedler und die Dominikaner einander. Hexter hatte ganz recht damit, dass Sosúa für dringend benötigte Jobs sorgte. Bereits im Juli 1945 scheint sich die Zahl dominikanischer Arbeitskräfte so weit erhöht zu haben, dass sie einen kurzen Streik organisieren konnten, bei dem es um Lohnnachzahlungen aufgrund eines jüngst verabschiedeten Gesetzes ging.75 Im allgemeinen zahlten die Siedler jedoch genauso viel oder sogar mehr als dominikanische Arbeitgeber.76 Doch auch wenn ein paar Unternehmen in Batey dominikanische Arbeitskräfte beschäftigten, die auf ihre Arbeit und das, was sie herstellten, stolz waren – die Kluft zwischen dem Lebensstandard der jüdischen Siedler, begünstigt durch ihre amerikanischen Glaubensgenossen und später durch steigende Bodenpreise, und dem ihrer Nachbarn in Charamicos war nicht zu übersehen.

So unerlässlich die Arbeitskraft der Dominikaner für die Siedlung war, ohne die Unterstützung durch die DORSA hätte Sosúa ebenfalls nicht überleben können. Obwohl es in Sosúa drei verschiedene Geschäftsmodelle gab – Genossenschaften, von einem einzelnen oder partnerschaftlich geführte Unternehmen und solche mit der DORSA als Träger – förderte die DORSA die ersten beiden und übernahm für letztere die Kosten ganz.77 Kooperativen aufzubauen brauchte Zeit; ein Beispiel dafür ist die Molkereigenossenschaft CILCA, in der die Farmer ihre Milch an die Molkerei lieferten und dafür am Erlös der Produkte im Vertrieb beteiligt wurden. Auch bei der CILCA übernahm die DORSA jahrelang die Unkosten und den Transport. Ebenso stand die DORSA einer Schweinezucht-Genossenschaft, zu der sich Ende 1942 drei Siedlergruppen zusammenschlossen, mit Rat und Tat zur Seite.78 Auch Einzelpersonen brauchten Zeit und die Hilfe der DORSA, um ihre eigenen Firmen gründen zu können: Die Partner Safrin-Lichtenstern destillierten ätherische Öle (unter anderem Zitronengras); K. König fertigte Matratzen, Polster- und andere Möbel an; E. Schreiner war Blechschmied; und die Brüder Sonnenschein stellten Besen und Bürsten her. Sie alle beschäftigten ebenfalls noch zusätzlich Arbeitskräfte. Die Liste der Geschäftsinhaber umfasst des Weiteren »ein kleines, einfaches Gästehaus«, einen Laden für Flechtwerk aus Stroh, eine Schneiderei, eine Sattlerei sowie fünf Leute, die kleine Holzartikel herstellten und manchmal ebenfalls noch eine Hilfskraft benötigten. Keiner von ihnen hätte ohne die Zuschüsse der DORSA existieren können.79

Darüber hinaus wurden diejenigen Flüchtlinge, die – sei es aus Unfähigkeit oder aus Interesselosigkeit – keine eigene Heimstätte übernehmen konnten oder wollten, von den DORSA-unterstützten Betrieben angestellt und ausgebildet. Da viele Flüchtlinge von sich behauptet hatten, Kenntnisse im Nähen, Schneidern und ähnliche Fertigkeiten zu besitzen, fasste die DORSA ein verarbeitendes Gewerbe für sie ins Auge.⁸⁰ Der 1942 gegründete »Sosua Fibre and Crafts Shop« fertigte Handtaschen, Hausschuhe, Tablettts, Puppen und Spielzeug im Stil der »Alten Welt« sowie Kleinartikel aus »neuem tropischen Material« wie Palmstroh, Sisal, Bambus und Tropenholz.⁸¹ Der Laden vermarktete seine Produkte nicht nur in Sosúa, sondern auch in der Hauptstadt. Ende 1943 beschäftigte die Werkstatt fünfzehn Arbeiterinnen in Vollzeit und hundert Siedler in Heimarbeit. In einem Bericht werden unter anderen erwähnt: eine »junge Österreicherin, die Sisalgürtel mit bunten Tiroler Blumenmustern bestickt«, der »ehemalige Täschner, der nun sein Land bestellt, aber in seiner Freizeit noch feine Lederwaren anfertigt«, und »der Goldschmied, der tagsüber [...] in der Marmeladenfabrik arbeitet und nach Feierabend sehr schönen Schmuck herstellt«.⁸² Die DORSA-Werkstatt produzierte außerdem Strohmatten, Holzartikel, Hemden, Unterwäsche und Kleidung, Schmuck aus Metall und Samenkernen und Lederwaren; trotzdem schrieb man kontinuierlich rote Zahlen.⁸³ Der Lohn für die dort Beschäftigten war 1944 ein Dollar am Tag, was »dem Existenzminimum in Sosúa entsprach«. In der Hoffnung auf Aufträge schickte der Betrieb im selben Jahr 1500 Kataloge in die USA. Einige Produkte wurden bereits in die USA, nach Puerto Rico, Kuba, Venezuela, Haiti, Martinique und Argentinien exportiert, aber man war auf der Suche nach weiteren Geschäftsverbindungen. Ein Verkaufsbüro in Ciudad Trujillo nahm die Aufträge entgegen und übernahm den Weiterverkauf.⁸⁴

Daneben lancierte die DORSA ihr *colmado*-Unternehmen, um Überschüsse an Produkten wie Tomaten, Paprika und Auberginen zu verwerten und sie nicht wegwerfen zu müssen. Zunächst stellten sie Tomatenmark her; später begannen die beiden mit diesem Projekt betrauten Siedler Oplatka und Schoen mit der Herstellung von Senf, Essig und Fleischwaren, so dass sie sich 1943 von der DORSA finanziell unabhängig machen konnten.⁸⁵ Außerdem betrieb die DORSA eine Gemeinschaftswäscherei, eine Seifensiederei, eine Tischlerwerkstatt, eine Reparaturwerkstatt für Traktoren und Lastwagen und eine Schmiede, die auch für Maschinen zuständig war. Zusätzlich richtete die DORSA einen Betrieb zur Herstellung von Marmeladen und Obstkonserven ein. Im Überfluss mit Papayas, Mangos, Bananen, Orangen, Limetten, Ananas und anderen Früchten gesegnet, gab es in der Dominikanischen Republik keiner-

lei Konservenproduktion, und nur ein einziger kleiner Betrieb stellte Fruchtsäfte her. Daher winkte hier ein weiteres gewinnträchtiges Gewerbe.⁸⁶ Bis 1944 hatte die 1942 gegründete kleine Konservenfabrik noch keinen Gewinn abgeworfen, aber die DORSA betrachtete dies als Teil der Ausbildungskosten für die Siedler. Mancherlei Schwierigkeiten des Betriebs waren Umständen geschuldet, die nicht in der Hand der Siedler lagen, zum Beispiel, dass die benötigten Dosen und Gläser aus dem Ausland importiert werden mussten.⁸⁷ Immerhin produzierte der Betrieb 15 000 Kilo Tomatenmark, über 500 Kilo Marmelade und Gelee, kandierte und mit Schokolade überzogene Früchte, sowie Gemüsekonserven und Sauerkraut.⁸⁸ Die positive Entwicklung der kleinen Gewerbebetriebe in Batey stimmte die DORSA-Verwaltung in Sosúa zuversichtlich, auch wenn der New Yorker Zentrale die Kosten ein Dorn im Auge waren.

Die DORSA hatte in Sosúa einen kleinen Wohlfahrtsstaat geschaffen, der nicht nur für Ausbildung und Unterhalt der Siedler sorgte, sondern sich auch um die Wasser- und Stromversorgung, Straßeninstandhaltung und unzählige andere Dinge kümmerte. Im Hospital zum Beispiel konnten Siedler, dominikanische Arbeitskräfte und Einwohner von Charamicos ein breites Spektrum an Dienstleistungen kostenlos in Anspruch nehmen. Es beschäftigte eigenes ärztliches Personal, stellte aber auch dominikanische Ärzte als Berater an. Martha Bauer, eine staatlich geprüfte deutsche Krankenschwester, lernte »genug Spanisch, um mit [...] einem in Frankreich ausgebildeten dominikanischen Arzt sprechen zu können, [...] der nur Spanisch und Französisch sprach«. Sie fügte hinzu, dass dieser Arzt den geflüchteten Ärzten »bei der Behandlung von Tropenkrankheiten [...], die ihnen nie untergekommen waren«, behilflich sein musste.⁸⁹ In einem Interview aus dem Jahr 1992 erinnert sie sich daran, dass sie »tagtäglich« zwölf bis vierzehn Stunden gearbeitet hat. Experten von außerhalb befanden den allgemeinen Gesundheitszustand in der Siedlung für »gut«, da bis zum Juli 1941 nur vierzig Malariafälle, und kein Fall von Ruhr oder Typhus gemeldet worden waren. Zu diesem Zeitpunkt behandelte man täglich etwa vierzig Personen, die wegen Abszessen, Hautkrankheiten, kleineren Wunden oder Magen-Darm-Beschwerden in die Krankenstation kamen.⁹⁰ Bis 1942 gab es in der Siedlung 57 Malariafälle, mit dem höchsten Pro-Kopf-Anteil in einem moskitogeplogten Gebiet namens Bombita, und dem niedrigsten in Batey.⁹¹ 1943 war das Hospital bereits für ungefähr 500 Einwohner und 200 bis 300 einheimische Arbeitskräfte zuständig. Im Monat fielen ungefähr 700 ärztliche Behandlungen an, ein Drittel davon für die Einheimischen.⁹²

Das medizinische Fachpersonal arbeitete nicht nur auf der Krankenstation, sondern kümmerte sich auch um die Moskito-Bekämpfung, um

der Malaria vorzubeugen. Zudem richteten sie eine Anlaufstelle für Geschlechtskrankheiten, eine Schwangerenberatung und eine Säuglingsstation ein. Ende 1942 stellten die Ärzte fest: »Die Frauen hier wollen Kinder.«⁹³ Dies war drei Jahre vor dem »Babyboom« der jüdischen Displaced Persons nach dem Krieg, für die Kinder zum Symbol für das Überleben der Juden wurden.⁹⁴ Bei insgesamt 104 Paaren gab es zwischen Februar 1941 und September 1942 in Sosúa 34 Geburten.⁹⁵ Dass »ein Kinderwunsch« bestand, nun, da die Paare sich häuslich niedergelassen hatten, »in einem freien [*sic*] Land, wo [...] sie jede erdenkliche Unterstützung von der DORSA bekommen«,⁹⁶ merkten die Ärzte an der Reaktion auf ihr Angebot von Verhütungsmitteln (Diaphragmas und Gele). Nicht nur pränatale Vorsorge und Beratung wurde angeboten; frischgebackene Mütter konnten entweder neun Tage bei »striker Betruhe« im Hospital bleiben, oder es kam eine Krankenschwester zu ihnen ins Haus.⁹⁷ Martha Bauers Ehemann behauptete, sie sei am Tag nach der Hochzeit eine Woche lang verschwunden, um sich um ein Neugeborenes und seine Mutter zu kümmern.⁹⁸

Die DORSA finanzierte auch eine Grundschule, die zunächst in einer Baracke untergebracht war, bevor im November 1940 die kleine »Cristobál-Colón-Schule« ihre Tore öffnete.⁹⁹ Sie bestand aus zwei Zimmern: einem Kindergarten und einer Grundschule. Eigentlich für die Kinder der Siedler gedacht, wurde sie doch auch von einigen Kindern der dominikanischen Arbeitskräfte besucht. Im Kindergarten fing man mit der Unterrichtssprache Deutsch an, aber in der Grundschule wurde auf Spanisch unterrichtet.¹⁰⁰ Der Unterricht orientierte sich an den dominikanischen Lehrplänen, umfasste aber zusätzlich Deutsch und Englisch.¹⁰¹ Außerdem lernten die Kinder die jüdische Religion kennen und begingen die jüdischen Feiertage. Ab 1944 wurden sie in Hebräisch unterrichtet, und Deutsch verschwand völlig aus dem Lehrplan.¹⁰² Zweimal wöchentlich hatten die Kinder jeweils »Spielstunden« und Turnstunden. Für die Schüler aus Batey war es nur ein kurzer Schulweg, aber die Kinder von den Heimstätten kamen auf Eseln in die Schule geritten oder wurden in einem kleinen, von Pferd oder Esel gezogenen Wagen mit acht Plätzen in die Schule gebracht. Wenn es jedoch regnete, schwoll der Bach an, und dann schafften es die Heimstätten-Kinder nicht bis dorthin.¹⁰³

Jeden zweiten Monat untersuchten Ärzte im Hospital die Kinder, hielten fest, wie viel sie gewachsen waren und nahmen Blut-, Urin- und Stuhlproben. Zwar war diese übertriebene Aufmerksamkeit typisch für das medizinische Interesse an den Flüchtlingen, doch stellte sich auch hier wieder die implizite Frage, ob Europäer in heißen Klimazonen leben



Krankenschwestern mit Neugeborenen

können; die Schulkinder stellten da einen weiteren Musterfall dar.¹⁰⁴ Die Ärzte kamen zu dem Schluss, dass Kinder weniger Schwierigkeiten hatten, sich zu akklimatisieren, und dass sie durch das Leben in den Tropen außerdem von einigen schweren Kinderkrankheiten verschont blieben, die in den Städten grassierten.¹⁰⁵ Nicht nur von diesem akribischen ärztlichen Interesse profitierten die Kinder, sondern auch davon, dass ihre Lehrer außergewöhnlich qualifiziert waren. Einige der gebildetsten Flüchtlinge in Sosúa lehrten an der Schule. Ein Lehrer aus der Tschechoslowakei leitete die Schule,¹⁰⁶ und mehrere Lehrer und Lehrerinnen hatten zwar keine pädagogische Ausbildung, waren aber promoviert oder Absolventen eines Musikkonservatoriums. Aus etlichen Memoiren geht hervor, dass die Kinder erstklassigen Unterricht in Mathematik und Sachkunde erhielten, von Leuten, die unter anderen Umständen nie unterrichtet hätten. Die Stunden in Rechnen und Sachkunde hielt Dr. Bruck, ein ehemaliger Chirurg, der auch »einen Abschluss in Mathematik, seinem Steckenpferd, hatte«. Für die geisteswissenschaftlichen Fächer war Mr. Ferran zuständig, der an der Sorbonne Sprachen gelehrt und später im Spanischen Bürgerkrieg gekämpft hatte.¹⁰⁷ Felix Bauer,

dessen Nachweise seiner fortgeschrittenen Wiener Ausbildung in Musik und Kunst ihm später die Lehrerlaubnis an einem US-amerikanischen College verschafften, unterrichtete die Kinder in diesen beiden Fächern. Luis Hess, Dolmetscher für Französisch, Spanisch und Englisch, und als Sprachlehrer für die DORSA tätig, unterrichtete Sprachen und arbeitete 33 Jahre lang als Lehrer, später auch als Schulleiter. Die Schule trägt heute seinen Namen. Der promovierte Österreicher Dr. Robitschek, Ende 1945 angekommen und bald bekannt als »der gelehrteste Mensch in Sosúa«, lehrte 25 Jahre lang an der Schule.¹⁰⁸ Musik- und Gesangsunterricht bekamen die Kinder von einer ausgebildeten Pianistin aus Wien.¹⁰⁹

Ende 1943 gab es an der Schule dreißig Schüler und sechs in Voll- oder Teilzeit angestellte Lehrer/innen, davon ein Dominikaner und die anderen fünf Siedler.¹¹⁰ Man legte großen Wert auf Staatsbürgerkunde und beging sämtliche dominikanischen Feiertage.¹¹¹ Um sich über die Dominikanische Republik zu informieren, machten die Schüler (mindestens) einen Ausflug nach Ciudad Trujillo, wo sie mit dem dominikanischen Erziehungsminister zusammentrafen und sich Regierungsbüros anschauten.¹¹² Im Jahr 1945, als vierzig Kinder die Vorschule und zwanzig die Grundschule besuchten, bekamen letztere »besonders gute Noten« in der Spanischprüfung.¹¹³ Bei der allgemeinen Abschlussprüfung durch den Schulinspektor von Puerto Plata schnitten sie so gut ab,¹¹⁴ dass sie auf eine Höhere Schule in Puerto Plata oder einem anderen Landesteil wechseln durften. Der kurze Zeit an der Schule unterrichtende Felix Bauer zählte etwa 60 Prozent »Kinder von Europäern« und 40 Prozent dominikanische Kinder. Er erteilte seinen Musikunterricht auf Spanisch, aber die Kinder sangen auch Lieder auf Englisch und Deutsch. Außerdem komponierte er die Schulhymne, für die ein Spanischlehrer den Text schrieb.¹¹⁵

Trotz steigender Kosten hielt die DORSA an ihrem »Wohlfahrtsstaat« fest, probierte aber in der Landwirtschaft Verschiedenes aus, um die Ausgaben zu senken. Die Siedler reagierten darauf allerdings eher frustriert. In einer Situation, in der die Umstände oft nicht beeinflussbar waren, suchte die DORSA nicht immer nach einer Dauerlösung, sondern ging pragmatisch an die Sache heran. So experimentierte man mit dem Anbau von Feldfrüchten und mit landwirtschaftlichen Neuerungen, und brachte ein Sammelsurium an Projekten auf den Weg, darunter Viehwirtschaft, Bananenplantagen, intensiven Gemüseanbau in Gärtnereien und den Anbau von Tomaten sowie gut verkäuflichen Feldfrüchten wie den Wunderbaumpflanzen. Schlagen die Experimente fehl, war die DORSA mit neuen Ideen zur Stelle. Die Siedler waren von diesen landwirtschaftlichen Versuchsballons, die ausloten sollten, was tatsächlich funktionieren



Kinder auf dem Schulweg

könnte, irritiert, weil sie sofort gute Ergebnisse sehen wollten. Das Bemühen der DORSA-Verwalter, gewinnbringende Pflanzen und Geschäftsideen ausfindig zu machen, erlebten die Siedler als Inkonsequenz, als Herumexperimentieren zu ihrem Nachteil und als gescheiterte Projekte.

Aber die DORSA war nicht die einzige Instanz, die Rückschläge zu verantworten hatte. Blutige Anfänger am Bau machten ebenfalls Fehler, die sie teuer zu stehen kamen. Solomon Arons, der Sosúa 1942 verwaltete, regte sich darüber auf, dass »die Siedler [...] anscheinend leider eine angeborene Scheu und ein Misstrauen gegenüber Werkzeug haben und sicherlich allzu selten stolz sind auf seinen Besitz und Gebrauch. Viele Werkzeuge, die an die Siedler ausgegeben worden sind, [...] sind bereits kaputt oder verrostet.« Ganz im Sinne des sprichwörtlichen »Eile mit Weile« stellte er auch fest, dass die Siedler wegen der fraglichen Ankunft neuer Flüchtlinge allzuoft »hastig« bauten; andererseits sei der Grund dafür »viel zu oft ein bloßer Gemütszustand oder der Wunsch, Ergebnisse zu liefern.«¹¹⁶ Irgendwann lernten sie aus ihren Fehlern. In Bella Vista zum Beispiel baute man die Veranden (die als Wohn- und Esszimmer dienten) zunächst nach Osten oder Süden, wodurch sie zu viel Sonne abbekamen. Außerdem waren sie dem Wind zu sehr ausgesetzt, so dass Regen ins Haus getrieben wurde. Bei der nächsten Häusergruppe

legten die Siedler daher die Veranda auf der Nordseite an. Zudem entdeckten sie, dass es Feuchtigkeit, Insekten und Termiten fernhielt, wenn die Häuser etwas vom Boden abgehoben wurden.¹¹⁷ Auch andere Fehlgänge gaben Anlass zur Sorge. Zum Beispiel drang der Regen seitlich durch die Fenster und das auf Empfehlung der Architekten installierte Lüftungssystem ließ bei Sturm nur noch mehr Wasser eindringen.¹¹⁸

Der Regen lieferte noch einen Grund, von der DORSA enttäuscht zu sein. Als das Wasser in Strömen aus den Bergen herunterkam, wurde den Siedlern klar, dass sie ein Entwässerungssystem und Dämme brauchten: »Ich habe mit meinen eigenen Augen nicht einmal, sondern einige Male gesehen, wie innerhalb einer halben Stunde ganze Felder unter Wasser standen, dass man nicht einmal eine Spur von Pflanzen sehen konnte.« Ohne Ablauf ins Meer blieb »das Wasser auf den Siedlungen oft wochenlang in Tümpeln stehen; Moskitos brüten dort, und wenn ein Feld gerade besonders tief liegt, so ist die Ernte erledigt.«¹¹⁹ Als die Regenzeit im Februar 1942 zu Überschwemmungen führte, teilte Paul Cohnen (aus der Katz-Gruppe) dem DORSA-Büro erzürnt mit, dass man nicht einmal mehr zu Pferd vorwärtskomme. Seiner Ansicht nach sollte die Verwaltung ihre Leute nicht nur bei schönem Wetter zu seiner Heimstätte schicken; »wenigstens einmal sollten sie sich die Mühe machen und herkommen, wenn alles überflutet ist.«¹²⁰ Die ausbleibende Fertigstellung von Abwasserkanälen löste zusätzliche Verstimmung aus, ganz zu schweigen von den »häufigen Malariaerkrankungen«.¹²¹ Dass die Siedler nicht bloß herumrörgelten, wie das DORSA-Büro manchmal unterstellte, lässt sich an ihren konstruktiven Vorschlägen erkennen: Sie baten um »einige Dutzend Wagenladungen Steine« zur Straßenbefestigung und drängten auf die Trockenlegung ihres Gebietes.¹²² Einige Monate später schlugen sie Fliegengitter vor den Schlafzimmerfenstern vor, bekamen jedoch zur Antwort, dass lediglich Material für Moskitonetze zur Verfügung stünde.¹²³

Überhaupt gab die Regenzeit jedes Mal Anlass zu großer Sorge. Von Mitte Januar bis Mitte März regnete es fast ununterbrochen, ein »andauernder peitschender Regen«.¹²⁴ Sogar noch danach bildete sich Schimmel durch die erhöhte Feuchtigkeit. Wie die Cohnens musste sich auch Bauer mit Überschwemmungen herumschlagen: »Zwischen unseren Häusern und der Straße entstand ein stattlicher flacher See.« Nur indem er mit einer Hand das Pferd bei der Mähne packte und mit der anderen den Sattel hochhielt, konnte er schwimmend über den See zur Straße gelangen.¹²⁵ Dass sich die Lage in den Anfangsjahren kaum besserte, kann man aus einer Notiz im Mitteilungsblatt ersehen, in der ein Siedler Ausflüge in die Hauptstadt ankündigt, aber gleichzeitig darauf aufmerksam macht,

dass der Zeitplan durcheinandergeraten könnte, weil die Straßen durch den Regen oft unpassierbar seien.¹²⁶

Von kleineren und größeren Katastrophen abgesehen, gedieh Sosúa prächtig, und die Geschäfte liefen immer besser. Angesichts reicherer Ernten nahmen sich die Siedler, was sie brauchten, verkauften den Rest an den *colmado* oder auf den regionalen Märkten und sicherten sich so ein Zusatzeinkommen. Sogar die lästigen Tomaten waren anscheinend vermarktbare: Im Februar 1942 wurden 1000 Kilo nach Aruba und weiterer Tomatenüberschuss in Ciudad Trujillo verkauft.¹²⁷ Bis 1944 wurden auf den Heimstätten 5000 Ananaspflanzen und 2000 Bananenstauden angepflanzt, außerdem Zitrusgewächse und Kakao, sowie die Futterpflanze Elefantengras; daneben gab es Maniok, Süßkartoffeln, Mais, Erdnüsse, Kochbananen, Bohnen, Tomaten, Chinakohl, Karotten, Rüben und anderes Gemüse mehr.¹²⁸ Noch größerer Erfolg war den Molkeprodukten beschieden.¹²⁹ 1943 hatten die milchproduzierenden Siedler, die inzwischen Eigner der CILCA waren, der Molkereigenossenschaft fast 570 000 Liter Milch geliefert und 21 740 Dollar dafür erhalten.¹³⁰ Der Ausstoß an Butter betrug 21 000 Kilo, von denen 15 000 außerhalb Sosúas verkauft wurden.¹³¹ Die Molkereigenossenschaft richtete auch einen eigenen kleinen Laden ein, in dem jedermann in Sosúa Speiseeis und Käse-Sandwiches kaufen konnte.¹³² Zunächst noch von der DORSA gemanagt, wurde die CILCA 1944 ganz von den Siedlern übernommen. David Stern nannte sie in jenem Jahr den »Haupt-Lichtblick in den Beziehungen der Siedler zur DORSA und untereinander, und [...] einen Hoffnungsschimmer für die Zukunft«.¹³³

Mit der Fleischproduktion kamen die Siedler weniger schnell voran. Im Jahr 1937 erzeugten die Dominikaner nur 25 Pfund Fleisch pro Kopf Lebendgewicht. Außerdem war der Import von Schweineschmalz, Fleischkonserven, Butter und Speiseöl mehr als doppelt so hoch wie die Eigenproduktion des Landes.¹³⁴ Auch das stellte eine Chance für die Siedler dar, die nach und nach die Produktionsmenge in der Vieh- und Schweinezucht erhöhten.¹³⁵ Die Schweinezüchter merkten, dass man verarbeitetes Schweinefleisch für 60 Cent pro Pfund verkaufen konnte, statt als Rohschinken für 12 Cent pro Pfund. Nur der Mangel an Kühlmöglichkeiten bremste die Produktion.¹³⁶ Anlagen zur Lagerung und Kühllhaltung sowie zur Haltbarmachung und Konservenherstellung – alles Mangelware in anderen ländlichen Gebieten – wurden von der DORSA finanziell unterstützt. Die Siedler konnten also die Tiere aufziehen, sie schlachten und das Fleisch haltbar machen, und der Erfolg ermöglichte es ihnen schließlich, ihre eigene Fleischgenossenschaft zu gründen.¹³⁷ Zudem handelten sie auch außerhalb Sosúas mit lebenden Schweinen, Vieh

und Fohlen.¹³⁸ Bis 1944 hatte sich herausgestellt, dass die Viehhaltung, Basis der Milch- und Fleischindustrie, beträchtliches Einkommen einbrachte und der Viehhandel für ein Nebeneinkommen sorgte. Überdies überstand das Vieh Dürrezeiten besser als die Feldfrüchte, was es verlässlicher und profitabler machte. Manche Heimstätteninhaber waren 1944 der Meinung, »unsere Haupteinnahmen sind Vieh und Fleisch«, alles andere »Nebenprodukte«.¹³⁹

Im Juni 1944 umfasste Sosúa 74 Heimstätten-Höfe, auf denen 158 Menschen (34 Paare, 40 ledige Männer, 23 Kinder und 27 Angehörige) lebten. Alles in allem besaßen die Heimstätten-Siedler nun 1090 Kühe, 701 Kälber, 314 vor kurzem entwöhnte Jungkühe, 362 ebensolche Jungstiere, 185 Pferde, 1034 Hühner und diverse Esel, Maultiere und Schweine.¹⁴⁰ Nicht minder wichtig als der Zuwachs bei den Ernten und bei der Fleisch- und Milchproduktion, war – zumindest für die Gemütsverfassung, wenn schon nicht finanziell –, dass die Menschen in Batey sich mit den Gegebenheiten zu arrangieren begannen. Im September 1944 wohnten in Batey 315 Personen, davon 60 Kinder, 175 Lohnempfänger und 25 selbstständige Betriebs- oder Geschäftsinhaber.¹⁴¹ Über 60 Prozent waren in irgendeiner Weise erwerbstätig, auch wenn die DORSA sie und ihre Arbeit subventionierte.

Da die meisten Siedler sehr hart arbeiteten, freuten sie sich auf das Abendessen, auf ein wenig Entspannung an den Wochenenden und auf kulturelle Veranstaltungen. Nach dem Umzug auf ihre Heimstätte kochten die Siedler für sich selbst, aber die Leute in Batey nahmen die Mahlzeiten noch in den Baracken ein. Dort bereiteten die »Frauen das Essen mit Unterstützung der Männer, soweit erforderlich«.¹⁴² Das Küchenpersonal bestand aus Flüchtlingsfrauen und dominikanischen Hilfskräften.¹⁴³ Frühstück und Abendessen waren die Hauptmahlzeiten. Zum Frühstück gab es Orangen, Limetten, Bananen, Milch, Käse, Brot, Eier, Würstchen und »exzellenten dominikanischen Kaffee«. Nach Auskunft von Hermine Kohn Cohnen bereiteten die »Damen sowohl österreichische als auch einheimische Nahrungsmittel« zu, wie Maniok, Kochbananen, Süßkartoffeln, Kürbis und Auberginen. Die Mahlzeiten bestanden aus Reis, Bohnen, Süßkartoffeln, Mais sowie Obst und Gemüse der Saison, zum Beispiel Ananas, Mangos oder Avocados. Eiweißlieferanten waren vor allem Hühner- und Rindfleisch.¹⁴⁴ Die Siedler aßen weit besser als der Durchschnittsdominikaner, der sich hauptsächlich von Maniok, Kochbananen, Mais, Süßkartoffeln, Brot und dem Obst der Saison ernährte, und für den Reis und Bohnen etwas Besonderes waren.¹⁴⁵

Die Siedler fanden Geschmack an dem in Hülle und Fülle vorhandenen tropischen Obst und Gemüse, das sie größtenteils noch nie gese-

hen hatten. Miriam Sondheimer inspizierte zum Beispiel »alle möglichen tropischen Früchte«, die sie nicht kannte, und kaufte auf dem Weg nach Sosúa in Puerto Rico ihre erste Kochbanane. Weil sie wie »große Bananen« aussahen, versuchte sie sie zu schälen und hinein zu beißen. »Später wussten wir es besser«, fügte sie hinzu.¹⁴⁶ Die an die schwere österreichische und deutsche Kost gewöhnten Siedler brauchten eine ganze Weile, bis sie den dominikanischen Speisen etwas abgewinnen konnten. Der Soziologe Pierre Bourdieu weist darauf hin, dass Nahrungsmittel »ganz direkt die frühesten und intensivsten Erfahrungen wieder wachrufen«.¹⁴⁷ Dementsprechend hielten die Flüchtlinge an alten Essgewohnheiten fest, obwohl das tropische Klima für ihre Gelüste denkbar ungünstig war. Weil es zum Beispiel kaum Kühlmöglichkeiten gab, musste das Fleisch bereits am Schlachttag gekocht oder gebraten werden. Das konnte oft ziemlich umständlich sein, aber die Siedler verlangten nach Fleisch. Es fiel ihnen schwer, auf Fisch umzustellen, dessen Verzehr in der Dominikanischen Republik insgesamt weit hinter dem Fleischverzehr zurückblieb. Eine Ausnahme bildeten nur Fische, die Einheimische oder Siedler eigenhändig gefangen hatten. Dazu kam, dass das tropische Klima den Anbau von Kartoffeln nicht zuließ – dem Grundnahrungsmittel, mit dem sie in Mitteleuropa aufgewachsen waren, und sie mussten sich mit den einheimischen Maniokknollen als Ersatz zufriedengeben. Während manche, besonders die jungen Leute, gut mit den verschiedenen Zubereitungsarten von Maniok zurechtkamen, fanden die anderen, dass sie, egal ob »gepresst, gebraten, gemahlen, gebacken oder gegrillt [...], nie nach etwas anderem als Seife« schmeckten.¹⁴⁸

Das Lebensalter und der Wunsch, sich einzufügen, spielte bei der Aufgeschlossenheit für neue Geschmacksrichtungen eine entscheidende Rolle. Ernest Weinberg, der mit zehn Jahren nach Sosúa gekommen war, mochte »Reis und Bohnen [...], gebratenes Fleisch (Rind, Ziege), gelbe und grüne Kochbananen«. Auch seinem Bruder schmeckte es, nur seine Eltern waren entsetzt, weil sie mit europäischem Essen gerechnet hatten, mit Kartoffeln, Braten und Soße: »Ihnen kam alles fremd vor.«¹⁴⁹ Weinbergs Mutter lernte nie, dominikanische Speisen zuzubereiten, sondern kochte weiterhin »auf deutsche Art«, das heißt, fetttriefend wie zu Hause in Norddeutschland. Glaubt man ihrem Sohn, »gerann das Gericht noch im Mund«. Sein Vater war etwas flexibler, aber die Essgewohnheiten der älteren Generation blieben weitgehend europäisch geprägt. Die jüngeren Leute hingegen nahmen mehr dominikanische Lebensmittel zu sich; Weinberg aß zum Beispiel besonders gern »Reis mit Bohnen und [...] *plátanos*«.¹⁵⁰

Im Dezember 1942 befanden Ärzte, die aus Palästina zu Gast waren, dass die Siedler, die im gemeinschaftlichen Speisesaal von Batey aßen,

sich noch immer »mehr oder weniger wie in Wien ernährten«. Sie äußerten die Befürchtung, dass ihr Fleischverzehr, der das Dreifache des normalen Eiweißbedarfs beinhaltete, »im Tropenklima schädlich« sein könnte. Daher empfahlen die Ärzte eine »radikale Umstellung der Küche und des Speiseplans«, mit mehr Milch und Käse und weniger Schweinefleisch und anderer »fetter und schwer verdaulicher Kost«. ¹⁵¹ Dabei wussten sie wahrscheinlich, dass auch die Siedler in Palästina sich gesträubt hatten, Fleisch und Fett aufzugeben. Im am Meer gelegenen Tel Aviv zum Beispiel herrschte der »europäische Fleischgenuss« weiterhin vor, so dass die Gesundheitsexperten sich auch dort wegen des hohen Fettgehalts in der Ernährung Sorgen machten und die Hausfrauen drängten, weniger Fett und Fleisch zu verwenden und so ihre Küche dem Klima anzupassen. ¹⁵² In Sosúa rieten die Ärzte den Siedlern, traditionelle Gerichte durch einheimische Produkte zu ersetzen, und empfahlen Reis und Maismehl anstelle von teuren Makkaroni, Weizenmehl und anderen Getreidemehlen. Schließlich konstatierten sie auch noch einen »übermäßig hohen« Zuckerverbrauch in der Siedlung, der nichts mit der Obstkonserven- und Marmeladenherstellung zu tun hatte. ¹⁵³ Die meisten Hausfrauen backten immer noch Kuchen, Torten und Gebäck aus der alten Heimat, und in den Cafés konnte man weiterhin in süßen Genüssen schwelgen.

Die Heimstätten-Siedler kochten selbst und waren daher kostenbewusster als die im Speisesaal verköstigten Bewohner Bateys; sie stellten ihre Küche um und verwendeten mehr einheimische Lebensmittel, was einer Ersparnis von 33 Prozent gegenüber der mitteleuropäischen Ernährungsweise entsprach. Die Farmer lernten also, Brot und Kartoffeln durch Maniok, Kochbananen, Süßkartoffeln und Reis zu ersetzen. ¹⁵⁴ Durch Veränderung der von den Älteren mitgebrachten Rezepte kreierte sie sogar interessante Mischungen, »indem sie das Neuartige und Ungewohnte auf traditionelle einheimische Art zubereiteten, es dann aber [...] in die aus der Heimat mitgebrachten Kochrezepte einarbeiteten. Der dominikanische Gast freut sich also, anstelle der gewohnten gekochten Maniokknollen schmackhafte Tapioka-Pfannkuchen zu bekommen, das übliche Apfelmus wird durch grüne Mangos ersetzt, und grüne Papayas werden süßsauer mariniert angeboten.« ¹⁵⁵

Während die Siedler sich tagsüber allmählich an die dominikanischen Ernährungsweisen und Arbeitsabläufe gewöhnten, konnten sie am Abend – nachdem die Jüngeren beim Schwimmen gewesen waren – und an den Wochenenden die europäische Kultur wieder etwas aufleben lassen. ¹⁵⁶ Regelmäßig fand irgendeine Abendunterhaltung statt. Bei einer solchen Veranstaltung, die wahrscheinlich 1942 über die Bühne ging und von der

Joseph Rosen berichtet, trug eine Gruppe von Siedlerkindern in »spanischen Kostümen« Lieder und Tänze vor. Als die Kleinen die dominikanische Nationalhymne anstimmten, musste erst ein dominikanischer Zuschauer das Zeichen zum Aufstehen geben, da keiner der erwachsenen Europäer sie kannte. Danach führten die Erwachsenen ein von Rosen enttäuscht als »fader Wiener Schwank« bezeichnetes Stück auf, dazu ungarische Volkslieder und jiddische Hochzeitsgesänge; und ein junger Mann, der in einem italienischen Lager festgehalten worden war, gab neapolitanische »Gassenhauer« zum Besten.¹⁵⁷ Während es Rosen also anscheinend zusetzte, wie wenig dominikanisch die Flüchtlinge in ihrer Persönlichkeit noch waren – nicht einmal eineinhalb Jahre seit Ankunft der ersten Gruppe – schien die Journalistin Marie Syrkin entzückt: »Wenn man diese europäische Gruppe betrachtete [...], konnte man sich nur schwer vorstellen, schon bald in [...] eine schwüle Tropennacht hinauszutreten und unter einem Moskitonetz einzuschlafen.«¹⁵⁸

Am Wochenende konnten sich die Siedler dem kulturellen Leben ausgiebiger widmen. Die Künstler und Kunstgewerbler unter den Flüchtlingen organisierten Foto-, Kunsthandwerks- und Gemäldeausstellungen.¹⁵⁹ Als der bekannte spanische Künstler Vela Zanetti, der wegen des Bürgerkriegs in seiner Heimat im Exil und jahrelang in der Dominikanischen Republik lebte, auch Sosúa besuchte, veranstalteten die Siedler eine Ausstellung seiner dort gemalten Werke – über zwanzig Bilder. Berühmt für seine Wandgemälde von Arbeitern und Bauern, schuf er auch hier Bauern- und einige Kinderszenen.¹⁶⁰ Daneben boten eine Fülle deutschsprachiger Theateraufführungen den Schauspielern wie den Zuschauern Unterhaltung.¹⁶¹ Viele Siedler hatten entweder als Profis oder als Laien schon Erfahrung mit Theater und Musik. Felix Bauer gründete einen kleinen Laienchor, der mit aus Europa mitgebrachten Noten musizierte; da mehrere Mitglieder Noten lesen und es anderen sogar beibringen konnten, war der Chor sehr erfolgreich.¹⁶² 1943 fand sich eine jüdische Theatertruppe zusammen und brachte ihre erste Aufführung auf die Bühne.¹⁶³ Auch musikalische Sketche dachten sich die Sosúaner füreinander aus. Zu allseits bekannten deutschen oder österreichischen Melodien machten sie sich in Spottversen über sich selbst lustig, über die schlampige Organisation oder die hohen Preise in ihren Läden, über Meinungsverschiedenheiten unter den Ärzten und über ihre selbstproduzierten Waren. Zur Melodie des bekanntesten amerikanischen Songs aus dem Ersten Weltkrieg, »*Over there*« (»Ober sehr«), priesen sie in deutschen Versen die Naturschönheiten ihrer neuen Heimat.¹⁶⁴ Auch in den Genuss klassischer Kammermusik kamen die Siedler. Bei einem der Konzerte spielte ein »hochangesehenes« Streichquartett Beethoven, Mozart,

Mendelssohn und Schubert.¹⁶⁵ Neben klassischer Musik gab es Lesungen aus den Werken von Goethe, Heine und anderen Klassikern.¹⁶⁶ Ein »Rezitationsabend« zog besonders viele Besucher an und begeisterte das Publikum. Vor der Darbietung der Balladen Schillers, Fontanes und anderer Dichter lauschten die Siedler mit Begeisterung einem einleitenden Vortrag über diese Gedichtart, wie es in der gebildeten europäischen Bourgeoisie üblich und angemessen war.¹⁶⁷

Durch Spenden an Büchern, Schallplatten und Filmen aus den Vereinigten Staaten fand an verschiedenen Orten die amerikanische Kultur Verbreitung.¹⁶⁸ Die Siedler nutzten eine kleine Bibliothek, die die New Yorker DORSA mit der Zusendung von Büchern und Zeitschriften zu vergrößern suchte,¹⁶⁹ und hielten sich mit der Lektüre der sporadisch eintreffenden Zeitschrift *Time* auf dem Laufenden.¹⁷⁰ Bis mindestens ins Jahr 1945 dauerte die »rege Teilnahme« an Abendkursen in Spanisch, Agrarwesen, Buchhaltung usw. an.¹⁷¹ Zum Lieblingszeitvertreib wurden Spielfilme, besonders amerikanische. Sogar in den in Mitteleuropa so beliebten Zeitvertreib des Kaffeehausbesuchs schlich sich die Amerikanisierung ein. Den Sosúanern aus Wien bedeutete die Kaffeehauskultur sehr viel, worin sie ganz dem Stereotyp entsprachen: »Die Wiener verbringen die meiste Zeit im Kaffeehaus; die Juden verbringen die ganze Zeit dort; daraus folgt, dass Wiener Juden ohne Kaffeehaus nicht leben können.«¹⁷² Die zwei von Siedlern gegründeten Cafés, Café Stockmann und Café Goldmann, durften sich nicht nur verschiedener Wiener Kaffeespezialitäten rühmen, sondern hatten auch vielerlei Gebäck sowie Pepsi-Cola im Angebot.¹⁷³ Nach dem Genuss dieser Köstlichkeiten konnte man zu den von Amerikanern gespendeten Schallplatten tanzen. Was das Kulturelle betraf, fanden diese Nord- und Osteuropäer also Gefallen an Musik und Filmen aus Nordamerika, frönten aber gleichzeitig noch einem Lebensstil, der sich am alten Europa orientierte.

Es war eine Generationsfrage, weil sich eher die Jüngeren als die Älteren für alles interessierten, was aus Amerika kam. Dennoch hielt sich die Kaffeehauskultur ziemlich lang, wie man an einem kurzen, 1943 verfassten Schulaufsatz sehen kann, der im Gemeindeblatt abgedruckt wurde. Der kleine Poldi Bruck stellt sich darin vor, wie er in die Schweiz fliegt und auf dem Weg dorthin viele Länder sieht. Nach der Landung findet er einen Beruf und ist glücklich, und geht »fast jeden Sonntag ins Kaffeehaus«.¹⁷⁴ Was die dominikanische Kultur betrifft, bat anlässlich eines »Kulturabends« ein Autor im Mitteilungsblatt die Flüchtlinge dringend, die dominikanischen »Mitmenschen« besser kennen und verstehen zu lernen und sich in deren Kultur einzufügen.¹⁷⁵ Dennoch gewöhnten sich die meisten (vielleicht mit Ausnahme der mit Dominikanerinnen



Kinder feiern Hannukah. Im Hintergrund ein Portrait von Trujillo und die Flaggen der Dominikanischen Republik und Israels.

verheirateten) Flüchtlinge nur zum Teil an dominikanische Ess- und Arbeitsgewohnheiten, was sie nicht daran hinderte, die Musik des Landes und die außergewöhnliche Schönheit der Umgebung zu genießen.

Die Beibehaltung europäischer Konventionen diente auch der jüdischen Selbstvergewisserung. Der Historiker George Mosse hat angemerkt, dass sich das deutsche Bürgertum »Bildung« als Ersatz für traditionelle Frömmigkeit angeeignet hatte.¹⁷⁶ Bei vielen urbanen Juden hatte die Beschäftigung mit den Werten der Aufklärung die religiöse Observanz ersetzt (auch wenn sie sich ihr Gefühl für das Judentum als kulturelles und gemeinschaftsstiftendes Gut bewahrt hatten). Nun gaben sie auf einer entlegenen Insel ihrem Jüdischsein Ausdruck, indem sie europäische Kultur lebten. Nichtsdestoweniger hatte sich so mancher deutscher Jude in den ersten Jahren der Naziherrschaft seiner jüdischen Gemeinde und der Synagoge wieder angenähert; und die Zahl derer, die ihre Religion aktiv ausübten, mag dadurch gestiegen sein, dass man in einem zunehmend feindlichen Umfeld nach Trost suchte. In Sosúa gab es etwa ein Dutzend Juden aus Ost- und Mitteleuropa, die strikt die

Glaubensregeln befolgten, einschließlich einer getrennten koscheren Küche.¹⁷⁷ Die meisten anderen beteiligten sich an den wichtigen jüdischen Feiertagen und Bräuchen und verstanden sich als Teil der jüdischen Gemeinschaft.

Zwar besuchten Rabbiner und Mohels (Beschneider) die Siedlung nur in unregelmäßigen Abständen, doch fungierte Dr. Ernst Fialla, ein orthodoxer Jude aus der Tschechoslowakei, als Vorbeter.¹⁷⁸ 1941 beantragte die Gemeinde eine *Megilla*, eine Schriftrolle mit dem Buch Esther aus dem Alten Testament, das am Purimfest gelesen wird, sowie zwanzig *Haggadas*, also Texte für das Pessachfest.¹⁷⁹ Im selben Herbst bat man um Gebetbücher mit deutscher oder englischer Übersetzung des hebräischen Textes. Ferner brauchte die Gemeinde ein *Schofar*, ein Widderhorn, das an den hohen Feiertagen rituell in der Synagoge geblasen wird.¹⁸⁰ Dort gab es mindestens eine Thorarolle (die den Pentateuch, die fünf Bücher Mose, enthält) – wahrscheinlich von Spendern aus den USA gestiftet.¹⁸¹ Der Verein jüdischer Siedler in Sosúa hielt am Freitagabend regelmäßig einen Gottesdienst ab. Denny Herzberg erinnerte sich, dass er als Kind jeden Freitagabend – wegen des Sabbats in kurzen weißen Hosen – zusammen mit seinen Eltern drei Meilen zum Gottesdienst ritt.¹⁸² Den Samstagsgottesdienst besuchten nur wenige,¹⁸³ aber es reichte jedes Mal für ein *Minjan*, die Mindestzahl erwachsener Männer für das gemeinschaftliche Gebet.¹⁸⁴

Zwar praktizierten die meisten Juden ihre Religion nicht im Alltag, aber fast alle nahmen teil, wenn in Sosúa die allgemeinen Festtage begangen wurden. An den hohen Feiertagen schnellte die Besucherzahl in der Synagoge in die Höhe, und viele fasteten an Jom Kippur, dem Tag der Versöhnung. Während der Gottesdienst in der kleinen Synagoge am ersten und letzten Tag des Pessachfestes nur für wenige Gemeindemitglieder abgehalten wurde, schlossen sich sogar die allerweltlichsten Juden – genau wie heutzutage – der großen Menschenmenge an, die jedes Jahr zum Seder (dem feierlichen Festmahl an Pessach) kamen. Dieses mit »allen Riten« abgehaltene Zeremoniell fand im örtlichen Restaurant und in dem kleinen Hotel statt, beide im Besitz und geleitet von Siedlern.¹⁸⁵ Der jüdische Siedlerverein richtete 1945 ein Sedermahl für siebzig Leute aus¹⁸⁶ und veranstaltete Feiern an Chanukka und Purim.¹⁸⁷

Die Siedler gründeten einen *Chewra Kaddischa*,¹⁸⁸ d.h., einen Verein für Begräbnisse nach den religiösen Vorschriften, legten einen kleinen jüdischen Friedhof an und feierten gemeinsam anlässlich von Zeremonien wie Beschneidungen, Bar Mizwas und Hochzeiten. Beschneidungen führte Dr. Siegfried Klinger durch;¹⁸⁹ die Eltern des Kindes sowie Freunde waren bei dieser traditionellen Zeremonie anwesend, mit der männliche

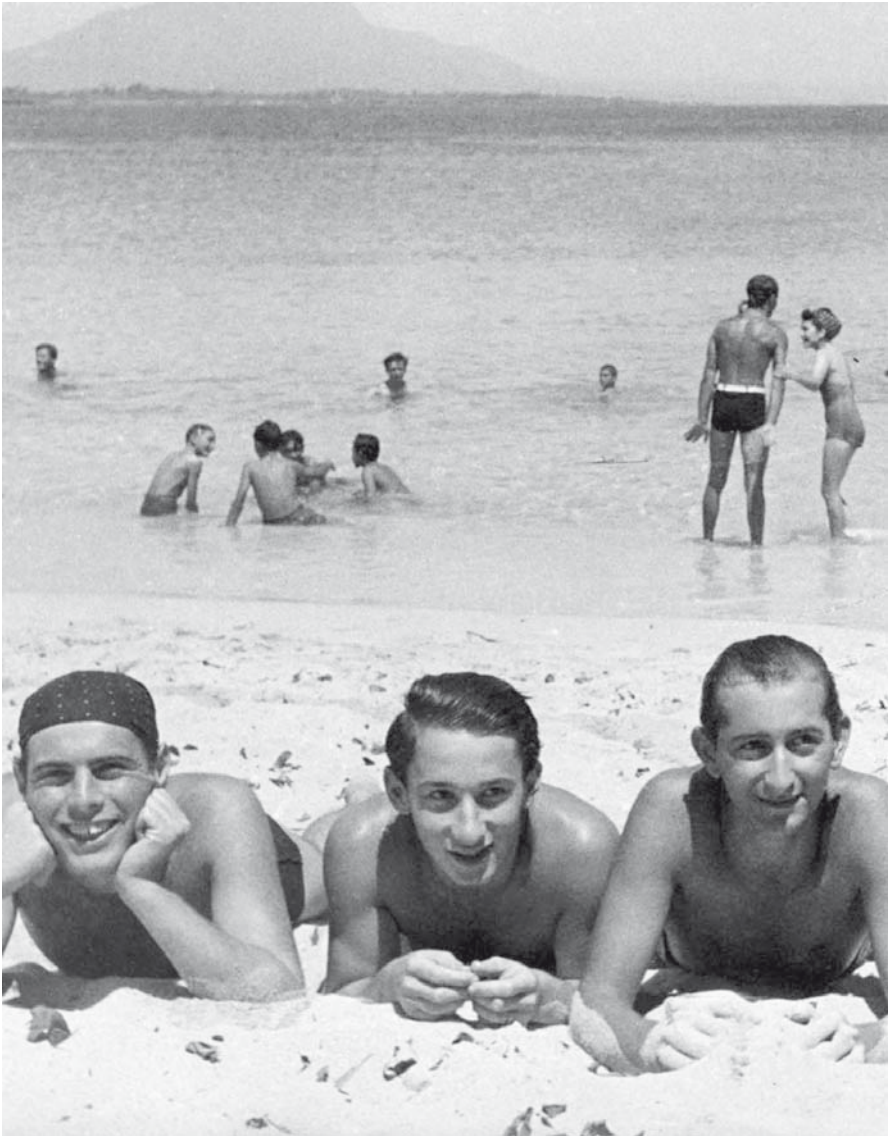
Säuglinge in die Gemeinde aufgenommen werden. Im Archiv von Sosúa befindet sich noch die Predigt anlässlich einer solchen Beschneidung. Darin vergleicht der Verfasser die Hoffnung und den Glauben, die diesem traditionellen jüdischen Prozedere innewohnen, mit der Zuversicht, dass der »Kampf nicht mehr ums Überleben, sondern um die Zukunft geht [und] dem Glauben an ein einfacheres Morgen«. ¹⁹⁰ Ernest Weinberg hatte als erster in Sosúa eine Bar Mizwa. Dieser feierliche Brauch, mit dem 13-jährige Knaben als Vollmitglieder mit allen religiösen Pflichten in die jüdische Gemeinde aufgenommen werden, wurde zu einem »gesellschaftlichen Großereignis« in Sosúa. Weinberg erzählte, er habe zu der Zeremonie damals einen weißen Anzug und weiße Schuhe getragen und sich im Unterricht bei Dr. Fialla und mit seinem Vater darauf vorbereitet. Auch einige Hochzeitsfeiern fanden in Sosúa statt, obwohl sich Paare auch in der Synagoge (mit einem hauptamtlichen Rabbiner) in Ciudad Trujillo oder standesamtlich in Puerto Plata trauen lassen konnten. Um das Gefühl für den Zusammenhalt unter den Juden zu fördern, veranstaltete der Verein jüdischer Siedler jeden Dienstagabend Vorträge über kulturelle und geistige Aspekte des Judentums ¹⁹¹ und gab Anfang 1945 ein *Kaulenu* (Unsere Stimme) genanntes, vervielfältigtes Zeitungsblatt heraus. ¹⁹² Zudem schafften es die Siedler, obwohl sie selbst kaum genug zum Leben hatten, Geld für die Juden in Europa zu sammeln und 1945 Joint in New York mehrere hundert Dollar zu schicken. ¹⁹³

Während jüdische Feierlichkeiten für die Siedler unregelmäßige, willkommene Unterbrechungen im Jahresablauf bedeuteten, freuten sie sich auf den Sonntag, weil sie dann Zeit hatten, an den Strand zu gehen oder Fußball und Basketball zu spielen. Beim Basketball konnte Sosúa mit drei Männer- und zwei Frauenmannschaften aufwarten. Auch Reiten, ein Sport, den nur wenige Siedler in Europa betrieben hatten, war bei ihnen beliebt, und sie schienen es begeisterter zu betreiben als alles andere, was mit dem Landleben einhergeht. Grete Burg erzählte, dass sie einmal von jemandem wissen wollte, wie man reiten lernt. »Sie sagte: ›Man steigt einfach auf und reitet.‹ ›Und was ist, wenn man runterfällt?‹ fragte ich. ›Man steht einfach wieder auf und versucht es nochmal.‹ Ich hielt das für eine ziemlich blöde Antwort, fand aber bald heraus, dass man es so machen muss.« ¹⁹⁴ Mehrere deutsche Juden züchteten Pferde und verkauften sie für zwölf Dollar das Stück (wohingegen die Siedler für die Arbeit eines ganzen Monats drei Dollar erhielten). ¹⁹⁵ Die Liebe der Siedler zum Reiten kommentierte Douglas Blackwood, bei der DORSA verantwortlich für die Viehzucht und kein besonderer Freund der Siedler, einmal so: »Wären die Siedler genauso eifrig bei der Arbeit wie beim Reiten, könnte Sosúa [...] ein Paradies sein.« ¹⁹⁶

Die Sosúaner brachten auch regelmäßig eigene Mitteilungsblätter und Zeitungen heraus, die auf Spanisch und Deutsch geschrieben waren – in beiden Fällen mit englischen Einsprengeln.¹⁹⁷ Darin fanden sich Nachrichten aus dem DORSA-Hauptbüro, die Ankündigung von Gottesdiensten oder Ausflügen in die Hauptstadt, Auszüge aus der Weltpresse¹⁹⁸ sowie Kurzweiliges, wie zum Beispiel Kreuzworträtsel. Um letztere zu lösen, brauchte man deutsche, spanische, französische, englische und italienische Wörter und musste auf Fragen wie »Wann wir unsere Schulden loswerden« – sarkastische Antworten finden: »Nie«. Auch Anspielungen auf die Sehnsucht vieler Leser gab es: Zum Beispiel hieß die richtige Antwort auf »Wunschtraum aller Sosuaner« »Bürgerschaft« (weil ein Bürger Voraussetzung für die Einwanderung in die USA war).¹⁹⁹ Das Mitteilungsblatt brachte auch Ankündigungen und Rezensionen von Veranstaltungen, wie zum Beispiel einer Aufführung der Musikkomödie *Die Rumänische Hochzeit*. Im Europa der Zwischenkriegszeit ursprünglich in Jiddisch aufgeführt, wurde sie für das Publikum in Sosúa ins Deutsche übersetzt.²⁰⁰ Überhaupt hat der Humor, ein spezieller Flüchtlingshumor, den Bewohnern wahrscheinlich dabei geholfen, über ihre missliche Lage und kleinen Schwächen schmunzeln zu können. Zum Beispiel machte man sich in Sketchen und Witzen über die Sosúaner lustig. Ein Komiker schlug vor, man solle Zitronengras (das die Siedler anbauen)²⁰¹ mit »Schwertgras« zusammen anpflanzen, weil dann bei Wind das Zitronengras ganz von selbst vom Schwertgras gemäht würde und den Siedlern eine Menge Arbeit erspart bliebe. Ein anderer Witz, der von Manhattans Washington Heights bis Sosúa die Runde machte, war allgemeinerer Natur und nahm die Flüchtlinge aufs Korn, die mit früherem Wohlstand und Status prahlten: Als einer seinen kleinen Pudel fragte, was er früher gewesen sei, antwortete der: »ein Bernhardiner«. Auch schwarzen Humor in Form von Witzen über Hitler oder den Krieg gab es reichlich.²⁰² Die Situation an der Ostfront wurde in einer Geschichte thematisiert, in der Herr Kohn einen Brief nach Berlin schicken will. Als der Beamte ihm erklärt, dass Post für Deutschland leider nicht mehr angenommen werde, sagt Herr Kohn, der Adressat wohne eigentlich in Russland, und erklärt dem verwunderten Postbeamten auf dessen Nachfrage, bis zur Auslieferung des Briefs seien die Russen ohnehin längst in Berlin.²⁰³ Solche Lieder und Witze gaben den Siedlern Gelegenheit, sich über sich selbst und ihr Umfeld mit leisem Spott zu mokieren, während sie das Ende des Krieges herbeisehnten.

Bei der Vorstandsversammlung der DORSA in New York im Mai 1943 diskutierten die Anwesenden ihre bisherigen Rettungs- und Ansiedlungsbemühungen. Was die Rettung betraf, stellten sie fest, dass »die Men-

schen [...] Hitlers Inferno ohne diesen Vertrag nicht hätten entkommen können« (dem Vertrag mit der Dominikanischen Republik). Hinsichtlich der Neuansiedlung blieb festzuhalten, dass vor Pearl Harbor Abgesandte aus Brasilien, Venezuela und Peru an die DORSA herangetreten waren, um »Ansiedlungen im großen Stil« in diesen Ländern zu erörtern. Leitende DORSA-Mitglieder gaben ihrer Hoffnung Ausdruck, Sosúa habe eventuell den Weg für künftige Zufluchtsorte geebnet, indem es »das Exklusionsdenken anderer lateinamerikanischer Staaten etwas revidierte«. ²⁰⁴ Zu dieser Zeit war die Einwohnerzahl konstant, aber die Infrastruktur des Gemeinwesens hatte sich weiterentwickelt, die Produktivität der Landwirtschaft war gestiegen und das fleisch- und milchverarbeitende Gewerbe sah äußerst vielversprechend aus. Darüber hinaus hatten die Siedler trotz der Angst um ihre zurückgelassenen Angehörigen, und obwohl Ackerbau und Viehzucht sie eher frustrierten, ein Dorf geschaffen, in dem sich europäische Sitten, jüdische Gebräuche und ein wenig amerikanischer Lebensstil mischten und in dem die Flüchtlinge mit den Einheimischen arbeiteten und Umgang pflegten. Hinsichtlich des künftigen »Erfolgs« von Sosúa war die New Yorker DORSA der Ansicht, es sei eine »gute Grundlage« geschaffen, aber wie in Palästina werde es noch Jahre dauern, bis sich die Menschen an das Klima, die neuen Landwirtschaftsprojekte und die »neuen Lebensumstände in einem fremden Land« gewöhnt hätten. ²⁰⁵



Am Strand

6 Probleme im Paradies

»Habt ihr keine Mädchen mitgebracht?«
»Sie hegen einen umfassenden, tiefsitzenden
Groll gegen die DORSA.«²

So freundlich sie sich in der Dominikanischen Republik auch aufgenommen fühlten und so dankbar sie für ihre Rettung waren, hatten die Siedler doch mit einer Reihe von Anpassungsschwierigkeiten zu kämpfen, die mit ihren eigenen Vorgeschichten anfangen und mit ihren Zukunftsaussichten und denen ihrer Kinder noch lange nicht aufhörten. Bei der ersten Begegnung mit dem DORSA-Repräsentanten Solomon Trone waren viele von ihnen physisch und psychisch am Ende gewesen und fieberhaft auf der Suche nach einer Möglichkeit, den Nazis zu entkommen. Da mögen sie dem von seiner Frau begleiteten Trone von ihren landwirtschaftlichen Kenntnissen und ihrem Interesse daran erzählt haben, obwohl ihnen beides fehlte. Joseph Rosen drückte es später so aus:

»Es gab tausende und abertausende Flüchtlinge im Exil, in verschiedenen europäischen Staaten, verzweifelt darauf aus, dem [...] Inferno zu entkommen, bereit, überall hinzugehen, alles zu versprechen, falsche Angaben zu machen, ihre Defizite zu verstecken und ihre wahren Absichten zu verschleiern.«³

Im Schweizer Flüchtlingslager Diepoldsau erhielten junge Leute zum Beispiel etwas, das Felix Bauer eine »Verzweiflungsausbildung« nannte. Ältere Flüchtlinge vermittelten den jüngeren einen Teil ihrer Kenntnisse: »Ein Schneider zeigte, wie man Kleidung herstellt; ein Schuster zeigte, wie man Schuhe macht.«⁴ Als Trone in diesen Lagern nach »Kenntnissen« fragte, erwähnten manche sicherlich ihr neu erworbenes Know-how und wussten dann später in Sosúa nicht mehr recht weiter. In Portugal dagegen harrten schon sehr viel Flüchtlinge aus, so dass Trone in Lissabon von der Regierung gedrängt wurde, die neuen Anwärter mitzunehmen.⁵ Die von den Siedlern zunehmend enttäuschten DORSA-Verantwortlichen änderten nun auch ihre Meinung über das Ehepaar Trone. Statt als »Menschen, deren Denken nicht nur vom Verstand, sondern auch vom Herzen geleitet wird«,⁶ sah man sie jetzt als Menschen, die »unter dem starken Eindruck der verheerenden Bedingungen in Europa aus Gutmütigkeit ihren Verstand ausgeschaltet hatten«.⁷ Weder die eine

noch die andere Charakterisierung trifft zu. Es war einfach keine nennenswerte Anzahl von Farmern unter den jüdischen Flüchtlingen im kriegsgebeutelten Europa zu finden.

Sich an die landwirtschaftliche Arbeit trotz der damit verbundenen Schwierigkeiten zu gewöhnen, war für die Neulinge jedoch weniger frustrierend als der Männerüberschuss bei den unverheirateten Flüchtlingen. Im Rückblick waren die meisten Einwohner der Ansicht, dass durch das Ungleichgewicht zwischen jüdischen Männern und Frauen das Unternehmen *Sosúa* von Anfang an zum Scheitern verurteilt war. Ein mit einer Dominikanerin verheirateter Siedler meinte sogar, dass, »wenn da so hundert oder fünfzig jüdische Mädchen gekommen wären, viele [Siedler] geblieben« wären.⁸ Die *Trones* hatten mehr Männer als Frauen ausgesucht, in der Hoffnung, dass kräftige junge Männer die schwere Arbeit und tropische Hitze besser aushalten könnten. Auch hatten einige Männer geplant, ihre Frauen nachkommen zu lassen; doch dann konnten die Frauen wegen der Ausweitung der Kriegszonen nicht mehr ausreisen.⁹ Zudem hatte die DORSA bestimmt, dass Frauen keine »Siedler« werden durften; der Ausdruck bezog sich nur auf Männer.¹⁰

Die Ehefrau war für eine Heimstättensiedlung jedoch äußerst wichtig. Häufig beherbergte ein Ehepaar noch einen ledigen Mann, damit auch ihm ihre Hausfrauentätigkeit zugutekam. Frauen übernahmen auch gern Aufgaben bei gesellschaftlichen oder kulturellen Veranstaltungen, konnten reiten und verrichteten Feldarbeit. In dem von der DORSA produzierten Werbefilm *Sosúa: Ein Zufluchtsort in der Karibik* verkündet der Sprecher: »Frauen spielen eine wichtige Rolle«, während die Kamera Flüchtlingsfrauen zeigt, die gerade waschen, bügeln oder nähen. Es gab Hausfrauen, die im eigenen Heim tätig waren, sowie »gemeinschaftliche Hauswirtschafterinnen« in den Küchen, Wäschereien und Läden, im Hospital und bei der Kinderbetreuung. Die DORSA-Leitung muss schon eine besondere Art von Scheuklappen getragen haben, um sich trotz des offensichtlichen Frauenmangels folgendermaßen zu äußern: »Wir brauchen junge Frauen, die nicht nur Schuhe mit hohen Absätzen und lackierte Fingernägel im Kopf haben [...], die arbeiten, sich häuslich niederlassen und einen Farmer heiraten.«¹¹ Im Jahr 1941 hatten Frauen wohl kaum zwischen Nagellack und Landwirtschaft zu »wählen«, sondern ob sie weiter in Europa festsitzen oder sich in Sicherheit bringen sollten.

Erst vor kurzem aus Internierungslagern entlassen, hofften viele junge Männer darauf, eine Partnerin zu finden und in ihrer neuen Landkommune einen Hausstand zu gründen. Beim Empfang von Neuankömmlingen im Februar 1941 fragte ein junger Mann zu Pferd: »Habt ihr keine

Mädchen mitgebracht?«¹² Die statistischen Zahlen zeigen ein starkes Ungleichgewicht der Geschlechter:

	Juni 1940	Juni 1942	Dez. 1942	April 1944
Ledige Männer	158	158	158	137
Ledige Frauen	38	38 ¹³	42 ¹⁴	45 ¹⁵

Die Zahlen klaffen noch weiter auseinander, wenn man bedenkt, dass 1944 vierundzwanzig der unverheirateten Frauen über fünfzig Jahre alt waren, wahrscheinlich die verwitweten Mütter einiger Siedler.¹⁶

Halbherzig und verspätet versuchte die DORSA den Männerüberschuss zu korrigieren. Ihre Leitung schrieb dem Vertreter von Joint in Schanghai Mitte 1941, es gebe »nicht genug Frauen für die viel größere Anzahl von Männern, die eine Gefährtin suchen. [...] Damit der wirtschaftliche Aufbau funktionieren kann, ist es daher unbedingt nötig, heiratsfähige junge Frauen nach Sosua kommen zu lassen.« Man bat um »nicht mehr als sechs« junge Frauen, »denen ein Leben in Sosua zusagen würde«.¹⁷ Obwohl in Schanghai im Winter frostige Temperaturen und im Sommer oft feuchte Hitze von mehr als 37 Grad herrschten, und obwohl die Flüchtlinge sich dort mehr schlecht als recht durchschlugen, bewarben sich nur ledige Männer und Paare nach Sosúa: »Keine einzige unverheiratete Frau stellte einen Antrag.«¹⁸

Zwei Gründe kommen dafür in Frage. Frauen aus Mitteleuropa mieden anscheinend generell das Landleben. In den 1930er Jahren gingen sie nur ungern nach Palästina, suchten sich lieber europäische oder nordamerikanische Zielorte aus; und in Palästina entschieden sie sich eher für die Stadt als für landwirtschaftlich genutzte Gebiete. Außerdem wollten die Töchter, anders als die Söhne, oft die Eltern nicht verlassen.¹⁹ Vermutlich zogen sie es vor, das Ende des Krieges in Schanghai abzuwarten, statt sich weit weg von ihren Lieben in ein Abenteuer zu stürzen. Mitte 1941 erläuterte Mrs. Trone diesen allgemeinen Gesichtspunkt in einem Interview und erzählte, dass sie und ihr Mann den jungen Frauen in Europa zugeredet hatten, sich allein auf den Weg zu machen. Sobald sie ihren Lebensunterhalt verdienten, könnten die Eltern, die vermutlich zu alt für eine landwirtschaftliche Tätigkeit wären, ebenfalls einwandern. Aber sie konnten ihre Gesprächspartnerinnen selten dazu bringen, ihre Eltern allein zu lassen.²⁰ David Stern plante im Jahr 1944 noch einmal eine Reise nach Kuba, um herauszufinden, »ob man in den großen Flüchtlingslagern möglicherweise Frauen für die Heimstätten-Siedler finden und herholen könnte.«²¹

Die jungen Männer konnten kaum etwas anderes tun, als mit dominikanischen Mädchen auszugehen. Allerdings wurde ihnen diese Lösung von Seiten der DORSA wie von der Verkehrssituation wahrlich nicht leicht gemacht. Wie erwähnt, verlangte die DORSA von den Siedlern, sich erst die Erlaubnis zu holen, wenn sie das Gelände verlassen wollten. Danach mussten sie den langen Ritt nach Puerto Plata auf sich nehmen, der nächstgelegenen Stadt, wo die Möglichkeit bestand, Frauen aus der Mittelschicht zu treffen – wozu diese Einwanderer als Städter und Angehörige des Bürgertums tendierten. Luis Hess, der schon vor seiner Ankunft in der Dominikanischen Republik fließend Spanisch sprach, machte die Bekanntschaft eines jungen Mannes aus Puerto Plata und folgte bereitwillig dessen Einladung zu einer Tanzveranstaltung. Dort »erblickte ich meine Frau; es war Liebe auf den ersten Blick. Sie war schön, mit grünen Augen. Danach besuchte ich sie zu Hause. Ich musste dorthin reiten. Man brauchte zweieinhalb Stunden durch Zuckerrohrfelder. Ich bat sie um ihre Hand. Wir heirateten im März 1941, ein paar Monate, nachdem wir uns kennen gelernt hatten.«²² Als erster Siedler, der eine solche Ehe einging, brach Hess ein Tabu. Nach 59 Jahren gemeinsamen Lebens zog Hess das Fazit: »Sie war das Glück meines Lebens.«²³ Hess zufolge wurden etwa ein Dutzend gemischter Ehen geschlossen, auch wenn es nach Schätzung der DORSA nur neun Eheschließungen zwischen jüdischen Männern und dominikanischen Frauen gab,²⁴ sowie eine zwischen einer Jüdin und einem Dominikaner.²⁵ Gemessen an den 108 jüdischen Ehepaaren im Jahr 1951 wären das ungefähr zehn Prozent der Ehen.²⁶ Der Kommentar der DORSA-Dienststelle zu den dominikanischen »Mädchen« lautete: »exzellente Ehefrauen und Mütter«.²⁷

Auch wenn die Siedler die dominikanischen Ehefrauen akzeptierten und freundschaftliche Beziehungen zu ihnen unterhielten, hatten manche Dominikaner, aber auch viele Siedler, so ihre Bedenken.²⁸ Ana Julia Hess kommentierte 1981 die Reaktionen von dominikanischer wie jüdischer Seite: »Ich habe als Erste [...] einen Juden geheiratet und es war ein bisschen schwierig für alle hier.«²⁹ Dominikaner mögen konsterniert auf eine Heirat reagiert haben, bei der einem der Partner Land und Kultur fremd waren, aber viele Juden in Sosúa fühlten sich im Innersten getroffen. Der Verfolgung, dessen Ursache ihr Jüdischsein war, glücklich entkommen, mussten sie nun befürchten, durch gemischte Ehen ihre jüdische Identität zu verlieren. Die meisten heirateten innerhalb der jüdischen Gemeinde, um so deren Bestand zu sichern, und empfanden eine Heirat außerhalb der Gemeinde mehr denn je als Verrat. Ein Mann, dem David Schweitzer, Sosúas Manager vor Ort, empfahl, sich zu überlegen, ob er nicht eine Dominikanerin heiraten wolle, bekam einen regel-

rechten Wutanfall.³⁰ Die dominikanische Regierung dagegen befürwortete die Ehen mit Juden ausdrücklich und beklagte sich 1943 beim Leiter der DORSA: »Ihre Siedler sind nun seit drei Jahren hier, und nur sechs von ihnen haben Dominikanerinnen geheiratet.« Daneben wollte die DORSA Siedler mit zionistischen Neigungen, die gemischte Ehen ebenfalls ablehnten, nicht verprellen.³¹ Ungeachtet ihrer ambivalenten Haltung versuchte die DORSA-Leitung jedoch, sich aus den Heiratsplänen der Siedler herauszuhalten.³²

Wer sich als Mann nicht dauerhaft an eine Dominikanerin binden wollte, dem blieben drei Möglichkeiten: kurze Treffen mit dominikanischen Frauen oder Mädchen, Affären mit verheirateten Frauen in Sosúa und der Wettstreit mit anderen Junggesellen um die wenigen unverheirateten Frauen in Sosúa. Die flüchtigen Kontakte sind nur insofern dokumentiert, als die DORSA und deren Ärzte, beunruhigt über das Vorkommen von Geschlechtskrankheiten, darüber informierten und diskutierten. Junge Männer hatten wahrscheinlich sexuelle Kontakte oder Beziehungen zu jungen Frauen aus Charamicos, dem nächstgelegenen, seit kurzem von armen Hilfsarbeitern und Bauern bevölkerten Dorf. Anfang 1942 veranstalteten die Ärzte wegen des »gehäuften Auftretens« von Geschlechtskrankheiten eine Vortragsreihe über dieses Thema. Sie warnten die Männer vor dem Besuch von Bordellen und dem Verkehr mit unbekanntem Frauen; und weil sie ahnten, dass ihre Ratschläge in den Wind geschlagen würden, empfahlen sie die Verwendung von Kondomen. Sie betonten, welche schwere Folgen solche Erkrankungen nach sich zögen, und dass es »keine Garantie auf Heilung gibt«.³³ Die Krankenberichte im September und Dezember 1942 widersprachen einander: Während die Ärzte aus Sosúa »ein überraschend niedriges Vorkommen« feststellten, beklagten externe ärztliche Experten die »weit verbreitete Ansteckung mit Geschlechtskrankheiten« und meinten abschließend, die Situation sei »bedauerlich, aber verständlich angesichts der verhältnismäßig großen Anzahl lediger Männer«.³⁴ In den Interviews, die deutsche Soziologen 1967 mit einigen Sosúanern führten, kam zur Sprache, dass von ein paar Europäern Unterhalt für uneheliche Kinder gezahlt worden war, von denen einige die Schule in Sosúa besucht hatten. Die Wissenschaftler behaupteten, diese Männer hätten ihren Nachwuchs, vor allem die Söhne, nachträglich anerkannt, damit sie die Nachfolge im Betrieb oder auf der Farm antreten konnten.³⁵

Verheiratete Frauen »waren sehr gefragt, was nicht wenige Affären zur Folge hatte«.³⁶ Einer der im Jahr 1967 Befragten meinte, in Kriegszeiten sei »die Moral nie sehr hoch, weil keiner weiß, ob er morgen überhaupt noch lebt. Ich bin fest davon überzeugt, dass heute unter befreundeten

Männern die jeweilige Ehefrau völlig tabu ist.« Aber wenn man bedenkt, welche Gefahren und illegalen Situationen diese Männer überstanden hatten, »spielte es keine allzu große Rolle, sogar dem besten Freund die Frau zu nehmen«. ³⁷ In diesem Konkurrenzkampf um die Frauen lag die Ursache für eine Reihe von Scheidungen. ³⁸ Auch die unverheirateten Frauen hatten die Wahl; zu manchen Zeiten entfielen nach Rechnung der DORSA auf jede unverheiratete Europäerin vier europäische Männer. ³⁹ Miriam Sondheimer schrieb zum Beispiel in ihr Tagebuch, sie habe ein paar Monate nach ihrer Ankunft etliche Verehrer und sei nicht mehr in »A« verliebt, ihren früheren Freund, mit dem sie im Briefwechsel stand. Einige Kandidaten habe sie bereits abgewiesen, fügte sie hinzu. ⁴⁰ Auch um die Oberschwester im Hospital, Martha Mondschein, bemühten sich mehrere Bewerber. Sie begegnete ihrem Zukünftigen, der an Malaria litt, an ihrer Arbeitsstätte. Als sie hörte, dass er Klavier spielen konnte – und sogar ein eigenes Klavier besaß –, bat sie ihn, in ihrem Kurs für Schwangerschaftsgymnastik die Musikbegleitung zu übernehmen. Im März 1943 heirateten sie. In Erinnerungen schwelgend meinte er: »Wer mir Böses wollte, hätte bestimmt unterstellt, es sei mir dabei ums Geld gegangen! Die Ärzte ausgenommen, war sie mit 30 Dollar im Monat die höchstbezahlte Angestellte der ganzen Siedlung.« ⁴¹ Die Hochzeit selbst fand früher als geplant statt, nämlich als der offizielle Gemeindefahrer verkündete, es passiere »heute oder gar nicht«, weil er ein wenig von dem streng rationierten Benzin aufgetrieben hatte. Also fuhren sie nach Puerto Plata, wo sie von einem Standesbeamten getraut wurden. ⁴² In manchen Fällen mögen Ehen auch übereilt geschlossen worden sein, weil die Männer getreu dem Motto »lieber eine schlechte Frau als gar keine« sich allzu schnell verheirateten, wie Kurt Teller schrieb. Für ihn stand fest: »200 Mädels mehr, und Sosúa hätte ein anderes Gesicht.« ⁴³

Während der Männerüberschuss unmittelbare Spannungen im Alltag zur Folge hatte, kam die dominikanische Politik nur am Rande vor. Sosúaner verhielten sich gegenüber dem Regime nicht anders als Bürger in anderen Diktaturen, die es entweder gar nicht so genau wissen wollten oder genug wussten, um lieber unwissend zu bleiben. Weder waren sie glühende Anhänger noch Gegner Trujillos und hatten begriffen, dass, solange sie sich nicht »in die Innenpolitik einmischten [...] Trujillo [...] [sie] in Ruhe lassen würde«. ⁴⁴ Miriam Sondheimer schrieb in ihren Erinnerungen: »Mr. Trujillo war ein Diktator, was natürlich auch zur eigenartigen Stimmung und Lebensweise im Land beitrug, und obwohl er uns wohlwollend gegenüberstand, herrschte eine Atmosphäre, an die wir eigentlich nicht erinnert werden wollten.« ⁴⁵ Folglich konzentrierten sich die meisten Sosúaner auf ihren Alltag, obwohl Gerüchte die Runde

machten, zu welchen Grausamkeiten Trujillo fähig war. Einigen kam das Massaker an den Haitianern zu Ohren, andere erfuhren, wie unmenschlich Trujillo mit seinen Gegnern umging. Das eine oder andere Mal verspürten die Siedler eine »schreckliche Unsicherheit«, zum Beispiel, als ein Regierungsbeamter einige Lastwagen anforderte (sie händigten einen davon aus); oder als es so aussah, als wolle die Regierung in ihre Geschäfte einsteigen. Sie wussten ebenso wie die DORSA, dass »das ganze Land ein Anwesen Trujillos und seiner Familie« war und dass sie auf der Hut sein mussten.⁴⁶ In der New Yorker Zentrale war man nach wie vor sowohl dankbar als auch misstrauisch. Als Rosen einmal ziemlich enttäuscht war von der Siedlung, schrieb er seinem Kollegen Rosenberg: »Solange wir auf die Großzügigkeit der Trujillos und ihresgleichen angewiesen sind, [...] werden wir uns immer schwertun.«⁴⁷ Aus der Ferne, in New York, konnte die DORSA dem Regime gegenüber ambivalent bleiben; in Sosúa hingegen hatte Luis Hess Angst um seinen Sohn, der in Puerto Plata in die Oberschule ging und mit regimekritischen Gleichaltrigen verkehrte. Aus Furcht vor Spionen der Regierung schickte er seinen Sohn 1961 nach Spanien – ebenfalls unter der Herrschaft eines Diktators, Francisco Franco –, wo er das Umfeld für seine Erziehung und Ausbildung für sicherer hielt.⁴⁸

Gelegentlich kam ein dominikanischer Würdenträger zu Besuch, aber das gab in der Siedlung eher Anlass zu Gesprächen und Händeschütteln als zu Befürchtungen. Ende 1940 tauchten ein Beamter des Landwirtschaftsministeriums sowie Journalisten aus der Hauptstadt auf.⁴⁹ Ab und zu kam der Gouverneur von Puerto Plata bei den Siedlern vorbei, und im Sommer 1943 inspizierte der Polizei- und Innenminister, Peña Battle, drei Tage lang die Siedlung. Er traf sich mit Heimstättenbesitzern, ließ sich durch die Molkerei führen und verlangte mit einem Siedler zu reden, der mit einem »dominikanischen Mädchen« verheiratet war. Außerdem schaute er kurz im Hospital vorbei, wo er die zunehmende Anzahl dominikanischer Patienten konstatierte,⁵⁰ sprach mit dem jeweiligen Leiter mehrerer Unternehmen (u. a. *colmado*, landwirtschaftliche Betriebe, Holzkohlenherstellung, Küchen) und führte Vier-Augen-Gespräche mit dem Siedlerrat sowie einigen Einzelpersonen. Am letzten Tag seines Besuchs fragte er die DORSA-Verantwortlichen, ob sie die Absicht hätten, das Projekt aufzulösen, da die Einwohnerzahl Sosúas sich nicht verändert habe.⁵¹ Sie beteuerten, es handle sich nur um einen vorübergehenden, kriegsbedingten Stillstand und fügten hinzu, die DORSA gebe immer noch zirka 15 000 Dollar monatlich für das Projekt aus. Von Peña Battle bekam die DORSA-Leitung etliche Anregungen. Dabei ging es vor allem darum, dass die Verantwortlichen mit den Siedler-Vertretern enger zu-

sammenarbeiten müssten (offensichtlich hatten sich die Siedler ihren Frust über die DORSA von der Seele geredet) und die DORSA sich Rat von dominikanischen Agrar-Experten holen sollte. Er riet dringend dazu, die Beziehung Sosúas zum Landwirtschaftsministerium enger zu gestalten, und empfahl ihnen, den dominikanischen Landwirtschaftsminister einzuladen.⁵²

Im allgemeinen empfand die DORSA die Regierung, die dem Projekt ihre »volle Unterstützung« hatte zukommen lassen, als »äußerst herzlich und hilfsbereit«.⁵³ Auch in den laufenden Betrieb in Sosúa mischte sie sich nicht ein; dort waren sogar Zeitungen und Zeitschriften erlaubt, die den Dominikanern verboten waren. Die Siedler erhielten eine große Bandbreite an Zeitungen aus dem Ausland, inklusive Wochenzeitschriften für Flüchtlinge. Auch wenn die Druckerzeugnisse nur unregelmäßig eintrafen, gehörten doch *New York Times* und *Time Magazine* dazu, die beide gelegentlich an Trujillo Kritik übten.⁵⁴ Diese relativ liberale Haltung erstreckte sich nicht nur auf die jüdischen Flüchtlinge. Zwischen 1939 und 1940 nahm die dominikanische Regierung über 3000 vor dem Spanischen Bürgerkrieg geflüchtete Gegner des Faschismus auf. Solange liberale Juden und linke Spanier sich nicht politisch betätigten, konnten sie in der Dominikanischen Republik unbehelligt leben. Allein die abgeschiedene Lage Sosúas, weit weg von der Hauptstadt, trug ihren Teil dazu bei, die Juden von der Öffentlichkeit fernzuhalten. Sie kamen in den Genuss der »segensreichen Nichtbeachtung seitens des Generalissimus«.⁵⁵

Für die Siedler, auf der Hut vor der Regierung, aber in sicherer Distanz, stellte die dominikanische Politik noch eins ihrer geringsten Probleme dar. Auch die Unterschiede in der Religionsausübung oder der ethnischen Herkunft schürten anscheinend keinen Groll, wengleich die Siedler sie im täglichen Umgang miteinander sicher zu spüren bekamen. In der Tat kommentierte ein Flüchtling bereits auf dem Weg nach Sosúa, wie unterschiedlich die jüdischen Vorschriften jeweils eingehalten wurden. Als Ernst Hofeller den Speisesaal auf Ellis Island betrat, fragte ihn ein Ordner: »Jude? – Koscher!« und dirigierte seine Gruppe zu der Seite, wo man nur koscheres Essen bekam. Nach dem »entsetzlichen« Fraß auf dem Schiff »schmeckte alles gut. Ein paar von uns versuchten sich in die andere Schlange für zusätzliche Portionen zu schmuggeln, um Schweinekoteletts zu ergattern, wurden aber von den gewissenhaften Ordnern sofort entdeckt und weggeschucht.«⁵⁶ In Sosúa wurden Gottesdienste und religiöse Zeremonien von orthodoxen Juden aus Osteuropa geleitet, die eher den traditionellen Regeln folgten. Mitteleuropäer waren meistens entweder Liberale (was ungefähr den heutigen konservativen Gemeinden



In der Synagoge

in Deutschland entspräche, z. B. der Masorti-Bewegung) oder übten die Religion überhaupt nicht aus. Im gänzlich auf Hebräisch abgehaltenen Gottesdienst durften Männer und Frauen nicht nebeneinander sitzen. Da getrennte Sitzplätze in den 1930er Jahren auch in Deutschland und Österreich noch gebräuchlich waren, nahm man daran wohl keinen Anstoß, doch dürfte die rein hebräische Liturgie für die Gläubigen schwer verständlich gewesen sein. Allerdings führte das keineswegs zu größeren Spannungen, weil man dem Gottesdienst einfach fernblieb, wenn er einem nicht gefiel. Es kam auch nicht zur Gründung einer Konkurrenz-Synagoge, wie in vielen anderen kleinen jüdischen Gemeinden; u. a. gab es 1940 für kurze Zeit eine solche in Ciudad Trujillo.⁵⁷ Nicht zuletzt fielen den Siedlern Unterschiede in den Essgewohnheiten auf. Die große Mehrheit hielt sich nicht an die jüdischen Speisegesetze (*Kaschrut*), und wer koscher aß, setzte sich nicht an den selben Tisch. Manche Siedler verzehrten Schweinefleisch sogar im allgemeinen Speisesaal, während andere es nicht einmal bei sich zuhause aßen; und niemals wurde es an Feiertagen vom Küchenpersonal angeboten.⁵⁸

Es kam jedoch sehr wohl zu Spannungen, als strenggläubige Juden die »Sabbatruhe« für das gesamte Gemeinwesen durchsetzen wollten. Der

jüdische Siedlerverein drängte 1944 die örtliche DORSA-Verwaltung, samstags ihre Büroräume, Betriebe und Läden zu schließen, und zeigte sich völlig uneinsichtig, obwohl die DORSA das unleugbare Gegenargument ins Feld führte, dass die Siedlung von Anfang an für nicht konfessionsgebunden erklärt worden war.⁵⁹ Nach langem Hin und Her führte Sosúa Mitte 1945 den Sabbat als offiziellen Ruhetag ein.⁶⁰ Inzwischen befanden sich jedoch die meisten Betriebe in Privatbesitz, so dass nur die Büros der DORSA geschlossen blieben. Für die Siedler mit eigenem Geschäft oder eigener Farm erwies es sich als »unmöglich oder unpraktisch«, am Samstag die Arbeit niederzulegen.⁶¹ Der Abdruck zweier Briefe im Mitteilungsblatt der Jüdischen Gemeinde macht beide Positionen deutlich: Der eine Schreiber lehnte eine solche öffentliche Ausübung der Religion ab und machte geltend, dass seine Generation nicht mit den traditionellen Sitten und Gebräuchen des Judentums aufgewachsen sei. Der andere argumentierte, dass sich die Mehrheit durchaus an die Pflege des jüdischen Brauchtums in ihrem Elternhaus erinnere, selbst wenn der Autor sich dabei nur auf Äußerungen stützte wie: »Mein Vater dürfte das nicht sehen.«⁶²

Auch die kulturellen Unterschiede zwischen den Nationalitäten führten zuweilen zu Differenzen. Mancher meinte eine »scharfe Trennung« zwischen Österreichern und Deutschen erkennen zu können.⁶³ Dem Anthropologen Frances Henry zufolge musste nicht einmal Feindseligkeit im Spiel sein: Die Siedler derselben Herkunft seien einfach bestrebt gewesen, ihre »zerstörte Volkszugehörigkeit«⁶⁴ wieder aufzubauen und »neigten dazu, sich aneinander zu klammern«.⁶⁵ In Sosúa wurden in einem Zeitungsartikel 1943 einige dieser regionalen Differenzen thematisiert und ihre Überwindung allen ans Herz gelegt, da doch alle Flüchtlinge durch ihr gemeinsames Schicksal verbunden seien.⁶⁶ Und wirklich konnten die Siedler manchmal den Stolz auf ihre Herkunft mit anderen teilen; so zum Beispiel, als die Wiener einen traditionellen »Heurigen-Abend« veranstalteten, zur Erinnerung an den traditionellen Ausschank des neuen Weins in österreichischen Weinlokalen. Die Siedler schafften es, zu diesem Anlass sogar Wein zu organisieren und servierten Gulaschsuppe.⁶⁷ Obendrein kam es auch hier zu »Mischehen«. Felix und Martha Bauer beispielsweise stammten aus Wien bzw. Köln. Trotz genauer Kenntnis der dem »anderen« zugeordneten Klischees hatten sie bereits 49 gemeinsame Ehejahre gemeistert, als sie 1992 interviewt wurden.

Es gab aber nicht nur Gräben zwischen den Mitteleuropäern. In Sosúa waren stets die aus Deutschland und Österreich stammenden Menschen in der Überzahl, doch kam eine beträchtliche Minderheit aus Osteuropa, hauptsächlich aus Polen, Russland und Litauen.⁶⁸ Traditionell bestand

eine Kluft zwischen Ost- und Westjuden; und auch in Sosúa hielten die Osteuropäer an ihren eigenen Sitten und Gebräuchen fest, die den Mitteleuropäern fremd waren, oder über die sie die Nase rümpften. Im Gegenzug beklagten die Osteuropäer den »Hochmut« der Deutschen.⁶⁹ Die Juden aus Osteuropa waren tendenziell auch religiöser, was Beobachter sogar zu der Behauptung veranlasste, der osteuropäische Einfluss habe die Siedlung insgesamt »jüdischer« gemacht, weil regelmäßig Sabbat-Gottesdienste abgehalten wurden und es ab und zu jiddische Kulturdarbietungen gab.⁷⁰ Auch hielt die DORSA die Osteuropäer für weniger individualistisch als die Mitteleuropäer, also eher bereit, im Team zu arbeiten. Das hatte auch Auswirkungen auf die landwirtschaftlichen Kooperativen, wie die DORSA-Verantwortlichen feststellten: »Es ist schwieriger, die deutschen als die osteuropäischen Flüchtlinge zur Zusammenarbeit zu bewegen. Die DORSA wird [die Deutschen] in Kooperation schulen müssen.«⁷¹

Doch reichten religiöse und ethnische Anpassungszwänge und Antagonismen bei weitem nicht an die Gehässigkeit heran, die die DORSA und die Siedler füreinander hegten. Vorwürfe von Siedler-Seite wie von der örtlichen DORSA-Verwaltung waren gang und gäbe, wobei jeder dem anderen die Schuld zuschob am schleppenden Vorankommen oder an Misserfolgen. Wenn es um Wohltätigkeit geht, ist es eher die Regel als die Ausnahme, dass Ressentiments und Misstrauen die Beziehung zwischen Spendern und Empfängern belasten.⁷² In Sosúa befand sich die DORSA-Verwaltung im klassischen Dilemma von Sozialarbeitern oder Wohltätern, weil sie einerseits den Siedlern, die man ja schlecht sich selbst überlassen konnte, helfen wollte und andererseits eine zu große Abhängigkeit nicht als wünschenswert ansah.⁷³ Dieses eher abstrakte Problem wurde noch verstärkt durch Schwierigkeiten in der Praxis. Allzu oft erreichten die nötigen Empfehlungen die Siedler nicht rechtzeitig, oder es fehlte an »angemessener Unterweisung oder Vorführung, was die Feldarbeit betraf.«⁷⁴ Außerdem lebten die Heimstättenbewohner etliche Kilometer von Batey entfernt, und damit zu weit weg für regelmäßige Kontrollbesuche zu Pferd. Diese Problematik gewann im Jahr 1942 sogar noch an Brisanz, als 115 Heimstätten-Besitzer auf die fachliche Beratung von Edwin Anderson, dem einzigen Landwirtschaftsexperten, angewiesen waren. Er beklagte sich bei der New Yorker Zentrale, dass er keine Zeit für »echte Gespräche« mit den Siedlern habe,⁷⁵ und kritisierte die Praxis der DORSA, die älteren Siedler Lehrlinge anleiten zu lassen: »Wir haben keine Siedler, die sich recht viel besser als die Jungs in den Gärten auskennen, und es machen ein paar seltsame Vorstellungen die Runde, die sie von dieser Sorte Lehrer aufgeschnappt haben.«⁷⁶ Nicht einmal ein

Jahr später fragte sich Eugene Rosen, warum die Verwaltung offenbar alles Erdenkliche tat, »um sich auf ewig unersetzlich zu machen, statt alles zu tun, um nicht mehr gebraucht zu werden.«⁷⁷ Und noch 1944 unterstrich David Stern, dass die Siedler unbedingt eigenständiger werden müssten.⁷⁸

Beide Parteien mussten mit den eingeschränkten Möglichkeiten des Siedlungsprojekts fertigwerden. Von seiten der DORSA war geplant, sich auf jeden Fall früher oder später zurückzuziehen, sobald man für die Siedler entsprechende Voraussetzungen geschaffen hatte. Die Siedler hingegen waren noch für geraume Zeit auf die Unterstützung der DORSA angewiesen. In einem Agrarland mussten sie sich als Neulinge ihren Lebensunterhalt mit landwirtschaftlicher Arbeit sichern, obwohl sie dort ein »sehr eingeschränkter Binnenmarkt und eine äußerst schwankende Nachfrage aus dem Ausland« erwartete.⁷⁹ Außerdem war der Boden um Sosúa in vielen Arealen für eine intensive landwirtschaftliche Nutzung ungeeignet. Daher deckten die Ernten gerade einmal den Eigenbedarf und den Futtermittelverbrauch der für die Wurstproduktion gezüchteten Schweine ab.⁸⁰ Darüber hinaus ging jeglicher Profit, den die Ernte abgeworfen hätte, durch Transportschwierigkeiten wieder verloren, und den Preis der Butter, eines der wenigen Erfolgsprodukte, bestimmte die Regierung.⁸¹ Zu allem Übel gab es für die Siedler auch keine legale Möglichkeit, sich auf andere gewinnorientierte Unternehmungen zu verlegen, weil diese dem dominikanischen Gewerbe Konkurrenz gemacht hätten. Auch bei der billigen landwirtschaftlichen Arbeitskraft der Einheimischen konnten sie nicht mithalten. Bestenfalls konnten sie spezielle Agrarprodukte entwickeln und durch Viehzucht ihre milch- und fleischverarbeitenden Betriebe am Laufen halten. Bei alledem brauchten sie immer noch die verwaltungs- und verfahrenstechnische Hilfe von Experten und trugen die »normalen« Risiken, als da sind: Tier- und Pflanzenkrankheiten, Wetter- und Transportprobleme und unkalkulierbare Märkte.⁸²

Tatsächlich gaben einige Siedler auf und zogen in andere Städte der Dominikanischen Republik, wie Ciudad Trujillo, Santiago, Jarabacoa und Puerto Plata.⁸³ Ernst Hofeller beispielsweise brach allein nach Ciudad Trujillo auf, wo er von einem jüdischen Holzhändler »direkt von der Straße weg eingestellt wurde.«⁸⁴ Alfred Unger ging mit zwei Freunden in die Hauptstadt, um eine eigene Möbelschreinerei zu eröffnen.⁸⁵ Einige Sosúaner mussten die Siedlung aus gesundheitlichen Gründen verlassen, wie die Familie Bandler, die wegen der kränkelnden Ehefrau in die Berge umzog. Dort, in Jarabacoa, eröffneten sie ein kleines Hotel, das auf Gäste aus Sosúa eingestellt war und von der DORSA, die es in »Erholungsheim« umbenannte, subventioniert wurde.⁸⁶

Und manche gingen auch in die USA oder nach Kanada, wenn sie ihr Visum noch vor Pearl Harbor bekommen hatten.⁸⁷ Nach Schätzung von Rebecca Reyher hatten Mitte 1943 ungefähr ein Fünftel der Siedler Sosúa verlassen oder waren »entlassen« worden.⁸⁸ Zwei Jahre nach Kriegsende stellte die DORSA abschließend fest, dass seit der Gründung 181 Personen aus der Siedlung in andere Länder und 47 Personen an andere Orte in der Dominikanischen Republik gezogen waren.⁸⁹ Anders gesagt, war die kleine Niederlassung neben ihren anderen Problemen auch von Bevölkerungsschwankungen geplagt, weil ständig neue Siedler dazustießen, während viele andere weggingen. Es hat nicht den Anschein, als hätten diejenigen, die in die Städte zogen, von der DORSA oder der dominikanischen Regierung Vorwürfe zu hören bekommen. Auch wenn es Solomon Arons, den US-amerikanischen Berater der DORSA, beunruhigte, dass letztere keine potentiellen Konkurrenten in den Städten duldet und praktisch »einen Zaun um Sosúa herum errichtet« hatte,⁹⁰ zeigte er sich überzeugt, dass die Situation nicht ganz so undurchlässig war: »Nichts war in der Dominikanischen Republik jemals endgültig geregelt.«⁹¹

Bei der verbleibenden Mehrheit wurde »die DORSA ist schuld« zum Leitmotiv.⁹² Schon 1942 registrierte der landwirtschaftliche Berater »ein allgemeines Gefühl der Unruhe bei den Siedlern, besonders bei denen, die auf einer Heimstätte leben. Allmählich wird ihnen klar, dass sie nicht das erhoffte Einkommen erzielen werden [...] und sie [...] sind schnell dabei, der DORSA die Schuld daran zu geben.«⁹³ Andere Siedler, die ihre Verfolgung und die Trennung von Heimat und Familie verkraften mussten, fühlten sich als Opfer dazu berechtigt, von der DORSA eine angemessene Versorgung zu erhalten. Die Zentrale in New York nahm diese Empfindungen überrascht und enttäuscht zur Kenntnis. Schon im Oktober 1940, als die ersten Siedler erst seit ein paar Monaten dort waren, »hassten sie die Dorsa bereits«, weil die von der DORSA geschaffenen Lebensumstände sie nicht zufriedenstellten. Drei Jahre nach Beginn des Projekts erhielten achtzig selbstständige Heimstättensiedler keinen Unterhalt mehr;⁹⁴ doch bezahlte die DORSA weiterhin Arzt-, Zahnarzt- und Tierarztkosten, Wasserversorgung und Straßenbau sowie die Moskitobekämpfung. Trotzdem »schimpfen sie andauernd auf die Dorsa«. Während Eugene Rosen sich Sorgen machte, dass keins der Unternehmen in Sosúa »ohne DORSA-Geld« überleben würde, nicht einmal das ertragreiche Buttergeschäft, das immer noch die Lastwagen der DORSA nutzte,⁹⁵ beschwerte sich der Verwalter vor Ort, sie hegten »einen umfassenden, tiefsitzenden Groll gegen die Dorsa. [...] Eine ganze Reihe von ihnen sind für sich genommen feine Menschen. Aber Hass und Misstrau-

en gegenüber der Dorsa sind beinahe pathologisch [...] [und] diese Gemütsverfassung ist allseits vorhanden.«⁹⁶

Die Empörung über die in New York ernannten und nicht von den Siedlern gewählten Geschäftsführer nahm noch zu, als diese Außenstehenden die Siedlung nach ihrem Gutdünken leiteten, obwohl sie verpflichtet gewesen wären, die Bedürfnisse des Siedlerrats zu berücksichtigen. Geklagt wurde über Vetternwirtschaft,⁹⁷ die Arroganz der DORSA-Funktionäre und fehlendes Mitspracherecht.⁹⁸ Sie ärgerten sich darüber, als »Versuchskaninchen« erhalten zu müssen,⁹⁹ und forderten »eine gebührende Stimme bei der Leitung von Sosúa«.¹⁰⁰ So unverblümt und gehäuft äußerten sie ihre Anliegen, dass sich das *Intergovernmental Committee* 1943 – aus Angst vor eventuellen Auswirkungen eines »Misserfolgs« auf Siedlungsangebote nach dem Krieg – besorgt darüber zeigte, dass die Sosúa-Verwaltung den Flüchtlingen eine verantwortliche Rolle verweigerte.¹⁰¹ Ernesto Lothar, der sich später in der Dominikanischen Republik einen Namen als Künstler und Professor an der Kunsthochschule machte, schrieb 1946 einen vernichtenden Bericht. Aus Siedlersicht kritisierte er an der DORSA, dass sie keine besseren Pläne für die Flüchtlinge parat habe, unberechenbar in der Geschäftsführung sei, »Almosen« vergebe und über »keinerlei Verständnis, Sachverstand oder Eignung für die Siedlungsarbeit« verfüge. Außerdem beschuldigte er die Verwaltungsbeamten vor Ort, dass sie auf Vorschläge seitens der Siedler mit nichts als Ärger reagieren würden, mit Interesselosigkeit und »Verdächtigungen hinsichtlich der wahren Absichten des Antragstellers«.¹⁰²

Mehr und mehr frustriert, begannen die Verwalter in Sosúa und die New Yorker DORSA-Zentrale, den Siedlern Vorhaltungen zu machen. Die Geschäftsführung in Sosúa beschuldigte den Siedlerrat, sich als »Verhandlungsinstrument« zu verstehen, »um so viel wie irgend möglich aus der DORSA oder anderen philanthropischen Organisationen herauszupressen«, statt mit der Verwaltung zu kooperieren.¹⁰³ Eugene Rosen äußerte die Befürchtung, die DORSA selbst habe »den Wunsch [...] der Dorsa auf der Tasche zu liegen«, genährt.¹⁰⁴ Von einem aus New York gesandten Beobachter wurden die »Flüchtlinge« (ohne zwischen Heimstätten-Siedlern und Batey-Einwohnern zu unterscheiden) wenig freundlich als »voll von Selbstmitleid« beschrieben; und mindestens viermal kam das Wort »faul« in einem fünfseitigen Bericht vor, der darauf herumritt, dass die Siedler »herumsäßen« und nur an ihrem »Vergnügen und der Vermehrung der Bevölkerung« interessiert seien.¹⁰⁵ Dr. Maurice Hexter, als Präsident von Agro-Joint Finanzgeber der DORSA, hielt sich Ende 1943 fünfzehn Tage in Sosúa auf. Offenbar versuchte er das Sosúa-Projekt vor seinen eigenen Bewohnern zu schützen, indem er die Batey-



Im Büro der DORSA

Bewohner kurzerhand für »zu gut versorgt« erklärte und deren angebliche Überzeugung anprangerte, »die DORSA sei für ihr Wohlbefinden zuständig«. ¹⁰⁶ Nur sechs Monate zuvor hatte Hexter über die schweren psychologischen Traumata gesprochen, die ebendiese Bewohner erlitten hatten. ¹⁰⁷

Die DORSA machte sich auch selber das Leben schwer. Die starke personelle Fluktuation, die sogar Joseph Rosen »unseren kaleidoskopischen Managementwechsel« nannte, ¹⁰⁸ steigerte noch den Frust jener Siedler, die mehr Selbstbestimmung forderten. Die DORSA engagierte nacheinander eine ganze Reihe von Funktionären und Beratern. Rosen, auch Vize-Präsident der DORSA und von Anfang an eng mit dem Projekt verbunden, wurde zum ersten »ortsansässigen Manager« ernannt. Von den Siedlern wohlgeleitet, konnte er sein neues Amt aber aus Alters- und Krankheitsgründen nur wenige Monate ausüben. Als Rosen krank wurde, sprang Frederick Perlstein so lange für ihn ein, bis Dr. David Schweitzer die Stelle übernahm. Schweitzer hatte bereits in Europa mit Flüchtlingen gearbeitet, ¹⁰⁹ scheint Sosúa aber schlecht verwaltet zu haben. ¹¹⁰ Auf den 1943 ausgeschiedenen Schweitzer folgte Solomon Arons

– der zwanzig Jahre lang für Agro-Joint in Russland tätig gewesen war –, mit Eugene Rosen als Ko-Manager, ohne dass er offiziell diesen Titel führte. Ende 1944 wurde Arons von dem Agronomen David Stern abgelöst, dem ehemaligen Direktor der Abteilung *Agricultural Colonization* bei der *Jewish Agency* in Palästina.¹¹¹ Im Jahr 1948 fiel die Wahl der DORSA auf Alfred Rosenzweig, der erste Siedler, der Sosúa leitete.

Die Siedler rechneten es Stern als Verdienst an, die Lebensbedingungen in Sosúa verbessert zu haben: durch die Gründung weiterer Kooperativen, durch vermehrte Bautätigkeit und durch die Steigerung der landwirtschaftlichen Produktivität.¹¹² Am wichtigsten war vielleicht, dass Stern den vielen »Heimstätten« Gehör schenkte, die Privateigentum dem Gemeinschaftsbesitz vorzogen. Also schlug er vor, die kommunale Landwirtschaft zu privatisieren, wodurch die Siedler größere Grundstücke zur privaten Nutzung erhielten (etwa dreißig Hektar). Dass sie zu wenig landwirtschaftlich nutzbaren Boden hatten, war für die Siedler ein quälendes Problem, weil sie mit dem ihnen zugeteilten Land kein »ordentliches Auskommen« erzielen konnten.¹¹³ Hoch erfreut über die Privatisierung und die vergrößerten Anbauflächen glaubten die Siedler daran, dass »die Aussicht auf einen Lebensunterhalt auf lohnendem Niveau [...] nun eher gegeben« war.¹¹⁴ Produktion und Vertrieb der Molkerei- und Fleischprodukte blieben ein Gemeinschaftsunternehmen. Das Land war nun Privatbesitz, aber Maschinen und sonstige Hilfsmittel wurden von den Siedlern gemeinsam genutzt. Es verwundert nicht, dass Sterns Konzept alles in allem den *Moschaws* (israelische Siedlungen) ähnelte, die er aus Palästina kannte.¹¹⁵

Auch zwischen dem DORSA-Büro in Sosúa und dem in New York entstanden Irritationen, wobei es zunächst um persönliche Animositäten ging. Manch einer aus der New Yorker Zentrale war mit Arons' Stil nicht einverstanden und gewiss einer Meinung mit Ernesto Lothar, der Arons vorwarf, sich als »oberster Richter« und »Big Boss« aufzuspielen.¹¹⁶ 1943 fragte Eugene Rosen besorgt: »Warum gibt man den Siedler keine Stimme? Warum besteht die [örtliche] Verwaltung darauf, jedes noch so kleine Detail des Siedlerlebens unter Kontrolle zu behalten?«¹¹⁷ Schon sein Vater hatte es abscheulich gefunden, dass die Siedler Arons »mit ›Herr Direktor Arons‹ anreden«, und fügte hinzu, in all den Jahren seiner Zusammenarbeit mit Juden habe ihn keiner jemals ›Herr Direktor‹ genannt, »nicht einmal die deutschen und österreichischen Juden mit ihrer schon in die Wiege gelegten Titelseeligkeit«.¹¹⁸

Die meisten Spannungen aber wurden durch Geldstreitigkeiten aufgelöst. Die New Yorker Zentrale wollte aus Sorge um die »Bedürfnisse der Weltjudenheit« die Kosten senken,¹¹⁹ und die Verwaltung in Sosúa wehr-

te sich dagegen und verteidigte ihre Ausgaben. Im November 1942 beschimpfte Solomon Arons das New Yorker Büro, weil es »uns dauernd unter die Nase reibt, das Geld würde mit vollen Händen zum Fenster rausgeworfen« und den Siedlern das Gefühl gebe, »Wohlfahrtsempfänger« zu sein. Er fügte hinzu: »Wir versuchen bei allem und jedem und überall zu sparen.«¹²⁰ Umgekehrt kritisierten die New Yorker Arons für dessen hartnäckige Überzeugung, seine jüdischen Brüder »meinten es gut und würden arbeiten, wenn man sie in Ruhe ließe«.¹²¹ In seiner Antwort wies der nicht gerade als begeisterter Parteigänger der Siedler bekannte Arons die Einschätzung der New Yorker Zentrale zurück, die Flüchtlinge seien faul.¹²² Zwar seien die meisten Siedler noch auf »Fürsorgezuwendungen« angewiesen, doch beteuerte er, sie wären »glücklicher [...] wenn sie die Möglichkeit hätten, ihren Lebensunterhalt zu verdienen [...] mit dem gleichen oder sogar einem etwas niedrigeren Verdienst, als was sie jetzt als Unterstützung erhalten«.¹²³

Aber die Meinungsverschiedenheiten betrafen bei weitem nicht nur die Haltung den Siedlern gegenüber: In New York war man der Ansicht, das Wachstum der Verwaltung in Sosúa – und damit die Kosten – seien außer Kontrolle geraten. Im Zuge der Projektrealisierung in dem kleinen Wohlfahrtsstaat hatte sich die örtliche DORSA explosionsartig vergrößert. Statt aus ursprünglich fünf Angestellten bestand das DORSA-Personal im Frühjahr 1942 aus 100 Leuten (einigen US-Amerikanern und vor allem den Flüchtlingen selbst), und war Arbeitgeber für 300 dominikanische Arbeitskräfte.¹²⁴ Bis 1944 hatte sich die Personalstärke fast verdoppelt und betrug nun 189. Darunter fielen die allgemeine Verwaltung (vom Manager bis zum Hausmeister = 22); Lagerhaltung und Versorgung (Beschäftigte in der Bäckerei, im *colmado*, im Holzlager = 26); der öffentliche Dienstleistungsbereich (Ärzte, Krankenschwestern, Küchenpersonal, Zahnarzt, Drogist, Schule, Fahrer, Haushaltshilfen = 63); die Abteilungen Bau und Technik (Ingenieur, Mechaniker, Schmiede, Zimmerleute, Hilfsarbeiter = 34); und die Abteilung für Viehwirtschaft (darunter kaufmännische Angestellte, Fahrer, Gärtner, Pferdewirte, »Cowboys«, Ochsenkarrenfahrer, Hilfsarbeiter = 44). In diesem Jahr standen auf der Arbeitnehmerliste 65 Siedler, 16 DORSA-Angestellte aus den USA oder Europa und 108 Dominikaner. Die monatlichen Ausgaben im Juni 1944 betragen 6186 Dollar.¹²⁵ Für Joseph Rosen in New York war die Verwaltung in Sosúa an allem schuld. Zunächst habe das Management aus einigen wenigen Personen bestanden, »die, ich eingeschlossen, vollkommen damit einverstanden waren, unter primitiven Bedingungen zu leben und zu arbeiten, Bedingungen, die sich kaum von denen unterschieden, die wir den Siedlern zumuten«. Doch nun (Februar 1943), »ist

anstelle von ein paar zupackenden Managern eine Horde Bürokraten zur Lawine angewachsen, und alle versuchen sie, sich gegenseitig herumzukommandieren und die Siedler herumzukommandieren«. ¹²⁶

Dass durch die Ankunft neuer Siedler die Ausgaben steigen würden, damit hatte die DORSA natürlich gerechnet, andere Kosten jedoch nicht vorhergesehen. Die Unkosten schnellten in die Höhe, weil wegen der Transportmittelknappheit die Lieferungen teurer wurden, weil mehr Wohnraum und Brunnen gebraucht wurden, ¹²⁷ und vor allem, weil bei kriegswichtigen Gütern die Nachfrage das Angebot überstieg, was die Preise hochtrieb. Langfristig verursachte der kriegsbedingte Mangel dann keine Kostensteigerungen mehr, weil es kaum mehr etwas zu kaufen gab. Die Verwaltung in Sosúa fragte sich, »ob es klug ist, selbst geringfügige Reparaturen Ungelernten zu überlassen [...] ein verschwendeter Nagel oder ein Brett oder ein kaputter Boden oder ein kaputtes Rohr können nicht mehr ersetzt werden«. ¹²⁸ Dringend benötigter Draht für die Weidezäune war kaum aufzutreiben. Man hätte Fahrzeugreifen gebraucht, aber es gab »fast keine Reifen mehr in der Dominikanischen Republik, [wo] sämtliche Buslinien eingestellt wurden«. ¹²⁹ Die Verwaltung informierte die Siedler, sie müssten sogar ins fast zwanzig Kilometer entfernte Puerto Plata (also Stunden zu Fuß oder zu Pferd) gehen oder reiten. ¹³⁰ Nicht einmal die medizinische Abteilung gab noch Verbandszeug und dergleichen an die Siedler ab, sondern nur noch an Erste-Hilfe-Depots. Zusätzlich appellierte man dringend an die Siedler, alte Moskitonetze sauber aufzubewahren, um sie gegebenenfalls als Verbandsmaterial zu verwenden. ¹³¹

Der Ausgaben-Streit und die gegensätzlichen Auffassungen der DORSA in New York bzw. Sosúa, ob und wie die Kosten zu senken seien, lässt sich anhand ihrer Einstellung zum *colmado* verdeutlichen. 1944 wollte die New Yorker Zentrale die Zuschüsse für das Warenhaus kappen. Der *colmado* kaufte den Siedlern ihre Produkte ab und verkaufte ihnen Gemüse, alle möglichen Lebensmittel, Elektrogeräte, Konserven, Zement, Draht, Nägel und Tiermedikamente, schrieb aber ständig rote Zahlen. ¹³² Der für die Verwaltung von Batey verantwortliche Dr. Walter Baum regte an, eine Verbraucher-Kooperative zu gründen, was die Siedler auch taten. ¹³³ Sobald die DORSA den Laden nicht mehr unterstützte, würden die Preise angehoben und die Öffnungszeiten verlängert werden müssen. Außerdem könnte die Genossenschaft versuchen, einiges an Verlusten durch den Verkauf von Zündhölzern, Zigaretten und Rum wetzumachen, wofür eine Genehmigung der Regierung nötig war. ¹³⁴ Doch führte Baum keine Entlassungen oder Lohnsenkungen durch. Der *colmado* stellte dreizehn Leute ein (darunter zwei dominikanische Arbeitskräfte), um den



Im colmado

Laden 46 Stunden in der Woche offen halten zu können. Ein Personalabbau kam für Baum nur in Frage, indem er ausscheidende Arbeitskräfte nicht mehr ersetzte, und er beschloss, die Angestellten trotz eventuell längerer Öffnungszeiten genau wie andere in Batey nicht mehr als 39 Wochenstunden arbeiten zu lassen.¹³⁵ Als sich Arbeitskräfte nach dem Lohn erkundigten, antwortete er, dass »alle die hier arbeiten, auch ihren Lebensunterhalt verdienen« sollten. Wo das nicht möglich sei, müsse man weiterhin helfen.¹³⁶ Mit anderen Worten: Sollte die DORSA den

colmado nicht länger subventionieren, würde Baum andere Fördermittel dazu verwenden, die *colmado*-Angestellten finanziell zu unterstützen.

Dieser Streit reichte weit über die *colmado*-Frage hinaus. Die mit der Finanzlage in Batey unzufriedene Leitung in New York machte sich Sorgen, dass das dortige »Fürsorge«-Klima die Heimstättensiedler negativ beeinflussen könnte. Man hatte die Siedler in Batey zwar unterstützt, allerdings immer mit dem Ziel, dass sie sich durch Unternehmungsgründungen irgendwann finanziell unabhängig machen würden.¹³⁷ Einige wenige Betriebe, darunter Sattel- und Zaumzeughersteller, ein Herrenfriseur (der auch Seife und Parfüm verkaufte) sowie eine Destillieranlage für Zitronengrasöl hatten sich gut entwickelt, aber die meisten konnten ohne Subventionen der DORSA nicht überleben. Das Ende der Einwanderung und der Wettbewerbsvorteil dominikanischer Betriebe begrenzten die Nachfrage, was wenig Umsatz bedeutete. Anfang 1943 zog Arons das Fazit: »Unsere gesamte gewerbliche Organisation hier [...] ist nur ein schönes Hirngespinnst. [...] Die Leute werden niemals selbständig, weil sie keine Arbeit haben. Die Aufnahmekapazität des Landes ist generell sehr begrenzt, das vorhandene Arbeitsangebot wird von den einheimischen Handwerkern angemessen abgedeckt.«¹³⁸

Mitte 1943 verwies ein DORSA-Berater darauf, dass Sosúa »zwei einander widersprechende Ziele« verfolge, nämlich Menschen auf dem Land anzusiedeln und eine Population durch Fürsorgezuwendungen zu ernähren. Seine Schlussfolgerung lautete, die beiden Gruppen sollten getrennt, und letztere sollte in Ciudad Trujillo versorgt werden.¹³⁹ 1944 beschloss die New Yorker Zentrale, die örtliche Verwaltung aufzuteilen;¹⁴⁰ von da an gab es zwei Verwaltungsbereiche nebeneinander, einen städtischen und einen ländlichen. Batey sollte von Dr. Walter Baum geleitet werden, der einen Dokortitel in (angewandter) Sozialwissenschaft von der Universität Frankfurt besaß sowie Erfahrung als Leiter des Joint-Wohlfahrtskomitees in Ciudad Trujillo.¹⁴¹ Der Finanzverwalter der DORSA in Sosúa, William Bein, übernahm die Aufsicht über die Heimstättensiedler, die Schule, das Hospital, Transport und Verkehr sowie das Gästehaus.¹⁴²

Ende 1944 begann man in New York Überlegungen anzustellen, die Einwohner von Batey »vollständig zu segregieren« und nach Ciudad Trujillo zu verlegen.¹⁴³ Hexter verunglimpfte die Menschen in Batey und empfahl den Heimstättensiedlern – deren Eltern und Freunde zum Teil in Batey wohnten –, »sich im eigenen Interesse und dem des Projekts als Ganzem nicht anstecken zu lassen, und sich über die Situation in Batey und die dort lebenden Menschen möglichst keine Gedanken zu machen«.¹⁴⁴ Baum intervenierte klug und besonnen von Sosúa aus mit dem Einwand, dass »Sosúa als rein landwirtschaftliche Ansiedlung wohl eine

Enttäuschung sei«, andererseits aber zeige, dass es Juden gelänge, »gemischte Siedlungen und neue Gewerbebezüge [zu schaffen], die dazu beitragen, das Land, in dem sie Zuflucht gefunden haben, weiterzuentwickeln«. ¹⁴⁵

In der Tat war es bereits zu Spannungen zwischen den Heimstätten-siedlern und den Bewohnern von Batey gekommen. Viele, die dort lebten, waren entweder noch Auszubildende oder ältere Verwandte der Siedler, die man zu deren moralischer Unterstützung herübergeholt hatte. ¹⁴⁶ Und manche konnten einfach nichts mit der Landwirtschaft anfangen oder waren schon einmal als Heimstätten-siedler gescheitert. Überzeugt davon, dass die Arbeit auf einer Heimstätte viel härter sei, nahmen einige Heimstätten-siedler den Batey-Bewohnern ihr vermeintlich bequemeres Leben übel. Insbesondere nachdem die Heimstätten-siedler eigenständiger geworden waren, ärgerte sich so mancher über die Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen in Batey. Als Angestellte der DORSA-Betriebe arbeiteten die Batey-Bewohner weniger Stunden und mussten sich keiner »Gruppenkritik« stellen, wie es manchmal auf den Heimstätten der Fall war. ¹⁴⁷ Dazu kam, dass manche Heimstättenbesitzer weniger verdienten als Batey-Bewohner und sich kaum über Wasser halten konnten. ¹⁴⁸

Allerdings erkannte David Stern 1944 bei genauerem Hinsehen, dass das Leben der älteren Angehörigen in Batey, »allein in kleinen Zimmerchen in Gemeindebaracken«, keineswegs einfach war, sie aber ihren gerade mit dem Aufbau einer Heimstätte beschäftigten Kindern nicht zur Last fallen wollten. Sie setzten ihre ganze Hoffnung darauf, nach dem Krieg in ihr »Vaterland« zurückzukehren. ¹⁴⁹ Die »Lehrlinge« in Batey, 42 junge Männer und Frauen zwischen 16 und 21 Jahren, waren durch Krieg und Verfolgung von ihren Eltern getrennt worden und ganz allein auf der Welt – von wenigen Ausnahmen abgesehen. Die meisten von ihnen verhielten sich ablehnend, als Stern sie für die Arbeit auf einer speziell für sie zu gründenden Ausbildungsfarm gewinnen wollte, wo sie landwirtschaftlich und handwerklich angeleitet werden sollten. Sich anhören zu müssen, er solle »nicht versuchen, sie zum Zionismus zu bekehren« sowie ihre Weigerung, sich permanent in der Dominikanischen Republik niederzulassen oder mit Kühen zu arbeiten, waren eine herbe Enttäuschung für ihn. ¹⁵⁰ Einige meinten, ihr Herkunftsland oder andere Einwanderungsländer würden sie »als Hitlers Opfer willkommen heißen«. ¹⁵¹ Weder die Alten noch die Jungen hatten – Mitte 1944 – die leiseste Ahnung, von welcher Katastrophe die europäischen Juden heimgesucht worden waren.

Erst bei Kriegsende konnte das Mitteilungsblatt in Sosúa berichten, endgültig sei »die Streitaxt zwischen Batey und den Heimstätten begrä-

ben«. ¹⁵² Zu diesem Zeitpunkt lebten in der »semi-städtischen Gewerbesiedlung« Batey mehr Menschen als auf den Heimstätten-Siedlungen. ¹⁵³ Außerdem hatte der größte und wichtigste Betrieb Aufträge von R.H. Macey & Co sowie einem weiteren Großhändler in den USA erhalten – obgleich sie nicht besonders üppig waren. ¹⁵⁴ In der Tat war eine Anzahl von Batey-Bewohnern Anfang 1945 erfolgreich genug, um auf die Subventionen von Joint verzichten und Batey verlassen zu können. ¹⁵⁵

Obwohl die DORSA »mit den besten Absichten« angetreten war, bekundete sie schnell ihre Enttäuschung und Ungeduld mit der Niederlassung angesichts der hohen Unkosten und zweifelhaften Effektivität des Projekts. Die Siedler ihrerseits nahmen Anstoß am bestehenden Männerüberschuss und an der herrischen Behandlung durch die DORSA, und viele entwickelten im Laufe der Zeit auch Ressentiments gegenüber den Experten. Die täglichen Mühen ließen sie über »Rückenschmerzen von zu viel Feldarbeit [und] die unangenehme Hitze« schimpfen, ¹⁵⁶ und »zu viel Uneinigkeit unter den Experten, was den Siedlern nicht entging«, machte die Sache nicht besser. ¹⁵⁷ Auf nationaler und internationaler Ebene drängte die Dominikanische Regierung darauf, dass mehr Juden einwandern sollten, während die USA ihnen den Zutritt verwehrte. Die stagnierende Bevölkerungszahl ließ den Gedanken an Nachschub oder Zuwachs für die Siedlung gar nicht erst aufkommen, so dass die Sosúaner nur ziemlich begrenzte Zukunftsmöglichkeiten für sich sahen. Und schließlich hatten die Juden, die nach Sosúa kamen, wie die meisten europäischen Juden nie den Wunsch gehabt, auf dem Land zu arbeiten oder sich in der Dominikanischen Republik niederzulassen. Je deutlicher zutage trat, dass »die Mehrheit der Bevölkerung in Sosúa ohne eigene Schuld nicht siedlungsfähig ist«, ¹⁵⁸ desto weniger konnte die New Yorker DORSA die Tatsache leugnen, dass »wir sehr wenig Spielraum bei der Auswahl hatten, als in Europa die Lichter ausgingen«. ¹⁵⁹

7 Gehen oder Bleiben: Der Exodus der Nachkriegszeit und Erinnerungen, die nicht verblassen

»ein äußerst bescheidenes Experiment, am Wachstum gehindert durch Krieg und unzureichende Finanzierung.«¹

Sieht man sich Sosúa bei Kriegsende an, gewinnt man einen positiven Eindruck, obwohl es immer noch ernstzunehmende Probleme gab. Im Unterschied zu früher konnte die Verwaltung von einem »ziemlich angenehmen [...] Arbeitsklima« berichten.² Dennoch lassen sich in der Zeit nach 1945 ähnliche Höhen und Tiefen wie in den Anfangsjahren erkennen. Während die einen – meist als Milchbauern – erfolgreich ihren Weg machten, gaben andere Siedler ihre Heimstätten wieder auf und zogen fort von Sosúa oder der Dominikanischen Republik. Im Rückblick wird die stetige Abnahme der Bevölkerung in der Nachkriegszeit sichtbar, aber damals, von einem Jahr aufs andere, hatten die Siedler viele widersprüchliche Signale abzuwägen.³

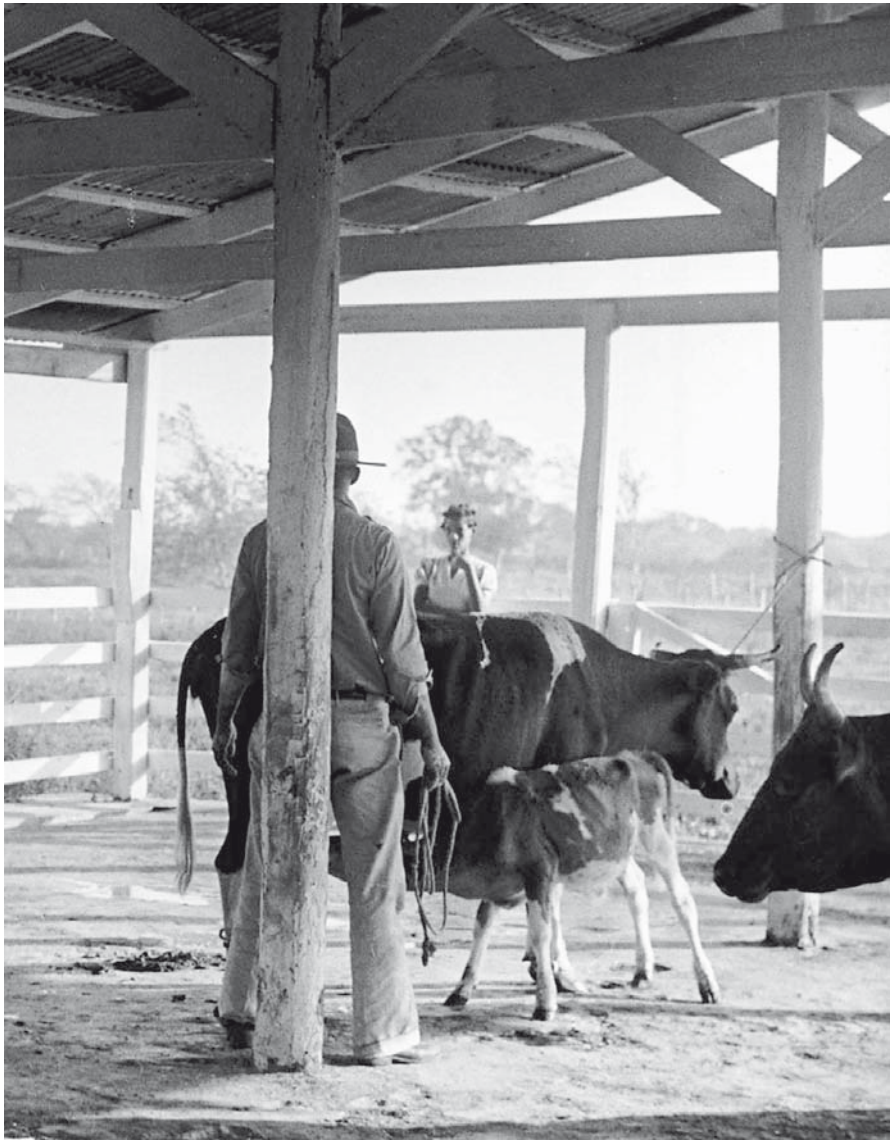
Ende 1944 hätte man schwerlich vorhersagen können, dass die Siedlung irgendwann am Ende sein würde. Die Heimstättensiedler betrieben nun ihre Farmen selbstständig – unabhängig von der DORSA und voneinander – und stellten ihre Milch- und Fleischprodukte gemeinschaftlich her. Jeder »Heimstätter« war mit einem Anteilschein an allen Genossenschaften beteiligt. Das leistungsfähigste Siedlerunternehmen, die Molkereigenossenschaft CILCA, stand ganz auf eigenen Füßen, wobei Milch- und Butterproduktion kontinuierlich zunahmen und die Marke bald im gesamten Staatsgebiet verbreitet war. Außerdem gründeten Siedler eine Genossenschaft zur Ausweitung des Zitronengrasanbaus, um mehr von diesem Öl produzieren zu können. Im Jahr 1945 wurden von der Fleischgenossenschaft *Compania Industrial Ganadera, C. por A.*, kurz *Ganadera*, rohes Fleisch, behandeltes Rindfleisch und Schinken sowie verschiedene Wurst- und Würstchensorten hergestellt und verkauft. Sie arbeitete ohne Verluste und mit steigendem Geschäftsvolumen. Auch der *colmado* (*Cooperativo Colmado Sosúa, C. por A.*) machte sich von der DORSA unabhängig⁴ und verkaufte unter anderem die Produkte von CILCA und der *Ganadera*.⁵ Walter Sondheimer berichtete, dass »mit ein wenig mehr Erfahrung [...] Direktoren und Anteilseigner sich von echt kooperativem Geist [...] mit einer Prise Gewinnstreben leiten lassen werden.«⁶ »Einen etwaigen Tourismus ins Auge fassend«, plante man eine

neue Einrichtung für den Gemischtwarenladen.⁷ Berater wie Besucher registrierten: »[D]ie Stimmung der Heimstättensiedler scheint mehrheitlich gut zu sein.«⁸

Auch an Batey konnte man erkennen, dass es wirtschaftlich aufwärts ging. Nach einer Zeit beträchtlicher Spannungen kamen Batey und die »Heimstättler« einander wieder näher,⁹ und manche nannten Batey sogar das »Herz von Sosúa«.¹⁰ Zu den dortigen selbstständigen Betrieben gehörten 1945 unter anderem eine Möbelschreinerei, eine Schneiderei, ein Hemdenschneider, ein Würstmacher und ein Zimmermann. Auch ein kleines Restaurant wartete auf Gäste. Das noch immer von der DORSA finanzierte Arbeits- und Geschäftszentrum gab hundert Siedlern und 150 dominikanischen Angestellten Arbeit und Brot.¹¹ Wie zu erwarten, florierten nicht alle Betriebe. Beispielsweise entwickelte sich der Betrieb für Eingemachtes und Konserven »prächtig«, war aber ein Verlustgeschäft.¹² Außerdem subventionierte die DORSA noch immer die Gemeinschaftsküche, in der Siedler und Dominikaner beschäftigt waren. Sie zahlte dafür 300 Dollar im Monat, um »die Preise niedrig zu halten«, weil inzwischen die meisten Leute ihr Essen selbst bezahlten.¹³ David Stern fasste zusammen: »Wir haben hier immer noch eine Menge Probleme [...] aber [...] dieses kleine Sosúa als landwirtschaftliche Siedlung ist ein Stück Realität.«¹⁴

Wie ein heimliches Leitmotiv zog sich durch all diese Jahre, bei Siedlern wie bei der DORSA, die Aussicht auf Fremdenverkehr.¹⁵ Ein Paar aus Wien, dessen »herausragende Kochkünste auf der ganzen Insel bekannt geworden waren«, eröffnete eine kleine Pension nicht weit vom Strand. Einem Bericht der Sosúa-Verwaltung von 1943 zufolge war der Ruf Sosúas, »einer der besseren Urlaubsorte des Landes« zu sein, zum Teil dem Gästehaus zu verdanken.¹⁶ 1950 gründeten Siedler eine Hotel-Kooperative mit dem Ziel, einen Strandclub einzurichten und damit Besucher aus dem Umkreis anzulocken. Auch die New Yorker DORSA-Zentrale fragte bei US-amerikanischen Hotelunternehmen an, ob Interesse daran bestünde, in Sosúa zu bauen.¹⁷ Der Luftverkehr steckte damals noch in den Kinderschuhen, und für die spätere Erfolgsstory waren der Bau eines Flughafens und die gleichzeitig neu angelegten Straßen in den 1980er Jahren entscheidend. Dennoch hatten sich bei Kriegsende Sosúas »Wachstumsschmerzen« gelegt, und die Zukunft sah für manch einen rosiger aus.

Doch während in Europa die Alliierten triumphierten, verwüstete in Sosúa eine verheerende Dürre die Wiesen und Felder. Von Januar bis Mai 1945 vertrocknete alles Gras, die Ernte war vernichtet und die dominikanischen Bauern, die das Vieh aus Sosúa gegen Bezahlung auf ihrem Land



Milchwirtschaft

hatten weiden lassen, wollten es wieder fortgeschafft haben. Sosúas landwirtschaftlicher Berater sprach von einer »verzweifelten« Lage. Einige Heimstättenfarmer gaben auf und kehrten wieder nach Batey zurück, was einem der dortigen Verwaltungsbeamten »ziemliche Kopfschmerzen« verursachte.¹⁸ Mehr noch als das Wetter bereiteten die Absichten der DORSA den Siedlern schlaflose Nächte. Viele Siedler schlossen sich 1945 dem »Ansturm auf Visa« für die USA an, nur um »auf der sicheren Seite« zu sein.¹⁹ Dahinter verbarg sich die noch frische, traumatische Erinnerung an die Jahre vor dem Krieg, als ein Visum den Unterschied zwischen Leben und Tod bedeutet hatte.²⁰ Obwohl die meisten Antragsteller – etwa fünfzig oder sechzig »Einheiten« (= Einzelperson oder Familienoberhaupt) aus Batey stammten,²¹ war Walter Baum der Meinung, dass viele von ihnen sich nach fünf Jahren eingelebt hätten und nur wegen ihrer ungewissen Lage weg wollten. Die Entscheidung hing von New York ab; sollte Joint die Einwanderung nach Sosúa ausweiten, wäre dieser Unsicherheitsfaktor ausgeräumt.²² Baums Vorschlag war, zwischen 250 und 300 neue Bewohner zu holen.²³

Auch die »Heimstätten« verlangten eine verbindliche Zusage von der DORSA, weil sie schließlich wissen wollten, was aus ihnen werden sollte und ob mehr Menschen in die Siedlung hineingelassen würden. Anfang 1945 war in einem Brief an den Herausgeber des Mitteilungsblatts zu lesen: »Die Mehrzahl von uns wird nach dem Kriege hierbleiben.«²⁴ Im Oktober desselben Jahres hatten nur zehn Heimstätten-siedler einen Antrag beim US-Konsulat gestellt,²⁵ und andere Siedler sogar mindestens dreißig dominikanische Visa für ihre Angehörigen beantragt.²⁶ In einer Ansprache vor der Versammlung von Joint und der New Yorker DORSA appellierte Walter Sondheimer dringend, einen klaren Standpunkt einzunehmen. Er plädierte dafür, neue Siedler aufzunehmen, weil »Stillstand Rückschritt bedeutet«, vor allem da »die Stimmung unter den Siedlern, besonders denen, die in unseren Augen hier fest ansässig sind, kurz davor ist, zu kippen«.²⁷ Entsprechend bemerkte David Stern, dass das bloße Gerücht, es sei die Aufnahme von mehr jungen Leuten geplant, die Siedler und andere, die gerne bleiben wollten, »erneut habe Mut fassen lassen«.²⁸

Im Juli 1946 versuchte die lokale DORSA-Verwaltung erneut, ihr New Yorker Büro dazu zu bewegen, die Einwanderung zu unterstützen, mit dem Argument, dass Sosúa ohne weiteres noch fünfzig Familien aufnehmen könnte.²⁹ Man beabsichtigte, sowohl Angehörige der Siedler als auch neue Heimstättenfarmer nach Sosúa kommen zu lassen, um damit die Stimmung zu verbessern, das Engagement der bereits ansässigen Familien zu festigen und der Siedlung als Ganzes neues Leben einzuhau-

chen. Doch obwohl sich Stern seit Kriegsende bemüht hatte, Verwandte von Siedlern nach Sosúa zu holen, waren bis September 1946 erst zwei Angehörige angekommen.³⁰ Die immer trüber werdende Stimmung veranlasste einige Siedler, sich zu fragen, ob die Wiederbegegnung mit ihren überlebenden Verwandten, von denen sie zum Teil zehn Jahre oder länger getrennt gewesen waren, nicht in einem anderen Land stattfinden sollte.³¹ Angesichts dieser Situation prophezeite Stern, dass die meisten in Batey wohnenden Siedler Sosúa verlassen würden. Von den Dagebliebenen würden sich einige auf die Landwirtschaft verlegen, und der Rest weiter als Handwerker oder als Angestellte bzw. Beamte der DORSA tätig sein.

Erneut arbeitete die dominikanische Regierung konstruktiv mit, in der Hoffnung, Sosúa nicht nur zu erhalten, sondern sogar noch zu vergrößern. Nachdem Deutschland besiegt war, wiederholte der dominikanische Botschafter in Washington das Angebot seiner Regierung, »allen Personen, die aus rassistischen, religiösen oder politischen Gründen verfolgt werden«, Zuflucht zu bieten und forderte die jüdischen Führungspersönlichkeiten Amerikas dazu auf, in der Dominikanischen Republik zu investieren.³² Nach wie vor unterstützte die dominikanische Regierung die Niederlassung, gestattete einigen ihrer Bewohner, in eine größere Stadt überzusiedeln und förderte die Einwanderung.³³ Auf einer Tagung der Vereinten Nationen 1946 in London verkündete die dominikanische Regierung »offene Tore« für die Einwanderung von Juden.³⁴ Dazu bedürfe es lediglich der »nötigen Subventionen«, damit die Flüchtlinge nicht der »Allgemeinheit zur Last« fielen.³⁵ Das erregte die Aufmerksamkeit des *American Jewish Yearbook*, das kommentierte, die dominikanische Aufforderung an die Juden, »en masse einzuwandern [...] ist in der jüngeren Geschichte einzigartig.«³⁶

In den 1950er Jahren blieb die Dominikanische Republik ein sicherer Zufluchtsort, sowohl für die in Sosúa als auch für die ungefähr hundert in Ciudad Trujillo lebenden Juden. Ende 1950 begannen die Juden in der Hauptstadt sogar ein jüdisches Gemeindezentrum aufzubauen und dem *World Jewish Congress* beizutreten. Für den Bau des Zentrums, das eine Synagoge, einen Gemeindesaal und eine Bibliothek umfasste, spendete Trujillo eine Summe von 60 bis 70 000 Dollar.³⁷ Bei der Einweihung des *Centro Israelita* im Dezember 1957 konstatierte der Präsident der DORSA, Maurice Hexter: »Zu meiner Schande muss ich gestehen, dass [Trujillo] besser Kurs hielt als wir. Er war stets auf größere Migrationsbewegungen vorbereitet als wir finanzieren konnten.« Er fügte hinzu, das dominikanische Volk habe sein »Wort nicht nur dem Buchstaben, sondern auch dem Sinn nach [gehalten] und zwar mit einer Großzügigkeit,

die so manche größere und reichere Nation beschämen sollte«. Nach achtzehn Reisen in die Dominikanische Republik seit 1940 fasste er seine Gefühle folgendermaßen zusammen:

»Seit nahezu 50 Jahren bin ich mit der Aufgabe betraut, mit Regierungen zusammenzuarbeiten, immer bemüht, Leuten dabei zu helfen, dass sie es im Leben zu etwas bringen. [...] Ich kenne keinen Ort, an dem mir mehr Wohlwollen und Gastfreundschaft entgegengebracht wurden. Wir sind ein Volk mit weitreichendem Gedächtnis: Wir wissen es zu schätzen und uns zu revanchieren. Wenn wir je in jemandes Schuld standen, dann hier, und das in nicht geringem Ausmaß.«³⁸

Wenn die Dominikaner überhaupt Kritik an der DORSA übten, dann ging es jedesmal darum, »dass wir nicht genug Leute herholten«.³⁹

Ohne den Zustrom neuer Einwanderer und infolge der die Siedlung dezimierenden Abwanderung war Sosúa 1946 nur noch Heimat für 382 Juden (106 »Heimstättler« und 276 Batey-Bewohner, nach dem Höchststand von 476 im Jahr 1943).⁴⁰ Eine einzige größere Maßnahme führte die DORSA abschließend noch für Sosúa durch und brachte 1947 einige Juden aus Schanghai hinüber. Dabei handelte es sich sowohl um eine Rettungsaktion, weil 17 000 Juden im »Schanghaier Ghetto« (wie seine Bewohner es nannten) festsäßen, als auch um den Versuch einer Wiederbelebung Sosúas. Mehrere hundert dieser Schanghai-Juden hatten entweder von Sosúa gehört oder wollten dort mit ihren Angehörigen zusammentreffen. Einige lasen auch im *Aufbau* davon, der in New York erscheinenden deutsch-jüdischen Zeitung, die aber von mitteleuropäischen Juden auf der ganzen Welt gelesen wurde.⁴¹ Wieder einmal musste sich die DORSA mit drei wohlbekanntesten Themen befassen: Finanzierung, Visa und geeignete Personen. Was erstere betraf, so konnte die DORSA weder Sosúa unterhalten noch unbegrenzt für die dortigen Siedler bürgen, wie der dominikanischen Regierung ursprünglich versprochen; dafür reichten ihre Mittel inzwischen nicht mehr aus.⁴² Sie konnte höchstens Verwandten von Sosúanern und ein paar anderen qualifizierten Leuten unter die Arme greifen, und auch das nur kurzzeitig »direkt nach der Ankunft«. Anstelle einer Vollunterstützung richtete die DORSA einen Treuhandfonds ein, bei dem in den USA lebende Angehörige der Neusiedler in Sosúa für ihren Verwandten 2000 Dollar auf ein Konto einzahlen und zusätzlich eine monatliche Unterhaltszahlung garantieren konnten. Damals kostete der Unterhalt für eine(n) Arbeitslose(n) in Sosúa etwa fünfzig Dollar im Monat.⁴³

Auch wenn die Finanzen soweit geregelt schienen, mussten die Visums-Anträge der Schanghaier Juden noch umständlich diverse Stationen durchlaufen. Während des Krieges wurden sie dank eines »Gentlemen's Agreement« zuerst an die DORSA geschickt, die die Leute auswählte, finanziell für sie bürgte und danach die Namen – wenn das US-Außenministerium zugestimmt hatte – an die dominikanische Regierung weiterleitete.⁴⁴ Nach dem Krieg wollten die Verwaltungsbeamten der DORSA lieber erst sicherstellen, dass die dominikanische Seite die Antragsteller akzeptierte, um Sosúa nicht die Last der Verantwortung aufzubürden.⁴⁵ Zwischenglied blieben die USA, da die Flüchtlinge ein Transitvisum von dort benötigten. Und wie zu Kriegszeiten verzögerte die US-Regierung ihre Mitarbeit. In Sorge wegen der »langen Zeitspanne«, die man für ein Transitvisum brauchte, versuchte es David Stern Ende 1946 mit einer Dreifach-Strategie: Er bat die DORSA-Dienststelle in New York, in Washington zu intervenieren, übte weiterhin Druck auf die amerikanische Botschaft in Ciudad Trujillo aus und ließ die Joint-Mitarbeiter in Schanghai beim dortigen US-Konsulat um Hilfe bitten.⁴⁶ Im Januar 1947 schickten sich 37 Personen an, Schanghai zu verlassen, um nach Sosúa überzusiedeln;⁴⁷ Mitte 1947 waren insgesamt 90 gekommen, wobei es dann auch blieb.

Bezüglich der dritten Bedingung, der Eignung des jeweiligen Siedlers, hatte die DORSA ihre Kriterien modifiziert. Als »qualifiziert« galten nun Handwerker, Farmer, Ärzte, Facharbeiter verschiedener Berufe, kaufmännische Angestellte, Buchhalter und unverheiratete Frauen.⁴⁸ Die Vertreter von Joint in Schanghai sollten auf jeden Fall betonen, dass »Sosúa keine ledigen Männer mehr haben will«.⁴⁹ Sogar als sich unter den Flüchtlingen in Schanghai der in Sosúa sehnlich erwartete Metzger fand, riet Stern ihm »dringend, sich noch vor seiner Ankunft zu verheiraten«, weil »das Leben für einen Junggesellen hier ziemlich schwer ist«.⁵⁰ Dazu kam, dass der Gemütszustand ihrer Schützlinge die Flüchtlingsbeauftragten von Joint in Schanghai sehr beunruhigte. Zwar vermieden sie voreilige Zuschreibungen wie »widerstandsfähige Überlebenskünstler« und »traumatisierte Opfer« – was damals gängige Kategorien waren; doch mit diesen seelischen Verfassungen wussten sie ebenso wenig anzufangen wie einige Jahre zuvor die Ärzte und Behördenvertreter in Sosúa. Bei ihrer Arbeit im weit abgelegenen Schanghai erkannten sie durchaus, dass den Flüchtlingen irgendwie geholfen werden musste; aber sie verfügten über keinerlei psychologische Ausbildung oder Erfahrung bezüglich der posttraumatischen Belastungsstörung, die erst Jahrzehnte nach dem Holocaust Eingang in die Therapie fand. Die Mitarbeiter von Joint in Schanghai wie in Sosúa hatten in ihrer Abgeschlossenheit keinerlei

Kenntnis davon, was unter Sozialarbeitern und Psychologen ebenso wie innerhalb humanitärer Organisationen bereits erörtert wurde – nämlich wie man Menschen wieder ins normale Leben eingliedern konnte, die unter so genannter »Lethargie«, »emotionaler Distanziertheit« oder »Depressionen« litten.⁵¹ Daher teilten die Joint-Mitarbeiter ihrer Niederlassung in New York mit, dass der Flüchtlingsgruppe von Ängsten und Depressionen geplagte Individuen angehörten, und:

»Wir können sie nicht besser machen als sie sind. Wir können Erfahrungen, die sich über mehr als zehn Jahre erstreckt und sie zu dem gemacht haben, was sie sind, nicht auslöschen. Wir können nur hoffen, dass ein Ortswechsel und die Möglichkeit, eine Existenz aufbauen zu helfen [...], heilsame Auswirkungen haben wird, vorausgesetzt, sie werden von Leuten in Empfang genommen, die sie vollkommen verstehen und wissen, wie man sie behandeln muss.«⁵²

Sie meinten, ein neues Leben könne Teil der Lösung sein.

In der Tat gab die Gruppe aus Schanghai Sosúa neuen Schwung, da ziemlich viele dynamische Leute dabei waren. Dennoch, den ständigen Schwund konnten auch sie nicht ausgleichen. So bescheinigte 1948 ein Besucher der Siedlung eine »Aura des Vergänglichen«.⁵³ Von den etwa 300 Dagebliebenen bewirtschafteten drei Viertel ihre eigene Farm⁵⁴ und wollten höchstens fünf bis zehn Jahre bleiben. Die gesellschaftlichen und kulturellen Aktivitäten waren fast eingeschlafen, und es gab nur noch Kinofilme sowie amerikanische und spanischsprachige Bücher und Zeitschriften.⁵⁵ Durch die Abwanderung war das zuvor lebendige Freizeit- und Kulturleben deutlich geschmälert. Auch brauchte die dürftig bestückte Bibliothek neue Bücher, weil die vorhandenen »von den Siedlern wieder und wieder gelesen worden sind«.⁵⁶ Im Jahr 1949 fanden nur zwei Konzerte statt: Das eine bestritt die dominikanische Sängerin Margarita Ferran, das andere das Nationale Sinfonieorchester unter dem Dirigenten Abel Eisenberg. Goethes 200. Geburtstag begingen die Siedler mit einer »einfachen Gedenkfeier«.⁵⁷ Auch wenn zwei glanzvolle Auftritte stattgefunden hatten, war nicht zu übersehen, dass das kulturelle Leben durch die Abwanderung schwere Einbußen erlitten hatte.

Nach 1943 gingen die Bevölkerungszahlen stetig zurück:

1943	1944	1945	1946	1947	1948	1949	1950	1951	1953	1961	1970
476	430 ⁵⁸	408 ⁵⁹	382	373 ⁶⁰	308	264	245 ⁶¹	192	181 ⁶²	156	120

Anfangs blieben jene Siedler noch da, die als »Heimstätter« Erfolg hatten, wohingegen andere sich von der Situation in Batey entmutigen ließen und wegzogen.⁶³ Daher verzeichneten die Heimstätten erst einen Zuwachs und danach einen Rückgang an Bewohnern,⁶⁴ während in Batey die Anzahl jüdischer Einwohner kontinuierlich abnahm:

	1946	1950	1956 ⁶⁵	1961
Sosúa	382	245	191	156
Heimstätter	106	201	177	149
Batey ⁶⁶	276	44	14	7

Mittlerweile hatten einige Farmer ein angemessenes Auskommen, und von den aus Schanghai Eintreffenen übernahmen mehrere eine eigene Heimstätte; in Batey war hingegen fast jeder noch auf Hilfe von außen angewiesen und hielt nach etwas Besserem Ausschau. Im April 1950 waren nur noch 245 Flüchtlinge übrig geblieben: 201 auf den Heimstätten und 44 in Batey. Im Jahr 1961 gab es nach Zählung der DORSA noch 149 Heimstättensiedler und sieben Batey-Bewohner. Die überwiegende Mehrheit zog es in die Vereinigten Staaten (die ihre Einwanderungsquote gelockert hatten, siehe unten), aber einige gingen auch in eine andere dominikanische Stadt, ein anderes lateinamerikanisches Land oder nach Kanada.⁶⁷ Die fünf ursprünglichen Baracken wurden nun als Zweigstelle einer dominikanischen Regierungsbehörde, Betriebsbüro, Kino, Wohngebäude und Synagoge genutzt.⁶⁸

Trotz der Abwanderung war in Sosúa in den 1950er Jahren auch eine gewisse Stabilität zu beobachten. Ein von Trujillo und der dominikanischen Legislative verabschiedetes Gesetz ermöglichte allen Siedlern in Sosúa auf Antrag die Staatsbürgerschaft, und achtzig Siedler stellten diesen Antrag.⁶⁹ Die Auswanderungsrate verlangsamte sich,⁷⁰ und 1957 gab es »keine Auswanderungstendenz« mehr.⁷¹ Außerdem florierten die Geschäfte, und die Siedler-Kooperativen expandierten. Neu gegründet wurden eine Kreditgenossenschaft, eine Hotelgesellschaft (für das Hotel in »Garden City« und das Restaurant »Oasis«, beide mit dem gleichen Siedler als Pächter) sowie eine Kooperative zur Kostenübernahme für Strom, ärztliche Versorgung, sanitäre Einrichtungen und Moskitobekämpfung, Schule und Kindergarten, tierärztliche Leistungen, Schlachthof und Unterhaltung (Bibliothek und Kino). Jeder Sosúaner zahlte für diese Dienste »je nach Einkommen und Milchgeld«.⁷²

Zwischen 1946 und 1951 verzeichneten Molkerei, Fleisch-Genossenschaft und *colmado* einen Einnahmezuwachs, und in der Frühlings- und

Sommersaison war das kleine Hotel geöffnet.⁷³ 1950 legte man eine Versuchsfarm an, auf der die Milchproduktion um zehn Prozent höher und die Kälber schwerer waren als bei den anderen Siedlern. Außerdem wurden dort verschiedene Schweinerassen zur Verbesserung des vorhandenen Bestands gezüchtet. Wegen der hohen Preise, die Kaffee auf dem Weltmarkt erzielte, fanden die Siedler plötzlich Gefallen daran, obwohl sie ihn bisher nicht in größerem Umfang angebaut hatten. Nun aber, 1951 und 1952, pflanzten sie knapp 25 Hektar Kaffee an. Auch die Schule war mit 27 Siedler- und 18 dominikanischen Kindern voll ausgelastet. Im Jahr 1953 besuchten drei ihrer ehemaligen Schüler die Oberschule in Puerto Plata, und einer studierte an der Universität von Santo Domingo Medizin. Das Hospital hatte allerdings Kürzungen hinnehmen müssen; nur noch ein Arzt und zwei Krankenschwestern in Teilzeit betrieben 1951 die kleine Einrichtung, in der im Durchschnitt 117 Siedler und 33 Dominikaner pro Monat behandelt wurden. Für den Rückgang an dominikanischen Patienten könnten die Gebühren verantwortlich gewesen sein, die alle Patienten bezahlen mussten, nachdem die DORSA das Hospital nicht mehr bezuschusste.⁷⁴

Im Jahr 1957 konnte James N. Rosenberg verkünden, dass die »Siedler wirtschaftlich vollkommen unabhängig« seien, und Maurice Hexter durfte damit prahlen, dass »die Siedlung ein Erfolg [ist]. Es wird kein Geld mehr von außen hineingepumpt und sogar die Rückzahlungen treffen planmäßig ein.«⁷⁵ Allerdings gab die dominikanische Politik allmählich Anlass zur Sorge. Das Jahr der Unruhen, bevor Trujillo 1961 einem Attentat zum Opfer fiel, sowie die anschließenden Militärputsche, der Bürgerkrieg und die militärische Intervention der USA schürten Angst und zogen weitere Auswanderungen nach sich. Horst Wagner war untröstlich, »alles, was wir uns aufgebaut hatten«, zurücklassen zu müssen – Äcker, Vieh, Haus und Lastwagen – und zum zweiten Mal Flüchtling zu werden; mit seiner dominikanischen Frau und zwei Töchtern brach er nach New York auf.⁷⁶ Alfred Rosenzweig, Sosúas Verwalter seit 1948 und gleichzeitig Repräsentant bei der dominikanischen Legislative, musste wegen seiner Verquickung mit dem Regime fliehen. Und weil das »gesamte Projekt unter dem Schutz und der Schirmherrschaft des Generalissimus« gestanden hatte, machten sich die Sosúaner Sorgen um ihre Zukunft.⁷⁷

Zweifellos beeinflusste die politische Lage die Entscheidungen einzelner Siedler, aber die DORSA hatte schon lange vor dem Ableben Trujillos ihren Abzug geplant. Unmittelbar nach dem Krieg gab Joint – nun auf Europa konzentriert – bekannt, es könne der DORSA keine zusätzlichen Mittel zur Verfügung stellen.⁷⁸ Das war durchaus ein Faktor bei der Ab-



Wurstfabrik *Ganadera*

wicklung der kleinen Siedlung. Bei gleichbleibenden Zahlungen und steigenden Unkosten konnte die DORSA die Siedlung nur »im gegenwärtigen Umfang« unterhalten.⁷⁹ Im Oktober 1945 sprach sich Leon Falk – ehemaliger Leiter der DORSA und jahrelang Beirat im Vorstand, der beträchtliche Summen eigenen Vermögens für seine Besuche in Sosúa aufgewendet hatte – dafür aus, dass die DORSA jenen Siedlern unter die Arme greifen sollte, die »aus dem Hexenkessel, der Europa im Moment ist«, Angehörige herüberholen wollten. Insbesondere sollte Joint mithelfen, Leute zu holen, »die [...] sich dauerhaft niederlassen und ein Ge-

winn für die Dominikanische Republik sein werden«. Andererseits sollten weder Joint noch die DORSA Menschen davon abhalten, Sosúa zu verlassen. Seiner Ansicht nach hatte die DORSA ihre Pflicht getan, indem sie »diese Leute aus den Konzentrationslagern Europas in die Dominikanische Republik gebracht, und es ihnen dadurch ermöglicht hat, Leib und Seele zusammenzuhalten«. ⁸⁰ Bis 1948 hatte die DORSA nahezu drei Millionen Dollar für die Siedlung aufgewendet. ⁸¹ In den 1950er Jahren strich die DORSA fast alle Zuschüsse, fühlte sich aber weiterhin »moralisch verpflichtet«, auch wenn man die Siedler »nicht mehr als Flüchtlinge bezeichnen konnte«. ⁸²

Die finanzielle Belastung spielte gewiss eine wesentliche Rolle dabei, dass sich die DORSA und Joint gegen den Unterhalt Sosúas sträubten, nicht minder aber auch die Möglichkeit, in die Vereinigten Staaten und nach Palästina einzuwandern. Als Folge des Krieges, des Holocaust und der Pogrome in Polen warteten ungefähr 250 000 jüdische Displaced Persons (DPs) auf die Auswanderung aus Europa. Einige von ihnen (um 1947: die Hälfte) hofften in die USA einzureisen. Doch angesichts des Widerstands, den das US-Außenministerium während des Krieges jüdischen Flüchtlingen entgegengesetzt hatte, hätte niemand voraussagen können, ob sie danach eine Einreiseerlaubnis erhalten würden. Als der amerikanische Kongress 1950 endlich sein restriktives DP-Gesetz (von 1948) abänderte, hatten viele jüdische DPs bereits vier oder fünf Jahre in europäischen Auffanglagern verbracht. Von den etwa 400 000 Displaced Persons, die die Vereinigten Staaten bis 1952 aufnahmen, waren nur 80 000 Juden.

Wegen entsprechender Unwägbarkeiten war auch eine Einreise in einen im Entstehen begriffenen jüdischen Staat im Mittleren Osten nicht gewährleistet. Von Kriegsende bis zur Staatsgründung Israels im Mai 1948 erstreckten sich drei lange Jahre der Unsicherheit. In Sosúa brachte Walter Sondheim 1945 zu Papier, dass »auch was die britische Mandatszone Palästina betrifft, es noch keine endgültigen Antworten gegeben hat«. Er hielt an seiner Meinung fest, dass Sosúa noch immer eine Zusatzmöglichkeit darstellte, »um dauerhaft vertriebene europäische Juden [...] umzuschulen, wieder einzugliedern [und] aufzunehmen«. Selbst wenn ein jüdischer Staat entstünde, hielte er Sosúa für »einen zusätzlichen Weg der Siedlungstätigkeit«. ⁸³ Ein Jahr später war die Situation noch immer unverändert, und James N. Rosenberg mutmaßte, dass »die armen Juden in Europa weiterhin der Fußball auf dem Feld der internationalen Machtpolitik sein werden«. ⁸⁴ Er unterstrich gegenüber der Joint-Leitung, dass Palästina nach wie vor »tief in Konflikten« stecke und »die kleine Dominikanische Republik das einzige Land der Welt ist, das seine

Tore öffnet und bereit ist, eine beträchtliche Anzahl jüdischer Flüchtlinge aufzunehmen.«⁸⁵

Die Dominikanische Republik ihrerseits bewies Feingefühl in der Zionismusfrage. Regierungsvertreter erklärten, sie hegten keinerlei Absicht, »zionistische Ambitionen zu durchkreuzen [...], wollten aber die Chancen und Vorteile ihres Landes herausstellen, falls das zionistische Ideal sich nicht verwirklichen ließe [...] oder die Probleme der europäischen Juden nicht lösen könne.«⁸⁶ Dennoch dämpfte die Hoffnung auf einen jüdischen Staat zweifellos die Begeisterung für Alternativen. Maurice Hexter war überzeugt: »Beinahe alle überlebenden Juden in Europa, die von dort weg wollen [...], wollen nach Palästina.« Es schien ihm nicht viel daran zu liegen, die Einwanderung nach Sosúa voranzutreiben.⁸⁷ Mit der Anerkennung des Staates Israel wurde Rosenberg klar, dass diejenigen überlebenden Juden, »die gerne das Land bestellen möchten, wohl nach Israel gehen werden«. Daher sollte die DORSA ihre Bemühungen in Sosúa »langsam auslaufen lassen«.⁸⁸

Ungeachtet der Hoffnung auf einen jüdischen Staat oder die Einwanderung in die Vereinigten Staaten – zwischen 1945 und der Staatsgründung Israels 1948 bzw. der Erleichterung der Einreisebedingungen in die USA 1950 – hätte die DORSA ausreichend Gelegenheit gehabt, DPs nach Sosúa zu holen. Und die zahlreichen Visums-Anträge an die Dominikanische Republik belegen, dass »mehrere tausend« Juden in Europa und Schanghai von dieser kleinen Siedlung gehört hatten und sich dort niederlassen wollten.⁸⁹ In den ersten Jahren nach dem Krieg boten weder die USA noch Palästina Sicherheit. Erst im Rückblick kann man erkennen, dass diese beiden Alternativen die Einwanderung nach Sosúa vereitelten.

Zudem stellte sich die tatsächliche Zielsetzung für die Siedlung im Nachhinein vielleicht anders dar. In den 1970er Jahren nannte Rebecca Reyher Sosúa resümierend ein »Pilotprojekt, als Vorbild für andere lateinamerikanische Länder, die andere Flüchtlinge bei sich aufnehmen könnten«.⁹⁰ Gewiss, die DORSA hätte mit nur 500 Familien anfangen können, doch waren die Verantwortlichen fest entschlossen, die Siedlung zu vergrößern. Dazu kommt, dass man bei Ehemaligen-Treffen zwar hört, Sosúa sei für die meisten eine Zwischenstation oder Übergangslösung gewesen – ein vom US-Außenministerium von Anfang an bemühtes Argument. Aber bei Kriegsende standen viele Siedler anscheinend grundsätzlich am Scheideweg. Die einen hatten sich allmählich eingelebt, fühlten sich wohler, konnten die Sprache besser (eher stockend die Älteren, fließend die Jüngeren), die anderen wollten einfach nicht wieder ganz von vorn anfangen. Die DORSA und Joint waren unschlüssig, ob sie ihre

Zuschüsse erhöhen oder überhaupt weiterzahlen sollten, weil sie die größere Bedürftigkeit der jüdischen Gemeinden in Europa und des noch unentwickelten jüdischen Staates im Blick hatten. Das war für die bevorstehende Auflösung des ursprünglichen Gemeinwesens von entscheidender Bedeutung.

Allerdings wäre angesichts der historischen Vorläufer und unter den gesellschaftlichen, politischen und ökonomischen Voraussetzungen der damaligen Zeit der langfristige Erfolg der Siedlung ohnehin fraglich gewesen. Die meisten Flüchtlinge waren einzig und allein aus Gründen der Sicherheit in die Dominikanische Republik gekommen. Schon 1944 erkannte Solomon Arons, dass alle erst das Ende des Krieges abwarten wollten, bevor sie ihre nächsten Schritte planten.⁹¹ Die Jugendlichen brannten darauf, die ihnen von den Nazis vorenthaltene Ausbildung nachzuholen, und hofften auf ein Wiedersehen mit ihren Eltern, um die Entscheidung über ihre Zukunft mit ihnen gemeinsam zu treffen. Auch ältere Menschen warteten ab, in der Hoffnung, sich wieder mit ihren damals zurückgebliebenen oder in aller Welt verstreuten Angehörigen zu vereinen. Diese Sorge um die in Europa Zurückgelassenen drückte die Flüchtlinge während ihrer fünf Jahre in der Siedlung ständig, da viele von ihnen die Brutalität der Nazis am eigenen Leib erfahren oder Gurs und Sammellager überstanden hatten. Doch lebten sie, abgeschnitten von der übrigen Welt, auf einer Insel, wo Nachrichten nur sporadisch und bruchstückhaft eintrafen. Also feierten sie D-Day, und etwa die Hälfte von ihnen nahm an dem Dankgottesdienst für das Kriegsende in der Synagoge teil.⁹² Aber bald fingen sie an, sich noch mehr zu sorgen, als »nur vereinzelt Briefe von ihren Lieben eintrafen«. Grete Burg macht diese Reaktion an dem Zeitpunkt fest, an dem ihnen klar wurde, dass »die Welt, die wir zurückgelassen hatten, für immer verloren war, genauso wie alle Angehörigen, mit denen wir ein Wiedersehen feiern wollten«. Sie war überzeugt, dass es »eine Massendepression gab, und dann wollten wir alle weg und zurück in ein Leben, an das wir uns kaum erinnerten. Und natürlich schienen die USA diese verlorene Welt am besten zu verkörpern.«⁹³

Mit »USA« verbanden die Siedler ein städtisches Setting. Und die Hintergründe dafür lagen sowohl in der Geschichte der Juden in Europa und den Vereinigten Staaten als auch in der Landflucht von Nichtjuden. Seit langem waren europäische und nordamerikanische Juden den städtischen Ballungszentren zugestrebt, sei es wegen besserer Geschäftsmöglichkeiten, dem üppigeren Bildungs- und Kulturangebot, dem größeren Heiratsmarkt, dem aufregenderen jüdischen Lebensstil oder wegen der Möglichkeit, zwischen verschiedenen religiösen Richtungen innerhalb des Judentums zu wählen.

In Mitteleuropa waren die Juden früher und in größerer Zahl als Nichtjuden aus den ländlichen Gegenden abgewandert, so dass Mitte der 1920er Jahre der Anteil von in Städten lebenden Juden, verglichen mit Nichtjuden, auf mehr als das Doppelte gestiegen war: In Deutschland lebten 1925 zum Beispiel 67 Prozent der Juden in Städten von über 100 000 Einwohnern, aber nur 27 Prozent der Nichtjuden.⁹⁴ Das war kein rein mitteleuropäisches Phänomen; auch auf der Krim und in der Süd-Ukraine hatte Agro-Joint eine »anhaltende Flucht« vom Land festgestellt. Etwa 45 Prozent seiner Siedler verkauften nicht einmal ihre Stadtwohnungen, bevor sie auf die Kolchosen von Agro-Joint umzogen. Auf der Krim konnte jedoch die entstandene Bevölkerungslücke in den 1930er Jahren wieder aufgefüllt werden, was der DORSA nach dem Krieg in Sosúa nicht gelang.⁹⁵ Auch in den Vereinigten Staaten begannen im späten 19. Jahrhundert die Juden kontinuierlich aus den Kleinstädten in die Großstädte abzuwandern.⁹⁶ Doch sollte man nicht vergessen, dass Juden zwar zu größeren Anteilen als Nichtjuden den ländlichen Raum verließen, dabei aber nur einen allgemeinen Trend vorwegnahmen; in Europa und Nordamerika wanderten die Nichtjuden ebenfalls in die Städte ab.⁹⁷

In Lateinamerika fanden ähnliche Wanderbewegungen von Bevölkerungsgruppen statt.⁹⁸ Die Historikerin Judith Laikin Elkin stellte fest, dass der landwirtschaftliche Sektor in Lateinamerika »für jüdische Einwanderer nicht vielversprechender war als für einheimische Katholiken, die ebenfalls in Scharen den ländlichen Raum verließen.«⁹⁹ Und sie fuhr fort: »Würden sie die Tatsache akzeptieren, dass die Erfahrungen der jüdischen Farmer sich mit denen der nichtjüdischen deckten, wären die Chronisten der jüdischen Gemeinden von den zwanghaften Selbstanklagen erlöst, die im Zusammenhang mit den Siedlungsgebieten unweigerlich auftauchen.«¹⁰⁰ Für Sosúa sogar noch relevanter ist es, dass die jüdischen Siedler Vorläufer einer riesigen Welle der Landflucht von Dominikanern waren – zunächst nur aus dem ländlichen Raum, danach von der Insel selbst. Anfangs lockte die nach dem Krieg einsetzende Industrialisierung die Menschen zur Arbeit in die Städte. Nachdem die Regierung dann 1962 die strengen Emigrationsbestimmungen der Trujillo-Ära aufgehoben hatte, verließen Dominikaner ihre Heimat »um einer besseren Zukunft willen«. Die meisten gingen in die USA, weil es in der heimischen Wirtschaft nicht genug Arbeitsmöglichkeiten für die wachsende Bevölkerung gab.¹⁰¹ Die politisch instabile Lage von 1963 bis 1965 kurbelte die Auswanderung noch zusätzlich an, ebenso wie die Regierungspolitik nach 1965.¹⁰²

Neben der allgemeinen historischen Entwicklung und den Migrationsmustern der damaligen Zeit brachten auch Sosúas eigene Langzeit-

probleme Juden dazu, wegzuziehen. Die grundsätzliche wirtschaftliche Zukunftsfähigkeit der Siedlung hatte stets Anlass zur Sorge gegeben. Ein Forscherteam vom *Brookings Institute* stellte 1942 fest, dass Sosúa wegen des Mangels an landwirtschaftlich nutzbaren Flächen nicht mehr als 5000 Flüchtlingen eine langfristige Perspektive bieten könne. Außerdem beliefen sich die Gesamtkosten pro Siedler zu diesem Zeitpunkt auf etwa 3000 Dollar, Landbesitz nicht mitgerechnet – eine Summe, die für die Siedler nicht leicht zurückzuzahlen sein würde. Ferner hieß es in dem Bericht, dass vom wirtschaftlichen Standpunkt her die Aussichten in der Dominikanischen Republik »nicht besonders gut« seien.¹⁰³ Das *Brookings*-Team kam zu dem Ergebnis, dass es für die »Lösung des Flüchtlingselends auf etwas mehr ankommt als auf das Mitleid von Staatsmännern, die Großzügigkeit von Philantropen und die selbstlosen Anstrengungen humanitär gesinnter Menschen« und schlug vor, die »Herangehensweise neu zu überdenken«.¹⁰⁴ Die DORSA-Leitung wies die angegebene, geschätzte Obergrenze der Siedlerzahl zurück und argumentierte, dass die Experten nur »statische« Faktoren berücksichtigt hätten. Vermutlich würden die Siedler, wie in Palästina, mehr Land urbar machen und so die Grundlage für eine stärkere Besiedlung schaffen.¹⁰⁵ Nach Ansicht vieler Bewohner hatte die Siedlung 1945 jedoch ihre Wachstumsgrenze erreicht.

Doch sogar diejenigen, die in Sosúa Erfolg hatten, machten sich Sorgen wegen der Ausbildung ihrer Kinder. Eltern mit den Ambitionen der europäischen Mittelschicht legten Wert auf eine höhere Schulbildung. Da Sosúa nur eine Grundschule zu bieten hatte, mussten die Kinder für den Besuch der Oberschule mit zwölf Jahren von zuhause weggehen. Viele bekamen unter der Woche Kost und Logis bei dominikanischen Familien in Puerto Plata und fuhren am Wochenende heim. Früher oder später aber würde jede Art von Hochschulausbildung diese Kinder noch weiter wegführen, nach Ciudad Trujillo oder in ein anderes Land. Auch wenn Luis Hess »die Schule und die Farm liebte«,¹⁰⁶ seine Söhne musste er zur weiteren Ausbildung wegschicken – den einen nach Ciudad Trujillo und in die USA, den anderen nach Madrid und danach nach Berlin. Wie die Kinder der Juden aus anderen ländlichen Gebieten kam keiner der beiden wieder nach Hause zurück.¹⁰⁷

Auch mussten viele der als Flüchtlinge gekommenen Siedler sehr schwer arbeiten, und sie mögen sich gefragt haben, ob sie diesen Anstrengungen mit zunehmendem Alter noch gewachsen sein würden. Luis Hess war tagsüber Lehrer, zugleich aber auch Milchfarmer. Um fünf Uhr früh melkte er die Kühe, kam zum Duschen und Frühstück heim und ging dann zur Schule. Das zweite Melken erledigte seine Frau. Zusätzlich be-

schäftigten sie dominikanische Hilfsarbeiter, die Weideland rodeten und die Felder düngten. Ernest Weinberg erzählte, dass er sieben Tage in der Woche die Schweine versorgte und andere landwirtschaftliche Pflichten erledigte. Tiere und Äcker brauchten Pflege, und man konnte es sich »nicht leisten, jemanden einzustellen, der die Versorgung übernahm«, während man sich selbst einen freien Tag oder eine Urlaubswoche gönnte.¹⁰⁸ Wenn Sosúaner bei heutigen Zusammenkünften die Schönheit des Ortes rühmen, so war der Preis für dieses Idyll Schwerstarbeit, mit sehr wenig Zeit zum Ausruhen. So mancher hoffte darauf, und einigen gelang es auch, in die Stadt und zu seinem früheren Beruf zurückzukehren, wo man ein leichteres Leben hatte als ein Farmer in den Tropen.

Manche brachte ihre »Kultur«, im Sinne von Judentum und europäischen Gewohnheiten, dazu, nach einem anderen Umfeld zu suchen. Auch wenn nur wenige Juden in Sosúa ihre Religion mit Inbrunst ausübten, fühlten sich doch viele stark mit ihren jüdischen Wurzeln, ihrer jüdischen Familie und Gemeinde verbunden. Sie wären gerne wieder Teil einer großen und dynamischen jüdischen Bevölkerungsgruppe gewesen – ähnlich der, die sie hatten verlassen müssen – und hofften, sich im Ausland mit ein paar überlebenden Freunden und Verwandten wieder zusammentun, sich dort vielleicht einer jüdischen Gemeinde anschließen oder eine neue aufbauen zu können. Vor allem ledige Männer strebten in große und kleine Städte, weil sie dort Frauen zum Heiraten zu finden hofften. Auch waren jüdische Identität und mitteleuropäische Urbanität bei ihnen aufs engste miteinander verwoben; viele Flüchtlinge sahen sich eher als Stadtmenschen. Sie waren dankbar, am Leben zu sein, aber doch nicht glücklich. Sie sehnten sich nach jener Art urbaner Kultur, in der sie aufgewachsen waren. Felix Bauer und seine Frau beschlossen, in die Vereinigten Staaten zu gehen, weil sie unbedingt wieder »kulturell involviert« sein wollten. Martha Bauer war Krankenschwester; es »gefiel [ihr] wirklich gut dort«, und sie hätte lieber weiter im kleinen Hospital von Sosúa gearbeitet. Aber selbst sie gab zu, das Kulturelle zu vermissen; und als ihr Mann von den USA ein Künstlervisum erhielt, packten beide ihre Koffer.¹⁰⁹ Jegliche Vorstellung, die Flüchtlinge hätten »unter den Palmen gesessen [...], auf die Wellen geschaut« und darauf gewartet, dass sie »am Leben in New York City teilnehmen« könnten,¹¹⁰ ist nachträglich entstanden. Sie waren sich durchaus bewusst, dass nicht nur das Leben in Sosúa, sondern auch ein Neuanfang anderswo mit Schwierigkeiten verbunden war, und wägen die Alternativen sorgsam ab. Doch schließlich entschieden sie sich, wie ihre Großeltern vor ihnen und viele Dominikaner nach ihnen, für eine Zukunft in der Stadt.

Und doch gab es für einige Siedler – ungeachtet allgemeiner historischer Tendenzen und der konkreten Anlässe, Sosúa den Rücken zu kehren – zwingende Gründe, zu bleiben. Bis 1955 hatten jene, die blieben, ein wenig Erfolg bei Ackerbau und Viehzucht erzielt, unter Mitwirkung von immer mehr dominikanischen Arbeitskräften und der dominikanischen Kundschaft. Durch den Wegzug von Siedlern freigewordene oder durch Geschäftserweiterung neu geschaffene Stellen wurden von Einheimischen eingenommen. Da es nun für sie Arbeit in den DORSA-Betrieben oder auf den Farmen der Einzelsiedler gab, wurde die Einwohnerschaft von Charamicos immer größer, und immer mehr ließen sich dauerhaft nieder. Für die DORSA-Verwalter stellte sich die Frage, »ob eine relativ große Gruppe von einheimischen Bewohnern auf Dauer Bestandteil der Siedlung sein wird oder nicht«; und sie gingen davon aus, dass es von der weiteren Expansion der Betriebe abhing, für die dominikanische Arbeitskräfte unverzichtbar sein würden. Sollte diese positive Entwicklung tatsächlich eintreten, stellte sich ihnen die Folgefrage nach der »Ethno-Soziologie«, womit sie wahrscheinlich einen intensiveren Austausch mit den Einheimischen sowie gemischte Ehen meinten.¹¹¹

Bei Kriegsende schienen die dort lebenden Dominikaner »Sosúa herzlich zugetan«, und es zeigte sich, dass die kleine Siedlung mit ihren langen weißen Stränden inzwischen Ziel für Mittelschicht-Dominikaner aus anderen Gegenden war: »Sie brennen darauf, Sosúa einen Besuch abzustatten, hier Zeit zu verbringen und Geld auszugeben, und Geschäfte zu machen.« Die DORSA-Funktionäre waren überzeugt, dass Sosúa und seine Produkte den Dominikanern durch Mundpropaganda empfohlen worden waren, und äußerten ihre Genugtuung darüber, dass die »überwältigende Mehrheit« der Besucher und der Leute, mit denen sie Geschäfte machten oder sonstwie beruflich zu tun hatten, ein positives Urteil fällten. Außerdem war die Zusammenarbeit der Siedlung mit allen wichtigen Stellen gut: mit der Kommunalverwaltung in Puerto Plata, der nahe gelegenen Garnison der Nationalarmee, dem Leiter der Einwanderungsbehörde und der kommunalen Steuerbehörde.¹¹²

Am Allerwichtigsten war für die Juden die Entdeckung, dass sie von den Dominikanern weder ökonomisch noch gesellschaftlich diskriminiert wurden. Nicht nur in Sosúa, sondern auch im übrigen Land eröffneten Juden Läden und kleine Gewerbebetriebe.¹¹³ Sie fanden Arbeitsstellen an der Universität, der Kunstakademie, der Musikhochschule, dem Zahnmedizinischen Institut, dem nationalen Laboratorium sowie (ein Jude aus Mexiko) beim Nationalorchester als Dirigent. Im Jahr 1947 zog Walter Baum das Fazit:

»In den sieben Jahren, die ich in der Dominikanischen Republik gelebt und gearbeitet habe [...] habe ich eine unerschütterliche Kooperationsbereitschaft erlebt [...], nicht nur seitens der dominikanischen Regierung, sondern auch von den dominikanischen Menschen selbst. [...] Es ist eine erstaunliche Erfahrung, die im Kontrast steht zu anderen Ländern und dem Antisemitismus, der das Leben in anderen Teilen der Welt für Juden so unangenehm macht.«¹¹⁴

Die Dankbarkeit, die der dominikanischen Bevölkerung und ihrer Regierung von jüdischer Seite entgegengebracht wurde, gereichte Trujillo zum Vorteil. Nach dem Zweiten Weltkrieg legte die US-amerikanische Presse gegenüber dem Regime Zurückhaltung an den Tag, mit wenigen Ausnahmen – zum Beispiel Zeitungs- und Radiokommentator Walter Winchell, der (1947) »diesen Mörder der Tötung von 20 000 Menschen« anklagte.¹¹⁵ Andere Reporter rechneten den Antikommunismus, die Alphabetisierungskampagne und die Wirtschaftsförderung der dominikanischen Regierung gegen die Diktatur des Gewaltherrschers auf. Herbert Matthews, Reporter bei der *New York Times*, schrieb (1953): »Um die Dominikanische Republik verstehen zu können, muss man sie wie eine Münze betrachten – erst die eine und dann die andere Seite. Will man eine freimütige Schilderung veröffentlichen, muss man die Insel verlassen.«¹¹⁶ Im Gegensatz dazu setzte sich die DORSA in der Presse durchweg für den Diktator ein. In einem Beitrag in der Leserbriefspalte der *New York Times* erinnerte Rosenberg deren Leser 1950 daran, dass Sosúa zehn Jahre zuvor gegründet worden war und die DORSA von »der Regierung, ihrem Präsidenten, ihren Beamten und dem Volk selbst« ausschließlich Hilfsbereitschaft erfahren hatte. Daraufhin wurde er von einem erbosten, im Ausland lebenden Dominikaner in einem persönlichen Brief scharf angegriffen: Trujillo habe den jüdischen Flüchtlingen kein Land geschenkt, denn:

»Der Diktator besaß bei seiner gewaltsamen Machtergreifung kein eigenes Vermögen [...] und nun verfügt er über Millionen von Dollar. [...] Anscheinend sind Sie nur am Wohl ihrer eigenen Leute interessiert. [...] Er hat Ihrem Volk etwas gegeben, weil er sich als Wohltäter aufspielen wollte, aber den Dominikanern nimmt er alles, einschließlich ihrer Freiheit.

Hochachtungsvoll, ein Dominikaner (kein Politiker)«¹¹⁷

Widerspruch von Seiten dominikanischer Exilanten hielt die DORSA-Leitung nicht davon ab, das Regime zu verteidigen und den Diktator zu

loben. 1955 kritisierten Hexter und der Siedlerverein von Sosúa einen Beitrag und einen Leitartikel in der *New York Times*, in denen Trujillos »Polizeistaat« dem wachsenden materiellen Wohlstand des Landes und seiner USA-freundlichen Auslandspolitik gegenübergestellt wurde. Hexter beharrte darauf, er habe bei seinen zwölf Aufenthalten auf der Insel die im Artikel erwähnte »Furcht nie gespürt«, und argumentierte, dass es »eine andere Seite der Medaille« gebe.¹¹⁸ Für Trujillo zahlte sich die Dankbarkeit der Juden aus.

In den späten 1960er Jahren waren in Sosúa nur noch etwa vierzig Familien ansässig. Doch je weniger sie wurden, desto besser kamen die Wirtschaft und die Interaktion mit der einheimischen Bevölkerung in Schwung. Die CILCA, die jährlich Butter und Käse im Wert von über einer Million Dollar produzierte, stellte 37 Arbeiter und sechs Verwaltungskräfte ein. Ein geringer Teil der Butter wurde vor Ort konsumiert, aber das meiste in die Städte der Republik geliefert. Die fleischverarbeitenden Betriebe der *Ganadera* stellten Fleischwaren im Wert von fast zwei Millionen Dollar jährlich her.¹¹⁹ Im Jahr 1962 (nach Trujillos Tod) war auch eine Gewerkschaft gegründet worden.¹²⁰ Noch im gleichen Jahr kam es zu einem vierstündigen Streik, aber im allgemeinen blieben die Arbeitsbeziehungen friedlich, was zum Teil dem Manager, einem der ursprünglichen Siedler, zu verdanken war. Gut in die dominikanische Gesellschaft integriert und mit einer Dominikanerin verheiratet, war er bei den Arbeitern allgemein beliebt.¹²¹ Als er sich 1967 zur Ruhe setzte, veranstalteten die Arbeiter ein Fest für ihn. Zu diesem Zeitpunkt hatte die Firma 45 bis 50 Beschäftigte, denen sie – bei »relativ fester Beschäftigung« – ein über dem gesetzlichen Mindestlohn liegendes Entgelt zahlte,¹²² und das in einem Wirtschaftssystem, in dem sich die offizielle Arbeitslosenquote um die 25 Prozent bewegte.¹²³ Sowohl in den milch- als auch in den fleischverarbeitenden Betrieben hatten Dominikaner wichtige Verwaltungsposten inne.

Ein fünfstündiger Streik offenbarte 1967 eine gewisse Unzufriedenheit der Arbeiter mit einem neuen deutschen Jungmanager, der als Fachmann für Wurstwaren galt, aber »nicht wusste, wie man mit Dominikanern umgeht«. Zusätzlich protestierten die Arbeiter gegen angebliche Vertragsverletzungen. Das Management hatte den Bau einer neuen Kantine und einer Wohnsiedlung versprochen, aber noch nicht damit begonnen, und auch noch keine Baseball-Ausrüstung für die Werksmannschaft gekauft.¹²⁴ Bei Baseball handelte es sich freilich nicht nur um eine Form der Freizeitgestaltung. Seit den 1950er Jahren, als die US-amerikanischen *Major Leagues* dominikanische Spieler zu entdecken begannen, bedeutete Baseball auch eine Möglichkeit, der Armut zu entfliehen. Der Streik wur-

de von dem älteren Manager und den Gewerkschaftsführern geschichtet. Ende der 1960er Jahre waren die früheren Siedler und ihre Unternehmen den größten Arbeitgeber am Ort. In Sosúa arbeiteten 600 Menschen, von denen 200 in den gewerblichen Betrieben, dem Schlachthof, auf den Farmen oder bei den Siedlern zuhause Arbeit fanden. Andere jüdische Geschäftsleute betrieben kleine Läden oder Unternehmen.¹²⁵ Eine *Corporación Sosúa* finanzierte aus den durch Milch- und Viehverkäufe erzielten Einnahmen soziale Einrichtungen, unter anderem die Schule, die Bibliothek, das Hospital, die Apotheke und den Freizeitklub. In einem 1981 gedrehten Film über Sosúa waren sich die wenigen interviewten Dominikaner einig, dass die Siedler anständige Löhne bezahlten; doch wandte eine Frau ein, dass sie ihre Arbeiter schwer schufteten ließen.¹²⁶

Auch wenn Siedler und dominikanische Arbeitskräfte hauptsächlich am Arbeitsplatz oder auf den Farmen miteinander zu tun hatten, »machten die Flüchtlinge in manchen Fällen ernstgemeinte Annäherungsversuche, um aufrichtig und uneigennützig Freundschaft mit den Dominikanern zu schließen; und solche Bemühungen quittierten die Dominikaner ihrerseits oft mit tiefempfunder Dankbarkeit.«¹²⁷ Aus einer Reihe von Interviews, die 1967 durchgeführt wurden, geht hervor, dass die dort gebliebenen Siedler anscheinend viele ihrer früheren Klischeevorstellungen abgelegt hatten. Zwar hielten sie sich selbst noch immer für fleißig, pünktlich und sparsam – traditionelle, aus Mitteleuropa herübergerettete Bürgertugenden – und siedelten die Dominikaner teilweise noch immer am anderen Ende der Werteskala an, indem sie sie »unpünktlich« und »undiszipliniert« nannten. Doch bescheinigten sie ihnen auch, großzügig, intelligent, fleißig und von guter Auffassungsgabe zu sein.¹²⁸

Als Gastdozenten an der Autonomen Universität von Santo Domingo hörten zwei deutsche Soziologen 1967 zum ersten Mal von der Geschichte Sosúas. Bei ihrem Besuch dort fanden sie eine rundum dominikanische Stadt mit einer kleinen jüdischen Einwohnergruppe vor. Sie befragten ungefähr ein Dutzend alternde und betagte Europäer, die »durch die Beschäftigung mit ihren Kühen« materiell abgesichert waren,¹²⁹ aber nicht mehr eigenhändig für die Tiere sorgten, sondern dominikanische Arbeitskräfte dafür eingestellt hatten.¹³⁰ Aus einigen waren »wohlhabende« Grundeigentümer geworden.¹³¹ Zwar waren sie noch keine Grundbesitzer nach US-Maßstäben, aber in der Dominikanischen Republik war das jeder, der mehr als dreißig Hektar sein eigen nannte. In Sosúa fielen sämtliche jüdischen Grundeigentümer in diese Kategorie, wodurch sie landesweit zu den oberen drei Prozent gehörten.¹³² Außerdem besaßen die verbliebenen Siedler mehr als fünfzig Stück Vieh, was

in diesem kleinen Land ebenfalls Zugehörigkeit zu den obersten 2,6 Prozent bedeutete (1960).¹³³ Sie identifizierten sich stark mit Israel und schickten Geld dorthin, als der Sechs-Tage-Krieg ausbrach.¹³⁴

Was die Kinder der Siedler betrifft, so wurden sie 1967 von einer amerikanischen Soziologiestudentin befragt und zu Analysezwecken in drei Kategorien eingeteilt. Alle jüngeren Leute sprachen fließend Spanisch und hatten dominikanische Freunde und Bekannte. Doch suchten die Kinder aus Ehen zwischen »Europäern in der Dominikanischen Republik« bei Ausbildung, Heirat und Berufsausübung ihr Glück im Ausland.¹³⁵ Am »dominikanischsten von allen« erschienen die Kinder von dominikanischen Müttern und jüdischen Vätern, die nicht miteinander verheiratet waren (aber zum Teil zusammenlebten).¹³⁶ Sie fühlten sich als Dominikaner, waren besser ausgebildet als andere gleichaltrige Dominikaner und beabsichtigten im Lande zu bleiben.¹³⁷ Auch waren sie am wenigsten jüdisch, denn die jungen Männer waren nicht berechtigt, »bar mizwe« zu werden.¹³⁸ Die Kinder aus gemischten Ehen waren »europäisierte Dominikaner«, von der europäischen wie der dominikanischen Kultur gleichermaßen geprägt und akademisch gebildet. Sie identifizierten sich stark mit Sosúa als »deutsch-jüdischer Siedlung« und mit der Dominikanischen Republik als ihrem Heimatland.¹³⁹ Zu ihrer hybriden Identität gehörten zwei Religionen, zwei Esskulturen und zwei oder drei Sprachen. Ein Beispiel dafür ist ein jüdischer Mann, der 1967 mit seiner dominikanischen Frau, zwei Kindern und seiner Mutter in Sosúa lebte. Die Frau ging in die Kirche, der Mann in den »Tempel«, und an besonderen Feiertagen begleiteten sie einander zum jeweiligen Gotteshaus. Die Kinder fühlten sich als Juden. Für die Verwandten ihrer Schwiegertochter kochte die Mutter des Mannes »europäische Speisen«, während es für die Familie selbst »dominikanische Mittelstandsküche« gab, mit gelegentlicher Abwechslung in Form von Gulasch oder »Gefilte Fisch«.¹⁴⁰ Der im Ausland lebende Sohn eines anderen gemischten Ehepaars schätzte sich selbst als nicht besonders »dominikanisch« ein: »Es war schon eine merkwürdige Erfahrung, in Sosua aufzuwachsen. [...] Wir hörten Schallplatten mit Opern, nicht die Musik, die in der Dominikanischen Republik gespielt wurde. In der Schule lernten wir Spanisch und betrieben Jüdische Studien, und unsere Väter erzählten uns von den Cafes und Varietés in Wien. Nichts hatte irgendetwas mit der Dominikanischen Republik zu tun. [...] Wir waren halb Juden und halb Sosuaner, zum Teil Europäer, aber nie Dominikaner.«¹⁴¹ Manche dieser Kinder hatten dominikanische Ehepartner, aber die meisten waren ins Ausland gegangen.

Die DORSA zog sich 1970 endgültig aus Sosúa zurück und verkaufte ihr Land für 200 000 Dollar an Bruno Philipp (den Generalmanager der

Gemeinde und der Siedlung).¹⁴² In den letzten Briefen an die wenigen noch verbliebenen DORSA-Angestellten, in denen er ihnen für ihre Treue dankt, fügt Hexter auf einem an den Kaffeehausbesitzer gerichteten Zettel hinzu, dass er auch »deine sagenhafte Wiener ›Konditorei‹« vermissen werde.¹⁴³ Mit dem Bau eines Flughafens stiegen 1980 die Bodenpreise, und einige Siedler verkauften auf der Höhe des Booms, während einer zwei Hotels errichtete.¹⁴⁴

Der bereits erwähnte Sosúa-Film von 1981 hebt deutlich hervor, wie flexibel das Selbstverständnis der Dagebliebenen war, vor allem, aber nicht ausschließlich, bei jüdischen Siedlern mit einer dominikanischen Partnerin.¹⁴⁵ Gezeigt wird ein gemeinsames Sedermahl für ungefähr sechzig Gäste; Familienmitglieder und angestellte dominikanische Hilfskräfte bereiten die Matzeklöße zu. Die Enkel stellen die »Vier Fragen« auf Hebräisch, und andere junge dominikanische Juden erklären die Pessach-Speisen auf Spanisch. Außerdem wurden die Gebete und Reden bei der Schiwa (der siebentägigen Trauerperiode) für einen verstorbenen jüdischen Siedler jeweils auf Hebräisch und Spanisch gehalten.¹⁴⁶ Ähnlich wie bei den sefardischen Dominikanern im 19. Jahrhundert, bedeutete Jude zu sein eher Stolz auf die Zugehörigkeit zu dieser Volksgruppe und eine Erinnerung an die eigene Herkunft, und nicht unbedingt eine religiöse Lebensform.

Dass sich die Hybridität Sosúas positiv auswirkte, trat in diesem Film bei einem Interview mit jungen Sosúanern der zweiten Generation deutlich zutage. Nach 18 Jahren in den USA waren sie nach Sosúa zurückgekehrt, weil dort ihrer Ansicht nach ihre gemischtrassigen Kinder nicht in derselben Weise stigmatisiert würden, wie es in den USA der Fall gewesen war. (Aber auch diese jungen Eltern werden sich der Frage stellen müssen, wohin sie die Kinder nach der Grundschule schicken sollen.) Hexter fand 1990 die in Sosúa herrschende Toleranz und Offenheit ebenso ansprechend wie die Bewahrung von Jüdischem. Obwohl nur noch 15 der ursprünglichen Familien, die 1940 angekommen waren, und einige ihrer Nachkommen dort lebten, »kann man dort unten gleichzeitig Jude, Freimaurer und Katholik sein«.¹⁴⁷ In jüngster Zeit kandidierte ein Sprössling aus jüdisch-dominikanischer Ehe für das Bürgermeisteramt in Sosúa. Der Vater des 44-jährigen Anwalts Benny Katz – Martin Katz – war Jude und am Aufbau Sosúas in den 1940er Jahren beteiligt gewesen. Er heiratete eine Dominikanerin, und Benny wurde sowohl katholisch als auch jüdisch erzogen. Er bewarb sich 2006 als Bürgermeister mit der Kippa auf dem Kopf und einem Ring mit Davidsstern am Finger.¹⁴⁸

Heute, da die jüdische Präsenz in Sosúa fast ganz verschwunden ist, bleibt doch deren Geschichte und die Geschichte ihrer Rettung durch

die Dominikaner übrig. Zwischen Mai 1940 und September 1947 haben insgesamt 729 Flüchtlinge in Sosúa gelebt. Außerdem wurden dort 76 Kinder von Flüchtlingen geboren.¹⁴⁹ Zusätzliche 300 bis 350 jüdische Flüchtlinge lebten in Ciudad Trujillo und über die Dominikanische Republik verstreut. Dazu kommt, dass einige der 4000 Menschen, die ein dominikanisches Visum erhielten, aber nicht auf die Insel reisten, diesen Papieren vielleicht ihr Leben verdankten.¹⁵⁰ Die Dominikanische Republik und die DORSA haben vielen Menschen das Leben gerettet, und es hätten noch viel mehr sein können, wenn der Krieg und die US-Regierung sie nicht daran gehindert hätten.

Einem amerikanischen Besucher sagte ein Siedler 1970: »Meine größte Freude in Sosúa liegt darin, dass ich Freundschaft und Wertschätzung [...] von meinen dominikanischen wie auch von meinen jüdischen Freunden erfahren habe. Meine größte Enttäuschung ist das Gefühl, dass Sosúa das Werk einer einzigen Generation ist – mehr nicht.«¹⁵¹ Doch auch die Generationen, die aus Sosúa weggegangen sind, hegen eine starke Zuneigung und Dankbarkeit gegenüber der Dominikanischen Republik und der kleinen Siedlung an ihrer Nordküste. In einem Brief, in dem es um eine Wiedersehensfeier zum 50. Jahrestag von Sosúa ging, fand die Tochter eines Siedlers einen Stapel mit Absagen, die ihr Vater von verschiedenen Ländern bekommen hatte, »in denen er einen Einwanderungsantrag gestellt hatte. [...] Man kann sich gut vorstellen, wie ausgesprochen freundlich meine Eltern nach all diesen Zurückweisungen die Aufnahme in die Dominikanische Republik empfunden haben müssen. Wenn es Sosúa nicht gegeben hätte – wer weiß, was aus uns geworden wäre.«¹⁵²

Nachwort

Der Wandel vom Zufluchtsort für Flüchtlinge zum Ferienort, der von Zehntausenden deutscher, britischer, kanadischer und amerikanischer Touristen besucht wird, bedeutet auch, dass statt ländlichen Friedens in Sosúa nun die hektische Atmosphäre eines Urlaubsortes herrscht, mit Kurhotels, Bars und leider auch einem weithin bekannten Sex-Tourismus.¹ Nur wenige der ursprünglichen Europäer sind noch da. Kinder und Enkelkinder haben im Ausland, meistens in den USA, studiert. Manche bevorzugten Miami, weil es ein ähnliches Klima wie ihre Heimat hat und nicht weit entfernt liegt. Sosúa ist heute eine dominikanische Stadt. Auf die jüdischen Anfänge wird man durch die Synagoge und das Museum im Zentrum von Batey aufmerksam, durch die »Dr. Rosen«-Straße und auch, wenn man im Internet den Stadtnamen eingibt. Einmal im Monat hält ein Rabbiner aus Santo Domingo am Freitagabend und Samstagmorgen einen Gottesdienst für die wenigen übrig gebliebenen Juden, einige Neuankömmlinge und Touristen.

Aber welche Erinnerungen haben die Sosúaner an die Stadtgründer? Als im Jahr 2002 die dominikanisch-amerikanische Studentin Rebeca Cores und ihre Professorin Ann Saltzman von der Drew University Sosúa besuchten, fanden sie nur noch zehn der ursprünglichen Siedler vor. Um herauszufinden, woran die jüdische Präsenz die heutigen Sosúaner erinnert, interviewten die Forscherinnen sieben Personen (fünf Männer und zwei Frauen, von Ende zwanzig bis Mitte sechzig), unter anderen einen Straßenverkäufer, einen Kellner und mehrere Leute, die bei den milch- und fleischverarbeitenden Betrieben beschäftigt gewesen waren, dem größten Gewerbebereich der Stadt, darunter ein Manager, ein Buchhalter, ein noch erwerbstätiger und ein pensionierter Arbeiter sowie der Gewerkschaftsvertreter. Dieser Wirtschaftsbereich war als Fokus ausgewählt worden, weil es von den ursprünglichen Siedlern gegründet worden war und noch immer von jüdischen Besitzern geleitet wurde. Über lange Zeit hinweg hatte es feste Arbeitsstellen garantiert und den dort beschäftigten Dominikanern Gelegenheit zu intensivem Kontakt mit einigen ansässigen Juden gegeben. Cores erwartete Folgendes zu finden:

»Vermeintliche oder tatsächliche Erinnerungen an oder Erfahrungen mit Ausbeutung, da Betriebe zur Profitmaximierung – einschließlich Kürzungen bei Lohn und Sozialleistungen – tendieren; auf Seiten der jüdischen Einwohner das Weltbild, dass die weiße Rasse überlegen sei; und Antisemitismus oder Ressentiments gegenüber Juden.«

Zur Überraschung der Forscherinnen reagierten die Befragten nicht wie erwartet. In den halb-strukturierten, auf einer Reihe von Fragen aufbauenden Interviews erfuhren die Wissenschaftlerinnen, dass die dominikanischen Einheimischen der Ansicht waren, die jüdische Präsenz trage zur Erschließung und Weiterentwicklung ihrer Region bei, obwohl diese Branche schon seit zwanzig Jahren nur noch an zweiter Stelle hinter dem Tourismus rangiert; allerdings war die touristische Fluktuation oft sehr hoch, wohingegen diese Unternehmen in ihren Augen eine stabile Beschäftigungslage garantierten.

Zu dem Zeitpunkt, als die amerikanischen Wissenschaftlerinnen ihre Fragen stellten, gab es zwar eine Gewerkschaft, aber keiner der dominikanischen Arbeiter konnte sich erinnern, je eine Arbeitsunterbrechung oder einen Streik für »faire Behandlung« organisiert zu haben. Die Arbeiter betrachteten ihren Job als etwas, wo es Platz für »Entwicklung und Wachstum« gab. Ein durchschnittlicher Arbeiter bekam den Mindestlohn, und die Bezahlung konnte mit anderen Branchen mithalten. Die Arbeiter fanden die Extra- und Sozialleistungen sehr großzügig, wozu auch die Beförderung aus den umliegenden Städten zur Arbeit und zurück gehörte, sowie die Finanzierung einer Privatschule für die Kinder von Arbeitern mit mehr als fünf Jahren Betriebszugehörigkeit. Außerdem erhielten begabte Arbeiter die Möglichkeit zur Weiterbildung. Die Annahme, es gebe Ressentiments auf der einen oder Rassismus auf der anderen Seite bestätigte sich in den Interviews nicht. Dominikaner hatten sogar Spitzenpositionen in den Betrieben inne. Auch im Hinblick auf Antisemitismus entsprachen die Befragten keineswegs den Erwartungen der Wissenschaftlerinnen, sondern lobten einhellig Vorzüge und allgemeines Klima an ihrer Arbeitsstelle und bezeichneten sich als »froh und dankbar«. Obendrein stellten die Betriebe in Charicos Müllcontainer zur Verfügung, beteiligten sich an der Straßenwartung und verteilten an Feiertagen Körbe mit Lebensmitteln;² so sicherten sie sich das Wohlwollen, das man mit solchen guten Taten erreichen will.

Die Forscherinnen kamen zu dem Ergebnis, dass der Statusunterschied – Juden hatten im allgemeinen einen höheren Lebensstandard als ihre dominikanischen Nachbarn – die Einstellungen wohl weniger beeinflusst hatte als die gegenseitige Abhängigkeit, gemeinsamen Erlebnisse und Achtung voreinander. Spontane Äußerungen von Dominikanern scheinen das zu untermauern und aufs Neue den Großmut der Dominikaner gegenüber den Siedlern zu unterstreichen. Mehrere frühere Bewohner, die am 50. Jahrestag der Gründung Sosúas im Flugzeug unterwegs von Miami nach Puerto Plata waren, hörten plötzlich über Lautsprecher die

Stimme des Piloten; er hatte erfahren, dass sich ehemalige Sosúaner an Bord befanden und »sagte: ›Willkommen daheim!‹.«³

Die jüdischen Siedler ihrerseits brachten ihre enorme Dankbarkeit gegenüber dem Land und dem dominikanischen Volk zum Ausdruck. Neun Personen (sieben Männer und zwei Frauen zwischen 60 und 93 Jahren) ließen sich von Cores und Saltzman befragen. Mit wenigen Ausnahmen waren diese jüdischen Dominikaner aus ihrer sozialen und kulturellen Enklave ausgebrochen, nachdem sie selbst eine gemischte Ehe geschlossen oder ihre Kinder Dominikaner geheiratet hatten. Daher waren ihre Eindrücke von größerer Vertrautheit mit den Dominikanern geprägt, obgleich Juden, die von der Insel weggegangen waren, ähnliche Ansichten äußerten. Die Wissenschaftlerinnen stellten fest, dass die jüdischen Befragten sich lebhaft daran erinnerten, was sie in Europa verloren hatten, aber der Überzeugung waren, in der Dominikanischen Republik ein »zweites Leben« geschenkt bekommen zu haben. Sie würdigten die Dominikaner als »herzliche und wunderbare« Menschen, die niemals antisemitische Gesinnung oder Verhaltensweisen an den Tag gelegt hätten. Dieses tolerante Klima veranlasste Eric Schneidermann, ein Senatsmitglied des Staates New York, auf einer Sosúa-Tagung 2006 in New York einen in Sosúa lebenden Komiker mit der Bemerkung zu zitieren, man »kann in einem Land ohne Antisemitismus kein Shtetl errichten.«⁴

Viele jüdische Sosúaner verlangte es stark danach, dem örtlichen dominikanischen Gemeinwesen »etwas zurückzugeben.«⁵ Ebendiese Haltung brachte Paul Cohnen 2006 in einem Interview in Sosúa zum Ausdruck: »Wir verdanken der Dominikanischen Republik so viel. Als es mir finanziell besser ging, habe ich den Leuten, die 27 Jahre für mich gearbeitet hatten, Land geschenkt. Ich tue das mit Stolz. Ich habe Land und Geld für die Schule gespendet.«⁶ Ein anderer, der nach dem Krieg aus Schanghai gekommen und geblieben war, vertrat die Ansicht, dass die Menschen, denen man das Leben gerettet hatte, »dieses Land innig liebten«. 1967 hatte er Wien besucht, wo er »direkt an der Donau« geboren war. Aber er »hatte es bald satt, auf lauter alte Häuser zu schauen. [...] Ich fühlte mich fremd.« Im Jahr 2001 meinte er: »An mir ist nichts Europäisches mehr. Ich habe mich einhundertprozentig [in der Dominikanischen Republik] eingelebt.« Selbst als man ihm einen europäischen Pass anbot, »sagte ich: vielen Dank, mein dominikanischer Pass genügt mir«. Die dominikanischen Menschen nannte er »von Herzen gut« und »liebenswert«. Zwei seiner Söhne hatten Dominikanerinnen und seine Tochter einen Sosúaner europäischer Abstammung geheiratet. Mit seinen Kindern teilte er die Vorliebe für dominikanische Speisen (*bandera*

nacional, eine Kombination aus Reis, gebratenen Kochbananen, Bohnen und Rindfleisch), besonders für Kochbananen.⁷ Der positive Ton der jüngsten Interviews zeigt, dass heute auf beiden Seiten ein Gefühl der Dankbarkeit vorherrscht. Im Gemeindemuseum erinnert am Ausgang eine Plakette sowohl an die Erfahrungen der Flüchtlinge als auch an den Empfang durch die Dominikaner. Die Inschrift lautet: »Sosúa, ein aus Schmerz geborenes Gemeinwesen, mit Liebe gehegt und gepflegt«.

Dank

Ich freue mich immer auf Danksagungen, weil ich nur dort all jenen Menschen öffentlich danken kann, die angesichts meiner Obsession für Historisches eine Engelsgeduld bewiesen und mit ihrer Hilfestellung dieses Buch erst möglich gemacht haben. Zunächst schulde ich mehreren gegenwärtigen und ehemaligen Sosúanern ein herzliches Dankeschön. Luis Hess und ebenso Paul und Hermine Cohnen gewährten mir 2006 ein Interview. In den USA wurde ich von weiteren Sosúanern unterstützt, die mir per E-Mail ganze Bände an Antworten schickten. Mein Dank geht vor allem an Miriam (Sondheimer) Gerber, die mir vor zwanzig Jahren von Sosúa erzählte, als wir beide am Leo Baeck Institute in New York arbeiteten, und die mir unzählige, während meiner Arbeit an dem Buch auftauchende Fragen beantwortete. Ernest Weinberg durfte ich in New York interviewen und so den Blickwinkel eines deutsch-jüdischen, aus seiner Heimatstadt Emden herausgerissenen und auf einer tropischen Insel abgesetzten Kindes kennen lernen. Und Denny Herzberg hat mich großzügigerweise über Details informiert, die in den Archiven nicht zu finden waren.

Andere haben mir Rat und Orientierung gegeben, wofür ich ihnen sehr verbunden bin. Danke an Ivonne Milz, die mir umfassenden Zugang zum Archiv in Sosúa gewährte, und an Sherry Hyman, Misha Mittel und Shelly Helfand für die Unterstützung im Archiv des *American Jewish Joint Distribution Committee* in New York. Mein Dank geht auch an Lou Levine, der zwei Fassungen dieses Buchs gelesen hat, sowie an Ilona Moradof, die das Buchprojekt geleitet und koordiniert hat. Danke auch an Anne Saltzman von der Drew University, die mir ihre in Sosúa mit der Studentin Rebeca Cores durchgeführte Studie aus dem Jahr 2002 zur Verfügung gestellt hat, sowie an Judith Laikin Elkin, deren eigene Arbeiten über Juden in Lateinamerika zur Entstehung dieses Forschungsbereichs beigetragen haben und die freundlicherweise mein Manuskript gelesen hat. Mein Vorhaben wurde auch sehr viel leichter dank Daniella Doron und David Weinfeld, die Archivmaterial recherchierten, und dank Lina Britto, die in der dominikanischen Presse erschienene Artikel für mich fand und übersetzte. Das *Dominican Studies Institute* am *The City College of New York* eröffnete mir eine Fülle interessanter Ideen; daher möchte ich Ramona Hernández und Anthony Stevens-Acevedo herzlich danken sowie Nelson Santana, der mir in der Institutsbibliothek und später noch oft per E-Mail behilflich war.

Mein besonderer Dank gilt auch meiner deutschen Übersetzerin Georgia Hanenberg, mit der es Freude machte, die Übersetzung detailliert zu diskutieren, und Stefanie Schüler-Springorum – Direktorin des Instituts für die Geschichte der deutschen Juden – für ihr großes Interesse an dem dominikanischen Projekt, ihre stete Ermutigung und ihren Sachverstand bei der Endredaktion der deutschen Fassung.

Wie immer haben gute Freunde meine Arbeit gelesen und sich kritisch damit auseinandergesetzt. Danke an meine *German Women's History Study Group* für ihre nützlichen und phantasievollen Ratschläge bei zwei Kapiteln und dafür, dass sie einen wichtigen Platz in meinem Leben als Wissenschaftlerin einnehmen. Mehreren engen Freunden bin ich zu besonderem Dank verpflichtet, weil sie das gesamte Manuskript gelesen haben. Ich bin ihnen dankbar für ihre strenge Kritik und ihr anhaltendes Interesse. Besonders erwähnen möchte ich Renate Bridenthal, die mit ihrem scharfen Blick für Detail und Beweisführung nicht nur das Manuskript gelesen, sondern mich auch auf meiner Forschungsreise nach Sosúa begleitet hat. Mein aufrichtiger Dank für ihre stets bereitwillige und verlässliche Unterstützung sowie prägnanten Kommentare geht auch an Hasia Diner, Peter Gay, Atina Grossmann, Amy Hackett, Rose Kavov und Rakefet Zalashik, die einen Teil ihres Sommers geopfert haben, um meinen Text zu verbessern und mich veranlassten, mich noch intensiver damit auseinanderzusetzen.

Wie immer findet meine Familie besondere Erwähnung dafür, dass sie an meinen Interessen Anteil nimmt und mein Leben reich und glücklich macht. Als erstes möchte ich meiner dominikanisch-amerikanischen »Familie« dafür danken, dass sie mich 2005 in das Haus ihrer Großmutter in der Dominikanischen Republik eingeladen hat. Besonders danken möchte ich Yahaira Quezada – inzwischen eine junge Anwältin in Texas – und ihrem Onkel Alberto Garcia aus Villa Tapia für diesen ersten Besuch in Sosúa, bei dem mein Interesse an dessen Geschichte entfacht wurde. Mein Sohn Joshua begleitete mich 2006 nach Sosúa und leistete mir Gesellschaft, wenn ich aus dem drückend heißen Archiv kam. Ich bin ihm dankbar, dass er von der Dominikanischen Republik, ihren Menschen und deren Geschichte genauso fasziniert ist wie ich. Danke an meinen Mann, Douglas Morris, für seine dauerhafte Liebe und Unterstützung und für seine genaue und sorgfältige Kritik an meiner Arbeit, obwohl er von seinen eigenen, ungemein fordernden beruflichen wie wissenschaftlichen Tätigkeiten in Anspruch genommen ist. Und schließlich möchte ich meiner Tochter Ruth danken. Selbst unter Termindruck wegen ihrer Doktorarbeit hat sie es geschafft, diesen Text Wort für Wort zu lesen. Sie hat ihre ausgefeilte Kompetenz für redaktionelle Bearbeitung eingesetzt,

DANK

um intensive Nachfragen zu stellen, unglückliche Formulierungen zu korrigieren und meine abenteuerliche Kommasetzung zu bereinigen. Noch wichtiger ist, dass sie mir mit der ihr eigenen, bewunderungswürdigen Großherzigkeit das Gefühl gegeben hat, hierbei Verbündete zu sein.

Dieses Buch ist dem Andenken meiner Kusine Jeanette von Bialy (1948-2005, Hamburg) gewidmet.

Anmerkungen

Einleitung

- 1 Eine Bemerkung zur unterschiedlichen Namensschreibung: Ich verwende im Buch durchgängig die offizielle Schreibung für Sosúa mit Akzent, belasse es aber bei der ursprünglichen Form ohne Akzent in Zitaten, Buch- und Artikelüberschriften und Archivalien. Ferner verwende ich für das Nachbardorf den offiziellen Namen Charamicos (Los Charamicos), obwohl die ersten Siedler es »Charamico« nannten. Bei meinem Besuch im Archiv von Sosúa war dieses noch nicht systematisiert. Die Papiere waren wegen einer Baumaßnahme gesichert und wahllos in Schachteln verstaubt worden. Einige Monate später schickte das »Museum of Jewish Heritage« einen Archivar, so dass im Archiv nun eine vorbildliche Ordnung herrscht. Während meines Aufenthaltes dort behalf ich mir jedoch damit, mir unentbehrlich scheinende Dokumente zu fotografieren. »Kaplan, May 25, 2006«, siehe unten, gibt das Datum des Fotos an. Manchmal kann es allein damit wiedergefunden werden. Zuweilen folgt noch eine kurze Beschreibung oder Nummer, mit der ich das Dokument auffinden kann. Interessierten Lesern schicke ich gerne Kopien dieser Dokumente (mit Erlaubnis des Sosúa-Archivs). Ich danke Lina Britto für die Übersetzungen aus dominikanischen Zeitungen. Die DORSA files stammen vom American Jewish Joint Distribution Committee, N.Y.
- 2 James Rosenberg, Protokoll eines Empfangs im Lotos Club, NY, am 27. Feb. 1953, zu Ehren von Rafael Trujillo, in: Administration: Reports (Sosúa) 1948-1956 from DORSA file #45.
- 3 Hon. James G. McDonald, Protokoll eines Empfangs im Lotos Club, NY, am 27. Feb. 1953, zu Ehren von Rafael Trujillo, in: Administration: Reports (Sosúa) 1948-1956 from DORSA file #45.
- 4 Zur Geschichte des Joint siehe: Bauer, American Jewry and the Holocaust, sowie ders., My Brother's Keeper.
- 5 Pratt, Imperial Eyes.
- 6 Die statistischen Zahlen schwanken aufgrund der unterschiedlichen Zeiträume, für die sie vorliegen: 1933-1943, 1931-1942 oder 1933-1940. Laut Statistik des »US Holocaust Memorial Museum« von 1933 bis 1940 reisten 83 000 Flüchtlinge nach Lateinamerika ein: 25 000 nach Argentinien, 15 000 nach Brasilien, 10 000 nach Chile, 9 000 nach Bolivien, 2 900 nach Kuba und 21 000 in andere Länder. Andere geben höhere Zahlen an, siehe: Milgram, Entre la aceptación y el rechazo. Laikin Elkin belegt, dass über 29 000 Juden nach Brasilien einreisten (1931-1942). Jews of the Latin American Republics, 56. Nach Schätzung von Strauss reisten zwischen 1933 und 1943 ungefähr 20 000 bis 30 000 Juden nach Argentinien ein, etwa ein Drittel ohne gültige Papiere. Strauss, Jewish Emigration from Germany, (II), 371-374. Für die farbige Schilderung einer kleinen Gruppe jüdischer Siedler in Bolivien, siehe: L. Spitzer, Hotel Bolivia.
- 7 US-Statistik in: American Jewish Year Book, Vol. 46 (1944-1945), 307. Strauss führt von 1933 bis Ende 1944 nur 120 661 Flüchtlinge aus Deutschland und Ös-

- terreich in die USA an (und diese waren nicht ausschließlich Juden), in: Jewish Emigration from Germany, (II), 359.
- 8 Strauss, Jewish Emigration from Germany, (II), 359.
 - 9 Strauss, Jewish Emigration from Germany, (II), 371-374. Zum Beispiel hatte Brasilien 1937 eine Reihe von Kontingenten für Juden eingeführt.
 - 10 Argentinien legalisierte etwa 10 000 illegale jüdische Einwanderer zwischen 1948 und 1950. Kolumbien und Venezuela verlangten von ihnen zu konvertieren. Laitkin Elkin, *Jews of the Latin American Republics*, 79, 86.
 - 11 Siehe Kap. 2 in diesem Buch.
 - 12 Einleitung in: Kaplan, *Der Mut zum Überleben. Jüdische Frauen und ihre Familien in Nazideutschland*. Ungefähr 170 000 Juden lebten in Wien und weitere 17 000 im Rest des Landes. Laqueur, *Holocaust Encyclopedia*, 44.
 - 13 Siehe: Allen Wells, *Tropical Zion: General Trujillo, FDR and the Jews of Sosúa* (2009); darin wird die Situation nach 1945 viel detaillierter beschrieben als in diesem Buch, vgl. aber auch Kapitel 7 hier.
 - 14 O'Donnell, et.al., *The Heimat Abroad*. Siehe auch: Buchenau, *Blond and Blue-eyed in Mexico City*; LeGrand, *Living in Macondo: Economy and Culture in a United Fruit Company Banana Enclave*, 333-368.
 - 15 Avni, *War and the Possibilities of Rescue*, 378.
 - 16 Protokoll der DORSA-Leitung vom 12. Juni 1940, 4-5, in: *Administration Minute Books, May 1940-March 1941 from DORSA file #35A*.

1 Die Konferenz von Evian und ein Angebot aus der Dominikanischen Republik

- 1 Wyman, *Paper Walls*, 50.
- 2 Kaplan, *Mut zum Überleben*, Kap. 2.
- 3 Fromm, *Blood*, 238 (20. Juli 1938).
- 4 Zwischen 1942 und 1945 gelang weiteren 8500 die Flucht. Wie viele Personen Deutschland aufgrund rassistischer Verfolgung verließen, lässt sich nicht genau feststellen, doch gelten zwischen 270 000 und 300 000 Juden als angemessene Schätzung. Das heißt: fast drei Fünftel der deutschen Juden gelang es zu fliehen.
- 5 Marrus, *The Unwanted*.
- 6 Sanders, *Shores of Refuge*, 437-438.
- 7 Marrus, *The Unwanted*.
- 8 Wyman, *Paper Walls*, 43; Feingold, *The Politics of Rescue*, befasst sich in Kapitel 2 ausschließlich mit Evian.
- 9 Bei der ersten Sitzung des Ausschusses waren anwesend: James McDonald, Hamilton Fish Armstrong, Joseph P. Chamberlain, Basil Harris, Louis Kennedy, James Speers, Paul Baerwald und Rabbi Stephen Wise. Vertreter des US-Außenministeriums waren Robert T. Pell (der später mit der DORSA in die Dominikanische Republik ging), der stellvertretende Außenminister und Mr. Alling. Protokoll der ersten Sitzung des Advisory Committee on Political Refugees, am 16. Mai 1938 im Außenministerium, in: *Stephen S. Wise Papers, #p-134 Box 65 »related to Dominican Republic«* bei der American Jewish Historical Society.

- 10 Die Südafrikanische Union schickte einen Beobachter, und Vertreter Polens und Rumäniens nahmen ebenfalls inoffiziell teil. Estorick, *The Evian Conference*, 136. Marrus, *The Unwanted*.
- 11 Wyman, *Paper Walls*, 43.
- 12 Strauss, *Jewish Emigration from Germany*, (II), 359.
- 13 Estorick, *The Evian Conference*, 136.
- 14 Wyman, *Paper Walls*, 44.
- 15 Paul R. Bartrop, *The Dominions and the Evian Conference*, 54.
- 16 Wyman, *Paper Walls*, 44.
- 17 Die Gewerkschaften umfassten die AFL und den CIO. Wyman, *Paper Walls*, 45.
- 18 Rockaway, *The Roosevelt Administration*, 114. In den USA gab es in jenem Jahr elf Millionen Arbeitslose.
- 19 Estorick, *The Evian Conference*, 137.
- 20 Sanders, *Shores of Refuge*, 440. Diese Zahlen scheinen zu stimmen. Strauss spricht von 38 400 deutschen Juden, die von 1933 bis Ende 1938 nach Palästina einreisten. Strauss, *Jewish Emigration from Germany*, (II), 346.
- 21 Zitat in: Wyman, *Paper Walls*, 49.
- 22 Estorick, *The Evian Conference*, 137.
- 23 Allerdings verkündete Australien einige Monate nach der Konferenz, es werde 5000 Flüchtlinge pro Jahr aufnehmen. Sanders, *Shores of Refuge*, 441-442.
- 24 Bartrop, *The Dominicans*, 61.
- 25 Lesser, *Welcoming the Undesirables*.
- 26 Estorick, *The Evian Conference*, 137.
- 27 Tomás Le Breton, Vertreter Argentinien in Evian, zitiert 1941, als er zwanzig Kindern, die in Argentinien von Verwandten erwartet wurden, die Einreise verwehrte. Avni, *The War and the Possibilities of Rescue*, 379-381, und Avni, *Latin America and the Jewish Refugees*.
- 28 Feingold, *Politics of Rescue*, 32.
- 29 Wyman, *Paper Walls*, 50.
- 30 R. Thalmann und E. Feinermann, *Crystal Night*, 22-23.
- 31 Friedländer, *Nazi-Germany and the Jews*, Bd. 1, 249.
- 32 Norman Bentwich (der bei der Konferenz das Londoner Council for German Jewry vertreten hatte), zitiert in: Sanders, *Shores of Refuge*, 442.
- 33 Memorandum der Britischen Botschaft in Berlin, 18. Oktober 1938, in: Mendelsohn, ed., *The Holocaust: Selected Documents*, 145-147.
- 34 Der IGC wurde im Juni 1947 aufgelöst.
- 35 Wyman, *Paper Walls*, 57.
- 36 Geismar, ed., *James N. Rosenberg Papers*, 326 (aus einer Rede von Sumner Welles, 23. Nov. 1941).
- 37 Jennings, *Last Exit from Vichy*, 297.
- 38 Caron, *Uneasy Asylum*, 144, 146-147, 221-222; Marrus, *The Unwanted*, 183-188.
- 39 Lanser, *Victims of Circumstance*; Bartrop, *From Lisbon to Jamaica*.
- 40 Jennings, *Last Exit from Vichy*, 291, 300, 314.
- 41 Feingold, *Politics of Rescue*, 94.
- 42 Feingold, *Politics of Rescue*, 109.

- 43 Korrespondenzblatt über Auswanderungs- und Siedlungswesen (Berlin), Februar 1933, 11.
- 44 Avni, *Latin America and the Jewish Refugees*, 55.
- 45 Brief von Hans Scharlach an Lord Winterton, 15. Feb. 1939, bezugnehmend auf Unterredungen mit Trujillo im Jahr 1936, und Brief von Scharlach an HICEM (Paris), 29. Nov. 1939, dem ein Brief von Trujillo beiliegt. HIAS-HICEM Papers, folder 290, YIVO. Vega behauptet, Stephen Wise habe sich im Januar 1937 mit Trujillo in Verbindung gesetzt, legt aber weder Dokument noch Zitat vor. El Fallido, 225.
- 46 Avni, *Latin America and the Jewish Refugees*, 47, 55.
- 47 Avni, *Latin America and the Jewish Refugees*, 65.
- 48 Telegramm von Johnson, Chargé im U.K. für den Außenminister, 12. Aug. 1938, in: *Foreign Relations of the United States: Diplomatic Papers, 1938, Vol. 1* (Wash. DC, 1955) 764 [Document 840.48 Refugees/655: Telegram 753].
- 49 Telegramm des Außenministers an den Chargé im U.K., 25. Aug. 1938, in: *Foreign Relations of the United States: Diplomatic Papers, 1938, Vol. 1, 773-774* [Document 840.48 Refugees/655: Telegram 476].
- 50 Telegramm des stellvertretenden Außenministers Sumner Welles an den Botschafter im U.K. (Kennedy), 26. Nov. 1938, in: *Foreign Relations of the United States: Diplomatic Papers, 1938, Vol. 1, 841*, [Document 840.48 Refugees/991a: Telegram 727].
- 51 Feingold, *Politics of Rescue*, 99. Durch seine Gesetze machte Kanada die Einreise für Juden unmöglich, außer wenn sie in direkter Linie mit kanadischen Staatsbürgern verwandt waren. Siehe Abells und Troper, *None is too Many*.
- 52 Feingold, *Politics of Rescue*, 112, 121.
- 53 Brief des stellvertretenden Außenministers Welles an den Chargé in der Dominikanischen Republik (Hinkle), in: *Foreign Relations of the United States: Diplomatic Papers, 1938, Vol. 1, 849* [Document 840.48 Refugees/1039, No. 115].
- 54 Barbara Schwartz, »El Benefactor« of the Dominican Republic and his 300 Jews, in: *World Jewry*, 2 (April 1959), 12, zitiert in: Metz, *Why Sosúa?*, 4.
- 55 Feingold, *Politics of Rescue*, 93, on United States. Siehe auch: Strauss, *Jewish Emigration from Germany, (II)*, (mit Österreich), über Palästina, 346. Die Quellen stimmen selten überein: das U.S. Holocaust Memorial Museum gibt bis Sept. 1939 an: 95 000 in die USA, 60 000 nach Palästina und etwa 75 000 nach Lateinamerika.
- 56 Bericht von Alfred Houston, Vertreter der Refugee Economic Corporation, an die REC, 6. Jan. 1939; Joseph Chamberlain Papers, folder 11, YIVO.
- 57 »Twenty-First Meeting of the President's Advisory Committee on Political Refugees«, March 6, 1939, in: Stephen S. Wise Papers, #p-134 Box 65 »related to Dominican Republic« bei der American Jewish Historical Society.
- 58 Henry Barker (Feldfrüchte), William Kramer (Forstwirtschaft) and A.E. Kocher (Ackerboden). Bowman zog wirtschaftliche Unterwerfung der direkten Inbesitznahme von Territorium vor und hatte daher Bedenken, Europäer in der westlichen Hemisphäre anzusiedeln. Smith, *American Empire*, 308. Zu Bowman: siehe unten, Kap. 4.
- 59 Bestehend aus Leuten vom Landwirtschaftsministerium, dem Amt für Forstwirtschaft

- schaft, dem Amt für Bodenschutz und der School of Tropical Medicine in San Juan – siehe: Refugee Economic Corp., *Quest for Resettlement: Summaries of Selected Economic and Geographic Reports on Settlement Possibilities for European Immigrants, 1948*, 36-37 (Berichte von Harry Barker, William Kramer und A.E. Kocher.
- 60 Brookings Institution, *Refugee Settlement*, 285.
- 61 »A Brief Summary Outline of Essential Facts contained in Report covering Field Investigations of Settlement possibilities existent on selected lands in the Dominican Republic, prepared at request of President's Advisory Committee on Political Refugees«, in *Administration: Reports on the Dominican Republic from DORSA file #42*.
- 62 Brookings Institution, *Refugee Settlement*, 231.
- 63 »Concerning Refugee Settlement in the Dominican Republic«, *Town Hall*, Feb. 15, 1940, in: *Joseph Chamberlain Papers*, folder 77, YIVO. Siehe auch: Brookings Institution, *Refugee Settlement*, 282.
- 64 Feingold, *Politics of Rescue*, 112.
- 65 *New York Times*, 14. Dez. 1939, 29. Am 9. Dez. wurde sie als Körperschaft eingetragen, wie im Memo vom 29. Juli 1991 angegeben, in: *Administration Agreement with Bruno Philipp from DORSA file #13*.
- 66 Für Trujillo, der seinen Botschafter in Washington, Andrés Pastoriza, im Juli 1939 an Arthur Lamport (Banker und Philanthrop sowie Schatzmeister des United Jewish Appeal) schreiben ließ, gingen die Amerikaner wahrscheinlich zu langsam vor. Trujillo verkündete Anfang August höchstselbst den Plan, als er die Vereinigten Staaten nach einem Besuch dort wieder verließ. Brief von Pastoriza an Lamport, 29. Juli 1939, und Brief von George Warren an Anthony de Rothschild, 4. Aug. 1939, in: *HIAS – HICEM Papers*, folder 290, YIVO.
- 67 Wiarda, *The Dominican Republic*, 40.
- 68 Charles A. Thomson, *Dictatorship in the Dominican Republic*, in: *Foreign Policy Reports (April 15, 1936)*, in *Administration: Publicity, 1936, 1939-1941 from DORSA file #40*.
- 69 Lockward, *Presencia Judía en Santo Domingo, 17-19*. »Hispaniola« ist aus »Isla Espaniola« entstanden.
- 70 Zvi Loker nimmt an, dass Juden schon vor dem 18. Jahrhundert in die Hafenstädte Puerto Plata und Monte Cristi gekommen sind, doch fehlen noch die Belege dafür. Loker, *Jews in the Caribbean*, 26, Anm. 19. Der älteste jüdische Grabstein datiert aus 1826, Jacob Pardo, geboren in Amsterdam. Lockward, *Presencia Judía*, 28-29.
- 71 Export in: Lockward, *Presencia Judía*, 33, und Zölle in: *Betances, Social Classes*, 30.
- 72 Laikin Elkin, *Jews of the Latin American Republics*, 19. Lockward gibt an, dass ein Teil der Finanzierung von den Rothschilds kam. Lockward, *Presencia Judía*, 30-33.
- 73 Matibag, *Haitian-Dominican Counterpoint*, 109.
- 74 Harry Hoetink, *El Pueblo Dominicano, 1850-1900 (Santiago, 1971)*, 49-50, zitiert in Laikin Elkin, *Jews of the Latin American Republics*, 19.
- 75 Kisch, *Proud Sephardim*, 55-56.

- 76 Martínez-Fernández, *The Sword and the Crucifix*, 75.
- 77 Moya Pons, *The Dominican Republic, 185-186*.
- 78 Luperón führte sowohl den Aufstand gegen die spanische Besatzung im Restaurationskrieg an, als auch die Proteste gegen US-amerikanische Bestrebungen, Teile der Dominikanischen Republik käuflich zu erwerben (1868-1871). Pinkett, *Efforts to Annex Santo Domingo*, 24-29; Torres-Saillant und Hernández, *The Dominican Americans*, 20-22, 105, 152. Er war von Okt. 1879 bis Sept. 1880 Präsident. Moya Pons, *Manual*, 682.
- 79 Zur finanziellen Lage siehe: Marchena Dujarric, *Presencia Hebrea*, 99.
- 80 Lockward nennt im Zusammenhang mit der Übergangsregierung die Namen Curiel, León, Aybar, Ricardo, Jiménez und De Castro. Lockward, *Presencia Judía*, 34.
- 81 Dank an Leonardo Cohen, Dominikanischer Botschafter in Israel, für die Geschichte seines Urgroßvaters. Telefongespräch, 20. Juli 2007.
- 82 Lockward, *Presencia Judía*, 21.
- 83 Kisch, *Proud Sephardim*, 56, 58.
- 84 Betances, *Social Classes*, 30.
- 85 Von Feb. 1882 an hielt er sich etwa ein Jahr in Europa auf. Moya Pons, *Manual*, 682. Hugo and Gambetta in Vega, *El Fallido*, 215. Dieser Essay berichtet ausführlich über das dominikanische Angebot.
- 86 Wischnitzer, *Historical Background*, 50.
- 87 Sumner Welles, ungeachtet seiner amerikanischen Vorurteile, nannte Luperón »Soldat der Demokratie«. In: Naboth's Vineyard, 434.
- 88 Wischnitzer, *Historical Background*, 49.
- 89 Betances, *Social Classes*, 25.
- 90 Brief Luperóns an die Alliance Universelle Israélite in Frankreich, in: Wischnitzer, *Historical Background*.
- 91 Wischnitzer, *Historical Background*, 51.
- 92 Wischnitzer, *Historical Background*, 52-54.
- 93 Wischnitzer, *Historical Background*, 56.
- 94 Wischnitzer, *Historical Background*, 54.
- 95 Hostos, *Obras completas* (San Juan, 1969), Vol. 10, 370, zitiert in: Torres-Saillant, *The Tribulations of Blackness*, 138.
- 96 Wischnitzer, *Historical Background*, 56 (Berlin und Hamburg in: Moya Pons, *Manual* (Reisebericht für Mai 1882).
- 97 Vega, *El Fallido*, 223-225. Vega nimmt an, dass der Niedergang des Projekts noch vor Netters Tod begann, als New Yorker Juden intervenierten, um ihn davon abzubringen; allerdings liefert Vega keinen Beleg dafür.
- 98 Laikin Elkin, *Jews of the Latin American Republics*, 50.
- 99 Eugenio Matibag betont das Verbindende zwischen den beiden Republiken, ohne das Belastende zu bestreiten. *Haitian-Dominican Counterpoint*, 1-3.
- 100 Torres-Saillant, *Blackness and Meaning*, 184.
- 101 Matibag, *Haitian-Dominican Counterpoint*, 109.
- 102 Turits, *Foundations*, 173.
- 103 Wucker beschreibt in Kapitel 4 von *Why the Cocks Fight* die extreme Armut, in der die haitianischen Feldarbeiter noch in den 1990er Jahren lebten.

- 104 Roorda, Dictator Next Door, 130.
- 105 Turits, Foundations, 151, und Sagás, Race, 41. Er spricht von 1,5 Millionen, aber die Brookings Institution geht von 1,65 Millionen aus. Brookings Institution, Refugee Settlement, 236.
- 106 Metz, Why Sosúa?, 10. Vgl. auch: Turits, Foundations, 151.
- 107 Sagás, Race, 42.
- 108 Zu 12 000, siehe: Roorda, Dictator next Door, Kap. 5; und zu 15 000 siehe: Turits, Foundations, 161, 316, Anm. 90. Manche Wissenschaftler und Websites gehen von 20 000 aus, wie der hier verwendete Artikel von Metz.
- 109 Turits, Foundations, 165.
- 110 Turits, Foundations, Kap. 5, sowie ders., »A World Destroyed.«
- 111 Turits, Foundations, 174.
- 112 Turits, Foundations, 197.
- 113 Metz, Why Sosúa?, 11, mit einem Zitat aus: German E. Ornes, Trujillo: Little Caesar of the Caribbean (New York, 1958), 94. Trujillo bediente sich auch einiger Lobbyisten in Washington sowie internationaler Journalisten, um sein Regime in ein positives Licht zu rücken. Siehe: Roorda, Dictator Next Door, 141, 178-180.
- 114 Sagás, Race, 19, 68.
- 115 Turits, Foundations, 197-198.
- 116 La Información (Santiago), #88251 (June 19, 1940), 8. Diese Einladung kam ungefähr einen Monat nach der Niederlage Frankreichs.
- 117 »Die Vorteile der Einwanderung für unser Land«, La Información (Santiago), #8150 (13. Feb. 1940), Leitartikel, 4.
- 118 Zitiert von Syrkin, The State of the Jews, 56.
- 119 Zum Beispiel konnte man durch die »ständige Behauptung, Madagaskar sei »extrem unterbevölkert«, eher annehmen, dass es zur Flüchtlingszuflucht werden könnte. Jennings, Last Exit from Vichy, 318.
- 120 Brookings Institution, Refugee Settlement, 47-48. In dem Bericht wurde hinzugefügt, dass nicht die gesamte Landfläche zur Verfügung stand.
- 121 Plan vom 27. Dez. 1938, Joseph Chamberlain Papers, folder 77, YIVO.
- 122 Bericht von Alfred Houston, Vertreter der Refugee Economic Corporation, an die REC, 6. Jan. 1939; Joseph Chamberlain Papers, folder 11, YIVO.
- 123 Brief des Honorarkonsuls Jack Danciger an »Arturo« Lamport, 27. Dez. 1939, und Rundschreiben Nr. 34 an die Konsulin in den USA, 19. Dez. 1939, beides in: Arthur Lamport Collection, RG687, Miscellaneous Corr., YIVO.
- 124 Memo von Mrs. Reyher an Mr. Rosenberg, 12. Mai 1943, bezüglich Hourwich's Brief vom 19. April, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 125 Brief von James Rosenberg an Honorable M. de J. Troncoso de La Concha, Senate of the Dominican Republic, Office of the President, May 11, 1943 in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 126 Laut Howard Wiarda unterschieden die Dominikaner zwar zwischen »negros, blancos, mulatos, indios, morenos oder prietos«, doch fußten Vorurteile »nicht, wie in anderen Ländern, auf intensivem Rassenhass und Abgegrenztheit«. Physische Merkmale seien ein Phänomen unter anderen gewesen, wie z. B. Bildung und Wohlstand, fügte er hinzu. Wiarda, The Dominican Republic, 74-76. Seine

- Argumentation, die der von Welles vierzig Jahre zuvor ähnelt, befasst sich nicht mit den Unterschieden im Rassismus der Eliten und der relativen Toleranz der Bevölkerung. Vgl.: Torres-Saillant, *Tribulations of Blackness*.
- 127 In diesen Nationen wurde »Weißsein« mit »Zivilisiertheit« verbunden. Doch nach dem Erstem Weltkrieg veränderten sich in Brasilien und Argentinien die Einstellungen in Richtung Nativismus (in A. mit einem Anflug von Antisemitismus). Laikin Elkin, *Jews of the Latin American Republics*, 80-81. In Mexico überschritten sich Klasse und Rasse. Buchenau, *Blond and Blue-Eyed in Mexico City*, 89-90, 92.
- 128 Metz, *Why Sosúa?* 6, mit einem Zitat aus Bruno Lasker, »Elsewhere: An Atlas of Hope«, *Survey Graphic*, 29 (Nov. 1949), 590. Einen ausgezeichneten Überblick über Dominikanische Einstellungen zu »Weiß« und »Schwarz« bietet: Torres-Saillant, *The Tribulations of Blackness*, 126-146, sowie sein Überblicksartikel *Blackness and Meaning*.
- 129 Freda Kirchwey, *Caribbean Refuge*, 468.
- 130 Burleigh und Wippermann, *The Racial State*, 50.
- 131 Das war im Sept. 1942. Spitzer, *Hotel Bolivia*, 168. Siehe auch: Avni, *Latin America and the Jewish Refugees*, 54, und Avni, *The War and the Possibilities of Rescue*, 378-379.
- 132 Lesser, *Welcoming the Undesirables*, 4-6.
- 133 Feingold, *The Politics of Rescue*, 121.
- 134 Die Dominikanische Regierung hatte die Zolleinkünfte zunächst an eine britische (1869) und eine holländische (1888) Firma verpfändet. Im Jahr 1907 vereinbarten Theodore Roosevelt und die dominikanische Regierung in einem Vertrag, dass die USA die Zolleintreibung übernehmen sollten, um die ausländischen Gläubiger der Dominikaner, inzwischen Amerikaner, zu bezahlen. Brookings Institution, *Refugee Settlement*, 74. Bzgl. amerikanischer Gläubiger siehe: Betances, *Social Classes*, 33.
- 135 Betances und Spalding, *Introduction*, in: *Latin American Perspectives*, 7.
- 136 Brookings Institution, *Refugee Settlement*, 237.
- 137 Diese Entwicklung ist in zahlreichen Büchern erörtert worden. Siehe z. B.: Atkins und Wilson, *The Dominican Republic and the United States*.
- 138 Hexter, *Life Size*, 125.
- 139 Henry Feingold, *The Politics of Rescue*, 154. Die USA reagierten anscheinend auf die Intervention Eleanor Roosevelts. Blanche Wiesen Cook, *Eleanor Roosevelt, 1933-1938*, Vol. 2 (New York, 1999), 556-562.
- 140 Spiegel-Interview mit Luis Hess an seinem 98. Geburtstag, in: Spiegel Online, Panorama, 26. Dez. 2006. <http://www.spiegel.de/panorama/zeitgeschichte/0,1518,456564,00.html> (Zugriff: 28.10.2009).
- 141 Interview mit Luis Hess, 4. Juli 2006, Sosúa.

2 Die DORSA und der Vertrag mit der Regierung Trujillo

- 1 Aus Rosenbergs an die dominikanische Bevölkerung und Trujillo gerichtetem Dankesbrief vom 7. Feb. 1940, nachgedruckt in der dominikanischen Presse, der Rückseite seines Tagebuchs angeheftet. Diary, 242 (nachfolgend nur Diary).
- 2 Kagedan, Soviet Zion, 51.
- 3 Der JAS wurde vom Baron de Hirsch Fund gefördert.
- 4 Laikin Elkin, Jews of the Latin American Republics, 128-133.
- 5 Jonathan Dekel-Chen nimmt an, dass der Agro-Joint ungefähr 200 000 Menschen geholfen hat, wenn man die Farmen, die gewerblichen Schulungszentren und die Unterstützung für neben Shtetln liegende Landstücke hinzunimmt. Farming the Red Land, 206.
- 6 Geismar, James N. Rosenberg Papers, 314.
- 7 Geismar, James N. Rosenberg Papers, 314.
- 8 Dieser Überblick über Rosenbergs Leben orientiert sich an seiner Autobiographie »On the Steppes« und an Kagedan, Soviet Zion, Kap. 5, Zitat auf S. 55.
- 9 Dekel-Chen, Farming the Red Land, 27.
- 10 Dekel-Chen, Farming the Red Land, 192.
- 11 Dekel-Chen, Farming the Red Land, 66.
- 12 Dekel-Chen, Farming the Red Land, 49, 65, 108-109, 161, 192.
- 13 Kagedan, Soviet Zion, Kap. 5.
- 14 President's Advisory Committee on Political Refugees, Memo, Dec. 19, 1939, in: Stephen S. Wise Papers, #p-134 Box 65 »related to Dominican Republic« bei der American Jewish Historical Society.
- 15 Diary, 65.
- 16 Diary, 1.
- 17 (Mamaroneck NY, [1928], 1966), 2 Bde, 909. 1924 war Welles Envoy Extraordinary und Minister Plenipotentiary (mit allen Vollmachten) in der Dominikanischen Republik.
- 18 »Naboth's Vineyard« zusammengefasst in »A Brief History of Santo Domingo by Michael Bodkin for J.N.Rosenberg, Jan. 5, 1940«, in: Reports on the Dominican Republic from DORSA file #42. In einer brillanten Studie über dominikanisches »Schwarzsein« argumentiert Silvio Torres-Saillant, dass der Schwarzenhass der Dominikaner überbewertet worden ist, indem man die Ansichten der regierenden Elite der Bevölkerung generell unterstellte. Er meint, es gebe zwei Geschichten: eine der Negrophobie und eine, in der »Santo Domingo das Modell für Freiheitskampf und Rassengleichheit in den beiden Amerikas bildet«. Blackness and Meaning, 181-182, und Tribulations of Blackness, 129.
- 19 Diary, 7.
- 20 Diary, 9.
- 21 Diary, 11.
- 22 Diary, 113.
- 23 Er behauptete, \$50 000 Dollar an die United Fruit Company und 6000 Dollar an Vermittlungsgebühr bezahlt zu haben.
- 24 Diary, 18-23.
- 25 Diary, 67-68.

- 26 Bericht der Malaria-Experten, 26. April 1942, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43.
- 27 Heute umfasst Sosúa immer noch sowohl El Batey als auch Los Charamicos, das eine ein Touristenort, das andere ein verarmtes Wohnviertel. Ein Buch über das aus dieser Mischung von Tourismus und Armut entstandene Sexgewerbe in Sosúa ist: Brennan, What's Love Got to do with It?
- 28 Weiner, Jewish Migrant, 33.
- 29 Diary, 30.
- 30 Symanski und Burley, The Jewish Colony, 371.
- 31 Es handelt sich um Julio Ortega Frier, auch wenn Rosenberg den Nachnamen nicht nennt.
- 32 Diary, 31, 34.
- 33 Diary, 34.
- 34 Diary, 34.
- 35 Brookings Institution, Refugee Settlement, 8, 44.
- 36 Brookings Institution, Refugee Settlement, 333.
- 37 Die jährliche Durchschnittstemperatur in Sosúa beträgt ungefähr 25 Grad Celsius. Mark Wischnitzer, The Sosua Settlement, in: ORT Economic Bulletin, Vol. II, No. 3 (May-June, 1941), 2. In Israel regnet es ungefähr 56 cm, in der Dominikanischen Republik etwa 1,40 m pro Jahr. Im August sind die Temperaturen an beiden Orten etwa gleich hoch, um die 31 Grad Celsius.
- 38 Brief von Atherton Lee an James Rosenberg, 10. Juli 1940, in: Joseph Chamberlain Papers, folder 83, YIVO.
- 39 Diary, 65 and 155.
- 40 Diary, 56.
- 41 Diary, 67.
- 42 Diary, 39-40.
- 43 Diary, 73.
- 44 Brief von Pell an Pastoriza mit Anlage für Trujillo [um den Jan. 1940 herum], in: USHMM microfilm, »Documentos de Inmigración Hebrea: Carta recuda, 1940«, #1999.A.0251, reel 1.
- 45 Diary, 74-75.
- 46 Diary, 73.
- 47 Diary, 81.
- 48 Diary, 55-56.
- 49 Diary, 67-68.
- 50 Diary, 92.
- 51 Diary, 93.
- 52 Diary, 196.
- 53 Diary, 23.
- 54 »Eine amerikanische Kommission aus Washington wird in Kürze bei uns eintreffen« (übers.), La Información, #8118 (12. Januar 1940), Titelseite.
- 55 Diary, 87.
- 56 Diary, 156-157.
- 57 Brookings Institution, Refugee Settlement, 283.
- 58 Diary, 234-235.

- 59 Diary, 169.
- 61 Diary, 212-213.
- 62 Brookings Institution, Refugee Settlement, 210, 212, 214.
- 63 Diary, 13. Gemeint ist Bonetti Burgos, der Außenminister im Präsidialamt war.
- 64 Diary, 23.
- 65 Zur Propaganda siehe: Torres-Saillant und Hernández, *Dominican Americans*, 143. Zum Timing der Propaganda siehe Turits, *Foundations*, 172.
- 66 »Die Vorteile der Einwanderung für unser Land« (übers.), *La Información*, #8150 (Feb. 13, 1940), 4.
- 67 Siehe: Torres-Saillant, *Tribulations of Blackness*.
- 68 Des Weiteren setzte die Elite darauf, sich in eine weiße, spanisch-katholische Welt integrieren zu können, die der haitianischen »Voodoo«-Religion ablehnend gegenüberstand. Sagás, *Race*, 51.
- 69 Die Einwohner Sosúas waren jedenfalls überzeugt, dass »Weißsein« zumindest teilweise Motiv der dominikanischen Regierung war. Judith Kibel sagte im Sosúa-Film von 1981 über Trujillo, er habe »versucht, das weiße spanische Erbe zu erhalten. Hoffte auf Mischehen der Juden. Auf Aufhellung der rassischen Zusammensetzung des Landes.« In Miriam Sondheimer Gerbers *Erinnerungen* (2007) heißt es: »Wegen Mr. Trujillo's Rassenpolitik und seiner Absicht, die Bevölkerung aufzuhellen, war das Zahlenverhältnis von unverheirateten Frauen zu Männern in Sosúa 1:10. Das war Ursache vieler Probleme unter den Sosúanern. [...] Außerdem führte es zu ziemlich vielen Mischehen, Mr. T.'s eigentlichem Ziel.« In meinem Gespräch (März 2007) mit ihm sagte Ernest Weinberg, Trujillo wollte Weiße. Weinberg vermutete, es habe »eine unausgesprochene Vereinbarung, die Anzahl der Frauen zu begrenzen« gegeben, damit Mischehen geschlossen würden. Paul Cohnen äußerte sich entsprechend in einem Interview (Mai 2006): »Trujillo [...] wollte die Rasse weißer machen.«
- 70 Diary, 33.
- 71 Diary, 73.
- 72 Kirchwey, *Caribbean Refuge*, 466-468.
- 73 Torres-Saillant, *Tribulations of Blackness*, 127.
- 74 Kirchwey, *Caribbean Refuge*, 468.
- 75 Roorda, *Dictator Next Door*, 134, 138; siehe auch Allen Wells, *Tropical Zion*, 78.
- 76 Kirchwey, *Caribbean Refuge*, 468.
- 77 Wyman, *Abandonment*, 9.
- 78 Rockaway, *The Roosevelt Administration*, 115.
- 79 Diary, 213.
- 80 Zum »Philosemitismus« siehe: F. Stern, *Im Anfang war Auschwitz. Antisemitismus und Philosemitismus im deutschen Nachkrieg*.
- 81 Diary, 213-214.
- 82 Ucko, *La Fusión de los Sefardíes con los Dominicanos (Ciudad Trujillo, 1944)*, 27, zitiert in: Lockward, *Presencia Judía*, 40.
- 83 Diary, 179.
- 84 Diary, 77.
- 85 Bericht von Alfred Houston, Vertreter der Refugee Economic Corporation, an die REC, 6. Jan. 1939; Joseph Chamberlain Papers, folder 11, YIVO.

- 86 Brief von W. A. Frey an HIAS-ICA (Paris), 24. Juli 1939, in: HIAS-HICEM Papers, folder 290, YIVO.
- 87 Anuario Estadístico, 1939, Vol. 2, 687, zitiert in: Brookings Institution, Refugee Settlement, 87.
- 88 Diary, 78-79.
- 89 Diary, 79.
- 90 Diary, 129.
- 91 Diary, 120.
- 92 Diary, 125.
- 93 Diary, 127.
- 94 Diary, 127-128.
- 95 Interview mit Louis Hess, 25. Mai 2006.
- 96 Diary, 83.
- 97 Dort verstorbene Juden wurden auf einem christlichen Friedhof bestattet, bis man Anfang der 1940er Jahre einen eigenen anlegte. Brief von A. Pomeranz an Federated Jewish Charities, Milwaukee, 1. Okt. 1940, Kaplan, 28. Mai 2006 (Relig Cemetery). Siehe auch: Brief H. Buchmanns an David Schweitzer, 7. Juli 1941, Kaplan, 28. Mai 2006 (Rabbi 7.7.41).
- 98 Immigrations-Memo von Mrs. Reyher an Dr. Hexter, 18. Juni 1943, 2, in: Immigration 1942-1944 from DORSA file #50A.
- 99 Im Jan. 1941 – ein Jahr später – scheinen es 300 Familien gewesen zu sein, die meisten »mittellos« in Ciudad Trujillo. Brief von Joseph Rosen an Alexander Landesco, 17. Jan. 1941, in: Loan Kassas, Lampport Fund, Gemilas Chesed from DORSA file #54.
- 100 Diary, 99.
- 101 Diary, 100. Rosenberg scheint den Houston-Bericht des Vorjahres nicht gekannt zu haben, in dem es hieß, dass kurz nach Evian 150 bis 160 jüdische Familien ins Land gekommen und als »Handelsbeauftragte« in Ciudad Trujillo geblieben waren, die aber »aufgrund ihrer unfairen Wettbewerbsmethoden starken öffentlichen Unmut erregten«. Es wurden keine weiteren Erklärungen abgegeben. Bericht von Alfred Houston, Vertreter der Refugee Economic Corporation, an die REC, 6. Jan. 1939; Joseph Chamberlain Papers, folder 11, YIVO.
- 102 Brief von A. Staimanano an HIAS-JCA Emigration Association (Paris), 18. Sept. 1939, in: HIAS-HICEM Papers, folder 290, YIVO.
- 103 Diary, 103. Die Summe von 35 Dollar in Brief von Walter Bauchwitz, Pres. of Lampport Special Fund Committee, an Herrn Arthur M. Lampport, New York, 11. Sept. 1940, from DORSA file #54. Die Geschäftsbetriebe finden sich in List of Lampport Loans, June 22, 1942 in: Loan Kassas, Lampport Fund, Gemilas Chesed from DORSA file #54.
- 104 Diary, 103.
- 105 Diary, 101.
- 106 Diary, 88.
- 107 »A Brief Summary Outline of Essential Facts contained in Report covering Field Investigations of Settlement possibilities existent on Selected lands in the Dominican Republic, prepared at the request of the President's Advisory Committee on Political Refugees«, in: Administration: Reports on the Dominican Republic

- from DORSA folder #42. Trujillo gehörten auch zwölf der 16 Zuckerrohrmühlen des Landes. Wiarda, *The Dominican Republic*, 133.
- 108 Brookings Institution, *Refugee Settlement*, 169, 174-175.
- 109 Brookings Institution, *Refugee Settlement*, 201. Aufgrund des Sugar Act von 1937 nahmen die USA nur etwa 10 bis 15 Prozent des dominikanischen Zuckerexports ab.
- 110 Diary, 199.
- 111 Diary, 189.
- 112 Diary, 234.
- 113 Diary, 238.
- 114 Diary, 237.
- 115 Diary, 237. Die Situation verschlechterte sich später noch, nachzulesen in der *New York Times*, 8. März 1953, in: *Administration: Publicity 1943-1967* from DORSA file #41. Siehe auch: Turits, *Foundations*, 242.
- 116 Metz, *Why Sosúa?*, 15.
- 117 Thomson, *Dictatorship in the Dominican Republic*, in: *Administration: Publicity, 1936, 1939-1941* from DORSA file #40.
- 118 Kisch, *Rafael Trujillo*, 368.
- 119 Roorda, *Dictator Next Door*, 110-114.
- 120 Diary, 208.
- 121 Diary, 209.
- 122 Diary, 127-128.
- 123 Die Brookings Institution bezweifelte in ihrer Erhebung ein Jahr später diese Zahlen mit der Begründung, dass die Dominikanische Republik unter den »gegebenen Umständen« nur »5000 Personen« aufnehmen könne. Brookings Institution, *Refugee Settlement*, 326. DORSA und Atherton Lee (Agricultural Advisor to the U.S. Board of Economic Warfare und Mitglied des Gutachterteams von Brookings) widersprachen dem vehement. »Settlement in the Dominican Republic« in: *Studies of Migration and Settlement: Memorandum*, Sept. 10, 1943, ausgeliehen an die Mitarbeiter des »M«-Projekts an der Johns Hopkins University. Ms. 58, Milton S. Eisenhower Library, The Johns Hopkins University. [Hervorhebungen M.K.]
- 124 Diary, 143.
- 125 Rosenberg-Brief an den Chefredakteur der *New York Times*, Feb. 23, 1950, in: *Administration: Publicity 1943-1967* from DORSA file #41.
- 126 Diary, 182.
- 127 Brief Trujillos an Rosenberg, 13. März 1940, in: *Administration, Publicity, 1936; 1939-1941* from DORSA file #40.
- 128 Der Film wurde im Feb. 1941 herausgebracht. *Administration, Publicity, 1936; 1939-1941* from DORSA file #40.
- 129 Kirchwey, Herausgeber von *The Nation*, schrieb nur wenige Monate später tatsächlich einen Artikel: *Caribbean Refugees*.
- 130 *A Haven for Refugees*, *New York Times*, 1. Feb. 1940, 17.
- 131 Diary, 134-135.
- 132 Diary, 137.
- 133 Diary, 137-138.

- 134 Diary, 233.
 135 Aus Rosenbergs an die dominikanische Bevölkerung und Trujillo gerichtetem Dankesbrief vom 7. Feb. 1940, nachgedruckt in der dominikanischen Presse, der Tagebuch-Rückseite angeheftet. Diary, 242.

3 Ankunft in Sosúa 1940-1941

- 1 Brief von Herbert Lehman an James Rosenberg, 18. Nov. 1941, in einer von der DORSA herausgegebenen Broschüre, Sept. 1941, in: Miscellaneous Pictures and Papers from DORSA Box 7.
- 2 Trone sprach fließend Deutsch. Er war bei General Electric ausgeschieden, wo er Personalchef gewesen war.
- 3 Das American Jewish Yearbook, Vol. 41 (1939-1940), 588, und Vol. 42 (1940-1941), 601, nennt die Zahl von 55 Juden für diese beiden aufeinanderfolgenden Jahre. Damit muss die ortsansässige jüdische Bevölkerung gemeint sein, weil Rosenberg im Jan. 1940 300 Flüchtlinge zählte.
- 4 Protokoll vom 16. März 1940, 11, in: Administration Minute Books, May 1940 – March 1941 from DORSA file #35A.
- 5 Dank an Denny Herzberg für die Details. E-Mail vom 23. Juli 2007.
- 6 Protokoll vom Juni 1940, 9, in: Administration Minute Books, May 1940 – March 1941 from DORSA file #35A.
- 7 Sitzung der DORSA-Leitenden vom 18. Juli 1940, in: Administration Minute Books, May 1940 – March 1941 from DORSA file #35A.
- 8 Brief George Warrens an Joseph Chamberlain, 23. Jan. 1940, in: Joseph Chamberlain Papers, folder 69, YIVO.
- 9 Brief George Warrens an Joseph Chamberlain, 1. März 1940, in: Joseph Chamberlain Papers, folder 69, YIVO. Ende 1942 waren 53 unter 15, 55 waren zwischen 15 und 20, 287 waren zwischen 21 und 40 und 61 waren über 40 (einschließlich 15 über 61). I.J. Kligler und Helen Kligler, Report on the Health Survey in Sosua, Dec. 1942, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43.
- 10 Wagner, memoir.
- 11 Diese Schilderung stammt von einem anderen Insassen in Diepoldsau, Felix Bauer, USHMM Oral history interview with Felix Bauer, RG-50.166*0002.
- 12 Im Jahr 1940. USHMM Oral history interview with Felix Bauer, RG-50.166*0002.
- 13 Hofeller, Refugee, 22.
- 14 Hofeller, Refugee, 29.
- 15 USHMM Oral history interview with Felix Bauer, RG-50.166*0002.
- 16 Bauer, memoir, 30.
- 17 Bauer, memoir, 31.
- 18 Wagner, memoir, 11.
- 19 Wagner, memoir, 12.
- 20 Teller schrieb seinen Bericht 1944. Bericht, 7-8. In: Administration: General Settlers' Council from DORSA file #11A.
- 21 Teller, Bericht, 2.

- 22 Teller, Bericht, 2.
- 23 Teller, Bericht, 3.
- 24 Felix Koch-Interview 1983 mit Samuel und Tamar Grand. Herzl Institute Bulletin (New York), Vol. 21, Nr. 7 (25. Dez. 1983). Er wog nur noch vierzig Kilo, als er ein dominikanisches Visum bekam und Gurs verlassen konnte. Kaplan, 23. Mai 2006.
- 25 Miriam Gerber (Sondheimer) in: Monika Richarz, Jüdisches Leben in Deutschland, 392-393.
- 26 Sondheimer diary, 55, Sosúa Archives.
- 27 Sondheimer diary, Kaplan, »Sosua\SondheimerMiriam« file: IMG_0089. Siehe auch: Kaplan, Jacob Sondheimer letters.
- 28 Sondheimer diary, 69. Ernst Hofeller berichtete, dass beim Anblick von Ellis Island »aus unserer Gruppe ein Schrei ertönte: ›Ein Gefängnis!‹«, Hofeller, Refugee, 30.
- 29 E-Mail von Miriam (Sondheimer) Gerber an Marion Kaplan, 14. Juni 2007 (im Besitz der Autorin).
- 30 Brief von Jacob Sondheimer, 20. Juli 1941, 2, Kaplan, »Sosua/Gerber« file: IMG_0135 (letter 7_20_41 und IMB_0136 (letter 7_20_41 p.2). Siehe auch: Administration Minute Books, Sept. 1941-Oct. 1942, worin Protokolle vom 24. Sept. 1941 »zur Zeit in Sosua« 413 Siedler konstatieren. DORSA file #35B.
- 31 Brief von Michael Bodkin an Mrs. Reyher, 23. Juni 1941, in: Subject Matter: Immigration 1941, from DORSA file #50.
- 32 Bulletin: Veröffentlicht durch das Committee of Education and Recreation (16. Juli 1941), in: Kättsch, Sosua, 49.
- 33 Wagner, memoir, 12.
- 34 Wagner, memoir, 12.
- 35 USHMM Oral history interview with Felix Bauer, RG-50.166*0002.
- 36 Sondheimer diary, Kaplan, »Sosua\SondheimerMiriam« file: IMG-0092.
- 37 Sondheimer diary, Kaplan, »Sosua\SondheimerMiriam« file: IMG-0092.
- 38 Teller, Bericht, 3.
- 39 Hofeller, Timetable to Nowhere, 20.
- 40 Hofeller, Timetable to Nowhere, 20.
- 41 Pamphlet No. 3: »Concerning Refugee Settlement in the Dom Rep«, A Discussion at the Lawyers' Club, NYC, Sept.17, 1940, in: Reports Sosua 1940-1945, from DORSA file #43.
- 42 Dr. Kligler, Report on medical conditions in Sosua, 20. Jan. 1943, 17, in: Administration Minute Books, Dec. 1942-May 1943 from DORSA file #35C. Kahn war Leiter des Joint für Europa 1924-1938.
- 43 Hofeller, Timetable to Nowhere, 22.
- 44 Bauer, memoir, 35.
- 45 Report on Animal Husbandry, June '40 to Oct. '42, 5, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43. Manche Klagen setzten sich bis weit ins Jahr 1946 hinein fort, als das Committee Representing Prospective Emigrants from Sosua an Maurice Hexter schrieb, dass Zäune und Straßen zu errichten eine Arbeit sei, die »kein Europäer in den Tropen ohne bleibende Schäden für seine Kraft und Gesundheit« tun könne. Brief vom 15. April 1946, in: Emigration, 1944-1951 from DORSA file #48.

- 46 Dr. Kligler, Report on medical conditions in Sosua, Jan. 20, 1943, 1, in: Administration Minute Books, Dec. 1942-May 1943 from DORSA file #35C. Zu entsprechenden Beschwerden in Palästina vgl.: Helman, European Jews in the levant heat.
- 47 Klinger, Report of the Medical Department, (gegen Ende 1942), 6, 9, 10, 18, in Sosúa archive.
- 48 Hermine Kohn Cohnen, Interview, Mai 2006, Sosúa.
- 49 Warnung vor dem Wasserleitungsbau und Gedicht in Bulletin: Veröffentlicht durch das Committee of Education and Recreation (16. Juli 1941) in: Kättsch, Sosua, 50, 53.
- 50 Brookings Institution, Refugee Settlement, 294.
- 51 Hofeller, Timetable to Nowhere, 20.
- 52 Bauer, memoir, 34.
- 53 Klinger, Report of the Medical Department, 1-2, Sosúa archive.
- 54 Sondheimer diary, March 20, 1942, Kaplan, »Sosua\SondheimerMiriam« file: IMG-0096.
- 55 Sondheimer diary, March 20, 1942, Kaplan, »Sosua\SondheimerMiriam« file: IMG-0096.
- 56 Das elektrische Licht in Sosúa wurde am 31. Jan. 1941 fertiggestellt. »Ein Rueckblick des kulturellen Lebens Sosuas gesehen von Klaus Rodewald«, 1941, in: Kättsch, Sosua, 81.
- 57 Protokoll vom 16. März 1940, 11, in: Administration Minute Books, May 1940-March 1941, from DORSA file #35A.
- 58 Bauer konnte von den drei Dollar Verdienst im Monat Lebensmittelpakete aus Sosúa schicken. USHMM Oral history interview with Felix Bauer, RG-50.166*0002.
- 59 Perlstein, Klinger & Klinger, sowie eine Miss Dannenberg in: Kirchwey, Caribbean Refuge, 466.
- 60 Mr. Falks »Ansprache an die Siedler«, 27. Dez. 1941, in: Kättsch, Sosua, 80.
- 61 New York Times, Nachruf, 13. Jan. 1987.
- 62 Reyher schied im Juli 1943 aus, nach fast vier Jahren bei der DORSA. Ruby F. Moses, der im Vorstand gewesen war, übernahm die Stelle als Geschäftsführer bis 1951.
- 63 Kürzungen erfolgten in der zweiten Jahreshälfte 1943. Report of Executive Secretary to the Chairman and the Board, May 5, 1943, in: Administration Minute Books, May 1940-March 1941 from DORSA file #35A.
- 64 Laurel Leff stellt fest, dass die N.Y. Times zwischen Oktober 1939 und März 1941 23 Artikel über Sosúa publizierte und zusätzlich zwei Doppelseiten Fotos über die Siedlung druckte. Darüber hinaus widmete sie ihr drei von elf Leitartikeln zu Flüchtlingsfragen. Ihrer Ansicht nach verdankte sich ein Großteil dieser Aufmerksamkeit dem Sympathiemangel des Herausgebers Sulzberger gegenüber Palästina. Siehe Leff, Fight in the Family, 26-27.
- 65 Lewis, San Domingo, in: American Jewish Chronicle, (March 1, 1940), 1.
- 66 Die DORSA verwendete in ihrem frühen Werbefilm »Sosua, Haven in the Caribbean«, nie das Wort »Jude«, um in einem für antisemitisch gehaltenen Umfeld größere Unterstützung zu finden. Doch wussten die Gründer und fast alle ande-

- ren, dass die große Mehrheit Juden sein würden. [Siehe: »Sosua«, Film von Taub und Kafka beim USHMM.]
- 67 Briefe von George Warren an Joseph Chamberlain, 1. und 8. März 1940, Joseph Chamberlain Papers, YIVO. Das Committee for Catholic Refugees spendete 5000 Dollar an die DORSA. Brief George Warrens an Joseph Chamberlain, 30. März 1940, Joseph Chamberlain Papers, YIVO. Die DORSA erhielt auch Geld vom American Committee for Christian Refugees. Memo von George Warren an die Mitglieder des President's Advisory Committee, April 25, 1940, Joseph Chamberlain Papers, YIVO.
- 68 Ernst Hofellers Schätzung. 15 Prozent bedeutete ungefähr 70 Personen. Er behauptet, der Joint habe nicht-jüdischen Angehörigen nicht geholfen. Timetable to Nowhere, 38.
- 69 Mrs. Archibald Silverman verband in ihrem Artikel (»Colonization in Sosua«, Congress Weekly, Dec. 19, 1941) Zionismus mit einer Antihaltung gegen nicht Konfessionsgebundene. Sie besuchte Sosúa im Auftrag des World Jewish Congress und kritisierte in ihrem bissigen Artikel ein paar »einzelne Privatjuden« wegen »Plänen, die sie anschließend auf die gesamte jüdische Gemeinschaft übertragen« and wegen »*nicht konfessionsgebundener*« [Hervorhebung im Original] Intentionen. Kaplan, May 25, 2006. Siehe auch: Congress Weekly, Jan. 15, 1943, 8-9, noch immer feindselig gegenüber der DORSA, sowie Rosens Antwort an den Congress Weekly, March 1, 1943, in: DORSA file on Brookings; The New Palestine, April 16, 1943, 23, ebenfalls kritisch gegenüber Siedlungstätigkeit in der Dominikanischen Republik, in: DORSA file on Brookings.
- 70 Feingold, Politics of Rescue, 86-88, 110, 124-125; Raider, The Emergence of American Zionism, 213.
- 71 Feingold, Politics of Rescue, 73, 110, 123, 300.
- 72 Lewis, San Domingo, American Jewish Chronicle, (March 1, 1940), 1. Mrs. Silverman, s. oben, prophezeite, dass solche Projekte Juden von jüdischen Zentren und Kontakten abkapseln und den »Selbstmord des Volkes« verursachen würden. Kaplan, May 25, 2006.
- 73 Laqueur, A History of Zionism, 528-533.
- 74 Siehe: Stephen S. Wise Papers, #p-134 Box 65 »related to Dominican Republic« from American Jewish Historical Society.
- 75 Lewis, San Domingo, 1.
- 76 Morgan Zhurnal, 27. Dez. 1940, zitiert in: Kaufman, Ambiguous Partnership, 66. Siehe auch: J. Schechtmann, Failure of the Dominican Scheme, in: Congress Weekly, Jan. 15, 1943, 9, worin der Autor Häme ausschüttet über den Bericht der Brookings Institution, in dem nahegelegt wird, dass nur 3000 bis 5000 Flüchtlinge in der Dominikanischen Republik angesiedelt werden könnten.
- 77 »Distaste« aus Bauer, My Brother's Keeper, 21. »Pawn« in: Rosenberg, Israel's Spell, (geschrieben 1950, nach seiner ersten Reise dorthin), in: Rosenberg, Unfinished Business. Während seines Besuchs änderte er seine Meinung über Israel, und kam zu dem Schluss, es sei »eine Zuflucht für die Unterdrückten – nach der ich fast mein ganzes Leben gesucht hatte«. Rosenberg, Unfinished Business, 38, 340.
- 78 Memo von Rosen an JNR, Nov. 5, 1941, in: Administration Minute Books, May 1940-March 1941 from Dorsa file #35A. Rosen schien sich 1943 für einen jü-

- dischen Staat zu erwärmen, als ihm bewusst wurde: »Wenn wir irgendein eigenes Land hätten, wären wir nicht auf das ›Wohlwollen‹ der Trujillos, der Andersons und der Warrens angewiesen«. Brief Rosens an Rosenberg, April 10, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 79 Maurice Hexter hatte neun Jahre lang Siedlungsarbeit in Palästina geleitet, bevor er im Mai 1943 Präsident des Agro-Joint und Mitglied des DORSA-Vorstandes wurde. Brief von Rosenberg an den Honorable M.de.J.Troncoso de La Concha, Senate of the Dominican Republic, Office of the President, May 11, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 80 Bauer, My Brother's Keeper, 135; Urofsky, American Zionism, 420.
- 81 Raider, The Emergence of American Zionism, 211-213.
- 82 Bauer, My Brother's Keeper, 303.
- 83 Protokoll über die Siedlerversammlung am 5.7.'44, 4-5, in: Administration: General Settlers' Council from DORSA file #11a.
- 84 Pamphlet No. 3: »Concerning Refugee Settlement in the Dom Rep«, A Discussion at the Lawyers' Club, NYC, Sept.17, 1940, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43.
- 85 Kaplan, May 27, 2006, »Settlers' Expectations.10.40«; Perlstein-Brief an die DORSA, NY, 10/5/40.
- 86 Interview mit Luis Hess, Spiegel Online, Panorama, Dec. 26, 2006. <http://www.spiegel.de/panorama/zeitgeschichte/0,1518,456564,00.html> (Zugriff: 28.10.2009). Hilfsarbeiterlöhne aus Brookings Institution, Refugee Settlement, 146.
- 87 Joseph A. Rosen, Survey Graphic (Sept.'41), 2, in: Misc. pictures and papers from DORSA box 7.
- 88 New York Times, May 9, 1940.
- 89 Pamphlet No. 3: »Concerning Refugee Settlement in the Dominican Republic«, A Discussion at the Lawyers' Club, NYC, Sept.17, '40, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43.
- 90 Brookings Institution, Refugee Settlement, 342.
- 91 Klinger, Report of the Medical Department, 11, Sosúa archive.
- 92 Bauer, memoir, 34.
- 93 Bauer, memoir, 34.
- 94 Klamka, Sosúa, 35.
- 95 Klamka, Sosúa, 34.
- 96 Brookings Institution, Refugee Settlement, 292.
- 97 Teller, Bericht, 7.
- 98 Brookings Institution, Refugee Settlement, 294.
- 99 Bauer, USHMM Oral history interview with Felix Bauer, RG-50.166*0002.
- 100 Rosen: Refugee Settlement in the Dominican Republic. DORSA (Sept. 1940), 7, und Paul van Zeeland, Leiter der Coordinating Foundation of Refugees from Germany: Agro-Joint Meeting, April 8, 1940, DORSA files. Beide zitiert in: Kisch, Golden Cage.
- 101 Bauer, memoir, 32. In den Begriff »indio«, mit dem jemand bezeichnet wurde, der weder weiß noch schwarz war, konnte man »die rassische Zwischenposition des dominikanischen Mulatten fassen« und Bezugnahme auf die afrikanische Abstammung vermeiden. Der Begriff wurde offiziell im öffentlichen Diskurs

- sowie in dominikanischen Ausweisen drei Jahrzehnte lang unter Trujillo und danach verwendet. Siehe: Torres-Saillant, *Tribulations of Blackness*, 139.
- 102 Jacob Sondheimers Brief vom 20. Juli 1941, Kaplan, Sosua/Gerber file IMG_0135 (letter 7_20_41) und IMG_0136 (letter 7_20_41 p.2), vom Hotel Europa in Puerto Plata abgeschickt.
- 103 Sondheimer Report, Kaplan, May 23, 2006, IMG_0145.and IMG_0146.
- 104 Klamka, Sosúa, 34.
- 105 Diese Kurse waren für Feb. 1942 geplant. Agricultural instruction + Spanish mimeo'42.8, Kaplan, May 22, 2006. Siehe auch: Kättsch, Sosua, 192.
- 106 Kaplan, May 25, 2006, Koch Newsletter 6 und Koch Newsletter 8.
- 107 Interview mit Ernest Weinberg, 26. März 2006.
- 108 Bericht von Frederick Perlstein beim Board of Directors' Meeting of the DORSA, Nov. 26, '40, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43.
- 109 Diese Blätter wurden vom Okt. 1941-Nov. 1942 gedruckt. Kaplan, May 28, 2006, AGLessons '41, AGLessons '41.2, AGLessons '42.
- 110 Book covers, Kaplan, May 28, 2006.
- 111 Bauer, memoir, 34.
- 112 Hofeller, Timetable to Nowhere, 22.
- 113 Bauer, memoir, 34.
- 114 Kättsch, Sosua, 217.
- 115 »Dining Room in Dormitories«, photo #226, in Photo Collection, DORSA.
- 116 Bericht von Frederick Perlstein beim Board of Directors' Meeting of the DORSA, Nov. 26, '40, in Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43.
- 117 I.J.Kligler und Helen Kligler, Report on the Health Survey in Sosua, Dec. 1942, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43. Im gleichen Zeitraum gab es auch drei Scheidungen.
- 118 Scott, Gender, 44-50.
- 119 Bauer, memoir, 39, und Weinberg-Interview. Ernest Weinberg verrichtete diese Arbeiten als 14jähriger.
- 120 Burg, 5, Kaplan, May 24, 2006, BurgMEM5.
- 121 Burg, 5, Kaplan, May 24, 2006, BurgMEM5.
- 122 Die Maurice and Laura Falk Foundation in Pittsburgh finanzierte diese Studie. Leon Falk Jr. war Industrieller und Leitfigur der jüdischen Gemeinde in Pittsburgh. Er fungierte 1940 als erster Vorsitzender des DORSA Exec. Committee.
- 123 Brookings Institution, Refugee Settlement, 287.
- 124 Brookings Institution, Refugee Settlement, 52.
- 125 Blackwood arbeitete dort von 1941 bis 1949. Anderson kam im Sept. 1941.
- 126 Hofeller, Timetable to Nowhere, 30.
- 127 Hofeller, Timetable to Nowhere, 30. Die DORSA-Leitung hegte ihrerseits starken Argwohn gegen Anderson. Brief Joseph Rosens an Mrs. Reyher, March 22, 1943 in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 128 Report on Animal Husbandry, June '40 to Oct. '42, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43.
- 129 Kaplan, May 25, 2006, Koch Newsletter 9.
- 130 Von den 1342 Firmen, die 1937 in einer öffentlichen Zusammenstellung aufgelistet waren, produzierten zwölf Zucker. Brookings Institution, Refugee Settle-

- ment, 170. Mehrere alteingesessene Familien sowie Trujillo selbst besaßen umfangreiche Beteiligungen an der Zuckerindustrie. Trujillo wurde nach 1952 zum größten Zuckerproduzenten des Landes. Betances und Spalding, Introduction, in: Latin American Perspectives, 8.
- 131 Teller, Bericht, 10; Kätsch, Sosua, 192.
- 132 Wagner, memoir, 13.
- 133 Grete Neumann-Burg, memoir, 5, Kaplan, May 24, 2006, BurgMEM5.
- 134 Bauer, memoir, 33.
- 135 Brookings Institution, Refugee Settlement, 290-292.
- 136 Wagner, memoir, 13-14.
- 137 Bauer, memoir, 33.
- 138 Teller, Bericht, 3.
- 139 Teller, Bericht, 13-14.
- 140 Hofeller, Timetable to Nowhere, 22.
- 141 Brookings Institution, Refugee Settlement, 290-292.
- 142 Bericht von Solomon Arons Re: 2 ½ years construction work in Sosua, Oct. 15, '42, in: Reports Sosua from DORSA file #43.
- 143 Teller, Bericht, 5.
- 144 Brookings Institution, Refugee Settlement, 295.
- 145 Hofeller, Timetable to Nowhere, 20.
- 146 Miriam Gerber (Sondheimer), memoir, 2007.
- 147 Bauer, memoir, 35.
- 148 Syrkin, Rebirth in San Domingo?, 59. Interessanterweise druckte ein Anführer der afro-amerikanischen Bürgerrechtsbewegung, W.E.B. du Bois, Syrkins Artikel teilweise nach, in seiner Zeitschrift Phylon, Vol. 2, No. 3 (3rd Qtr. 1941), 297, mit Schwerpunkt auf Syrkins Erläuterungen zu Trujillos Interesse daran, die Bevölkerung aufzuhellen und der Dominikanischen Republik Kapital zu verschaffen.
- 149 Siehe: Reagin, Sweeping the German Nation.
- 150 Den Mangel an Bodenfläche nutzten spätere Kritiker zu dem Vorwurf an die DORSA, nie eine permanente Siedlung geplant zu haben – obwohl sich sämtliche DORSA-Dokumente, die ich eingesehen habe, mit dem Aufbau eines dauerhaften Gemeinwesens beschäftigen. Kritiker in: Kätsch, Sosua, 40.
- 151 »Homestead Plan for Sosua Settlers«, in: Administration Minute Books, May 1940-March 1941 from DORSA file #35A. Für zusätzliche Kommentare und Details siehe Wagner, memoir, 15.
- 152 Laguna war die erste Heimstätte. Wischnitzer, The Sosua Settlement, 2.
- 153 Brookings Institution, Refugee Settlement, 290-291.
- 154 Kätsch, Sosua, 189.
- 155 Teller, Bericht, 3.
- 156 Change of Membership of Homesteader Groups, in: Administration Reports Vital Statistics from DORSA file #47.
- 157 Bauer, memoir, 35.
- 158 Kaplan, May 29, 2006, Katz Group Report of 1/15/43.
- 159 Kätsch, Sosua, 267-268.
- 160 Kätsch, Sosua, 212.

- 161 Kättsch, Sosua, 214.
- 162 Wischnitzer, The Sosua Settlement, 4. David Stern Report, July-August 1944, 23-26, in: Administration: Reports 1940-1945 from DORSA file #43.
- 163 Syrkin, Rebirth in San Domingo?, 61.
- 164 Kättsch, Sosua, 215.
- 165 Kättsch, Sosua, 214-215.
- 166 Teller, Bericht, 27-28.
- 167 I.J. Kligler und Helen Kligler, Report on the Health Survey in Sosua, Dec. 1942, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43. Siehe auch Kapitel 6.
- 168 Pamphlet No. 3: »Concerning Refugee Settlement in the Dominican Republic«, A Discussion at the Lawyers' Club, NYC, Sept.17, '40, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43.
- 169 Bericht von Frederick Perlstein beim Board of Directors' Meeting der DORSA, 26. Nov. 1940, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43. Brookings Institution, Refugee Settlement, 386. Details über das Melken von Hand, über Pferd und Maulesel sowie die zweimal täglichen Lieferungen von Denny Herzberg, E-Mail vom 23. Juli 2007.
- 170 Brookings Institution, Refugee Settlement, 193. Zum Vergleich: In den USA, wo die Milch dank Kühlmöglichkeiten länger frisch blieb, machte Käse nur 23 Prozent der Milchprodukte aus.
- 171 Kaplan, May 24, 2006, Lechera Block Folder.
- 172 Bauer, memoir, 33.
- 173 Bericht von Frederick Perlstein beim Board of Directors' Meeting of the DORSA, Nov. 26, '40, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43.
- 174 Siehe auch: Capacity of the Dominican Republic to Absorb Refugees. Findings of the Commission Appointed by the Executive Power of the Dominican Republic (Dominican Republic, 1946).
- 175 Report on Animal Husbandry [June '40 to Oct. '42], 4, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43; Report of Agriculture Dept. Sosua Settlement by Edwin Anderson, Oct. 31, 1942, 5, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43.
- 176 Joseph A. Rosen, Survey Graphic (Sept.'41), 2, in: Misc. pictures and papers from DORSA box 7.
- 177 Brookings, Refugee Settlement, ix.
- 178 Reaktionen auf die Brookings-Studie, Sept. 30, 1942, verfasst von James Rosenberg et.al., 3 und 12, in: Administration Minute Books, May 1940-March 1941 from DORSA file #35A. »Humanexperiment« in: »Sosua, A Human Experiment«, Werbebroschüre, Oct. 1941, in: Sosua: Refugee Haven in the Caribbean, im Leo Baeck Inst. #qHD 1516. D6 S52.
- 179 Zu Bowman siehe Kapitel 4.
- 180 Reaktionen auf die Brookings-Studie, Sept. 30, 1942, verfasst von James Rosenberg et.al., 3 und 12, in: Administration Minute Books, May 1940-March 1941 from DORSA file #35A.
- 181 Roosevelt-Brief vom Okt. 1942, und Lehman-Brief vom 18. Nov. 1941, in: Pamphlet issued by DORSA, Sept. 1941 »Pres. Roosevelt, ... Welles ... Lehman...« in: Misc. pictures and papers from DORSA Box 7.

- 182 Diese Länder waren Brasilien, Venezuela und Peru. Siehe Kap. 5. Brief von James McDonald an Leon Falk, January 14, 1942 in Sosúa archives. Kaplan, May 24, 2006, McDonaldLetter_IMG_0246.
- 183 Kaplan, May 22, 2006, Pastoriza_Jan.'42mimeo.
- 184 Rosen, Survey Graphic (Sept.'41), 5, in: Misc. pictures and papers from DORSA box 7.
- 185 Pamphlet No. 3: »Concerning Refugee Settlement in the Dominican Republic«, A Discussion at the Lawyers' Club, NYC, Sept.17, 1940, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43.
- 186 Geismar, ed., James N. Rosenberg Papers, 322.
- 187 Brookings Institution, Refugee Settlement, 295.
- 188 Brief vom 15. Okt. 1940 nach Long Island City, Kaplan, May 27, 2006, Orders Engine Parts, 10.40.1_0431.
- 189 Brief vom 21. Okt 1940 vom Joint, NY, Kaplan, May 27, 2006, Orders for Warehouse, 10.40.1 und 10.40.2_0426.
- 190 Brief vom 20. Okt. 1940 nach New York, Kaplan, May 27, 2006, Order Nails Wire, '40_0428 und 10.40.2_0429.
- 191 Bulletin: Veröffentlicht durch das Committee of Education and Recreation (July 16, 1941) in: Kättsch, Sosua, 50.
- 192 Unger, memoir, 34.
- 193 Bauer, memoir, 32.
- 194 Brief von Atherton Lee an James Rosenberg, 10. Juli 1940, in: Joseph Chamberlain Papers, folder 83, YIVO.
- 195 Kaplan, May 22, 2006, What is a Coop1. mimeo'42.5; What is a Coop2.'42.6; What is a Coop3.'42.7.
- 196 Brief von Atherton Lee an James Rosenberg, 10. Juli 1940, in: Joseph Chamberlain Papers, folder 83, YIVO.
- 197 Joseph A. Rosen, VP der DORSA, Statement auf Pressekonferenz (wahrscheinlich in NY), August 27, 1940, in: Administration, Publicity, 1936; 1939-1941 from DORSA file #40.
- 198 Bulletin: Veröffentlicht durch das Committee of Education and Recreation (July 16, 1941) in: Kättsch, Sosua, 50.
- 199 Mark Wischnitzer, The Sosua Settlement, 3-4.
- 200 Brookings Institution, Refugee Settlement, 338-339.
- 201 Brookings Institution, Refugee Settlement, 19, Fußnote 12.
- 202 Brookings Institution, Refugee Settlement, 19.
- 203 Wagner, memoir, 15.
- 204 Protokoll der DORSA-Leitung vom 12. Juni 1940, 4-5, in: Administration Minute Books, May 1940-March 1941 from DORSA file #35A.

4 Rettungsaktionen – und was ihnen im Weg stand

- 1 Memo von Robert T. Pell (Assistant Chief, Division of European Affairs, Dept. of State, Wash. D.C.), Jan. 18, 1941, in: Immigration 1941 from DORSA file #50.

- 2 »Wendepunkt« von einem Vertreter des Außenministeriums, in: Rosenberg, Diary, 134-135.
- 3 Wyman, Abandonment; Breitman und Kraut, American Refugee Policy; Feingold, Politics of Rescue.
- 4 Bezieht sich auf die Wagner-Rogers-Bill von 1939 in: Arad, America, 203.
- 5 Bericht Reyhers an Hexter, 18. Juni 1943, 26 in: Immigration 1942-1944 from DORSA file #50A.
- 6 Brookings Institution, Refugee Settlement, 4.
- 7 Smith, Bowman's New World, 458.
- 8 Smith, Empire, 25-26.
- 9 Smith, Empire, 297.
- 10 Smith, Empire, 299, 315.
- 11 George Warren zufolge, in einem Brief an Joseph Chamberlain, March 8, 1940, Joseph Chamberlain Papers, YIVO.
- 12 Smith, Empire, 298-299.
- 13 Kaplan, May 22, 2006, »Nach zwei Jahren«.
- 14 Smith, Empire, 302.
- 15 Smith, Empire, 246-248, 309.
- 16 Smith, Empire, 310, 313-314.
- 17 Smith, Empire, 314.
- 18 Smith, Empire, 297, 301, 313, 315.
- 19 Smith, Empire, 315.
- 20 Von der DORSA im Sept. 1941 herausgegebene Broschüre »President Roosevelt, Under Secretary of State Welles, Governor Lehman regarding Sosua«, in: Miscellaneous Pictures and Papers from DORSA box 7.
- 21 Brief von James G. McDonald an Leon Falk am 14. Jan. 1942, Sosúa Archives, Kaplan, May 24, 2006, »McDonald Letter«.
- 22 Smith, Empire, 299.
- 23 Smith, Empire, 300.
- 24 Smith, Empire, 299-303.
- 25 Truman beendete das M-Project 1945.
- 26 Smith, Empire, 302-303, 308.
- 27 Smith, Empire, 303-304. Siehe auch: Memo von Assistant Secretary of State Breckinridge Long an Offizielle des Außenministeriums, 26. Juni 1940, in dem er effektive Methoden aufzeigte, wie Visa-Erteilungen zu behindern seien. Zu finden auf einer PBS-Website unter: <http://www.pbs.org/wgbh/amex/holocaust/filmmore/reference/primary/barmemo.html>. (Zugriff: 21.10.2009)
- 28 Wyman, Paper Walls.
- 29 Dwork und van Pelt, Holocaust, 125.
- 30 Wyman, Abandonment, 313.
- 31 Smith, Empire, 303.
- 32 Wyman, Abandonment, 314, 316. In Brasilien dienten z. B. die Einwanderungsgesetze von 1940 und 1941 dazu, die Juden draußen zu halten. Lesser, Welcoming the Undesirables, 137.
- 33 Brief von Adolf Berle, Assistant Secretary of State, Dept. of State, an James Rosenberg, Sept. 29, 1939, Kaplan, May 28, 2006.

- 34 Bericht Reyhers an Hexter, 18. Juni 1943, 1, in: Immigration 1942-1944 from DORSA file #50A.
- 35 Bericht Reyhers an Hexter, 18. Juni 1943, 27, in: Immigration 1942-1944 from DORSA file #50A.
- 36 Feingold, Politics of Rescue, 129.
- 37 Dankesbrief von Perlstein an Pell, 14. März 1940, Kaplan, May 28, 2006, Perlstein to Pell 3.40. Dankesbrief von Joseph Rosen an Pell, 23. Okt. 1940, Kaplan, May 28, 2006, Rosen to Pell, 10.23.40.
- 38 Bericht Reyhers an Hexter, 18. Juni 1943, 23, in: Immigration 1942-1944 from DORSA file #50A.
- 39 George Warren intervenierte häufig beim Außenministerium wegen der DORSA. Bericht Reyhers an Hexter, 18. Juni 1943, 26, in: Immigration 1942-1944 from DORSA file #50A.
- 40 Bericht Reyhers an Hexter, 18. Juni 1943, 5, in: Immigration 1942-1944 from DORSA file #50A.
- 41 Siehe: Friedman, Nazis and Good Neighbors.
- 42 Brief von Pell, Mai 1940, in: Ross, Sosua, 249.
- 43 Bericht Reyhers an Hexter, 18. Juni 1943, 5, in: Immigration 1942-1944 from DORSA file #50A.
- 44 Zucker, In Search of Refuge, 100.
- 45 Protokoll vom 16. März 1940, in: Administration Minute Books, May 1940 – March 1941 from DORSA file #35A.
- 46 Friedman, Nazis and Good Neighbors, 53-55.
- 47 Friedman, Nazis and Good Neighbors, 54.
- 48 Friedman, Nazis and Good Neighbors, 57.
- 49 Friedman, Nazis and Good Neighbors, 2, 11.
- 50 Friedman, Nazis and Good Neighbors.
- 51 Memo von Robert T. Pell (Assistant Chief, Division of European Affairs, Dept. of State, Wash., D.C.), Jan. 18, 1941, in: Immigration 1941 from DORSA file #50.
- 52 Einige Einzelpersonen aus Deutschland, die eigenständig in andere Länder geflohen waren und ein dominikanisches Visum hatten, durften noch nach Sosúa kommen. Bericht Reyhers an Hexter, 18. Juni 1943, 5, in: Immigration 1942-1944 from DORSA file #50A.
- 53 Brief von Mrs. Reyher an Rosenberg, Falk und Rosen, 21. Okt. 1941. Das Schiff war die *Serpa Pinto*. Immigration 1941 from DORSA file #50.
- 54 Briefentwurf von George Warren an Avra Warren, Oct. 22, 1942, in: Administration Minute Books, May 1940-March 1941 from DORSA file #35A.
- 55 Memo von Reyher an Rosenberg, Rosen, Falk, Schweitzer und Leavitt, 23. Dez. 1941 (die Information kam von George Warren), in: Immigration 1941 from DORSA file #50.
- 56 Bericht Reyhers an Hexter, 18. Juni 1943, 25, in: Immigration 1942-1944 from DORSA file #50A.
- 57 Wyman, Abandonment, 336-337.
- 58 Falks Ansprache an die Siedler, 27. Dez. 1941, in: Kättsch, Sosua, 78-79.
- 59 Übersetzung der Bestimmung aus *La Nación* (19. April 1943) aus *La Voz de Sosua*, in: Kättsch, Sosua, 105.

- 60 Unger, memoir, 35.
- 61 Bericht Reyhers an Hexter, 18. Juni 1943, 24, in: Immigration 1942-1944 from DORSA file #50A. Friedman weist darauf hin, dass 1942 ein einziger jüdischer Flüchtling aus Sosúa ausgewiesen wurde, weil das US-Außenministerium darauf bestand. Er verbrachte über eineinhalb Jahre in US-Lagern; eine Untersuchung nach dem Krieg »gab im Grunde zu, dass nie irgendetwas gegen ihn vorlag.« Friedman, *Nazis and Good Neighbors*, 166.
- 62 Brief von Wagg (State Dept.) an Rosenberg, Nov. 2, 1940, in Reyhers Bericht an Hexter, 18. Juni 1943, 12, in: Immigration 1942-1944 from DORSA file #50A.
- 63 Bericht Reyhers an Hexter, 18. Juni 1943, 26, in: Immigration 1942-1944 from DORSA file #50A.
- 64 Bericht Reyhers an Hexter, 18. Juni 1943, 13, in: Immigration 1942-1944 from DORSA file #50A.
- 65 Bericht Reyhers an Hexter, 18. Juni 1943, 9, in: Immigration 1942-1944 from DORSA file #50A.
- 66 So geschehen im Juni 1943, siehe: Bericht Reyhers an Hexter, 18. Juni 1943, 28, in: Immigration 1942-1944 from DORSA file #50A, sowie den Original-Bericht von Mrs. Arons in Memo von Mrs. Arons mit James Rosenberg, May 14, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 67 Friedman, *Nazis and Good Neighbors*, 156-157.
- 68 Bericht Reyhers an Hexter, 18. Juni 1943, 28, in: Immigration 1942-1944 from DORSA file #50A. Visa-Anträge für die USA lösten innerhalb der DORSA eine Debatte aus, weil deren Verantwortliche Sosúa nicht als Durchgangsstation in die Vereinigten Staaten geplant hatten. Brief von Reyher an Leavitt und George Warren, Jan. 15, 1943, und Brief von Reyher an Arons, Jan. 18, 1943, beide in: Immigration 1942-1944 from DORSA file #50A; Brief von Hexter an Reyher, Feb. 17, 1943, in: Immigration 1942-1944 from DORSA file #50A.
- 69 Bericht Reyhers an Hexter, 18. Juni 1943, 13, 16, in: Immigration 1942-1944 from DORSA file #50A.
- 70 Bericht Reyhers an Hexter, 18. Juni 1943, 13-14, in: Immigration 1942-1944 from DORSA file #50A.
- 71 Brief Pells vom 5. Mai 1940, als Anlage zum Bericht Reyhers an Hexter, 18. Juni 1943, in: Immigration 1942-1944 from DORSA file #50A.
- 72 Bericht Reyhers an Hexter, 18. Juni 1943, 6, in: Immigration 1942-1944 from DORSA file #50A.
- 73 Bericht Reyhers an Hexter, 18. Juni 1943, 7, in: Immigration 1942-1944 from DORSA file #50A. Überlebenden-Statistik in: Moore, *Victims and Survivors*, 213. Kurz vor der Besetzung der Niederlande gab es dort ungefähr 118 455 holländische Juden und 22 000 ausländische »Volljuden«. Moore, 32, 65.
- 74 Brief Reyhers an Leon Falk, Nov. 24, 1941, in: Immigration 1941 from DORSA file #50.
- 75 Briefe in USHMM microfilm, »Documentos de Inmigración Hebrea: Carta recuda, 1940«, #1999.A.0251, reel 1.
- 76 Briefe von Pastoriza an Thomas Vradelia (July 27, 1940), Herman Wright (October 11, 1940), A. Sydeman (July 22, 1940) in: USHMM microfilm, »Documentos de Inmigración Hebrea: Carta recuda, 1940«, #1999.A.0251, reel 1.

- 77 Brief von Walter von Schuschnigg (ehemaliger österreichischer Konsul) für H.I.M. (Erzherzog) Otto von Österreich an Mr. Tropper (hier mit Doppel-p) vom JDC in NY, 26. Sept. 1941, in: Subject Matter: Immigration 1941 from DORSA file #50.
- 78 Brief vom Kongressabgeordneten Bloom an Pastoriza, May 22, 1940, in: USHMM microfilm, »Documentos de Inmigración Hebrea: Carta recuda, 1940«, #1999.A.0251, reel 1.
- 79 Brief von Senator Reed an Pastoriza, August 20, 1940, in: USHMM microfilm, »Documentos de Inmigración Hebrea: Carta recuda, 1940«, #1999.A.0251, reel 1.
- 80 Bericht Reyhers an Hexter, 18. Juni 1943, 9, in: Immigration 1942-1944 from DORSA file #50A.
- 81 Brief von Vanderbilt an Pastoriza, June 1, 1940; Brief von Pastoriza an Vanderbilt, June 10, 1940; Brief von Vanderbilt an Pastoriza, June 12, 1940, in: USHMM microfilm, »Documentos de Inmigración Hebrea: Carta recuda, 1940«, #1999.A.0251, reel 1.
- 82 Hofeller, Refugee, 24.
- 83 Bartrop, From Lisbon to Jamaica, 50, und Marrus, The Unwanted, 263.
- 84 Ross, Sosua, 250.
- 85 Bericht Reyhers an Hexter, 18. Juni 1943, 5, in: Immigration 1942-1944 from DORSA file #50A.
- 86 Vertraulicher Brief an Robert Pilpel (JDC) von Manuel Siegel in Sosúa (Siegel war auch Direktor des Joint Relief Committee of Cuba), July 8, 1941, in: Immigration 1941 from DORSA file #50.
- 87 Brief von G. van Tijn of the Joodsche Raad voor Amsterdam an Joseph Schwartz, Joint, in Lissabon, Sept. 30, 1941, in: Immigration 1941 from DORSA file #50. Der HICEM wurde 1927 gegründet durch Zusammenlegung von HIAS (Hebrew Sheltering and Immigrant Aid Society, in New York), ICA (Jewish Colonization Association, gegründet 1891 in Großbritannien) und Emig-Direkt (gegründet 1921 in Berlin). Weitgehend finanzierte der Joint dessen Arbeit, die tausenden Juden die Flucht aus Europa via Lissabon ermöglichte.
- 88 Pamphlet No. 2, »Concerning Refugee Settlement in the Dom Rep«, A Meeting at the Lawyers Club, NYC, June 12, 1940, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43.
- 89 Pamphlet No. 2, »Concerning Refugee Settlement in the Dom Rep«, A Meeting at the Lawyers Club, NYC, June 12, 1940, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43. Ross stellt fest, dass von den ersten 2000 ausgewählten Siedlern nur 54 eintrafen. Ross, Sosua, 250.
- 90 Wyman, Abandonment, 336.
- 91 Pamphlet No. 3: »Concerning Refugee Settlement in the Dom Rep«, A Discussion at the Lawyers' Club, NYC, Sept.17, 1940, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43.
- 92 Brief von George Warren an Joseph Chamberlain, Feb. 1, 1940, Joseph Chamberlain papers, folder 69, YIVO.
- 93 Sitzung vom 18. Juli 1940, in: Administration Minute Books, May 1940-March 1941 from DORSA file #35A.

- 94 Administration Minute Books, May 1940-March 1941 from DORSA file #35A.
- 95 Wyman, Abandonment, 335-336.
- 96 Telegramm des Israelit. Kultusvereins Wien, Loewenherz, March 5, 1941, in: Immigration 1941 from DORSA file #50.
- 97 Telegramm des Joint NY an den Israelit. Kultusverein Wien, March 6, 1941, in: Immigration 1941 from DORSA file #50.
- 98 Telegramm des Israelit. Kultusvereins Wien an den Joint NY, Oct. 18, 1941, in: Immigration 1941 from DORSA file #50.
- 99 Telegramm an Joseph Hyman (und ebenfalls an den Israelit. Kultusverein Wien), Sept. 24 und 30, 1941, und Antworttelegramm von Van Tijn, October 2, 1941, alle in: Immigration 1941 from DORSA file #50.
- 100 Memo des JDC an die DORSA, Jan. 7, 1942, in: Immigration 1941 from DORSA file #50.
- 101 Brief von J.C. Hyman, Exec. Vice-Chairman, an George Warren, *Exec Sec'y*, President's Advisory Committee, Aug. 27, 1942, in: Immigration 1942-1944 from DORSA file #50A.
- 102 Brief von Joseph J. Schwartz, Chairman, JDC (Lissabon) an JDC New York, Oct. 22, 1942, in: Immigration 1942-1944 from DORSA file #50A.
- 103 Antwort von Moses A. Leavitt, (Schriftführer) an Joseph J. Schwartz, Dec. 11, 1942 (Datum wahrscheinlich ein Tippfehler, da im Brief der bevorstehende 7. Nov. erwähnt wird), in: Immigration 1942-1944 from DORSA file #50A.
- 104 Reyher, Memo vom 21. Juni 1943, in dem sie über Joseph Rosens Meinung zu Avra Warrens neuer Position berichtet. Warren war am 27. März 1943 zum Botschafter ernannt worden. In: Immigration 1942-1944 from DORSA file #50A.
- 105 Brief von Reyher an George Warren und Moses A. Leavitt, Aug. 21, 1942, in: Immigration 1942-1944 from DORSA file #50A.
- 106 Brief von George L. Warren an Avra M. Warren, Sept. 14, 1942, in: Immigration 1942-1944 in DORSA file #50A. Avra Warren war Envoy Extraordinary and Minister Plenipotentiary in der Dominikanischen Republik vom 4. Juli 1942 bis zum 27. März 1943, als er zum Botschafter ernannt wurde.
- 107 Brief von Reyher an George Warren und Moses A. Leavitt, Aug. 21, 1942, in: Immigration 1942-1944 from DORSA file #50A.
- 108 Interview mit Hermine Kohn Cohnen, Mai 2006, Sosúa.
- 109 Bericht Reyhers an Hexter, 18. Juni 1943, 19, in: Immigration 1942-1944 from DORSA file #50A.
- 110 Memo von Reyher an Robert Pell, Assistant Chief, Division of European Affairs im Außenministerium, Jan. 17, 1941 (Notizen seiner telefonischen Reaktion 18. Jan. 1941), in: Immigration 1941 from DORSA file #50.
- 111 Mitteilungsblatt der Jüdischen Gemeinde, 13. April 1945, in: Kättsch, Sosua, 145.
- 112 Brief von Trujillo an Rosenberg, Dec. 26, 1940, in: Administration Minute Books, May 1940-March 1941 from DORSA file #35A.
- 113 Protokoll der Jahresversammlung der Anteilseigner von DORSA, May 6, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA, file #5.
- 114 Spanische Flüchtlinge: La Información, #8118 (Jan. 12, 1940), 1; #8122 (Jan. 16, 1940), 1; #8136 (Jan. 30, 1940); 8149 (Feb. 12, 1940), und weiter in regelmäßiger

- Folge. Juden: #8118 (Jan. 12, 1940), 1#8149 (Feb. 12, 1940)I, und weiter in regelmäßiger Folge, einschließlich eines Berichts über Antisemitismus in Europa in #8131 (Jan. 25, 1940). Einladung an Engländer und Franzosen: #8250 (June 18, 1940) und Einwanderungs-Aussetzung, #8251 (June 19, 1940), 8.
- 115 Pamphlet No. 3: »Concerning Refugee Settlement in the Dominican Republic«, A Discussion at the Lawyers' Club, NYC, Sept.17, 1940, 10, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43.
- 116 Brookings Institution, Refugee Settlement, 267, 269.
- 117 16. März 1940, Protokoll, in: Administration Minute Books, May 1940-March 1941 from DORSA file #35A.
- 118 Protokoll vom 17. Sept. 1940, in: Administration Minute Books, May 1940-March 1941, DORSA file #35A.
- 119 Memo von Mr. Troper [an die DORSA?], Sept. 25, 1941, in: Immigration 1941 from DORSA file #50.
- 120 Brief von Margaret Asch an die DORSA (NY), June 24, 1943, in: Immigration 1942-1944 from DORSA file #50A.
- 121 Avni, The War and the Possibilities of Rescue, 386-387.
- 122 Protokoll eines Empfangs zu Ehren Rafael Trujillos im Lotos Club, NY, 27. Feb. 1953, in: Administration: Reports (Sosua) 1948-1956 from DORSA file #45.
- 123 Hexter, Life Size, 125.
- 124 Telegramm von Schweitzer (in D.R.) an Rosenberg, 11. Dez. 1941 (bei Ankunft der *Serpa Pinto*), in: Immigration 1941 from DORSA file #50.
- 125 Memo an Dr. Hexter, July 9, 1943 (erwähnt auch Brief an Rosenberg vom 2. Jan. 1939, der vom baldigen Erwerb der Staatsbürgerschaft in der Dominikanischen Republik seitens der Flüchtlinge ausging), in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 126 Pastoriza, Jan. 1942 in: Kaplan, May 22, 2006.
- 127 Bericht Reyhers an Hexter, 18. Juni 1943, 12, in: Immigration 1942-1944 from DORSA file #50A.
- 128 Memo Reyhers von einem Telefongespräch mit Mr. Pell am 18. Jan. 1941, in: Immigration 1941 from DORSA file #50.
- 129 Brief von Joseph Rosen an Rosenberg, March 3, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 130 Brief von Joseph Rosen an Rosenberg, April 9, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 131 Telegramm aus Marseille, Jan. 23, 1941, in: Immigration 1941 from DORSA file #50. Ihre Bleistiftnotizen tragen das Datum Jan. 24, 1941.
- 132 Die DORSA versuchte sogar, amerikanische Verwandte zu kontaktieren, die einen Teil der Unkosten für die Flüchtlinge übernehmen sollten. Pamphlet No. 2 »Concerning Refugee Settlement in the Dominican Republic«, 14-15, in: Reports, Sosua 1940-1945 from DORSA file #43.
- 133 Memo 19. Dez. 1940, nach Besprechungen zwischen Rosen, Rosenberg, Falk und den Mitarbeitern in DR and NY, in: Administration Minute Books, May 1940-March 1941 from DORSA file #35A.
- 134 Dr. Rosens Bericht vom 10. April 1941, DORSA files, zitiert in: Kisch, Golden Cage.

- 135 Brief von Henryk Schnapek, Nov. 6, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.

5 Eingewöhnung in der »Großstadt Sosua« 1942-1945

- 1 Joseph Rosen, Pamphlet No. 3: »Concerning Refugee Settlement in the Dominican Republic«, A Discussion at the Lawyers' Club, NYC, Sept. 17, 1940, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43.
- 2 »Gross-Stadt« Sosua, La Voz de Sosua, 16. Juni 1943, in: Kätsch, Sosua, 119.
- 3 Die Wohnungssituation blieb beengt, vor allem in Batey, wo die Menschen in Baracken lebten. Protokoll der Sitzung des DORSA-Executive Committees im Büro des JDC, Oct. 16, 1945, in: Administration: General Sept. 1944-1945 from DORSA file #6.
- 4 Es gab dreizehn Todesfälle (sieben Männer, fünf Frauen und ein Kind) in Sosúa zwischen seiner Gründung und dem 31. Dezember 1944. Survey of Settlers' Population of Sosua Settlement as per December 31, 1944, in: Administration: Reports, Vital Statistics, from DORSA file #47.
- 5 »Gross-Stadt« Sosua, La Voz de Sosua, 16. Juni 1943, in Kätsch, Sosua, 119-120.
- 6 Memo vom 28. Oktober 1947 vom Research-Dept. des Joint an Robert Pilpel, in: Administration Report, Vital Statistics from DORSA file #47. In diesem Bericht werden 76 Geburten gemeldet, aber weiter unten nur 72 angegeben.
- 7 Die Brookings-Studie gab an, dass im Juni 1942 die 472 Personen 104 Ehepaare, 158 ledige Männer, 38 ledige Frauen und 68 Kinder unter 15 Jahren umfassten. 81 Siedler-»Einheiten« waren entweder kurz davor, auf eine Farm zu ziehen oder bereits dort, und zwar 38 Ehepaare, 44 ledige Männer und eine unverheiratete Frau. Zusammen mit den Kindern ergab das 143 Personen auf den Heimstätten. Brookings Institution, Refugee Settlement, 296.
- 8 Bauer, memoir, 33.
- 9 Sitzung vom 24. Sept. 1941, 15, in: Administration Minute Books, Sept. 1941-Oct. 1942 from DORSA file #35B.
- 10 Statistik angehängt an Brief vom 28. Sept. 1943, von Solomon Arons an den Joint, in Administrative Reports, Vital Statistics from DORSA file #47.
- 11 Administration Report: Vital Statistics of May 10, 1943, from DORSA file #47. Die Brookings-Studie von 1942 erwähnte 13 Personen, die »in der Landwirtschaft tätig« gewesen waren sowie einige, die an Schulungsprogrammen teilgenommen hatten. Refugee Settlement, 287.
- 12 Protokoll der Jahresversammlung der Anteilseigner an der DORSA, 6. Mai 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 13 Kätsch, Sosua, 202, 204, 213.
- 14 Nachdruck aus: Survey Graphic, Sept. 1941, 3, in: Printed Materials folder from DORSA box #7.
- 15 Dr. Israel J. Kligler, Prof. of Bacteriology and Hygiene an der Hebrew University, war auch fachärztlicher Berater für Tropenkrankheiten und für die Schulung von Anti-Malaria-Spezialisten in Palästina. Er untersuchte Sosúa und schrieb 1943 einen Bericht für die DORSA.

- 16 Report on medical conditions in Sosua by Dr. Kligler, 21, in: Administration Minute Books, Dec. 1942-May 1943 from DORSA file #35C.
- 17 Memo von Reyher an Rosenberg und Hexter, June 17, 1943, in: Immigration 1942-1944 from DORSA file #50A.
- 18 David Stern Report, July-August 1944, 12-13, in: Administration: Reports 1940-1945 from DORSA #43.
- 19 Report on medical conditions in Sosua by Dr. Kligler, 34, in Administration Minute Books, Dec. 1942-May 1943 from DORSA file #35C. Die Essay-Sammlungen in Caruths, Trauma, und Grossmanns Jews, Germans, and Allies, bes. Kap. 4, weisen auf viele dieser Symptome hin, wie auch auf das mangelnde Verständnis der damaligen Psychologen, Sozialarbeiter und Hilfsorganisationen für die Überlebenden nach dem Krieg.
- 20 Mrs. Kligler, Report on the medical conditions in Sosua by Dr. Kligler, 22, in: Administration Minute Books, Dec. 1942-May 1943 from DORSA file #35C. Auch nach dem Krieg neigte der Joint eher dazu, den Leuten zu raten, sie sollten nach vorne schauen und die Vergangenheit ruhen lassen.
- 21 Protokoll des Executive Committee of DORSA, July 15, 1943, in: Administration Minute Books, July 1, 1943-June 1947 from DORSA file #35D.
- 22 Der Holocaust war das erste Ereignis, das zu einer systematischen Untersuchung führte, welche Auswirkungen Traumata auf die psychische Gesundheit haben. PTSD tauchte zum ersten Mal 1980 auf, im Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders (DSM III).
- 23 Report on medical conditions in Sosua by Dr. Kligler, 21, in: Administration Minute Books, Dec. 1942-May 1943 from DORSA file #35C; Protokoll der Jahresversammlung der Anteilseigner an der DORSA, 6. Mai 1943, 12, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 24 Memo von Reyher an Robert T. Pell, Assistant Chief, Division of European Affairs, Dept. of State, Jan. 17, 1941 in: Immigration 1941 from DORSA file #50.
- 25 Protokoll der Jahresversammlung der Anteilseigner an der DORSA, 6. Mai 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 26 Kättsch, Sosua, 265-266.
- 27 Hofeller, Timetable to Nowhere, 21.
- 28 Kättsch, Sosua, 191.
- 29 El Boletín, 15. März 1942, in: Kättsch, Sosua, 91.
- 30 Klinger, Report of the Medical Department, Sosúa-Archiv.
- 31 Zusammenfassung zweier vorläufiger Berichte, July 31 and August 7, 1944, in DORSA file #5. (Der Bericht listet die Patienten des Vorjahres auf).
- 32 S. Freud – A. Zweig, Briefwechsel, zitiert in: Dwork und van Pelt, Holocaust, 115.
- 33 Interview mit Ernest Weinberg, New York, 25. März 2006. Dieser generationelle Unterschied trat auch bei anderen Auswanderungen zu Tage, vgl. Merzk und Quarles, Ich hab noch einen Koffer in Berlin, 167-168.
- 34 Interview mit Ernest Weinberg, New York, 25. März 2006.
- 35 Kättsch, Sosua, 238, 247, 249.
- 36 Wagner, memoir, 15-16.
- 37 Klamka, Sosúa, 34.
- 38 Bauer, memoir, LBI, 37.

- 39 Kätsch, Sosua, 194.
- 40 E-Mail von Miriam (Sondheimer) Gerber, 6. April 2007, an Marion Kaplan (im Besitz der Autorin).
- 41 Allerdings merkte ein 1967 noch in Sosúa lebender Siedler an, dass die Dominikaner untereinander den Ausdruck »judío« verwendeten, aber in der Kommunikation mit den jüdischen Siedlern von »colón« (Siedler oder Kolonist) sprachen. Kätsch, Sosua, 193, 272.
- 42 Torres-Saillant, Tribulations of Blackness; Sagás, Race. Vgl. auch Thema des »Weißseins« in den vorangegangenen Kapiteln.
- 43 Hofeller, Refugee, 37.
- 44 Hofeller, Refugee, 35.
- 45 Laut einer von Rafael Trujillo gehaltenen Rede; gemeint ist Mr. Rosenzweig, der erste Siedler, der Sosúa verwaltete. Rosenzweig wurde auch als Senator für Puerto Plata in den Dominikanischen Kongress entsandt (und musste als Anhänger Trujillos fliehen, als dieser durch ein Attentat ums Leben kam). Protokoll eines Empfangs zu Ehren Rafael Trujillos im Lotos Club, NY, am 27. Feb. 1953, in: Administration: Reports (Sosua) 1948-1956 from DORSA file #45.
- 46 Berghahn, German-Jewish Refugees, 142.
- 47 Ascher, Bridenthal, Grossmann, Kaplan, Fragments, 180, 182, 185-186.
- 48 Gans, Toward a Reconciliation of »Assimilation« and »Pluralism«.
- 49 Hofeller, Refugee, 37.
- 50 Sela-Sheffy, Integration through Distinction.
- 51 Spiegel Online, Panorama, 26. Dez. 2006. <http://www.spiegel.de/panorama/zeitgeschichte/0,1518,456564,00.html> (Zugriff: 28.10.2009).
- 52 Kätsch, Sosua, 240-241. Ein dominikanisches Gesetz von 1940 gewährte allen Kindern, ob unehelich oder nicht, die gleichen Rechte, sobald der Vater sie anerkannte. Die DORSA Sosúa schickte eine überarbeitete Liste der zwischen 1951 und 1961 geborenen Kinder an die Zentrale in New York, die alle unehelich Geborenen umfasste, da »ihre rechtliche Stellung [...] genau die gleiche ist wie wenn sie ehelich wären«. Sosúa: Vital Statistics 1951-1961, DORSA (New York) zitiert in: Kisch, Golden Cage, 101. Siehe auch: Henry, Strangers in Paradise, 39.
- 53 »Ein Rueckblick des kulturellen Lebens Sosuas gesehen von Klaus Rodewald«, 1941, in: Kätsch, Sosua, 81.
- 54 Kätsch, Sosua, 121.
- 55 Brief von Jacob Sondheimer, Sept. 14, 1941, Kaplans Sosua\Gerber file: IMG_0137 (Letter 9_14_41) and IMG 0138 (Letter 9_14_41p.2).
- 56 Kätsch, Sosua, 238.
- 57 Bauer, memoir, 36.
- 58 Walter E. Sondheimer, Notes concerning Sosua Settlement, July 1945, 38, in: Reports Sosua from DORSA #43. Sie sammelten 40 Dollar.
- 59 La Vega in »Ein Rueckblick des kulturellen Lebens Sosuas gesehen von Klaus Rodewald«, 1941, in: Kätsch, Sosua, 82. Dritter Platz in: Bericht von W.E. Sondheimer über Sosua [Datum müsste Ende 1943 sein], in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43.
- 60 Bericht von W.E. Sondheimer über Sosua [Datum müsste Ende 1943 sein], 6, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43.

- 61 Administration: Reports 1946-1947 from Dorsa file #44.
- 62 Wagner, memoir, 16, 18.
- 63 La Voz de Sosua, July 3, 1943, in: Kätsch, Sosua, 121.
- 64 La Voz de Sosua, July 3, 1943, in: Kätsch, Sosua, 121.
- 65 Mitteilungsblatt der Jüdischen Gemeinde Sosua, Feb. 27, 1945, in: Kätsch, Sosua, 135.
- 66 Memo von Mrs. Arons mit James Rosenberg, May 14, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5. Arons kam aus den Vereinigten Staaten, die im eigenen Land bei den Afro-Amerikanern Rassentrennung praktizierten – einschließlich denen, die in Europa gegen Hitler kämpften.
- 67 Brief von Eugene Rosen an James Rosenberg, July 24, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 68 Hexter im Protokoll der Jahresversammlung des Board of Directors of the American Jewish Joint Agricultural Corp., Dec. 30, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5. Einem anderen Bericht zufolge hat die Küche in Sosúa 25 Siedler und zehn bis zwölf Dominikaner beschäftigt, die Wäscherei beschäftigte ausschließlich Dominikaner und dominikanische Hilfskräfte haben auch in den Werkstätten gearbeitet. Siehe: Brief von Arons an Reyher, March 9, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 69 Draft Report, August 11, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 70 David Stern Report, July-August 1944, 26, in: Administration: Reports 1940-1945 from DORSA file #43.
- 71 Hexter im Protokoll der Jahresversammlung des Board of Directors of the American Jewish Joint Agricultural Corp., Dec. 30, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 72 Protokoll der in Dr. Hexters Wohnung abgehaltenen Sitzung, 12. Feb. 1945, und 14. Feb. 1945, 3-4, in: Administration: General Sept. 1944-1945 from DORSA file #6.
- 73 Symanski und Burley, The Jewish Colony, 367.
- 74 Sosua, Film von Taub und Kafka im USHMM.
- 75 Walter E. Sondheimer, Notes concerning Sosua Settlement, July 1945, 22, in: Reports Sosua from DORSA file #43.
- 76 Symanski and Burley, »Comment in Reply«, 184.
- 77 Gästehaus in: Bericht von W.E. Sondheimer über Sosua [Datum müsste Ende 1943 sein], 3, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43. Die restlichen Betriebe in: Report on Sosua Settlement, July '44, by Walter E. Sondheimer in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA #43.
- 78 Report of Agriculture Dept. Sosua Settlement by Edwin Anderson, Oct. 31, 1942, 5, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA #43.
- 79 Brookings Institution, Refugee Settlement, 391.
- 80 Brookings Institution, Refugee Settlement, 394.
- 81 Bericht von W.E. Sondheimer über Sosua [Datum müsste Ende 1943 sein], 9, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43.
- 82 Bericht von W.E. Sondheimer über Sosua [Datum müsste Ende 1943 sein], 9, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43.

- 83 Sie trugen ein Lied vor, das ihre Sorgen artikuliert: »Riesenmengen werden exportiert / stellns sich vor, was da der Joint an Geld ver-dient.« Kaplan, May 22, 2006, IndustrieAusstellung.1-0057 und IndustrieAusstellung.2-0058.
- 84 Zusammenfassung von Dr. Baums Bericht über Batey, Sept. 16, 1944, in: Administration: General Sept. 1944-1945 from DORSA file #6; Protokoll der in Dr. Hexters Wohnung abgehaltenen Sitzungen, 12. Feb. 1945 und 14. Feb. 1945, 3-4, in: Administration: General Sept. 1944-1945 from DORSA file #6.
- 85 Memo, August 8, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5. Das *colmado*-Gewerbe startete Anfang 1942.
- 86 Brookings Institution, Refugee Settlement, 134, 396.
- 87 Brookings Institution, Refugee Settlement, 396-397.
- 88 Walter E. Sondheimer, Notes concerning Sosua Settlement, July 1945, 34-35, in Reports Sosua from DORSA file #43.
- 89 USHMM Oral-history-Interview mit Martha Bauer, RG-50.166*0003, USHMM.
- 90 Brookings Institution, Refugee Settlement, 295.
- 91 Report on the Health Survey in Sosua, Dez. 1942 von I.J. Kligler und Helen Kligler, 7, 12, in: Reports Sosua 1940-1943 from DORSA #43. Warum gerade Bombita? Es gab dort zahlreiche nicht wieder aufgefüllte Löcher von Baumbe-seitigungen, die sich mit Wasser füllten, wo dann Moskitos brüteten.
- 92 Report on the Health Survey in Sosua, Dez. 1942 von I.J. Kligler und Helen Kligler, 24, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA #43.
- 93 Klinger, Report of the Medical Department, 20, Sosúa-Archiv.
- 94 Grossmann: Jews, Germans, and Allies. In der Siedlung gab es zwischen 1940 und Dezember 1960 130 Geburten. Memo an Messrs. Hexter, Kahn, Pilpel, Straus von Ruby Moses, May 12, 1950; Vital Statistics, September 1952, und Vital Statistics, Sept.-December 1960 (vom 16. Jan. 1961), alle in: Administration Reports, Vital Statistics, DORSA, #47.
- 95 Hans Broch, Report on the children who were born in Sosúa Settlement, 1. So-súa-Archiv. Drei davon starben als Säuglinge. Anzahl der Paare in: Brookings Institution, Refugee Settlement, 296.
- 96 Klinger, Report of the Medical Department, 20, Sosúa-Archiv.
- 97 Klinger, Report of the Medical Department, 9, Sosúa-Archiv.
- 98 Bauer memoir, 38.
- 99 La Información, #8383 (25. Nov. 1940), 8.
- 100 J.T.A. Correspondent Visits Sosua, March 22-April 6, 1940, in: Arthur Lamport Collection, RG687, YIVO.
- 101 Bericht vom 9. Nov. 1943, von Reid (?), fünf Seiten Durchschläge in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 102 Bericht von David Stern an Director und Officers des Agro-Joint, 27. Dez. 1944, in: Administration: General 1944-1945 from DORSA file #6.
- 103 Interview mit Ernest Weinberg, New York, 25. März 2006.
- 104 Siehe auch: Grossmann, Jews, Germans, and Allies, Kap. 4-5.
- 105 Klinger, Report of the Medical Department, 19, und Broch, Report on the children who were born in Sosúa Settlement, beide im Sosúa-Archiv.
- 106 Bulletin, 1. Aug. 1941, wiedergegeben in: Kättsch, Sosua, 57.

- 107 Interview mit Ernest Weinberg, 25. März 2006, und Memoir von Grete Neumann-Burg, Kaplan, May 24, 2006, BurgMEM4.
- 108 Kisch, Golden Cage, 105.
- 109 Luis Hess, »La Historia de la Escuela Cristóbal Colón«, Kaplan, May 22, 2006, school history und school history2.
- 110 Bericht von W.E. Sondheimer über Sosua [Datum müsste Ende 1943 sein], 5, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43.
- 111 Bericht über Sosua Settlement für das Jahr 1951, in: Reports Sosua 1948-1956 from DORSA file #45.
- 112 Hess berichtete, dass 1975 achtzig Kinder in der Schule unterrichtet wurden; im Jahr 2000 besuchten etwa 600 Kinder die stark vergrößerte Einrichtung. »La Historia de la Escuela Cristóbal Colón«, Kaplan, May 22, 2006: school history2.
- 113 Walter E. Sondheimer, Notes concerning Sosua Settlement, July 1945, 35, in: Reports Sosua from DORSA #43. Statistik aus Protokoll der Sitzung des DORSA Executive Committee im JDC Büro, Oct. 16, 1945, in: Administration: General Sept. 1944-1945 from DORSA file #6.
- 114 Brief Information on Sosua Settlement, July 1955, in: Administration Reports 1948-1956 from DORSA file #45.
- 115 Bauer, memoir, 38.
- 116 Bericht von Solomon Arons Re: 2 ½ years construction work in Sosua, Oct. 15, 1942, in: Reports Sosua, DORSA file #43.
- 117 Bericht von Solomon Arons Re: 2 ½ years construction work in Sosua, Oct. 15, 1942, in: Reports Sosua, DORSA file #43.
- 118 Teller, Bericht, 6.
- 119 Teller, Bericht, 12.
- 120 Memo an Mr. Bein von FD, Feb. 6, 1942, Kaplan, May 29, 2006: IMG 0661 (Katz Group Flooding). Siehe auch: IMG 0659 (Katz Group.2), 0660 (Katz Group), 0663 (Katz Group Problems).
- 121 Kaplan, May 29, 2006: IMG 0665 (Katz Group Problems.3), 0666 (Katz Group Problems.4).
- 122 Kaplan, May 29, 2006: IMG 0664 (Katz Group Problems.2).
- 123 Kaplan, May 29, 2006: IMG 0668 (Katz Group Problems.4.p.2, Sept. 9, 1942).
- 124 Bauer, memoir, 35.
- 125 Bauer, memoir, 36.
- 126 Kaplan, May 25, 2006, KochNewsletter9a.
- 127 »Notizen des Purchasing Dept«, in: El Boletín, March 15, 1942, in: Kättsch, Sosua, 90-91.
- 128 David Stern Report, July-August 1944, 23-26, in: Administration: Reports 1940-1945 from DORSA file #43.
- 129 Memo August 8, 1943, in: Reports and Letters 1943, from DORSA file #5.
- 130 Die Sosúaner meldeten dies als 1240 000 Pfund Milch.
- 131 Bericht von W.E. Sondheimer über Sosua [Datum müsste Ende 1943 sein], 7, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43. Die Sosua-Zeitung prahlte damit, dass die Milchproduzenten an einem Tag, dem 10. April 1943, den Rekord von 1964 Litern Milch geschafft hatten (3,556 Pfund Milch). La Voz de Sosua, May 16, 1943, in: Kättsch, Sosua, 114.

- 132 Bericht von W.E. Sondheimer über Sosua [Datum müsste Ende 1943 sein], 7, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43.
- 133 David Stern Report, July-August 1944, 33, in Administration: Reports 1940-1945 from DORSA file #43.
- 134 Brookings Institution, Refugee Settlement, 171-172.
- 135 Mitte 1943 hielten die Sosúaner 1000 Kühe, 600 Färsen und einige Stiere, dazu etwa 500 Schweine. Report of Executive Secretary to Chair and Board of Directors of DORSA, May 5, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 136 Report of Agriculture Dept. Sosua Settlement by Edwin Anderson, Oct. 31, 1942, 5 in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43.
- 137 Brief aus Sosua an Bein in New York, Feb. 11, 1945, in Administration: General Sept. 1944-1945 from DORSA file #6.
- 138 Memo August 8, 1943, in: Reports and Letters 1943, from DORSA file #5.
- 139 David Stern Report, July-August 1944, 23-26, in: Administration: Reports 1940-1945 from DORSA file #43. Siehe auch: Versammlung mit den Heimstätten-Siedlern, einberufen von der Administration am Montag, den 3. April 1944, 15, in: Administration: General Settlers' Council from DORSA file #11A.
- 140 David Stern Report, July-August 1944, 23-26, in: Administration: Reports 1940-1945 from DORSA file #43.
- 141 Zusammenfassung von Dr. Baums Bericht über Batey, 16. Sept. 1944, in: Administration: General Sept. 1944-1945 from DORSA file #6; siehe auch: David Stern Report, July-August 1944, 11, in Administration: Reports 1940-1945 from DORSA file #43.
- 142 Unger, memoir.
- 143 Bauer, memoir, 33.
- 144 Bericht von Frederick Perlstein beim Board of Directors' Meeting of the DORSA, Nov. 26, 1940, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43.
- 145 Brookings Institution, Refugee Settlement, 89-90, 132, 192.
- 146 E-Mail von Miriam (Sondheimer) Gerber an Marion Kaplan, 14. Juni 2007 (im Besitz der Autorin).
- 147 Bourdieu, Die feinen Unterschiede.
- 148 Hofeller, Timetable to Nowhere, 23.
- 149 Interview mit Ernest Weinberg, 25. März 2006.
- 150 Interview mit Ernest Weinberg, 25. März 2006.
- 151 Report on the Health Survey in Sosua, Dez. 1942 von I.J. Kligler und Helen Kligler, 20-22, in: Reports Sosua 1940-1943 from DORSA file #43.
- 152 Helman, European Jews in the levant heat, 76, auch 75-81.
- 153 Report on the Health Survey in Sosua, Dez. 1942 von I.J. Kligler und Helen Kligler, 20-22, in: Reports Sosua 1940-1943 from DORSA file #43.
- 154 Report on the Health Survey in Sosua, Dez. 1942 von I.J. Kligler und Helen Kligler, 12, 20, in: Reports Sosua 1940-1943 from DORSA file #43.
- 155 Bericht von W.E. Sondheimer über Sosua [Datum müsste Ende 1943 sein], 7, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43.
- 156 Bericht von Frederick Perlstein beim Board of Directors' Meeting of the DORSA, Nov. 26, 1940, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43.
- 157 Brief von Joseph Rosen an James N. Rosenberg, zitiert in Rosens Brief an das

- American Jewish Congress Bulletin, zwischen 15. Jan. und 1. März 1943, Anhang zu J.N. Rosenbergs Antwort an Rosen vom 1. März 1943, in: DORSA file #46, »Brookings«.
- 158 Syrkin, Rebirth in San Domingo? 59.
- 159 Ernst Lothar Deutsch (später Ernesto Lothar) organisierte 1941 eine Foto-Ausstellung: »Ein Rueckblick des kulturellen Lebens Sosuas gesehen von Klaus Rodewald«, 1941, in: Kättsch, Sosua, 82, 89.
- 160 Die Sosua-Ausstellung wurde in El Boletin, 15. März 1942, angekündigt, in: Kättsch, Sosua, 89. Vela Zanetti siegte 1952 in einer internationalen Ausschreibung für ein Wandgemälde für die Vereinten Nationen über das Thema Frieden.
- 161 Siehe auch: Spitzer, Hotel Bolivia, zur europäischen Kultur bei den dortigen Flüchtlingen, sowie Kranzler, Japanese, Nazis and Jews zu »Klein-Wien« mit seinen Cafés im Hongkew-Viertel von Shanghai.
- 162 Bauer, memoir, 38.
- 163 Brief von Bein an Arons, Aug. 23, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 164 Kaplan, May 22, 2006, IndustrieAusstellung.1-0057 und IndustrieAusstellung.2-0058.
- 165 »Ein Rueckblick des kulturellen Lebens Sosuas gesehen von Klaus Rodewald«, 1941, in: Kättsch, Sosua, 82.
- 166 Syrkin, Rebirth in San Domingo?, 59.
- 167 La Voz de Sosua, April 16, 1943, in: Kättsch, Sosua, 104.
- 168 Dies setzte sich bis mindestens 1950 fort: Prominente New Yorker schickten Bücher, 23 Kartons mit Schallplatten und sogar einen automatischen Plattenschwächer nach Sosua. Protokoll der Sitzung vom 31. Mai 1950, in: Administration: Annual Meeting, Correspondence from DORSA file #371.
- 169 Unger, memoir, 35. Im Jahr 1954 verfügte die Bücherei über 3000 Bücher und eine Schallplattensammlung. Klamka, Sosúa, 38.
- 170 Unger, memoir, 35.
- 171 Mitteilungsblatt der Jüdischen Gemeinde Sosua, 27. Feb. 1945, in Kättsch, Sosua, 136.
- 172 Zitiert in Martin Löw-Beer, From Nowhere to Israel and Back, 118.
- 173 Bericht von W.E. Sondheimer über Sosua [Datum müsste Ende 1943 sein], 6, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43.
- 174 »Am Telefon« in: La Voz de Sosua, May 16, 1943, in: Kättsch, Sosua, 114.
- 175 Dr. Max Bruck, »Kulturprobleme in Sosua«, La Voz de Sosua, June 2, 1943, in: Kättsch, Sosua, 116.
- 176 Mosse, The Secularization of Jewish Theology, 258.
- 177 Küche in: Dr. Kligler, Report on medical conditions in Sosua, Jan. 20, 1943, 14, in: Administration Minute Books, Dec. 1942-May 1943 from DORSA file #35C.
- 178 In DORSA-Unterlagen wird Fialla geführt als ehemaliger Buchhalter in Europa und im Lager in Sosúa beschäftigt. Liste liegt einem Brief von Solomon Arons an Moses Leavitt bei, Sept. 28, 1943, in: Administration Reports, Vital Statistics from DORSA file #47. Er unterschrieb mit »Dr.« in Briefen und Artikeln für die Sosúa-Zeitung, in: Kättsch, Sosua, 149, 15, 165, 167.

- 179 Brief an Miss Buchman (Joint) von anon., Feb. 10, 1941, Kaplan, May 28, 2006, *Relig MegillahHagaddab*; Brief von Schweitzer an Buchman, 13. März 1941, Kaplan, May 28, 2006, *ReligMegilloth*; Brief von Schweitzer an Buchman, 10. Sept. 1941, Kaplan, May 28, 2006 *ReligShofarBooks*.
- 180 Brief von Schweitzer an Miss Buchman, 11. Aug. 1941, Kaplan, May 28, 2006, Religbooks 8_11_41.
- 181 Denny Herzberg meint, es könnte vier Tora-Rollen gegeben haben. E-Mail vom 26 Juli 2007.
- 182 Herzberg, E-Mail vom 26. Juli 2007.
- 183 1943 in Bericht von W.E. Sondheimer über Sosua [Datum müsste Ende 1943 sein], 5, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43. Desgleichen nahmen ein paar fromme nicht-jüdische Angehörige an Gottesdiensten in Puerto Plata teil.
- 184 Laut Denny Herzberg war die Synagoge halbvoll, und es gab immer genug Männer für ein Minjan. E-Mail vom 26. Juli 2007.
- 185 Denny Herzberg, E-Mail vom 26. Juli 2007; Kaplan, May 25, 2006, Koch Newsletter9.
- 186 Seder in: Brief an Mr. Bein von Sondheimer, April 2, 1945, in: Administration: General Sept. 1944-1945 from DORSA file #6.
- 187 Mitteilungsblatt der Jüdischen Gemeinde, 29. Juni 1945, in: Kättsch, Sosua, 167.
- 188 Besprechung der Wirtschaftskommission am 21. Sept. 1944, in: Administration General, Economic Commission from DORSA file #11B.
- 189 Miriam Gerber und Denny Herzberg sind sich bezüglich Klingers einig. E-Mails von beiden, vom 26. Juli 2007.
- 190 Kaplan, May 25, 2006, SteinmetzCircumcision1., SteinmetzCircumcision2., SteinmetzCircumcision3.
- 191 Mitteilungsblatt der Jüdischen Gemeinde, 13. April 1945, in: Kättsch, Sosua, 149.
- 192 Von »Kaulenu« gab es drei Ausgaben zwischen Feb. und April 1945. Vom Mitteilungsblatt der Jüdischen Gemeinde gibt es neun Ausgaben in Kättsch, Sosua, 135-167.
- 193 Mitteilungsblatt der Jüdischen Gemeinde, No. 7 (ohne Datum) in: Kättsch, Sosua, 163. Es war ein Betrag von 242,60 Dollar.
- 194 Kaplan, May 24, 2006, BurgMEM3.
- 195 Preis für Pferd und Monateinkommen in: Bauer, memoir, 33.
- 196 Report on Animal Husbandry [June 1940 to Oct. 1942], 4, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43.
- 197 Im April 1943 kritisierte Joseph Rosen sogar die wichtigste Zeitung in Sosúa, weil sie wieder ausschließlich auf Deutsch erschien. Brief von Rosen an Reyher, April 19, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5. Siehe auch: Memo von Reyher an Rosenberg und Hexter am 17. Mai 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 198 Kaplan, May 25, 2006, KochNewsletter1.
- 199 Kaplan, May 25, 2006, KochNewsletter10.
- 200 Komponiert von Peretz Sandler nach dem Buch von Moshe Schorr. Kaplan, May 22, 2006, What is a Coop3.memeo '42.7.

- 201 Zitronengras fand – wie heute – in Kosmetika und Parfüm, außerdem bei der Zubereitung von Speisen und als Tee Verwendung.
- 202 Syrkin, Rebirth in San Domingo? 59.
- 203 Kaplan, May 22, 2006, mimeo'42.12.
- 204 Protokoll der Jahresversammlung der Anteilseigner der DORSA, 8-9, 6. Mai 1943, in: Administration Minute Books, Dec. 1942-May 1943 from DORSA file #35C.
- 205 Protokoll der Jahresversammlung der Anteilseigner der DORSA, 8-9, May 6, 1943, in: Administration Minute Books, Dec. 1942- May 1943 from DORSA file #35C.

6 Probleme im Paradies

- 1 Segal, *Other People's Houses*, 193.
- 2 Äußerungen von Mr. Arons, handschriftlich notiert von James Rosenberg, Sept. 8, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 3 Joseph Rosen, aus dem Nachdruck der Survey Graphics, Sept. 1941, 4, in: Joint Printed materials folder, Miscellaneous Pictures and Papers from DORSA box 7.
- 4 USHMM Oral-History-Interview mit Felix Bauer. RG-50.166*0002.
- 5 Bericht von Reyher an Hexter, June 18, 1943, 8, in: Immigration. 1942-1944 from DORSA file #50a.
- 6 Joseph Rosen, aus dem Reprint der Survey Graphics, Sept. 1941, 4, in: Joint Printed materials folder, Miscellaneous Pictures and Papers from DORSA box 7.
- 7 Protokoll der Sitzung des Executive Committee of DORSA, Jan. 20, 1944, 4-5, from DORSA file #5. Zu dem, was dieser Ausschuss höchstwahrscheinlich wusste siehe: Diner, Fitting Memorial.
- 8 Kätsch, Sosua, 196, 240.
- 9 Interview mit Mr. und Mrs. Trone in Bulletin, 1. August 1941, in: Kätsch, Sosua, 58.
- 10 Eine »Siedler-Einheit« war entweder ein »Familienoberhaupt mit Frau und abhängigen Kindern« oder ein »unverheiratetes, erwachsenes, potentielles Familienoberhaupt«. Brookings Institution, Refugee Settlement, 326 Anm. 25.
- 11 James Rosenberg Brief an Sir Herbert Emerson, Feb. 6, 1941, from DORSA Files N.Y., zitiert in Kisch, Golden Cage. Das Thema »Nagelpflege« tauchte nochmals auf in einem Brief von Mr. Hyman (Exec. Vice Chairman der DORSA) an eine Miss Margolis in Shanghai, 16. July 1941, in: Immigration 1941 from DORSA file #50.
- 12 Segal, *Other People's Houses*, 193.
- 13 Brookings Institution, Refugee Settlement, 286-287, 296.
- 14 Report on the Health Survey in Sosua, Dec. 1942, by I.J. Kligler and Helen Kligler in: Reports Sosua 1940-1945, DORSA #43.
- 15 Statistik im Brief an Miss Dorothy Wheelock, Assoc. Ed., Harper's Bazaar, von William Bein, April 27, 1944 in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43.

- 16 Bericht über Besuch in Sosua von David Stern, August 1944, 11, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43.
- 17 Brief von Rosenberg an Hyman, July 10, 1941, in: Immigration 1941 from DORSA file #50.
- 18 Brief von Laura Margolis (Shanghai) an Hyman, August 7, 1941, in: Immigration 1941 from DORSA file #50.
- 19 Kaplan, Der Mut zum Überleben, 203-206, zu Palästina und zu der Entscheidung, bei den Eltern zu bleiben.
- 20 Bulletin: Veröffentlichung durch das Committee of Education and Recreation, July 16, 1941, in: Kättsch, Sosua, 59.
- 21 Bericht von David Stern an Maurice Hexter, July 31, 1944 in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 22 Interview mit Luis Hess, 25. Mai 2006.
- 23 Spiegel Online, Panorama, 26. Dez. 2006. <http://www.spiegel.de/panorama/zeitgeschichte/0,1518,456564,00.html> (Zugriff: 28.10.2009).
- 24 Laut der offiziellen, vom Research Dept. des Joint vorgelegten Statistik heirateten neun »in der Dominikanischen Republik geborene« Frauen Angehörige der Siedlung. Memo vom 28. Okt. 1947 des Research Dept. an Robert Pilpel, in: Administration Report, Vital Statistics, DORSA #47. Die in Kisch geschätzten zwanzig umfassen wohl auch Paare, die nicht wirklich verheiratet waren. Golden Cage, 101.
- 25 Symanski und Burley, The Jewish Colony of Sosua, 373.
- 26 »Sosua: Vital Statistics 1951-1961«, DORSA, NY, zitiert in Kisch, Golden Cage, 101.
- 27 Bericht von W.E. Sondheimer über Sosua [Datum müsste Ende 1943 sein], 4, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43.
- 28 In einem Interview mit mir erwähnte Mr. Hess, dass die Siedler sehr freundlich zu seiner Frau waren. Mai 2005, Interview. Klamka schreibt ebenfalls: »Es dauerte nicht lange, [...] bis die dominikanischen Ehefrauen von den Siedlern akzeptiert wurden.«. Klamka, Sosúa, 25. Siehe auch: Kättsch, Sosua, 249, 268, bzgl. positiver Eindrücke.
- 29 Sosua, Film von Taub und Kafka im USHMM.
- 30 Hofeller, Refugee, 36.
- 31 Bericht über Mrs. Arons' Beobachtungen in Memo von Mrs. Reyher an Mr. Rosenberg und Dr. Hexter, May 18, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5. Vgl. auch Arons' Sorge wegen der Enttäuschung der dominikanischen Regierung bezgl. Mischehen in: Äußerungen von Mr. Arons, handschriftlich notiert von James Rosenberg, Sept. 8, 1943, 1, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 32 Kättsch, Sosua, 249.
- 33 »Notizen des Medical Department«, in: El Boletin, March 15, 1942, in: Kättsch, Sosua, 89.
- 34 Report on the Health Survey in Sosua, Dec. 1942, by I.J. Kligler and Helen Kligler, in: Reports Sosua 1940-1945, from DORSA file #43.
- 35 Kättsch, Sosua, 19.
- 36 Hofeller, Refugee, 36.

- 37 Kättsch, Sosua, 250.
- 38 Henry, Strangers in Paradise, 39.
- 39 Grete Neumann-Burg, memoir, Kaplan, May 24, 2006, BurgMEM6.
- 40 Sondheimer-Tagebuch in: Kaplan, Sondheimer, Miriam, IMG_0096.
- 41 Bauer, memoir, 36.
- 42 Bauer, memoir, 37.
- 43 Teller, Bericht, 4.
- 44 Hofeller, Refugee, 46.
- 45 Mit der Autorin geteilte persönliche Erinnerung, 2007.
- 46 Memo von Mrs. Arons mit James Rosenberg, May 14, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 47 Brief von Rosen an Rosenberg, April 10, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 48 Spiegel Online, Panorama, 26. Dez. 2006. <http://www.spiegel.de/panorama/zeitgeschichte/0,1518,456564,00.html> (Zugriff: 28.10.2009).
- 49 La Información, #8378 (Nov. 19, 1940), 5; #8401 (Dec. 16, 1940), 5.
- 50 Er erfuhr, dass das Hospital 8265 dominikanische Fälle und 5542 Flüchtlingsfälle gesehen und behandelt hatte. Zusammenfassung zweier vorläufiger Berichte vom 31. Juli und 7. August 1944, in DORSA file #5 (der Bericht listet die Patienten des Vorjahres auf.)
- 51 Zusammenfassung zweier vorläufiger Berichte vom 31. Juli und 7. August 1944, in DORSA file #5 (der Bericht listet die Patienten des Vorjahres auf.)
- 52 Peña Battles Besuch in Brief an Arons von Bein und Sondheimer, August 22, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 53 Executive-Committee-Protokoll, April 1944 (aus Hexters Bericht), from DORSA file #5.
- 54 Hofeller, Timetable to Nowhere, 34.
- 55 Kisch, Golden Cage, 108.
- 56 Hofeller, Refugee, 31.
- 57 Bei den beiden handelte es sich um das Centro Israelita und das Parroquia Israelita. Sie schlossen sich am 30. Juni 1940 zusammen. Kaplan, May 28, 2006, RELIGcongs.
- 58 Danke an Denny Herzberg, E-Mail, 26. Juli 2007, und an Ernest Weinberg, E-Mail, 27. Juli 2007.
- 59 Brief von William Bein an Walter Sondheimer und Walter Baum, April 26, 1945, in: Administration: General 1944-1945 from DORSA file #6.
- 60 Mitteilungsblatt der Jüdischen Gemeinde, Nr. 7 (ohne Datum), in: Kättsch, Sosua, 164.
- 61 Walter E. Sondheimer, Notes concerning Sosua Settlement, July 1945, 38, in: Reports Sosua from DORSA file #43. An Sonntagen geöffnet, in: Protokoll der Sitzung in Dr. Hexters Wohnung, 12. Feb. 1945 und 14. Feb. 1945, in: Administration: General Sept. 1944-1945 from DORSA file #6.
- 62 Mitteilungsblatt der Jüdischen Gemeinde, 13. April 1945, in: Kättsch, Sosua, 148.
- 63 Hofeller, Refugee, 37.
- 64 Henry, Strangers in Paradise, 16.
- 65 Henry, Strangers in Paradise, 39.

- 66 Dr. Max Bruck, »Kulturprobleme in Sosua«, in: La Voz de Sosua, June 2, 1943, in: Kättsch, Sosua, 116.
- 67 Bulletin, 16. Juli 1941, wiedergegeben in: Kättsch, Sosua, 52.
- 68 Dazu gehörten: 248 Deutsche, 239 Österreicher, 58 aus Polen, Russland oder Litauen, 23 aus der Tschechoslowakei, 17 aus Luxemburg, 15 aus Ungarn, fünf oder weniger aus Belgien, Frankreich, Italien, Portugal und Rumänien. Diese Statistik vom 28. Oktober 1947 stammt vom Research Department des Joint in New York und wurde an Robert Pilpel (Secretary of the Latin American Committee of the Joint sowie Secretary of the Agro-Joint) geschickt. Aber wie andere Statistiken über Sosúa ist sie vielleicht nicht ganz richtig, sowohl was die Zahlen, als auch was die Länder betrifft. Ich vermute, dass z. B. die vier aus der Schweiz nicht dort geboren, sondern aus Mitteleuropa dorthin gezogen waren. DORSA file #47. Außerdem sind es nach dieser Statistik insgesamt 605, wohingegen andere Archivangaben von insgesamt über 700 Einwohnern zum einen oder anderen Zeitpunkt sprechen.
- 69 Kättsch, Sosua, 20.
- 70 Henry, Strangers in Paradise, 40.
- 71 Joseph Rosen, aus dem Nachdruck der Survey Graphics, Sept. 1941, 4, in: Joint Printed materials folder, Miscellaneous Pictures and Papers from DORSA box 7.
- 72 Zum Beispiel trauten die jüdischen Verwaltungsleute in Argentinien ihren Schützlingen nicht über den Weg. Umgekehrt hielten die Empfänger der Hilfsmaßnahmen die Verwalter für unsensibel, inkompetent und grob. Laikin Elkin, Jews of the Latin American Republics, 134-135.
- 73 Brookings Institution, Refugee Settlement, 339.
- 74 Brookings Institution, Refugee Settlement, 293.
- 75 Bericht des Agricultural Dept. Sosua Settlement, von Edwin Anderson, Oct. 31, 1942, 9, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA #43.
- 76 Bericht des Agricultural Dept. Sosua Settlement, von Edwin Anderson, Oct. 31, 1942, 9, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA #43.
- 77 Brief von Eugene Rosen an James Rosenberg, July 24, 1943, in: Reports and Letter 1943 from DORSA file #5.
- 78 Brief von David Stern an Hexter, July 19, 1944 in: Reports and Letters 1943, from DORSA file #5.
- 79 Brookings Institution, Refugee Settlement, 321.
- 80 Brief von Arons an Reyher, May 3, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 81 Äußerungen von Mr. Arons, handschriftlich notiert von James Rosenberg, Sept. 8, 1943, 1, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 82 Brookings Institution, Refugee Settlement, 323.
- 83 52 Familien (siebzig Personen) waren bis Ende 1943 weggezogen. Siehe: Bericht von W.E. Sondheimer über Sosua, 9, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43. Bis April 1944 waren 70 Familien (100 Personen) aus Sosúa weggegangen, von denen 18 Familien (30 Personen) auch die Insel verließen. Brief an Miss Dorothy Wheelock, Assoc. Ed., Harper's Bazaar, von William Bein, Apr. 27, 1944, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA #43. Die dominikanische Regierung akzeptierte diese Umsiedlungen bald und willigte 1944 sogar ein, einer An-

- zahl von Leuten bei ihrem Wegzug von Batey zu helfen. Aber finanziell blieb die DORSA für sie verantwortlich. Protokoll der Sitzung des Executive Committee of DORSA, 20. Jan. 1944 from DORSA file #5.
- 84 Hofeller, Refugee, 48.
- 85 Unger, memoir, 34.
- 86 Barbara Bandler Steinmetz fand einen Brief an ihren Vater mit der Adresse »Jarabacoa Convalescent Home«, was es ihrer Meinung nach der DORSA möglich machte, das kleine Hotel zu subventionieren. Brief vom 27. April 1990, in: Kaplan, May 25, 2006, SteinmetzLetter.
- 87 Vor Dez. 1944 gingen 31 Personen in die USA, 12 nach Kuba, und 3 nach Kanada und anderswohin. Siedler für andere Länder bis 31. Dez. 1944 und Siedler für die USA bis 31. Dez. 1944, in: Administration Reports Vital Statistics from DORSA file #47. Kuba war Reiseziel, weil die USA monatlich 100 Flüchtlinge von dort aufnahmen. Äußerungen von Mr. Arons, handschriftlich notiert von James Rosenberg, Sept. 8, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 88 Memo von Reyher an Rosenberg und Hexter, 10. Mai 1943.
- 89 Sosua Today: Vital Statistics, in: Administration: Reports 1946-1947 from DORSA file #44.
- 90 Äußerungen von Mrs. Arons (ihren Mann zitierend), handschriftlich notiert von Mr. Rosenberg, Sept. 8, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 91 Anderson zitiert von Reyher in Memo an Rosenberg und Hexter, Feb. 27, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 92 Bericht des Agriculture Dept. Sosua Settlement, von Edwin Anderson, Oct. 31, 1942, in: Reports 1940-1945 from DORSA file #43.
- 93 Bericht des Agricultural Dept. Sosua Settlement, von Edwin Anderson, Oct. 31, 1942, 9, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA #43.
- 94 Äußerungen von Mr. Arons, handschriftlich notiert von James Rosenberg, Sept. 8, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 95 Brief von Eugene Rosen an James Rosenberg, July 24, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 96 Äußerungen von Mr. Arons, handschriftlich notiert von James Rosenberg, Sept. 8, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 97 Paul Cohnen-Interview, 2006.
- 98 Kätsch, Sosua, 252.
- 99 Klamka, Sosúa, 21.
- 100 Brief/Petition des Settlers' Council an James Rosenberg, 3. Aug. 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 101 Brief von Sir Herbert Emerson (vom Intergovernmental Committee, London) an Myron Taylor, Nov. 1943, 2, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 102 Kaplan, May 25, 2006, Lothar Reporti. Siehe Kap. 5, Anm. 159.
- 103 Memo an »All Homesteaders, from: Mr. Solomon Arons, Resident Manager«, 3. März 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 104 Brief von Eugene Rosen an James Rosenberg, July 24, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.

- 105 Bericht vom 9. November 1943, von Reid (?) in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 106 Zitat Hexter im Protokoll der Jahresversammlung des Board of Directors of the American Jewish Joint Agricultural Corp., 30. Dez. 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 107 Siehe Kap. 5 oder Niederschrift Executive Committee of DORSA, July 15, 1943, in: Administration Minute Books, July 1, 1943-June 1947 from DORSA file #35D.
- 108 Brief von Joseph Rosen an Rosenberg, April 9, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 109 Brookings Institution, Refugee Settlement, 286.
- 110 Anderson tadelte die DORSA dafür, dass sie »zusah, wie das Schweitzer Regime seinen Amtsmissbrauch und seine Täuschungsmanöver fortsetzte«, in: »Report of Agricultural Dept. Sosua Settlement« an die DORSA (NY) vom 31. October 1942, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43.
- 111 Bzgl. Eugene siehe: Brief von Joseph Rosen an James Rosenberg, April 9, 1943 from DORSA File #5. Bzgl. Stern siehe: Brief von Stern an Mr. Rafael Paino Pichardo, Außenminister der Dominikanischen Republik, July 1, 1944, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 112 Klamka, Sosúa, 32.
- 113 Robert Wishnick, »Report to the DORSA Executive Committee on Robert Wishnick's Trip to the Dominican Republic, May 16-27 [1943]«, den Mitarbeitern am »M«-Project an der Johns Hopkins University zur Verfügung gestellt. Ms. 58, Milton S. Eisenhower Library, The Johns Hopkins University.
- 114 Walter E. Sondheimer, Notes concerning Sosua Settlement, July 1945, 3-4, in: Reports Sosua from DORSA #43.
- 115 Farmen in einem Moschaw im britischen Mandatsgebiet Palästina befanden sich in Privatbesitz, jedoch legte man Wert auf Gemeinschaftsarbeit. Der Anbau erfolgte in Eigenarbeit oder kooperativ, aber die Gewinne flossen in die Eigenversorgung. Auf diese Weise konnte ein Farmer andere überflügeln, je nachdem, wieviel Mühe er auf die Landarbeit verwendete.
- 116 Brief von Joseph Rosen an Mrs. Reyher, March 22, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 117 Brief von Eugene Rosen an Rosenberg, July 24, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 118 Brief von Joseph Rosen an Mrs. Reyher, April 19, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 119 Brief von Maurice Hexter an James Rosenberg, Feb. 16, 1944, from DORSA file #5.
- 120 Brief von S. Arons an Mrs. Reyher, Nov. 3, 1942, in: Administration, Personnel from DORSA #38.
- 121 Brief von Warren an Rosenberg, March 31, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 122 Brief von Reyher an Rosen, March 25, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 123 Brief von Solomon Arons, 22. März 1944, 4, bzgl. Sosua-Budget für 1944, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.

- 124 Zu diesem Zeitpunkt gab es nach Zählung der DORSA 466 Siedler. Bericht der Malaria-Experten, 26. April 1942, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43.
- 125 Offenbar war das der Höchststand an Verwaltungskosten der DORSA. Im Jahr 1962 waren nur noch zehn Personen bei der DORSA beschäftigt. Memo, July 24, 1962, in: Administration, Personnel from DORSA file #38.
- 126 Brief von Joseph Rosen an Reyher, Feb. 22, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 127 1944 verfügte Sosúa über zwanzig Brunnen (fünf durch Windmühlen, elf mit Strom und vier von Hand betrieben). David Stern Report, July-August 1944, 23-26, in: Administration: Reports 1940-1945 from DORSA file #43.
- 128 Report from Solomon Arons Re: 2 ½ years construction work in Sosua, Oct. 15, 1942, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43.
- 129 Versammlung mit den Heimstätten-Siedlern, einberufen von der Administration am Montag, den 3. April 1944, 4, 8, in: Administration: General Settlers' Council from DORSA file #11.
- 130 El Boletín (1944), in: Kátsch, Sosua, 86-87.
- 131 »Notizen des Medical Department«, El Boletín, 15. März 1942, in: Kátsch, Sosua, 90.
- 132 Sitzung der Colmadokommission am 5. Okt. 1944, in: Administration: General Colmado Commission from DORSA file #11C.
- 133 Sitzung am 26. Sept. 1944, in Administration: General Colmado Commission from DORSA file #11C.
- 134 Sitzung der Colmadokommission am 1. Okt. 1944, 9, in: Administration: General Colmado Commission from DORSA file #11C.
- 135 Sitzung der Colmadokommission am 17. Okt. 1944, in: Administration: General Colmado Commission from DORSA file #11C.
- 136 Sitzung der Colmadokommission am 13. Okt. 1944, 6, in: Administration: General Colmado Commission from DORSA #11C.
- 137 Brief von Arons an Reyher, March 9, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 138 Brief von Arons an Reyher, March 9, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 139 Robert Wishnick, »Report to the DORSA Executive Committee on Robert Wishnick's Trip to the Dominican Republic, May 16-27 [1943]«, den Mitarbeitern am »M«-Project an der Johns Hopkins University zur Verfügung gestellt. Ms. 58, Milton S. Eisenhower Library, The Johns Hopkins University.
- 140 Hexter, Schreiben an Falk, Feb. 16, 1944, from DORSA file #5. Diese Teilung wurde am 1. Nov. 1944 eingeführt. Siehe Memo von Robert Pilpel an Levy, etc., 23. Okt. 1945, in: Administration: General, September 1944-1945 from DORSA file #6. Zu diesem Zeitpunkt gab es in Batey ungefähr 300 Einwohner, von denen 100 Beschäftigung als Hilfsarbeiter in den dortigen Betrieben fanden.
- 141 1941-42 befanden sich nach Schätzung des American Jewish Yearbook 756 Juden im Land (einschließlich der geschätzten 400 in Sosúa). Das hieß, dass mindestens 300 Juden in der Hauptstadt wohnten. American Jewish Yearbook, Vol. 42 (1940-1941), 601; Vol. 43 (1941-1942), 335, 662.

- 142 Die Siedler gründeten zur selben Zeit drei Organisationen, um ihre Interessen gegenüber der DORSA zu vertreten: den Heimstättler-Rat, den Batey-Rat und den »Industrie«-Rat (der selbstständigen Handwerker), was gegenseitiges Misstrauen schaffte. Sondheimer Report, Kaplan, May 23, 2006, IMG_0151.
- 143 Memo von R.I. Wishnick an Agro-Joint und DORSA Executive Committee, Sept. 1944, in Administration: General, September 1944-1945 from DORSA file #6.
- 144 Zitat Hexter im Protokoll der Jahresversammlung des Board of Directors of the American Jewish Joint Agricultural Corp., 30. Dez. 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 145 Brief von Dr. Walter Baum an Mr. Hexter, Feb. 3, 1945, in Administration: General, September 1944-1945 from DORSA file #6.
- 146 Protokoll der Sitzung des Executive Committee of DORSA, Jan. 20, 1944, 4-5, from DORSA file #5.
- 147 Draft Report, August 11, 1943, in Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 148 Im Jahr 1943 erhielt ein in Batey lebendes verheiratetes Paar mit einem Kind 40 Dollar monatlichen Unterhalt, Heimstättler aber nur 30 Dollar, weil sie – zumindest theoretisch – ihr Einkommen durch ihren kleinen Garten und Kleinvieh aufbessern konnten. Draft Report, August 11, 1943, in: Reports and Letters 1943, from DORSA file #5.
- 149 David Stern Report, July-August 1944, 13-14, in Administration: Reports 1940-1945 from DORSA #43.
- 150 David Stern Report, July-August 1944, 15, in Administration: Reports 1940-1945 from DORSA #43.
- 151 David Stern Report, July-August 1944, 15, in Administration: Reports 1940-1945 from DORSA #43.
- 152 Mitteilungsblatt der Jüdischen Gemeinde, April 27, 1945, in: Kättsch, Sosua, 151.
- 153 Zusammenfassung zweier vorläufiger Berichte vom 31. Juli und 7. August 1944 von David Stern, from DORSA file #5. In Batey waren das 123 Männer, 70 Frauen, und 44 Kinder. Survey of Settlers Population of Sosua Settlement as per December 31, 1944, in: Administrative Reports, Vital Statistics from DORSA file #47.
- 154 Zusammenfassung zweier vorläufiger Berichte vom 31. Juli und 7. August 1944 von David Stern, from DORSA file #5.
- 155 Protokoll der Sitzung in Dr. Hexters Wohnung, 12. Feb. 1945 und 14. Feb. 1945, 5, in: Administration: General, Sept. 1944-1945 from DORSA file #6.
- 156 Klamka, Sosúa, 21.
- 157 Klamka, Sosúa, 21.
- 158 Protokoll der Sitzung des Executive Committee of DORSA, Jan. 20, 1944, 4-5 from DORSA file #5.
- 159 Hexter, Schreiben an Falk, Feb. 16, 1944 from DORSA file #5.

7 Gehen oder Bleiben

- 1 Protokoll der Sitzung des Executive Committee der DORSA, 5. Juli 1945, in: Administration: General, Sept. 1944-1945 from DORSA file #6.
- 2 Brief von William Bein an Hexter, Sept. 1, 1945, in: Administration: General Sept. 1944-1945 from DORSA file #6.
- 3 Für eine detailliertere Schilderung der Nachkriegszeit in Sosúa siehe: Wells, Tropical Zion.
- 4 Protokoll der Sitzung des DORSA Executive Committee im JDC Office, 16. Okt. 1945, in: Administration: General, Sept. 1944-1945 from DORSA file #6.
- 5 Gründung des Colmado, in: 8. Juni 1944, Protokoll des Exec. Com. of DORSA, in: Administration Minute Books, July 1, 1943-June 1947 from DORSA file #35D.
- 6 Walter E. Sondheimer, Notes concerning Sosua Settlement, July 1945, 30, in: Reports Sosua from DORSA file #43.
- 7 Walter E. Sondheimer, Notes concerning Sosua Settlement, July 1945, 30, in: Reports Sosua from DORSA file #43.
- 8 Brief von Stern an Hexter, November 26, 1945, in: Administration: General, Sept. 1944-1945 from DORSA file #6.
- 9 Ansprache von Walter Sondheimer bei der gemeinsamen Sitzung der Ausschüsse von JDC und DORSA, 16. Okt. 1945, in: Administration: General, Sept. 1944-1945 from DORSA file #6.
- 10 Brief (wahrscheinlich von einem Landwirtschaftsschüler) an Mrs. Hardisty (in England), June 22, 1944, in: Emigration: Letters 1944-1951 from DORSA file #48.
- 11 Protokoll der Sitzung des DORSA Executive Committee im JDC Office, 16. Okt. 1945, in: Administration: General, Sept. 1944-1945 from DORSA file #6.
- 12 Walter E. Sondheimer, Notes concerning Sosua Settlement, July 1945, 34-35, in: Reports Sosua from DORSA file #43.
- 13 Protokoll der Sitzung des DORSA Executive Committee im JDC Office, 16. Okt. 1945, in: Administration: General, Sept. 1944-1945 from DORSA file #6.
- 14 Brief von Stern an Hexter, November 26, 1945, in: Administration: General, Sept. 1944-1945 from DORSA file #6.
- 15 Für Beispiele siehe: Memo von Mrs. Reyher an Mr. Rosenberg, May 12, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5; Protokoll der Sitzung des Dorsa Executive Committee, Oct 16, 1945, in: Administration: General, Sept. 1944-1945 from DORSA file #6; Walter Sondheimer, Notes concerning Sosua Settlement, July 1945, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43. 1950 betrug der Nettogewinn der Tourismusbranche 5486 Dollar, in: Report on Sosua Settlement for the Year 1951, in: Reports Sosua 1948-1956 from DORSA file #45.
- 16 Bericht von W.E. Sondheimer über Sosúa [Datum müsste Ende 1943 sein], 3, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43.
- 17 Protokoll der Sitzung vom 31. Mai 1950 und Protokoll vom 2. Okt., 6. Okt. und 11. Okt. 1950, beide in: Administration: Annual Meetings Correspondence from DORSA file #37a.
- 18 Brief von Walter Sondheimer an William Bein, May 20, 1945, und Brief von

- »Blackie« [Douglas Blackwood] an Bein, May 15, 1945, beide in: Administration: General, Sept. 1944-1945 from DORSA file #6.
- 19 Protokoll der Sitzung des DORSA Executive Committee im JDC Office, 16. Okt. 1945, in: Administration: General, Sept. 1944-1945 from DORSA file #6.
- 20 Brief von William Bein an die DORSA, October 1, 1945 in: Immigration: 1945-1946 from DORSA file #51.
- 21 Brief von William Bein an die DORSA, October 1, 1945, in: Immigration: 1945-1946 from DORSA file #51.
- 22 Protokoll der Sitzung des DORSA Executive Committee im JDC Office, 16. Okt. 1945, in: Administration: General, Sept. 1944-1945 from DORSA file #6.
- 23 Die Anzahl der Personen war von 450 auf 417 gesunken. Protokoll der Sitzung des DORSA Executive Committee im JDC Office, 16. Okt. 1945, in: Administration: General, Sept. 1944-1945 from DORSA file #6.
- 24 Mitteilungsblatt der Jüdischen Gemeinde, April 13, 1945, in: Kätisch, Sosua, 147.
- 25 Brief von William Bein an die DORSA, October 1, 1945, in: Immigration: 1945-1946 from DORSA file #51.
- 26 Brief von David Stern an Mrs. Moses, March 26, 1946 in: Immigration 1945-1946 from DORSA file #51.
- 27 Text der Ansprache von Walter Sondheimer bei der gemeinsamen Sitzung der Ausschüsse des JDC und der DORSA, 16. Okt. 1945, in: Administration: General, Sept. 1944-1945 from DORSA file #6.
- 28 Brief von Stern an Hexter, May 2, 1946, in: Immigration: 1945-1946 from DORSA file #51.
- 29 Brief von Stern an Mrs. Moses, July 17, 1946, in: Immigration: 1945-1946 from DORSA file #51.
- 30 Brief von Ruby Moses an Rita Stein (Joint), Sept. 25, 1946, in: Immigration: 1945-1946 from DORSA file #51.
- 31 Brief von Ruby Moses an Rita Stein (Joint), Sept. 25, 1946, in: Immigration: 1945-1946 from DORSA file #51.
- 32 Brief von James Rosenberg an Baerwald, Hexter, etc. vom 30. Nov. 1945, mit Zitat eines New York Times-Artikels: »Dominican Republic Renews Refugee Bid«, Nov. 24, 1945, in: Administration: General, Sept. 1944-1945 from DORSA file #6.
- H.H. Lopez Penha, Vorsitzender des Dominican Committee for Jewish Immigration, wiederholte diese Aufforderung in einem Brief vom 20. Dez. 1945 an E. M. Warburg, Präsident des Joint. Nach der Bemerkung, er habe kürzlich bei einem Besuch in den USA Gelegenheit gehabt, »die überreiche Fülle jüdischen Kapitals, das investiert werden könnte, zu registrieren«, drängte er darauf, dass man, statt weiterer Verpflichtungen des Joint, »jüdisches Kapital« in verschiedene dominikanische Gewerbebezüge investieren sollte. Diese Gewerbe würden dann »die Einwanderung jüdischer Familien garantieren«. Aus dem Spanischen übers. Brief, in: Administration: General, Sept. 1944-1945 from DORSA file #6. Lopez Penha mag über »jüdisches Kapital« geredet haben, ohne sich unwohl zu fühlen, weil er sich selbst als teilweise jüdisch betrachtete.
- 33 La Nación, 16. Dezember 1945, in: Immigration: 1945-1946 from DORSA file #51.

- 34 Brief von H.H. Lopez Penha, Vorsitzender des Dominican Committee for Jewish Immigration, an E.M. Warburg, Präsident des Joint, March 18, 1946 in: Immigration: 1945-1946 from DORSA file #51.
- 35 Brief von H.H. Lopez Penha, Vorsitzender des Dominican Committee for Jewish Immigration, an E.M. Warburg, Präsident des Joint, March 18, 1946, und Memo von Mrs. Moses und Mr. Bein an Maurice Hexter, Feb. 25, 1946, in: Immigration: 1945-1946 from DORSA file #51.
- 36 American Jewish Yearbook, Vol. 48 (1946/1947), 252.
- 37 American Jewish Congress Israel Goldstein Chapter, Commission on International Affairs, May 1960, Chicago Jewish Archives.
- 38 Hexter, Rede, Dec. 27-28, 1957 in: Organizations: Centro Israelita from DORSA file #57.
- 39 Brief von James Rosenberg an George Warren (US-Außenministerium), Nov. 27, 1957 in: Organizations: Centro Israelita from DORSA file #57.
- 40 Vital Statistics in Administration: Reports 1946-1947 from Dorsa file #44.
- 41 Heather Morgan, »Letter from Sosua: Refugees and Kin Clinging to an Island of Saved Souls«, in: The Forward, Vol. CVI, No. 31 (Dec. 13, 2002), 423; pg. 1.
- 42 Brief von Rosenberg an Pilpel, April 11, 1946, in: Immigration: 1945-1946 from DORSA file #51.
- 43 Brief von James Rosenberg an Edward Warburg, Jan. 14, 1946, in: Immigration: 1945-1946 from DORSA file #51. Die Fonds-Summe betrug zunächst 1000 Dollar, wurde aber bei einer Sitzung am 17. April auf 2000 Dollar erhöht. Brief von Pilpel an Mrs. Moses, April 24, 1946, in: Immigration: 1945-1946 from DORSA file #51.
- 44 Namen wurden über das Intergovernmental Committee an das Außenministerium weitergereicht. Memo von Mrs. Moses und Mr. Bein an Maurice Hexter, Feb. 25, 1946, in: Immigration: 1945-1946 from DORSA file #51.
- 45 Memo von Mrs. Moses an Maurice Hexter, Jan. 31, 1946, in: Immigration: 1945-1946 from DORSA file #51.
- 46 Brief von David Stern an Mrs. Moses, Sept. 17, 1946, in: Immigration: 1945-1946 from DORSA file #51, und Brief von Mrs. Moses an Robert Pilpel, Sept. 27, 1946, in: Immigration: 1945-1946 from DORSA file #51.
- 47 Brief von Moses an Pilpel, December 31, 1946, in: Immigration: 1945-1946 from DORSA file #51.
- 48 Brief von David Stern an Mrs. Moses, March 26, 1946, und Brief von Pilpel an Mrs. Moses, April 24, 1946, beide in: Immigration: 1945-1946 from DORSA file #51.
- 49 Bericht von Charles Jordan in Shanghai an JDC, NY vom 12. Dez. 1946, in: Immigration: 1945-1946 from DORSA file #51.
- 50 Brief von David Stern an Charles Jordan in Shanghai, Oct. 7, 1946, in: Immigration: 1945-1946 from DORSA file #51.
- 51 Siehe: Grossmann, Jews, Germans and Allies; Zalashik, Hahisroia shel Hapsychiatria sowie »Wiedergutmachung«; Doron, In the Best Interest of the Child.
- 52 Bericht von Charles Jordan in Shanghai an JDC, NY vom 12. Dez. 1946, in: Immigration: 1945-1946 from DORSA file #51.
- 53 Philip Skorneck, »Visits to Havana, Ciudad Trujillo, Sosua and Port-au-Prince«,

- October 22, 1948, in: Administration: Reports (Sosua) 1948-1956 from DORSA file #45.
- 54 Kätisch, Sosua, 170.
- 55 Philip Skorneck, »Visits to Havana, Ciudad Trujillo, Sosua and Port-au-Prince«, October 22, 1948, in: Administration: Reports (Sosua) 1948-1956 from DORSA file #45. Für spanische Unterlagen siehe: Sosua Today: Vital Statistics in Administration: Reports 1946-1947 from DORSA file #44.
- 56 Report on Sosua Settlement for 1949, in: Reports, Sosua 1948-1956 from DORSA file #45.
- 57 Report on Sosua Settlement for 1949, in: Reports, Sosua 1948-1956 from DORSA file #45.
- 58 Survey of Settlers Population of Sosua Settlement as per Dec. 31, 1944, in: Administration Reports, Vital Statistics from DORSA file #47.
- 59 Zahl für 31. Dez. 1945, in: William Bein, Information Concerning the Settlement in Sosua, Feb. 4, 1946, in: Immigration 1945-1946 from DORSA file #51.
- 60 Das umfasst Aus- und Einwanderung aus Schanghai. Vital Statistics, in: Administration: Reports 1946-1947 from DORSA file #44.
- 61 Memo von Ruby Moses an Hexter, Kahn, Pilpel, 12. Mai 1950, in: Administration Reports, Vital Statistics from DORSA file #47.
- 62 1951 und 1953 aus Herbert Matthews, »Dominican Haven for Jews Waning«, in: New York Times, March 29, 1953, 40.
- 63 Vital Statistics, in: Administration: Reports 1946-1947 from Dorsa file #44.
- 64 Kätisch gibt an: 159 Heimstättler im Jahr 1944, 200 im Jahr 1949 und dann 169 im Jahr 1952. Sosua, 169.
- 65 DORSA, Vital Statistics, Oct. 16, 1956, in: Administration Reports, Vital Statistics from DORSA file #47.
- 66 Kisch, Golden Cage, 115.
- 67 Hofeller, Timetable to Nowhere, 47. Diese Liste wurde 1986 erstellt.
- 68 Symanski und Burley, »The Jewish Colony«, 373.
- 69 Report on Sosua Settlement for the Year 1953, in: Reports, Sosua 1948-1956 from DORSA file #45. Klamka schrieb 1956, dass 200 Personen die dominikanische Staatsbürgerschaft annahmen, was zu hoch erscheint. Sosúa, 36.
- 70 Aus dem Bericht von 1953, 2, in: Reports Sosua, 1948-1956 from DORSA file #45.
- 71 Report on Sosua Settlement for the Year 1953, in: Reports, Sosua 1948-1956 from DORSA file #45. Protokoll der Jahresversammlung 1957 der Anteilseigner der DORSA, in: Miscellaneous Pictures and Papers from DORSA file #7.
- 72 Brief Information on Sosua Settlement, July 1955, in: Administration Reports, 1948-1956 from DORSA file #45.
- 73 Report on Sosua Settlement for the Year 1951, in: Reports, Sosua 1948-1956 from DORSA file #45.
- 74 Report on Sosua Settlement for the Year 1951, in: Reports, Sosua 1948-1956 from DORSA file #45. Gebühren wurden im Nov. 1946 eingeführt. Die DORSA übergab die ärztlichen Dienstleistungen an die Gemeinde Sosúa am 1. Juli 1947 (mit geringfügiger Beihilfe der DORSA bis Ende 1948). Sosua Today, 19, in: Administration Reports 1946-1947 from DORSA file #44.

- 75 Brief von James Rosenberg an George Warren (US-Außenministerium), Nov. 27, 1957, und Brief von Maurice Hexter an James Rosenberg, Feb. 5, 1958, beide in: Organizations: Centro Israelita from DORSA file #57.
- 76 Wagner, memoir, 20-21.
- 77 Protokoll der Sitzung bzgl. DORSA-Budget, 1 März 1960, in: Miscellaneous Pictures and Papers from DORSA file #7.
- 78 Brief von Pilpel an Mrs. Moses, Aug. 2, 1946, in: Immigration: 1945-1946 from DORSA file #51.
- 79 Brief von Pilpel an Bloomsbury House, London, July 25, 1946, in: Immigration: 1945-1946 from DORSA file #51. Brief von Stern an Mrs. Moses, July 17, 1946, in: Immigration: 1945-1946 from DORSA file #51.
- 80 Brief von Leon Falk an James Rosenberg, Oct. 15, 1945, in: Administration: General, Sept. 1944-1945 from DORSA file #6.
- 81 Loeb und Troper, CPA Report, Feb. 18, 1948, in: Administration Minute Books, March 1948-March 1951 from DORSA file #35E. Aufgeführt werden Kosten von 2827673 Dollar, von denen 1789687 Dollar »nicht wiederzubekommen« waren.
- 82 Protokoll der Jahresversammlung 1957 der Anteilseigner der DORSA, in: Miscellaneous Pictures and Papers from DORSA file #7.
- 83 Text der Ansprache von Walter Sondheimer bei der gemeinsamen Sitzung der Ausschüsse von JDC und DORSA, 16. Okt. 1945, in: Administration: General, Sept. 1944-1945 from DORSA file #6.
- 84 Brief von Rosenberg an Warburg, May 3, 1946, in: Immigration: 1945-1946 from DORSA file #51.
- 85 Brief von Rosenberg an Hexter und Warburg, May 23, 1946, in: Immigration: 1945-1946 from DORSA file #51.
- 86 La Nación, 4. Februar 1946, in: Immigration: 1945-1946 from DORSA file #51.
- 87 Memo von Pilpel bzgl. Sitzung im JDC-Büro in New York, 28. Dez. 1945, in: Immigration: 1945-1946 from DORSA file #51.
- 88 DORSA-Bericht, 15. Dez. 1948, zitiert in: Kisch, Golden Cage, 114.
- 89 »Tausende« erwähnt in Brief von Rosenberg an Hexter und Warburg, May 23, 1946, in: Immigration: 1945-1946 from DORSA file #51. Der Wunsch nach dominikanischen Visa wird in aufgeregten Briefwechseln in 1945 und 1946 erwähnt, in: Immigration: 1945-1946 from DORSA file #51.
- 90 Interview mit Rebecca Hourwich Reyher, 1973, mit freundlicher Genehmigung des Regional Oral History Office, University of California, Berkeley, Online Archive of California.
- 91 Brief von Solomon Arons, March 22, 1944, 4, bzgl. Sosua Budget für 1944, from DORSA file #5.
- 92 Mitteilungsblatt der Jüdischen Gemeinde, 17. Mai 1945, in: Kätsch, Sosua, 154.
- 93 Kaplan, May 24, 2006, BurgMEM6.
- 94 Richarz, Jüdisches Leben in Deutschland, 18.
- 95 Durch die Wiederauffüllung wuchsen die Siedlungen in den 1930er Jahren. Deikel-Chen, Farming the Red Land, 57-59.
- 96 Weissbach, Jewish Life.

- 97 Die Urbanisierung (allmählich in Suburbanisierung übergehend) setzte sich im 20. Jh. in allen westlichen jüdischen Gemeinden fort. Friesel, *Atlas of Modern Jewish History*, 14.
- 98 Neumann, *German Jews in Colombia, 189-206*.
- 99 Laikin Elkin, *Jews of the Latin American Republics*, 153.
- 100 Laikin Elkin, *Jews of the Latin American Republics*, 152.
- 101 Torres-Saillant und Hernández, *Dominican Americans*, 47, 53; Hernández, *Mobility*, 17. Darin legt die Autorin allerdings nahe, dass die Dominikaner nicht immer eine »bessere Zukunft« fanden.
- 102 Hernández, *Mobility*, 8-9.
- 103 Brookings, *Refugee Settlement*, 326, 329.
- 104 Brookings, *Refugee Settlement*, 332.
- 105 Brief von Rosen an Rosenberg, zitiert in Rosens Brief an das American Jewish Congress Bulletin zwischen 15. Jan. und 1. März 1943, beigelegt J.N. Rosenbergs Antwort an Rosen am 1. März 1943, from DORSA file on »Brookings«.
- 106 Interview mit der Autorin, 25. Mai 2006, in *Sosúa*.
- 107 Vgl. z. B.: Weissbach, *Jewish Life*, 84-85, 302.
- 108 Interview mit Ernest Weinberg, 25. März 2006.
- 109 USHMM Oral history-Interview mit Felix Bauer, RG-50.166*0002, und USHMM Oral history-Interview mit Martha Bauer RG-50.166*0003.
- 110 Stanley Walker, *The Journey Toward the Sunlight*, 110, zitiert in: Kisch, *Golden Cage*, 100.
- 111 Walter E. Sondheimer, *Notes concerning Sosua Settlement, July 1945*, 22, 29, 45, in: *Reports Sosua from DORSA #43*.
- 112 Walter E. Sondheimer, *Notes concerning Sosua Settlement, July 1945*, 43, 45, in: *Reports Sosua from DORSA #43*.
- 113 Brief von Walter Baum an James Rosenberg, Dec. 15, 1947, in: *Administration Minute Books, March 1948-March 1951 from DORSA file #35E*.
- 114 Brief von Walter Baum an James Rosenberg, Dec. 15, 1947, in: *Administration Minute Books, March 1948-March 1951 from DORSA file #35E*.
- 115 *Daily Mirror*, 5. Sept. 1947, in: *Administration: Publicity 1943-1967; 1970 from DORSA file #41*.
- 116 »Dominicans Thrive at Cost of Liberty«, *New York Times*, 8. März 1953, in *Administration: Publicity 1943-1967; 1970 from DORSA file #41*.
- 117 Brief von *Anon.* an Rosenberg, Feb. 23, 1950, in: *Administration: Publicity 1943-1967; 1970 from DORSA file #41*.
- 118 »Trujillo's Regime in 25th Year«, *New York Times*, Sept. 14, 1955, 18, und »Light on Dictatorships«, *Leitartikel* Sept. 15, 1955, 32; Hexter, Brief vom 15. Sept. 1955; Brief von Rosenzweig an Hexter, Sept. 29, 1955. Alle in: *Administration: Publicity 1943-1967; 1970 aus DORSA file #41*, die weiteres, an verschiedene New Yorker Zeitungen geschicktes Material enthält, in dem die dominikanische Regierung verteidigt wird. 1953 war die DORSA Gastgeberin eines Empfangs zu Ehren Trujillos [*Administration: Reports (Sosua) 1948-1956 from DORSA file #45*], und Rosenberg und Hexter widmeten Trujillo und der Dominikanischen Republik im Dezember 1955 in Ciudad Trujillo zwei Marmorsäulen zum Dank.

- 119 Weiner, Jewish Migrant, 20-24.
 120 Später schloss sie sich dem Bund christlicher sozialistischer Gewerkschaften an.
 121 Weiner, Jewish Migrant, 52-57.
 122 Kätsch, Sosua, 18.
 123 Hernández, Mobility, 55.
 124 Weiner, Jewish Migrant, 52- 57. Ab Mitte der 1950er Jahre wurde die Dominikanische Republik international anerkannt als die Heimat von Spielern der Ersten Baseball-Liga in Amerika. Dave Zirin, »How Baseball Strip Mines the Dominican Republic«, Common Dreams News Center, Oct. 28, 2005, <http://www.commondreams.org/viewso5/1028-25.htm> (Zugriff: 22.10.2009); Nachdruck unter: »Say It Ain't So, Big Leagues«, The Nation, November 14, 2005.
 125 Weiner, Jewish Migrant, 26, 32, 45-47.
 126 Sosua, Film von Taub und Kafka im USHMM. Sosúa stellte auch Wasserhähne für Charamicos her. Weiner, Jewish Migrant, 33.
 127 Klamka, Sosúa, 35.
 128 Kätsch, Sosua, 179-180.
 129 Kätsch, Sosua, 16-17.
 130 Weiner, Jewish Migrant, 11.
 131 Kätsch, Sosua, 7, 22.
 132 Weiner, Jewish Migrant, 16-17.
 133 Weiner, Jewish Migrant, 28.
 134 Kätsch, Sosua, 20.
 135 Weiner, Jewish Migrant, 61. Sie verbrachte 1967 acht Wochen in Sosúa.
 136 Weiner, Jewish Migrant, 62.
 137 Weiner, Jewish Migrant, 61,70.
 138 Weiner, Jewish Migrant, 62.
 139 Kätsch, Sosua, 26-7.
 140 Kätsch, Sosua, 253-254.
 141 Henry, Strangers in Paradise, 40, als Zitat von Dr. Schwartz.
 142 Brief von Bruno Philipp an Maurice Hexter, Feb. 12, 1969, in: Miscellaneous Pictures and Papers from DORSA box #7.
 143 Briefe, davon einer an Wellisch, July 15,1970, in: Administration: Personnel from DORSA file #38.
 144 Hexter, Life Size, 126. Die New Yorker DORSA-Zentrale löste sich in den frühen 1990ern auf, wahrscheinlich 1992. Memo an Steve Schwager von Neil Malmud sowie handschriftliche Antwort vom 9. Sept. 1993, in: »Dorsa 1986-«, in: Miscellaneous Pictures and Papers from DORSA box #7.
 145 Sosua, Film von Taub und Kafka im USHMM.
 146 Sosua, Film von Taub und Kafka im USHMM.
 147 Hexter, Life Size, 126.
 148 »Davidstern fürs Rathaus«, in: Jüdische Allgemeine, Berlin, Nr. 19/06 (11. Mai 2006), 7. Dieser Artikel hebt auch besonders Ilana Neumann Hernández hervor, 38jährige Tochter eines jüdischen Vaters und einer dominikanischen Mutter, die als Repräsentantin von Puerto Plata dem Unterhaus des dominikanischen Parlaments angehörte (und nach der Wahl 2006 weiterhin angehört). Katz verlor die Wahl.

- 149 Memo vom 28. Oktober 1947, vom Research Dept. des Joint an Robert Pilpel, in: Administration Report, Vital Statistics from DORSA file #47.
- 150 Brief von Walter Baum an James Rosenberg, Dec. 15, 1947, in: Administration Minute Books, March 1948-March 1951 from DORSA #35E.
- 151 Kisch, Golden Cage, 102.
- 152 Brief von Barbara Bandler Steinmetz, April 27, 1990, in: Kaplan, May 25, 2006, SteinmetzLetter.

Nachwort

- 1 Brennan, What's Love got to do with it?
- 2 Saltzman und Cores, Jewish Dominican Sosúa.
- 3 Miriam Gerber, memoirs, part 15, der Autorin mitgeteilt.
- 4 Second Sosua Conference, National Council of Jewish Women, 22. Jan. 2006.
- 5 Saltzman und Cores, Jewish Dominican Sosúa.
- 6 Interview mit Paul Cohnen, Sosúa, May 2006.
- 7 »Ich befand mich an meinem Geburtsort und fühlte mich fremd«, Interview mit Herman Straus von Alicia Estévez, 2. Juli 2001, aus dem Spanischen ins Englische übersetzt von Rebeca Cores (Aug. 7, 2001). Dank an Professor Ann Saltzman für die freundliche Überlassung des Interviews.

Quellen und Literatur

Quellen

American Jewish Historical Society, NY:

Stephen S. Wise Papers, # p-134, Box 65, »Related to Dominican Republic.«

American Jewish Joint Distribution Committee, NY:

James Rosenberg diary. In: Administration, General #9.

Kurt Teller, »Bericht über die Gruppe #4, Schweizergruppe.« 1944. In: Administration: General Settlers' Council from DORSA file #11a.

Dominican Republic Settlement Association (DORSA) 1939-1977.

General files on Sosúa and DORSA as well as Sosúa photo collection.

Chicago Jewish Archives, Spertus Institute of Jewish Studies:

American Jewish Congress, Israel Goldstein Chapter, Report on International Affairs 1960.

Leo Baeck Institute, New York:

Memoirs:

Felix Bauer, »Leading to and Living in the USA.«

Ernst Hofeller, »Refugee.«

—: »Timetable to Nowhere.«

Nicholas Ross, »Sosúa; A Colony of Hope.« 1991.

Alfred Unger

Horst Wagner, »Wohin Gehen Wir?« 1975

Milton S. Eisenhower Library, The Johns Hopkins University. »M Project,« Ms. 58.

Sosúa Archive:

Grete Neumann-Burg, memoir [camera copy]

Miriam Sondheimer memoir

Report of the Medical Dept. (Klinger folder)

Report on the Children who were born in the Sosúa Settlement (Klinger folder)

Assorted Papers and photographs

United States Holocaust Memorial Museum Archive:

Kisch, Hyman. *Sosua: The Golden Cage*, unpublished manuscript, in Lili Wronker Papers 1984-1990, United States Holocaust Memorial Museum Archives, Acc. 2000.220 [also in Sosúa archive].

Selected Records from the Legation of the Dominican Republic in Washington.

Sosua a 30 minute film on the community. Filmed in 1981 and put on video in 1987. Filmed by Harriet Taub, Harry Kafka. Sosua-Sol Productions. (Teaneck, NJ: Ergo Media Inc.). U.S.Holocaust Memorial Museum archives.

Memoirs:

Felix Bauer, USHMM Oral history interview, RG-50.166*0002, USHMM.

Martha Bauer, USHMM Oral history interview, RG-50.166*0003, USHMM

Collection of Sosúa photos

YIVO Institute for Jewish Research:

Joseph P. Chamberlain Papers

Arthur Lampport Papers

Papers of Joseph A. Rosen

Literatur

Abells, Irving und Harold Troper: *None is too Many. Canada and the Jews of Europe 1933-1948*. Toronto 1997.

Arad, Gulie Ne'eman: *America, Its Jews, and the Rise of Nazism*. Bloomington 2000.

Ascher, Carol, Renate Bridenthal, Atina Grossmann und Marion Kaplan: »Fragments of a German-Jewish Heritage in Four ›Americans.« In: *The German-Jewish Legacy in America 1938-1988: From Bildung to the Bill of Rights*, Hg. von Abraham J. Peck. Detroit 1989.

Atkins, G. Pope und Larman C. Wilson: *The Dominican Republic and the United States. From Imperialism to Transnationalism*. Athens, GA 1998.

Avni, Haim: »The War and the Possibilities of Rescue.« In: *The Shoah and the War*, Hg. von Asher Cohen, Yehoyakim Cochavi, und Yoav Gelber. New York 1992.

–: »Latin America and the Jewish Refugees: Two Encounters 1935 and 1938.« In: *The Jewish Presence in Latin America*, Hg. von Judith Laikin Elkin und Gilbert W. Merkx. Winchester, MA 1987.

Bartrop, Paul R.: »The Dominions and the Evian Conference 1938. A Lost Chance or a Golden Opportunity?« In: *False Havens. The British Empire and the Holocaust*, Hg. von Paul R. Bartrop. Lanham, MD 1995.

– (Hg.). *False Havens: The British Empire and the Holocaust. Studies in the Shoah* 10. Lanham, MD 1995.

–: »From Lisbon to Jamaica. A Study of British Refugee Rescue during the Second World War.« *Immigrants & Minorities* 13, Nr. 1 (March 1994).

- Bauer, Yehuda: *American Jewry and the Holocaust. The American Jewish Joint Distribution Committee 1939-1945*. Detroit 1981.
- : *My Brother's Keeper. A History of the American Jewish Joint Distribution Committee 1929-1939*. Philadelphia 1974.
- Berghahn, Marion: *German-Jewish refugees in England. The Ambiguities of Assimilation*. London 1984.
- Betances, Emelio: »Social Classes and the Origin of the Modern State. The Dominican Republic 1844-1930.« *Latin American Perspectives* 22, Nr. 3, The Dominican Republic: Social Change and Political Stagnation (Summer 1995).
- und Hobart A. Spalding, Jr.: »Introduction.« *Latin American Perspectives* 22, Nr. 3, The Dominican Republic: Social Change and Political Stagnation (Summer 1995).
- Bourdieu, Pierre: *Distinction. A Social Critique of the Judgement of Taste*. Cambridge, Mass 1984.
- [– Dt. Ausgabe: *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt am Main 1982.]
- Breitman, Richard und Alan M. Kraut: *American Refugee Policy and European Jewry 1933-1945*. Bloomington 1987.
- Brennan, Denise: *What's Love Got to Do with It? Transnational Desires and Sex Tourism in the Dominican Republic*. Durham 2004.
- Brookings Institution. *Refugee Settlement in the Dominican Republic, a Survey Conducted under the Auspices of the Brookings Institution*. Washington, DC 1942.
- Burleigh, Jürgen: »Blond and Blue-Eyed in Mexico City 1821 to 1975.« In: *The Heimat Abroad. The Boundaries of Germanness*, Hg. von Krista O'Donnell, Renate Bridentha und Nancy Reagin. Ann Arbor 2005.
- Burleigh, Michael und Wolfgang Wippermann: *The Racial State. Germany 1933-1945*. Cambridge, England 1991.
- Caron, Vicki: *Uneasy Asylum. France and the Jewish Refugee Crisis 1933-1942*. Stanford 1999.
- Caruth, Cathy (Hg.): *Trauma. Explorations in Memory*. Baltimore 1995.
- Dekel-Chen, Jonathan L.: *Farming the Red Land. Jewish Agricultural Colonization and Local Soviet Power 1924-1941*. New Haven 2005.
- Diner, Hasia: *Fitting Memorial. American Jews Confront the Holocaust 1945-1962*. New York 2008.
- Domin, Hilde: *Gesammelte autobiographische Schriften. Fast ein Lebenslauf*. München 1992.
- Doron, Daniella: »In the Best Interest of the Child. Family, Youth, and Identity among Postwar French Jews 1944-1954.« Dissertation, New York University (in Vorbereitung).
- Dujarric, Enrique de Marchena: »Presencia Hebrea en la República Dominicana.« In: *Presencia Judía en Santo Domingo*, Hg. von Alfonso Lockward. Santo Domingo, Dominikanische Republik 1994.
- Dwork, Debórah und Robert Jan van Pelt: *Holocaust. A History*. New York 2002.
- Eichen, Josef David: *Sosúa. From Refuge to Paradise*. Translated by J. Armando Bermúdez. Santiago de los Caballeros, Dominikanische Republik 1980.

- Elkin, Judith Laikin: *The Jews of Latin America*, überarbeitete Fassung. New York 1998.
- : *Jews of the Latin American Republics*. Chapel Hill 1980.
- und Gilbert W. Merckx (Hg.): *The Jewish Presence in Latin America*. Winchester, MA 1987.
- [– Dt. Ausgabe: *150 Jahre Einsamkeit : die Geschichte der Juden in Lateinamerika*. Hamburg 1996.]
- Estorick, Eric: »The Evian Conference and the Intergovernmental Committee.« In: *Annals of the American Academy of Political and Social Science* 203, Refugees (May 1939).
- Feingold, Henry L.: *The Politics of Rescue. The Roosevelt Administration and the Holocaust 1938-1945*. New Brunswick, NJ 1970.
- Friedländer, Saul: *Nazi Germany and the Jews*. Vol. 1, *The Years of Persecution 1933-1939*. New York 1997.
- [– Dt. Ausgabe: *Das Dritte Reich und die Juden*. Bd. 1: *Die Jahre der Verfolgung 1933–1939*. München 1998. Bd. 2: *Die Jahre der Vernichtung 1939–1945*. München 2006.]
- Friedman, Max Paul: *Nazis and Good Neighbors. The United States Campaign against the Germans of Latin America in World War II*. Cambridge 2003.
- Friesel, Evyatar: *Atlas of Modern Jewish History. Studies in Jewish History*. New York 1990.
- Fromm, Bella: *Blood and Banquets. A Berlin Social Diary*. London 1942.
- Fürst, Peter: *Don Quixote in Exile. Jewish Lives*. Evanston, IL 1996.
- [– Dt. Ausgabe: *Der Zigarrentöter. Don Quixote im Exil*. München, Wien 1994.
- Gans, Herbert: »Toward a Reconciliation of ›Assimilation‹ and ›Pluralism.‹ The Interplay of Acculturation and Ethnic Retention.« *International Migration Review* 31, Nr. 4 (1997).]
- Gay, Ruth: »Danke Schön, Herr Doktor.« *German Jews in Palestine*.« *The American Scholar* (autumn 1989).
- Gigliotti, Simone: »Acapulco in the Atlantic: Revisiting Sosúa, a Jewish Refugee Colony in the Caribbean.« *Immigrants & Minorities* 24, Nr. 1 (März 2006).
- Grandin, Greg: *Empire's Workshop. Latin America, the United States and the Rise of the New Imperialism*. New York 2006.
- Grossmann, Atina: *Jews, Germans, and Allies. Close Encounters in Occupied Germany*. Princeton 2007.
- Hass, Aaron: *The Aftermath. Living with the Holocaust*. Cambridge 1995.
- Helman, Anat: »European Jews in the Levant Heat. Climate and Culture in 1920s and 1930s Tel Aviv.« *Journal of Israeli History* 22, Nr. 1 (2003).
- Henry, Frances: »Strangers in Paradise: The Jewish Enclave at Sosúa.« *Caribbean Review* 14, Nr. 4 (1985).
- Hernández, Ramona: *The Mobility of Workers under Advanced Capitalism. Dominican Migration to the United States*. New York 2002.
- Hexter, Maurice: *Life Size. An Autobiography*. West Kennebunk, ME 1990.
- Hofeller, E. B.: »Timetable to Nowhere. A Personal History of the Sosua Settlement.« *Leo Baeck Institute Yearbook London*, 45 (2000).
- Jennings, Eric: »Last Exit from Vichy France. The Martinique Escape Route and the

- Ambiguities of Emigration.« *The Journal of Modern History* 74, Nr. 2 (Juni 2002).
- Kätsch, Siegfried und Elke-Maria Kätsch: *Sosua-Verheissenes Land? Eine Dokumentation zu Adaptionsproblemen deutsch-jüdischer Siedler in der Dominikanischen Republik*. Dortmund 1970.
- Kagedan, Allan Laine: *Soviet Zion. The Quest for a Russian Jewish Homeland*. New York 1994.
- Kaplan, Marion: *Between Dignity and Despair. Jewish Life in Nazi Germany*. New York 1998.
- Kaufman, Menahem: *An Ambiguous Partnership. Non-Zionists and Zionists in America 1939-1948*. Jerusalem 1991.
- Kirchwey, Freda: »Caribbean Refuge.« *The Nation* 150, Nr. 15 (April 13, 1940).
- Kisch, Hyman J.: »The Jewish Settlement from Central Europe in the Dominican Republic.« Unveröffentlichte Abschlussarbeit, Jewish Theological Seminary 1970.
- : »Proud Sephardim of the Dominican Republic.« *Conservative Judaism* 28, Nr. 2 (1974).
- : »Rafael Trujillo. Caribbean Cyrus.« *Judaism* 29 (Sommer 1980).
- Klamka, Ann Bandler: »The Sosúa Refugee Settlement in the Dominican Republic. An Analysis.« unveröffentlichte Seminararbeit, School of International Affairs, Columbia University 1956. 1990 an das Sosua Archive gegeben.
- Kranzler, David: *Japanese, Nazis and Jews. the Jewish Refugee Community of Shanghai 1938-1945*. New Jersey 1988.
- Lansen, Oscar: »Victims of Circumstance. Jewish Enemy Nationals in the Dutch West Indies 1938-1947.« *Holocaust and Genocide Studies* 13, Nr. 3 (Winter 1999).
- Laqueur, Walter: *A History of Zionism*. London 2003.
- [– Dt. Ausgabe: *Der Weg zum Staat Israel. Geschichte des Zionismus*. Wien 1975.]
- : (Hg.): *The Holocaust Encyclopedia*. New Haven 2000.
- Leff, Laurel: *Buried by the Times. The Holocaust and America's Most Important Newspaper*. Cambridge 2005.
- : »A Tragic »Fight in the Family«: The New York Times, Reform Judaism and the Holocaust.« *American Jewish History* 88, Nr. 1 (2000).
- LeGrand, Catherine: »Living in Macondo. Economy and Culture in a United Fruit Company Banana Enclave in Colombia.« In: *Close Encounters of Empire. Writing the Cultural History of U.S.-Latin American Relations*, Hg. von Gilbert M. Joseph, Catherine LeGrand und Ricardo Salvatore. Durham 1998.
- Lesser, Jeffrey: *Welcoming the Undesirables. Brazil and the Jewish Question*. Berkeley 1995.
- Lewis, Theodore: »San Domingo – Another Biro-Bidjan.« *American Jewish Chronicle* 1, Nr. 8 (März 1940).
- Lockward, Alfonso: »Presencia Judía en Santo Domingo.« In: *Presencia Judía en Santo Domingo*, Hg. von Alfonso Lockward. Santo Domingo, Dominikanische Republik 1994.
- (Hg.): *Presencia Judía en Santo Domingo*. Santo Domingo, Dominikanische Republik 1994.
- Löw-Ber, Martin: »From Nowhere to Israel and Back. The Changing Self-Definition of Periodicals of German-Jewish Youth since 1960.« In: *Jews, Germans, Memo-*

- ry. *Reconstructions of Jewish Life in Germany*, Hg. von Y. Michal Bodemann. Ann Arbor 1996.
- [– Dt. Ausgabe: *Von Nirgendwo nach Israel und zurück: Zum Wandel des Öffentlichkeitsverständnisses einiger jüdischer Jugendzeitschriften in den letzten dreißig Jahren*. In: *BABYLON* 9. Beiträge zur jüdischen Gegenwart (November 1991).]
- Loker, Zvi: *Jews in the Caribbean*. Jerusalem 1991.
- : »Jews in the Grand’Anse Colony of Saint-Domingue.« *American Jewish Archives* 34, Nr. 1 (April 1982).
- London, Louise: *Whitehall and the Jews 1933-1948. British Immigration Policy, Jewish Refugees and the Holocaust*. Cambridge 2000.
- Marrus, Michael R.: *The Unwanted. European Refugees in the Twentieth Century*. New York 1985.
- Martin, Tony: »Jews to Trinidad.« *The Journal of Caribbean History* 28, Nr. 2 (1994).
- Martínez-Fernández, Luis: »The Sword and the Crucifix. Church-State Relations and Nationality in the Nineteenth-Century Dominican Republic.« *Latin American Research Review* 30, Nr. 1 (1995).
- Matibag, Eugenio: *Haitian-Dominican Counterpoint. Nation, State and Race on Hispaniola*. New York 2003.
- Mendelsohn, John (Hg.): *The Holocaust. Selected Documents in Eighteen Volumes*. New York 1982.
- Merkz, Joep und Jack Twiss Quarles: »Ich hab noch einen Koffer in Berlin. Deutsch-Jüdische Einwanderer der ersten Generation in Argentinien.« In: *Europäische Juden in Lateinamerika*, Hg. von Achim Schrader und Karl Heinrich Rengstorff. Münster 1989.
- Metz, Allen: »Why Sosúa? Trujillo’s Motives for Jewish Refugee Settlement in the Dominican Republic.« *Contemporary Jewry* 11, Nr. 1 (1990).
- Milgram, Avraham (Hg.): *Entre la aceptación y el rechazo. América Latina y los refugiados judíos del nazismo*. Jerusalem 2003.
- Moore, Bob: *Victims and Survivors. The Nazi Persecution of the Jews in the Netherlands 1940-1945*. London 1997.
- Mosse, George: »The Secularization of Jewish Theology.« In: *Masses and Man: Nationalist and Fascist Perceptions of Reality*, Hg. von George Mosse. New York 1980.
- Moya Pons, Frank: *The Dominican Republic. A National History*. Princeton 2006.
- : *Manual de historia dominicana*. 10Thed. Santo Domingo 1995.
- Neumann, Gerhardt. »German Jews in Colombia: A Study of Immigrant Adjustment.« *Jewish Social Studies* 3 (1941).
- O’Donnell, Krista, Renate Bridenthal und Nancy Reagin, eds. *The Heimat Abroad: The Boundaries of Germanness*. Ann Arbor 2005.
- Perl, William R. »The Holocaust and the Lost Caribbean Paradise« *The Freeman*. 42 (January 1992).
- : »Paradise Denied: The State Department, the Caribbean, and the Jews of Europe.« *The National Interest* 42 (1995-1996).
- Pinkett, Harold. »Eff orts to Annex Santo Domingo to the United States 1866-1871.« *The Journal of Negro History* 26, no.1 (January 1941).

- Pratt, Mary Louise. *Imperial Eyes: Travel Writing and Transculturation*. London 1992.
- Raider, Mark. *The Emergence of American Zionism*. New York 1998.
- Reagin, Nancy. *Sweeping the German Nation: Domesticity and National Identity in Germany 1870-1945*. Cambridge 2007.
- Richardz, Monika (Hg.): *Jüdisches Leben in Deutschland: Selbstzeugnisse zur Sozialgeschichte 1918-1945*. Stuttgart 1982.
- Rockaway, Robert. »The Roosevelt Administration, the Holocaust, and the Jewish Refugees.« *Reviews in American History* 3, Nr. 1 (March 1975).
- Roorda, Eric P. *The Dictator Next Door: The Good Neighbor Policy and the Trujillo Regime in the Dominican Republic 1930-1945*. Durham and London 1998.
- Rosenberg, James N. *On the Steppes: A Russian Diary*. New York 1927.
- : *Unfinished Business: James N. Rosenberg Papers*, Hg. von Maxwell Geismar. Mamaroneck, NY 1967.
- Rosenstock, Werner. »Exodus 1933 -1939: A Survey of Jewish Emigration from Germany.« *Leo Baeck Institute Yearbook*. London, 1 (1956).
- Ross, Nicholas. »Sosua: A Colony of Hope.« *American Jewish History* 82, no.1/4 (1994/1995).
- Sagás, Ernesto. *Race and Politics in the Dominican Republic*. Gainesville 2000.
- Saltzman, Ann und Rebeca Cores: »Jewish Dominican Sosúa. A Case Study of Positive Intergroup Relations.« Präsentation, Fourth Biennial Society for the Psychological Study of Social Issues, Toronto, 29. Juni 2002. (unveröffentlicht).
- Sanders, Ronald. *Shores of Refuge: A Hundred Years of Jewish Emigration*. New York 1988.
- Schrader, Achim und Karl Heinrich Rengstorf, eds. *Europäische Juden in Latein Amerika*. Münster 1989.
- Scott, Joan W. »Gender: A Useful Category of Historical Analysis.« In: *Gender and the Politics of History*, Hg. von Joan W. Scott. New York 1988.
- [– Dt. Ausgabe: *Gender - Die Tücken einer Kategorie*. Zürich 2001.]
- Segal, Lore. *Other People's Houses*. New York 1964.
- [– Dt. Ausgabe: *Wo andere Leute wohnen. Autobiographie 1938-1945*. Wien 2003.]
- Sela-Sheffy, Rakefet. »Integration through Distinction: German-Jewish Immigrants, the Legal Profession and Patterns of Bourgeois Culture in British-ruled Jewish Palestine.« *Journal of Historical Sociology* 19, Nr. 1 (March 2006).
- Sherman, A. J. *Island Refuge: Britain and Refugees from the Third Reich*. Berkeley 1973.
- Smith, Neil. *American Empire: Roosevelt's Geographer and the Prelude to Globalization*. Berkeley 2003.
- : »Bowman's New World and the Council on Foreign Relations.« *Geographic Review* 76, Nr. 4 (Oct. 1986).
- Spitzer, Leo. *Hotel Bolivia*. New York 1998.
- [– Dt. Ausgabe: *Hotel Bolivia. Auf den Spuren der Erinnerung an eine Zuflucht vor dem Nationalsozialismus*. Wien 2003.]
- Stern, Frank. *The Whitewashing of the Yellow Badge: Antisemitism and Philosemitism in Postwar Germany*. Oxford 1992.

- Strauss, Herbert. »Jewish Emigration from Germany: Nazi Policies and Jewish Responses (II).« *Leo Baeck Institute Yearbook* 26 (1981).
- Symanski, Richard und Nancy Burley. »The Jewish Colony of Sosúa.« *Annals of the Association of American Geographers* 63, Nr. 3 (September 1973).
- : »Comment in Reply.« *Annals of American Geographers* 64, Nr. 1 (March 1974).
- Syrkin, Marie. »Rebirth in San Domingo?« In: *The State of the Jews*. Washington, DC 1980. Originally published in *Jewish Frontier* (February 1941).
- Thalmann, Rita und Emmanuel Feinermann. *Crystal Night*. New York 1972. [– Dt. Ausgabe: *Die Kristallnacht*, Frankfurt a. M. 1999.]
- Thomson, Charles A. »Dictatorship in the Dominican Republic.« *Foreign Policy Reports* (April 15, 1936).
- Torres-Saillant, Silvio. »Blackness and Meaning in Studying Hispaniola: A Review Essay.« *small axe* 19 (February 2006).
- : »The Tribulations of Blackness: Stages in Dominican Racial Identity.« *Latin American Perspectives* 25, Nr. 3 (May 1998).
- und Hernández, Ramona. *Dominican Americans*. Westport 1998.
- Turits, Richard Lee. *Foundations of Despotism: Peasants, the Trujillo Regime and Modernity in Dominican History*. Stanford 2003.
- : »A World Destroyed, A Nation Imposed: The 1937 Haitian Massacre in the Dominican Republic.« *Hispanic American Historical Review* 82, Nr. 3 (2002).
- Ucko, Enrique. »La Fusión de los Sefardies con los Dominicanos.« In: *Presencia Judía en Santo Domingo*, Hg. von Lockward, Alfonso. Santo Domingo, Dominikanische Republik 1994.
- United States Department of State. *Foreign Relations of the United States: Diplomatic Papers*. 1938, Part One. Washington, DC 1955.
- Urofsky, Melvin. *American Zionism from Herzl to the Holocaust*. New York 1975.
- Vega, Bernardo. »El Fallido Esfuerzo de Gregorio Luperón por Promover una Migración Judía a Santo Domingo.« In: *Presencia Judía en Santo Domingo*, Hg. von Alfonso Lockward. Santo Domingo, Dominikanische Republik 1994.
- Walker, Stanley. *The Journey toward the Sunlight: A Story of the Dominican Republic and its People*. New York 1947.
- Weiner, Judith. »The Jewish Migrant Settlement of Sosúa.« *University Consortium for Caribbean Research and Training, Teachers College, Columbia University* 1967. (unveröffentlicht).
- Weissbach, Lee Shai. *Jewish Life in Small-Town America: A History*. New Haven 2005.
- Welles, Sumner. *Naboth's Vineyard*. Mamaroneck, NY 1966.
- Wells, Allen. *Tropical Zion: General Trujillo, F.D.R., and the Jews of Sosúa* (forthcoming).
- Wiarda, Howard. *The Dominican Republic: A Nation in Transition*. New York 1969.
- Wischnitzer, Mark. »The Historical Background of the Settlement of Jewish Refugees in Santo Domingo.« *Jewish Social Studies* 4 (January 1942).
- : »The Sosua Settlement.« *ORT Economic Bulletin* 2, Nr. 3 (May-June, 1941).
- Wucker, Michele. *Why the Cocks Fight: Dominicans, Haitians, and the Struggle for Hispaniola*. New York 1999.

- Wyman, David S. *The Abandonment of the Jews: America and the Holocaust*. New York 1984.
- : *Paper Walls. America and the Refugee Crisis 1938-1941*. Amherst 1968.
- Zalashik, Rakefet: *ha' historia shel ha'psikhiatria be'palestina ve' isreal 1892-1961*, [The history of Psychiatry in Palestine and Israel 1892-1961]. Tel Aviv 2007.
- : »Wiedergutmachung zwischen Orient und Okzident – Die Entschädigungspraxis für nach Palästina emigrierte Kölner Juden mit gesundheitlichen und körperlichen Schäden.« In: *Die Praxis der Wiedergutmachung. Geschichte - Erfahrung - Wirkung*, Hg. von Norbert Frei, José Brunner, Constantin Goschler. Göttingen 2007.
- Zucker, Bat-Ami: In: *Search of Refuge. Jews and US Consuls in Nazi Germany 1933-1941*. London 2001.

Zeitungen und Periodika

The Forward

Korrespondenzblatt über Auswanderungs- und Siedlungswesen (Hilfsverein der deutschen Juden, Berlin)

La Información (Santiago de los Caballeros, Dominikanische Republik)

The Nation

New York Times

American Jewish Year Book

Bildnachweis

American Jewish Joint Distribution Committee (JDC), Archives:

S. 6 (NY08814), S. 38 (NY14839), S. 41 (NY14836 und NY14935), S. 65 (NY14924),
S. 75 (NY14927), S. 93 (NY14923), S. 102 (NY14918), S. 123 (NY14926), S. 125
(NY14925), S. 131 (NY14928), S. 141 (NY14929 und 14932), S. 149 (NY14769),
S. 173 (NY08815), S. 179 (NY14920), S. 189 (NY14917)

Courtesy of Familie Marek und Zdenka Morsel:

S. 81, S. 83

S. 85 (Foto: Dr. Kurt Schnitzer)

Photographs courtesy of Museum of Jewish Heritage, New York:

S. 62, S. 73 oben, S. 159, S. 164 (Photo: Dr. Herbert Kohn, Collection of Ruth
Arnoldi Kohn)

S. 91 (Photo: John [Juan] Deutsch, Collection of Hanni Lesser Thuna)

S. 97, S. 183, S. 197 (Photo: John [Juan] Deutsch, Collection of the Deutsch,
Hartman, and Stein families)

S. 137 (Gift of Ruth Kahn Summers, Collection of Museum of Jewish Heritage,
New York)

United States Holocaust Memorial Museum (USHMM):

S. 23 (courtesy of National Archives and Records Administration, College Park)

S. 73 unten (courtesy of Archive of the Jewish Community and Museum of Sósua)

S. 159 (Foto: John Deutsch; courtesy of Jeanette Isenberg Bersh)

Personenregister

- Adler, Felix 39
Anderson, Edwin 86 f., 175
Arons, Solomon 143, 177, 179, 184, 200
- Bach, Johann Sebastian 11
Báez, Buenaventura 28
Bandler Klamka, Ann 80, 82, 137 f.
Bandler, Familie 176
Battle, Peña 171
Bauer, Felix 74, 81 f., 84, 89, 92, 138,
149 f., 157, 165, 174, 203
Bauer, Martha 147, 174, 203
Baum, Dr. Walther 182, 184, 204
Berle, Adolf 108
Betances, Dr. Ramon Emeterio 30
Blackwood, Douglas 70, 86, 161
Bloom, Sol 115
Bonetti 50
Bourdieu, Pierre 155
Bowman, Isaiah 22, 25, 104 ff.
Bruck, Dr. 149
Bruck, Poldi 158
Burg, Grete 85, 87, 161, 200
Burgos, Bonetti 55
- Clancy, John 43
Coén, Abraham 27 f.
Cohen, Efraim 28 f.
Cohen, Israel 17
Cohnen, Hermine Kohn 71, 121, 154
Cohnen, Paul 152
Coughlin, Charles E. 53
- Dies, Martin 110
Duarte, Juan Pablo 28
- Einstein, Albert 113
Eisenberg, Abel 194
Elkin, Judith Laikin 201
Erickson, Carl 49
Falk, Leon 75
- Feingold, Henry 20
Ferran, Margarita 194
Ferran, Mr. 149
Fialla, Dr. Ernst 160 f.
Fischer, Gertrude 121
Fontane, Theodor 158
Franco, Fransisco 171
Frey, Willy 56
Fromm, Bella 16
- Gamberta, Léon 29
Goethe, Johann Wolfgang von 11, 158,
194
- Heine, Heinrich 158
Henry, Frances 174
Herrera, Alfredo 29
Herzberg, Denny 160
Hess, Ana Julia 145, 168
Hess, Luis 37, 82, 140, 145, 150, 168,
202
Heureaux, Ulises 31
Hexter, Dr. Maurice 37, 75, 124, 134,
144, 178 f., 184, 191, 196, 206, 209
Hinkle, Eugene 24
Hirsch, Baron de 40
Hitler, Adolf 8, 15, 67, 118, 132, 162, 185
Hofeller, Ernst 84, 86 ff., 117, 139, 172,
176
Hoover, Herbert 40
Hostos, Eugenio María de 31
Houston, Alfred 24 f.
Hugo, Victor 29
Hull, Cordell 19, 22, 59, 104, 107
- Inman, Dr. Samuel Guy 22
- Kahn, Dr. Bernhard 70
Kahn, Lucy 36
Katz, Benny 209
Katz, Martin 209
Kennedy, Joseph 114

PERSONENREGISTER

- Kibel, Judith 86
 Kirchwey, Frieda 51
 Kligler, Dr. Israel 133 f.
 Klingler, Dr. Siegfried 160
 Kohn, Herr 162
 Kolumbus, Christoph 27
 König, K. 145
- Leavitt, Moses A 120
 Lee, Dr. Atherton 45
 Lichtenstern 145
 Linder, Harold 43
 Long, Breckinridge 107, 119
 Lothar, Ernesto 178, 180
 Luperón, Gregorio 28 ff.
- Maney, Mr. 108
 Mann, Thomas 113
 Marcheno, Generoso 30
 Marrus, Michael 16
 Matthews, Herbert 205
 Mattson, Mr. 51
 McDonald, James G. 17, 96
 Mendelssohn Bartholdy, Felix 158
 Molina, Rafael Leonidas Trujillo 8 f.,
 22, 24 ff., 32 ff., 44 ff., 87, 108, 115,
 121 f., 124, 126, 170 ff., 191, 195 f.,
 205 f.
 Molina, Virgilio Trujillo 22
 Mondschein, Martha 170
 Mosse, George 159
- Netter, Charles 31
 Norweb, R. Henry 22
- Oplatka 146
 Oro, Flor de 36
 Ortega, Dr. Julio 45, 50, 53 f.
 Otto von Österreich 115
- Papst Johannes des XXIII. 9
 Pastoriza, Andrés 98, 116
 Pell, Robert T. 43, 47, 61, 108 ff., 126
 Perlstein, Frederick 74, 78, 95
 Peynado, Jacinto 25
 Philipp, Bruno 208
- Pichardo, R. Paíno 44, 46
 Reed, Clyde M. 116
 Reyher, Rebecca Heurwich 74, 109, 111,
 114, 126 f., 177, 199
 Robitscheck, Dr. 150
 Roosevelt, Franklin Delano 8, 17 ff., 24,
 43, 59, 75, 103 ff., 121 f., 126
 Rosen, Dr. Joseph A. 25 f., 42 f., 53, 55,
 70, 75, 77 ff., 98 ff., 106, 117, 121 f.,
 126 ff., 130, 143, 157, 165, 171, 179,
 181
 Rosen, Eugene 143, 176 ff.
 Rosenberg, James N. 26, 39 ff., 75, 77,
 79, 106, 108 ff., 126, 171, 196, 198
 Rosenzweig, Alfred 196
 Rothschild, Edmond 30
 Rothschild, Familie 27 ff.
 Rublee, George M. 21, 59
- Safrin 145
 Samuel, Mrs. 120
 Santana, Pedro 28
 Schoen 146
 Schreiner, E. 145
 Schubert, Franz 158
 Schweitzer, David 168, 179
 Smith, Neil 106 f.
 Sondheimer, Miriam 64, 67 ff., 72, 74,
 86, 89, 155, 170
 Sondheimer, Walter 190, 198
 Sonnenschein, Brüder 145
 Staiman, Abraham 56
 Stalin, Josef 42
 Steinberg, Saul 116
 Stern, David 78, 153, 165, 176, 180, 185,
 188, 190, 193
 Strauss, Herbert 18
 Syrkin, Marie 89, 94, 157
- Taylor, Myron 22
 Teller, Kurt 64, 67 f., 72, 74, 88, 92, 170
 Thompson, Dorothy 18
 Torres-Saillant, Silvio 52
 Troncoso, Jesús María 122
 Trone, Solomon 63 f., 67, 109, 111, 118,
 165 f.

PERSONENREGISTER

- Unger, Alfred 99
- Van Cortland Morris, Stephen 43
- Vanderbilt, Cornelius 116
- Vincent, Stenio 32
- Wagg, Alfred 108
- Wagner, Bob 58
- Wagner, Horst 64, 66, 72, 74, 88, 138,
142
- Warburg, Familie 116
- Warren, Avra 111, 114, 120 f.
- Warren, George L. 17, 26, 63, 76,
104 f., 111, 115, 118, 120
- Weinberg, Ernest 84, 137, 155, 161, 203
- Welles, Sumner 19, 24, 29, 43 f., 58,
106, 109
- Wilson, Woodrow 104
- Winchell, Walter 205
- Winterton, Lord 19
- Wise, Rabbi Stephen S. 77
- Wyman, David 107, 119
- Zanetti, Vela 157
- Zweig, Arnold 136

Hamburger Beiträge zur Geschichte der deutschen Juden

- Bd. 24 Monika Richarz (Hg.), Die Hamburger Kauffrau Glikl – Jüdische Existenz in der frühen Neuzeit, Hamburg 2001.
- Bd. 25 Rotraud Ries, J. Friedrich Battenberg (Hg.), Hofjuden. Ökonomie und Interkulturalität: Die jüdische Wirtschaftselite im 18. Jahrhundert, Hamburg 2003.
- Bd. 26 Heiko Morisse, Jüdische Rechtsanwälte in Hamburg. Ausgrenzung und Verfolgung im NS-Staat, Hamburg 2003. (vergriffen)
- Bd. 27 Jüdische Welten. Juden in Deutschland vom 18. Jahrhundert bis in die Gegenwart. Herausgegeben von Marion Kaplan und Beate Meyer, Göttingen 2005.
- Bd. 28 Deutsch-jüdische Geschichte als Geschlechtergeschichte. Studien zum 19. und 20. Jahrhundert. Herausgegeben von Kirsten Heinsohn und Stefanie Schüler-Springorum, Göttingen 2006.
- Bd. 29 Reinhard Rürup, Emanzipationsprobleme. Jüdische Geschichte und moderne Gesellschaft, Göttingen 2006. (In Vorbereitung)
- Bd. 30 Andreas Brämer, Leistung und Gegenleistung. Zur Geschichte jüdischer Religions- und Elementarlehrer in Preußen 1823/24 bis 1872, Göttingen 2006.
- Bd. 31 Monika Preuß, Gelehrte Juden. Lernen als Frömmigkeitsideal in der frühen Neuzeit, Göttingen 2007.
- Bd. 32 Andreas Gotzmann, Jüdische Autonomie in der Frühen Neuzeit. Recht und Gemeinschaft im deutschen Judentum, Göttingen 2008.
- Bd. 33 Miriam Rürup, Ehrensache. Jüdische Studentenverbindungen an deutschen Universitäten 1886-1937, Göttingen 2008.

Wallstein

e-mail: info@wallstein-verlag.de • www.wallstein-verlag.de

Hamburger Beiträge zur Geschichte der deutschen Juden

- Bd. 34 Irmela von der Lühe, Axel Schildt, Stefanie Schüler-Springorum (Hg.), »Auch in Deutschland waren wir nicht mehr wirklich zu Hause«. Jüdische Remigration nach 1945, Göttingen 2008.
- Bd. 35 Ulrike Pilarczyk, Gemeinschaft in Bildern. Jüdische Jugendbewegung und zionistische Erziehungspraxis in Deutschland und Palästina/Israel, Göttingen 2009.
- Bd. 36 Marion Kaplan, Zuflucht in der Karibik. Die jüdische Flüchtlings-siedlung in der Dominikanischen Republik 1940-1945, Göttingen 2010.
- Bd. 37 Susanne Heim, Beate Meyer, Francis R. Nicosia (Hg.), »Wer bleibt, opfert seine Jahre, vielleicht sein Leben«. Juden in Deutschland 1938-1941, Göttingen 2010.

Wallstein

e-mail: info@wallstein-verlag.de · www.wallstein-verlag.de

Juden in Deutschland – Deutschland in den Juden

Neue Perspektiven

*Herausgegeben von
Michal Y. Bodemann und Micha Brumlik*

296 S., geb., Schutzumschlag,
ISBN 978-3-8353-0780-3

Juden in Deutschland befinden sich heute an einem Wendepunkt: Die Überlebenden des Holocaust sterben und mit ihnen die authentische Erinnerung. Heute sind es die Kinder der russischsprachigen Einwanderer, die zahlreich nach Deutschland gekommen sind und hier mit großem Elan eine neue diasporische Kultur erschaffen.

Auch das Umfeld jüdischen Lebens in Deutschland hat sich geändert. Durch die Einwanderung zahlreicher Türken und anderer Muslime sind Juden nicht mehr die einzige Minorität.

Namhafte Autoren zeichnen ein differenziertes Bild von der deutsch-jüdischen Wirklichkeit im 21. Jahrhundert. Religiöse und Säkulare kommen zu Wort, Repräsentanten des deutschen Vorkriegsjudentums, nicht-jüdische Deutsche und Beobachter aus Israel, Israel-Kritiker und Loyalisten. Vor diesem Hintergrund wird deutlich, was in der Öffentlichkeit kaum wahrgenommen wird: dass die jüdische Gemeinschaft schon lange nicht mehr monolithisch, keineswegs politisch, kulturell und religiös homogen ist.

Mit Beiträgen u.a. von: Maxim Biller, Michael Brenner, Esther Dische-
reit, Ralph Giordano, Walter Homolka, Salomon Korn, Cilly Kugel-
mann, Hazel Rosenstrauch, Julius H. Schoeps, Tom Segev, Natan
Sznajder, Michael Wolffsohn, Moshe Zuckermann

Wallstein

e-mail: info@wallstein-verlag.de • www.wallstein-verlag.de

Hamburger Beiträge
zur Geschichte der deutschen Juden
Für die Stiftung Institut für die Geschichte der deutschen Juden
herausgegeben von
Stefanie Schüler-Springorum und Andreas Brämer
Bd. XXXVI



Marion Kaplan
Zuflucht in der Karibik

Die jüdische Flüchtlingsiedlung in der
Dominikanischen Republik

1940–1945

*Aus dem Englischen
von Georgia Hanenberg*



WALLSTEIN VERLAG

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2010

www.wallstein-verlag.de

Vom Verlag gesetzt aus der Adobe Garamond

Lektorat: Eva Schissler, Berlin

Umschlaggestaltung: Basta Werbeagentur, Steffi Riemann

Umschlagbild: Rosa und Heinz Lesser auf ihrer Farm.

Collection of Hanni Lesser Thuna, photograph
courtesy of Museum of Jewish Heritage, New York

Druck: Hubert & Co, Göttingen

ISBN 978-3-8353-0511-3

Inhalt

Einleitung	7
1 Die Konferenz von Evian und ein Angebot aus der Dominikanischen Republik	15
2 Die DORSA und der Vertrag mit der Regierung Trujillo	39
3 Ankunft in Sosúa 1940-1941	63
4 Rettungsaktionen – und was ihnen im Weg stand	103
5 Eingewöhnung in der »Großstadt Sosúa« 1942-1945	129
6 Probleme im Paradies	165
7 Gehen oder Bleiben: Der Exodus der Nachkriegszeit und Erinnerungen, die nicht verblassen	187
Nachwort	211
Dank	215
Anmerkungen	218
Quellen und Literatur	271
Bildnachweis	280
Personenregister	281



Sosúa

Einleitung

Im Jahr 1940 traf eine kleine Gruppe gehetzter jüdischer Flüchtlinge in Sosúa ein, einem Jahr Ort an der Nordküste der Dominikanischen Republik.¹ Sie waren auf der Flucht vor der immer unerbittlicher und gewalttätiger werdenden Verfolgung, die das NS-Regime gegen sie entfesselt hatte, in Deutschland seit 1933, nach dem »Anschluss« 1938 auch in Österreich und ab 1939 überall im von Deutschland mit Krieg überzogenen Europa. Ihrer Existenzgrundlage, ihrer Ausbildungsmöglichkeiten, ihres Zuhauses, ihrer persönlichen Freiheit und körperlichen Unversehrtheit, kurz, all ihrer Menschenrechte beraubt von einem Regime, das von so abgrundtiefer Bösartigkeit war, wie sie es nie zuvor erlebt hatten und sich nie hätten vorstellen können, waren die Flüchtlinge auf der Suche nach einem sicheren Zufluchtsort durch ganz Europa gezogen. In dem verzweifelten Bemühen, der fanatischen Hetze gegen die Juden zu entinnen, ergriffen sie begierig das Angebot der Dominikanischen Republik, sie als Landwirte aufzunehmen. Diese urbanen Europäer aus der Mittelschicht als »zum Farmer nicht besonders geeignet« zu bezeichnen, wäre noch untertrieben. Und doch lernten sie, das Land zu bestellen und Vieh zu halten, gründeten Molkereien und Fleischwarenfabriken und errichteten auf einer verlassenen Bananenplantage ein Gemeinwesen. Die Geschichte ihres Alltags, ihrer enormen Energie, ihrer Zuversicht und ihres Durchhaltevermögens ist eine faszinierende Geschichte, bei der jedoch auch deutlich wird, welche entscheidende Rolle jenen drei Gruppen zukam, die ihnen dabei halfen: Ohne die Unterstützung der dominikanischen Regierung, die ihnen Unterschlupf gewährte, ohne die jüdischen Philantropen, die Flucht und Neuansiedlung organisierten und ohne die Menschen in der Dominikanischen Republik, die mit ihnen und für sie arbeiteten, hätten die Flüchtlinge nicht überleben können. In diesem Sinne zeigt diese Geschichte ein Kaleidoskop von Stimmen und Perspektiven, die in der Erschaffung Sosúas zusammenkamen.

Kaum waren die Nazis 1933 an die Macht gelangt, setzte Deutschland die jüdische Bevölkerung wirtschaftlich, rechtlich und schließlich auch physisch so unter Druck, dass eine Massenflucht einsetzte. Während die Politik immer radikaler zuschlug und die Wehrmacht erst in Deutschlands Nachbarländer einmarschierte und sie dann annektierte, suchten viele Juden verzweifelt nach einem Aufnahmeland. In einer extremen Notlage, »in diesen dunklen Stunden öffnete die Dominikanische Republik [...] ihre Tore weit.«² Die dominikanische Großzügigkeit hob sich merklich von der vorherrschenden Stimmung auf der Konferenz von

Evian im Juli 1938 ab. Den zweiunddreißig dort versammelten Ländern, zusammengekommen auf die dringende Bitte Franklin Delano Roosevelts hin, eine neue Heimat für Hitlers Opfer zu suchen, gelang es »hervorragend, nichts zu tun, außer Lippenbekenntnisse abzulegen. [...] Nur von einem einzigen kam ein substanzielles Angebot«. ³ Dieses Land, die unter der Herrschaft des Diktators General Rafael Leonidas Trujillo Molina stehende Dominikanische Republik, wollte 100 000 Flüchtlinge aufnehmen – eine für ein kleines, nur 1,6 Millionen Einwohner umfassendes Land schwindelerregende Anzahl, auch wenn letztlich nur ein Bruchteil davon tatsächlich dort ankam. Der winzige Inselstaat versprach den Juden »uneingeschränkte Religionsfreiheit« und hielt sich auch sinngemäß wie buchstäblich daran. Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, dass ein selbstüchtiges und mörderisches Regime wie das des Diktators Trujillo aus Europa vertriebenen Juden Zuflucht gewährte. Bereitwillig empfing die dominikanische Regierung ausgerechnet Einwanderer, die in Europa als »rassisch minderwertig« verschrien waren, wohl auch deshalb, weil sie die Haitianer an der eigenen Grenze grausam verfolgt hatte.

Doch hätte die Unterstützung der dominikanischen Regierung allein für die Betreuung der Flüchtlinge nicht ausgereicht. Das *American Jewish Joint Distribution Committee* (JDC, besser bekannt als Joint) – im Besitz beträchtlicher finanzieller Ressourcen und jahrelanger Erfahrung als Rettungs-, Wiedereingliederungs- und Aufbauorganisation – suchte nach Wegen, Juden vor der Verfolgung durch die Nazis zu retten. ⁴ Kaum lag das Angebot der dominikanischen Regierung an die Flüchtlinge auf dem Tisch, richtete dessen landwirtschaftlicher Zweig, die *American Jewish Joint Agricultural Corporation* – kurz Agro-Joint, ursprünglich gegründet, um jüdische Siedlungen in der Sowjetunion aufzubauen – einen Ableger ein, die *Dominican Republic Settlement Association*, kurz DORSA. Die DORSA beschaffte Gelder, stellte Fachleute ein, ernannte Verwalter, wählte die Flüchtlinge in Europa aus, buchte ihre Überfahrt und bildete die Siedler dann aus. Kurzzeitig wurden diese Bemühungen in der Dominikanischen Republik von den Vereinigten Staaten unterstützt, und Roosevelt persönlich gab ihnen ermutigende Worte mit auf den Weg. Bald jedoch wendete sich das Blatt im US-Außenministerium, so dass Hoffnungen zunichtegemacht und Gelegenheiten tragisch vertan wurden. Die internationale Untätigkeit erzeugte erhebliche Frustration bei den jüdischen Organisationen, der dominikanischen Regierung und, was besonders schwer wog, bei den in Europa festsitzenden Opfern.

Während also nur wenige amerikanische Regierungsstellen den Juden zu Hilfe kamen und die meisten Amerikaner deren Einwanderung ablehnten, nahmen die Dominikaner die Flüchtlinge auf und leisteten ih-

nen Beistand. Mit Rat und Tat, also ihrer Arbeitskraft, standen sie ihnen zur Seite – ein beträchtlicher Unterschied zu den Erfahrungen der Flüchtlinge in Europa oder den meisten anderen Ländern, in denen sie später sesshaft wurden. Ohne die Hilfe der Einheimischen wären die jüdischen Einwanderer verloren gewesen. Es entstanden viele stabile Arbeitsbeziehungen, und es ergaben sich Freundschaften und Eheschließungen. Gleichzeitig jedoch blieb im Umgang zwischen Flüchtlingen und Dominikanern – durch die Weltläufe zusammengeworfen – fast immer eine Art Schiefelage erhalten, eine asymmetrische Machtverteilung, so dass sogar der allerärmste Siedler noch wie ein Arbeitgeber wirkte und manchmal später tatsächlich auch einer wurde.⁵ Die Entwicklung dieser Beziehungen gehört ebenfalls zur Geschichte Sosúas.

Andere Länder nahmen mehr Juden auf. Auf dem höchsten Stand umfasste Sosúa nicht mehr als 500 jüdische Siedler, auch wenn noch zusätzliche 200 auf der Durchreise vorübergehend dort verweilt hatten. Die Dominikaner haben aber wohl über 3000 Menschen das Leben gerettet, wenn man all diejenigen mitzählt, die in der Hauptstadt lebten, sowie jene, die sich vermutlich nur dank ihres dominikanischen Visums retten konnten, in Sosúa allerdings nie ankamen. Zum Vergleich: Ungefähr 100 000 Juden erreichten zwischen 1933 und 1945 Lateinamerika⁶ und die Karibik, und ungefähr 160 000 kamen zwischen 1933 und 1942 in die USA.⁷ Aber Zahlen allein erzählen nicht die ganze Geschichte. Zum Beispiel erfüllten die Vereinigten Staaten zwischen 1933 und 1944 ihre Jahresquote für deutsche und österreichische Einwanderer nur einmal, und zwar 1939, als Reaktion auf die unverhüllte Gewalt gegen Juden während des Novemberpogroms 1938, das Erschütterung und Mitgefühl ausgelöst hatte.⁸ Auch lateinamerikanische Länder begrenzten die Einwanderung oder setzten Quoten für Juden fest.⁹ Die Flüchtlingspolitik wurde in den lateinamerikanischen Ländern ganz unterschiedlich gehandhabt, sogar in den einzelnen Verwaltungsbezirken. Je nach Regierungssystem oder regierender Partei sowie den Erfordernissen der durch die weltweite Depression geschwächten Wirtschaft änderten die Länder ihre politische Linie. Viele Juden waren gezwungen, die jeweilige Grenze illegal oder ohne gültiges Visum zu überschreiten, Konsuln oder Hafenbeamte zu bestechen oder sogar zur katholischen Kirche überzutreten. Einigen gelang dies mit Hilfe des künftigen Papst Johannes des XXIII., der seine Einwilligung dazu gab, Taufurkunden ohne vorheriges Konvertieren auszuhändigen.¹⁰ Häufig erhoben nativistische (also grundsätzlich gegen Einwanderer gerichtete), christliche oder Nazi-Gruppierungen Einwände gegen die Einreise von Juden.

Im Gegensatz dazu empfing die Dominikanische Republik Juden, die als Farmer kommen wollten, mit offenen Armen und überließ der DORSA

überdies die Wahl des dafür am besten geeigneten Landstrichs. Die Dominikaner, mit denen die Juden zu tun hatten, akzeptierten diese Fremden, arbeiteten für sie und machten Geschäfte mit ihnen. Aus allen Berichten geht hervor, dass die Juden in Sosúa nicht den leisesten Hauch von Antisemitismus spürten und dafür zeitlebens dankbar waren. Anders als andere lateinamerikanische Regierungen förderten die dominikanischen Regierungsbeamten in der Hauptstadt Ciudad Trujillo (1938 von Rafael Trujillo nach sich selbst umbenannt) die Einwanderung von Juden sogar noch. Schon im 19. Jahrhundert hatten die dominikanische Gesellschaft und die damaligen Regierungen die Integration der Juden zugelassen; und im Jahr 1882 hatten die Verantwortlichen sie sogar zur massenhaften Einwanderung zu bewegen versucht. Im 20. Jahrhundert kamen die Angebote noch vor der Konferenz von Evian und hörten auch nach Ende des Zweiten Weltkriegs nicht auf. Diese kleine Karibiknation hatte also bereits vor den 1930er Jahren eine wohlwollende Grundhaltung gegenüber Juden und eine besondere Beziehung zu diesen Fremden in Not.

Diese Studie über Sosúa dient einem doppelten Zweck: Zum einen soll die Geschichte der Siedler sozusagen aus ihrer eigenen Sicht erzählt werden, sollen ihre Erwartungen bei der Ankunft und ihre Anpassung an ein neues Land, ein anderes Klima und ganz neue Tätigkeitsbereiche unter die Lupe genommen werden. Hier liegt der Fokus auf den Leistungen und Problemen, mit denen sie selbst, ihre Förderer und die dominikanischen Regierungsangehörigen zu tun hatten. Zum anderen soll dem Warum und Wie der Gründung und Entwicklung der Siedlung in Sosúa nachgegangen werden, sowie der Frage, wie und warum die meisten jüdischen Einwohner schließlich wieder weggingen. Auf diesem winzigen Fleck trafen so viele verschiedene Interessenslagen aufeinander, dass die Ziele der dominikanischen Bevölkerung und ihrer Regierung, die Ziele der Flüchtlinge, der jüdischen Retter, der internationalen Organisationen und die des amerikanischen Volkes und seiner Regierung ein unentwirrbares Knäuel bildeten. Erst das Zusammenwirken aller Beteiligten machte die Siedlung möglich. Doch während aus Sicht der Dominikaner und der Hilfsorganisationen die Siedlung möglichst wachsen und gedeihen sollte, brachte die amerikanische Regierung aus widersprüchlichen und unvereinbaren Beweggründen die Siedlung zunächst auf den Weg, versperrte ihr diesen aber schon bald wieder. Auch die Siedler brachten ihre eigenen kurz- und langfristigen Pläne mit. Rettung und Zufluchtsort waren allen recht, aber vielen fehlte es gleichermaßen an der Lust wie an der Eignung für die Landwirtschaft. Obwohl sich die meisten daran ge-

wöhnten und ihr Leben als Farmer erfolgreich – wenn auch nicht immer begeistert – bestritten, wurden es immer weniger. Aus Gründen, die hier ebenfalls untersucht werden, emigrierten letztlich die meisten in das Land, das sie hartnäckig hatte fernhalten wollen, in die Vereinigten Staaten. Heute ist Sosúa eine dominikanische Kleinstadt, in der nur noch ein paar ältere jüdische Siedler und einige ihrer Nachkommen zu finden sind und der andere Ehemalige hin und wieder einen Besuch abstatten.

Die Geschichte Sosúas kann auch auf einige andere Themen in diesem Zusammenhang ein Licht werfen. Sosúa war der Inbegriff und – abgesehen von Palästina – vielleicht die letzte einer langen Reihe von jüdischen Kolonisierungsbestrebungen, die in den 1890er Jahren begannen und sich bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs fortsetzten. Sosúa illustriert beispielhaft die Hoffnungen und Ambitionen europäischer und amerikanischer jüdischer Führungspersönlichkeiten, die Juden »zurück auf's Land« zu schicken und sie »produktiv« werden zu lassen.¹¹ Und es spiegelt einige der irritierenden Probleme, mit denen sich auch andernorts Siedler konfrontiert sahen, sowie die gleiche Enttäuschung über das, was letztlich daraus wurde. Im Fall der Sosúa-Flüchtlinge verbanden sich diese »Produktivisierungs-«Ziele mit dem Bemühen, Juden das Leben zu retten. Als die DORSA Anfang 1942 nicht mehr in der Lage war, Juden aus Europa zu helfen, brachten die jüdischen Vordenker ihre Ziele erneut ins Spiel, in der Hoffnung, damit ein Vorbild für die Neuansiedlung nach dem Krieg zu schaffen. Zeitlich und finanziell unter extremem Druck, versuchte man, aus mitteleuropäischen Juden Farmer zu machen. Angesichts der Tatsache, dass im Jahr 1933 70 Prozent der deutschen Juden in Städten mit mehr als 100 000 Einwohnern, und 90 Prozent der österreichischen Juden in Wien lebten, standen sie vor einer monumentalen Aufgabe.¹²

Die Flüchtlinge in Sosúa veranschaulichen auch sehr gut, wie hartnäckig sich die mitgebrachte Kultur in den ersten Jahren einer erzwungenen Diaspora hielt. Da in Sosúa zwischen Gründung und Höchststand nur fünf Jahre lagen (1940-1945), und danach die meisten jüdischen Sosúaner wieder weiterzogen,¹³ handelt es sich hier nicht um eine Geschichte von Integration oder gar Assimilation in der Diaspora – von einigen wenigen Ausnahmen abgesehen. Die Flüchtlinge klammerten sich an klassische Musik und Literatur, an Bach und Goethe, Überbleibsel ihrer ansonsten in Trümmern liegenden Vergangenheit. Und wie in vielen anderen Flüchtlingsgemeinschaften gewannen diese europäischen Ikonen dabei vielleicht sogar noch an Bedeutung. Auch das Judentum behielt seine Anziehungskraft als kulturelles und soziales Bindemittel, selbst wenn die meisten ihren Glauben nicht mehr täglich oder wöchentlich prakti-

zierten, und viele überhaupt nicht religiös waren. Physisch, kulturell und wirtschaftlich blieb Sosúa eine kleine Enklave, eine »Heimat in der Fremde«, fest verankert in den europäischen Traditionen.¹⁴ Normalerweise gibt es Enklaven nur in der Anfangsphase der Entwicklungsgeschichte einer Diaspora; später integriert sich die fremde Minderheit in die Gastgesellschaft, eventuell unter Beibehaltung einiger Herzstücke ihres Brauchtums. Sosúa kam über diese Frühphase nie hinaus, weil es ein Zufluchtsort für Flüchtlinge war, und keine normale Diaspora, die aufgrund transnationaler oder Arbeitsmigration entstanden wäre. Obwohl die durchlässigen Grenzen es zuließen, dass sich die Siedler die Sprache, die Ernährungsweise und das landwirtschaftliche Know-how der Mehrheitsgesellschaft aneigneten und sich mit den Dominikanern vermischten, hielten die meisten der Enklave-Bewohner an ihren alten Einstellungen und Verhaltensweisen fest. In der kurzen Zeit des Bestehens von Sosúa, bevor eine erhebliche Rückwanderung einsetzte, diente es manchen als »Wartezimmer«, blieb aber für die meisten ein europäisches Dorf, als Europa selbst gerade dem Untergang geweiht war.

Am Beispiel Sosúas lässt sich wegen des speziellen lokalen Blickwinkels vielleicht auch besser verstehen, welche Rolle die lateinamerikanischen Länder für die Rettung der Juden spielten. Dies ist keineswegs eine Vergleichsstudie. Doch betrachtet man genauer, welcher Art von Zwängen und Einschränkungen die Einwanderung unterworfen war, könnte dies zumindest zum Teil erklären, warum manche lateinamerikanische Länder Juden aufnahmen, während andere so genannte »nicht-assimilierbare Völker und Rassen«, was bisweilen die Umschreibung für Juden war, ablehnten.¹⁵ In einem viel umfassenderen Sinn verdeutlicht Sosúa, auf welcher merkwürdigen und widersprüchlichen Weise sich der traditionelle Rassismus im 20. Jahrhundert niederschlug, so dass Juden wegen ihres »Andersseins« aus Europa vertrieben, aus demselben Grund nur zögerlich und willkürlich nach Nord- und Lateinamerika hineingelassen und eben wegen ihres »Andersseins« – nur diesmal positiv mit »weiß« gleichgesetzt – in der Dominikanischen Republik freundlich aufgenommen wurden. Außerdem kann man daran sehen, wie sich die mit eigenen Vorurteilen behafteten jüdischen Siedler auf ihre dominikanischen Nachbarn einstellten.

Die genaue Untersuchung Sosúas impliziert noch weitreichendere, eher auf die Gegenwart bezogene Zusammenhänge. Wir befinden uns in einer Epoche zunehmender Globalisierung und häufig auftretender Flüchtlingskatastrophen. Aber viele Probleme, mit denen Flüchtlinge heute konfrontiert sind, entsprechen denen der 1930er und 40er Jahre. Sosúa ist ein Mikrokosmos, der die politischen Probleme von Flüchtlin-

gen auf lokaler, nationaler und internationaler Ebene veranschaulichen hilft. An seiner Geschichte ist detailliert abzulesen, welche wichtige Rolle lokale Gegebenheiten, finanzielle Erfordernisse und staatliche Machthaber innerhalb der internationalen Gemeinschaft, aber auch – und vor allem – im Zufluchtsland, bei der Reaktion auf die NS-Verfolgung spielten, ebenso wie bei der Planung und dem Aufbau einer Zuflucht für die verfolgten Juden. Diese Geschichte zeigt, dass die Rettung in ihrem Gesamtablauf nur durch das Zusammenspiel von Regierungen, supranationalen Organisationen und privater Wohltätigkeit gelingen konnte.

Die Geschichte Sosúas verdeutlicht die Auswirkungen historischer Ereignisse auf das Leben einzelner Juden in Europa und Sosúa sowie auf das Leben von Dominikanern in einer abgelegenen Region der Republik. Kapitel 1 befasst sich mit den Fragen, die auf der in Reaktion auf die Flüchtlingskrise einberufenen Konferenz von Evian diskutiert wurden. Da die Verfolgung in Deutschland und Österreich immer dramatischer zunahm, war in Evian der Punkt erreicht, an dem das Asylangebot der Dominikanischen Republik offene Ohren fand. In Kapitel 2 verlagert sich der Schwerpunkt auf die amerikanisch-jüdische Organisation DORSA und den Besuch ihrer führenden Vertreter in Ciudad Trujillo, wo sie den Vertrag über die Gründung Sosúas unterzeichneten. In den Verhandlungen zwischen der DORSA und der dominikanischen Regierung wird viel von dem deutlich, worum es für beide Parteien ging. Kapitel 3, »Ankunft in Sosúa«, schildert aus der Sicht dreier Flüchtlinge ihre oft leidvolle Flucht aus Europa und die ersten Eindrücke von der außergewöhnlichen Schönheit der neuen Umgebung – aber ebenso das Fehlen gewisser Annehmlichkeiten, die für die meisten bürgerlichen Mitteleuropäer selbstverständlich geworden waren. Dieses Kapitel beschreibt auch die ersten von der DORSA, den Flüchtlingen und dominikanischen Arbeitskräften unternommenen Schritte, um aus Sosúa ein funktionierendes landwirtschaftliches Gemeinwesen zu machen. Die Siedlung entwickelte sich jedoch nicht wie vorgesehen. Kapitel 4 legt dar, wie der Krieg, Probleme mit den Schiffspassagen und das US-Außenministerium die Einwanderung blockierten und dadurch die Besiedlung zum Stillstand brachten – just in dem Augenblick, da sie sich auf einem guten Weg befand. Kapitel 5 beleuchtet den kurzen Zeitraum zwischen 1942 und 1945, als sich Sosúa – wenn auch kleiner als geplant – gut entwickelte und florierete. Es hatte mit vielen »Problemen im Paradies« (Kapitel 6) zu kämpfen, angefangen vom Männerüberschuss über die unvermeidlichen Spannungen zwischen Gebern und Empfängern von Zuwendungen bis hin zu internen Differenzen unter den Siedlern. Das Kriegsende im Mai

1945 bedeutete auch den Anfang vom Ende Sosúas als jüdische Siedlung. Kapitel 7 erörtert sowohl die Gründe dafür, warum die meisten jüdischen Siedler wieder wegzogen, als auch den Erfolg derer, die sich entschieden zu bleiben.

Sosúa veranschaulicht die Geschichte im Miniaturformat. Im Schicksal dieser kleinen Siedlung spiegeln sich die Hoffnungen und Taten der jüdischen Siedler sowie all derer, die Juden zu retten versuchten und ihnen Schutz gewährt hatten. Sosúa führte nicht zur geplanten Ansiedlung von 100 000 Juden in der Dominikanischen Republik, doch dies schmälert keineswegs die Bedeutung dieses Experiments für jene Gruppen, die maßgeblich an der Entstehung der Siedlung beteiligt waren. Die verfolgten Juden, die tatkräftigen jüdischen Organisationen und die Regierung und Bevölkerung der Dominikanischen Republik sahen in Sosúa – jeder auf seine oder ihre Weise – einen »Hoffnungsschimmer«.¹⁶

1 Die Konferenz von Evian und ein Angebot aus der Dominikanischen Republik

»Die meisten Regierungen handelten prompt, und schlugen den Flüchtlingen die Tür vor der Nase zu.«¹

Hitlers Machtergreifung im Jahr 1933 löste eine wahre Flüchtlingswelle aus; Politiker, Arbeiterführer, Linke, Schriftsteller und Universitätsprofessoren ergriffen vor der zunehmenden Gewalttätigkeit des Regimes, den Schlägertrupps, Verhaftungen, Einkerkierungen und Mordanschlägen die Flucht ergriffen. Zeitgleich mit der Einschüchterung seiner politischen Widersacher ging das Regime gegen die 525 000 deutschen Juden vor – ungefähr ein Prozent der Bevölkerung – und schloss sie von den freien Berufen, Handel und Gewerbe, vom kulturellen Leben, den Schulen und Universitäten aus. Durch Boykottaufrufe wurden sie zudem un-aufhaltsam aus dem Wirtschaftsleben gedrängt. Die neuen deutschen Machthaber forderten Juden und andere »Feinde des Reichs« zwar zur Auswanderung auf, erhoben aber eine »Reichsfluchtsteuer«, die der Staatskasse zugutekam und die Auswanderer verarmen ließ.² Von Anfang an machte die Sperrung ihrer Konten (nach 1938 noch strikter gehandhabt) den Ausreisewilligen schwer zu schaffen. Sogar nach Zahlung maßlos überhöhter Steuern konnten sie das verbliebene Vermögen nicht ins Ausland transferieren, sondern mussten es als »Sperrkonto« in Mark hinterlegen. Von diesen Konten waren Devisen nur zu einem sehr ungünstigen Wechselkurs zu erwerben – im Grunde eine Strafsteuer. Bis 1935 betrug der Wechselkurs die Hälfte des offiziellen Kurswertes der Mark; danach drückte das Regime ihn immer weiter nach unten. Ab 1939 blieben den Juden beim Kauf von Fremdwährungen nur noch vier Prozent dessen, was ihr gesperrtes Guthaben wert war. Nach Kriegsausbruch war jeglicher Geldtransfer verboten. Das heißt, dass mitteleuropäische Juden in den Jahren 1933 bis 1937 zwischen 30 und 50 Prozent, und von 1937 bis 1939 zwischen 60 und 100 Prozent ihres Vermögens verloren. Die neuen Gesetze, die sie der Mittel beraubten, anderswo ein neues Leben zu beginnen, stellten eine weitere Hürde für die Ausreisewilligen dar. Während sich also Einzelpersonen ebenso wie ganze Familien unter diesen Umständen die Auswanderung notgedrungen noch einmal überlegten, verschlimmerte sich die Lage immer mehr, je länger sie überlegten.

Dennoch floh zwischen 1933 und 1938 eine beträchtliche Anzahl von Juden aus Deutschland. Sie nahmen all ihre verbliebene Kraft und Zä-

higkeit zusammen, um für die Einreiseraubnis in ein anderes Land Schlange zu stehen und sich anschließend in noch längeren Schlangen Ausreise- und Durchreisevisa, Zollerklärungen, Zug- und Schiffsfahrkarten usw. zu besorgen. Oft waren sie dabei auf der Flucht vor der Gestapo, der sie bei ihrem Versuch, die eigene Haut und das Leben ihrer Familienangehörigen zu retten, immer einen Schritt voraus sein mussten. Die Autorin und Journalistin Bella Fromm fasste die Misere aller deutschen Juden so zusammen: »Von den nötigen Papieren habe ich bis jetzt zwei- unddreißig zusammengetragen. Während der Wartezeiten [...] konnte ich mich eingehend mit dem Personal und Mobiliar in fünfzehn Amtsstuben beschäftigen.« Fassungslos berichtet sie, dass sie zu diesem Zeitpunkt (Juli 1938) immer noch nicht alle erforderlichen Dokumente beisammen hatte.³

Trotz dieser außerordentlich schwierigen Umstände verließen 1933 ungefähr 37 000 Juden das Land. Doch konnte die Auswanderungsrate mit dem rasanten Tempo zunehmender Diskriminierung nicht Schritt halten. 23 000 waren im Jahr 1934 geflohen; bis Anfang 1935 waren 10 000 wieder zurückgekehrt, weil sie im Ausland keine Arbeit gefunden hatten. Danach kam die Rückwanderung zum Stillstand, weil die Nazis den Heimkehrern mit Haft drohten. Ende des Jahres (nachdem die Nürnberger Gesetze in Kraft getreten waren), hatten 21 000 die Ausreise angetreten, gefolgt von 25 000 im Jahr 1936 und 23 000 im Jahr darauf. Aufgrund der immer umfassenderen und systematischeren Verfolgung gab es zwischen Mitte und Ende 1938 noch einmal eine größere Auswanderungswelle von ungefähr 40 000 deutschen Juden. Nach dem November-Pogrom 1938 (wenige Monate nach Evian) reisten so viele Juden wie noch nie innerhalb eines Jahres aus, nämlich 78 000 im Jahr 1939.

Die deutsch-jüdischen Flüchtlinge steuerten in einer ersten Welle Frankreich und andere Nachbarländer an, mit der Absicht, nach Deutschland zurückzukehren, sobald das NS-Regime gestürzt, oder wenigstens seine gewalttätige Dominanz gebrochen war. Je schlimmer die Situation in Europa wurde, desto drastischer stieg der Anteil deutsch-jüdischer Emigranten, die nach Übersee flohen. Im September 1939, am Vorabend des Zweiten Weltkriegs, befanden sich noch etwa 185 000 Juden (nach »rassischen« Kriterien) in Deutschland; bis Oktober 1941 – als die deutschen Behörden die Emigration von Juden verboten – sank die Anzahl auf 164 000.⁴ Zu allem Unglück war das jüdische Flüchtlingsproblem »nicht einmal auf Deutschland beschränkt«, wie Michael Marrus es ausdrückt.⁵ In Osteuropa – in Polen, Ungarn und Rumänien – hatten es die Juden mit scharfmacherischen, ultranationalen und antisemitischen Regimen zu tun. Überdies verschärfte der »Anschluss« Österreichs am

12. März 1938 das Flüchtlingselend drastisch. Nun brauchten zusätzlich zu dem ständig wachsenden Strom deutscher Flüchtlinge 185 000 österreichische Juden eine Zuflucht und konkurrierten um Visa, Genehmigungen und Bescheinigungen, die Garanten einer sicheren Übersiedlung in ein anderes Land. Der von der Zionistischen Vereinigung in London nach Wien entsandte Beobachter Israel Cohen schrieb:

»Tausende von Juden belagerten die Botschaften und Konsulate verschiedener Länder in dem verzweifelten Bemühen, ein Visum zu ergattern. Ihre Verzweiflung wurde dadurch offensichtlich, dass sie sich schon um Mitternacht anzustellen begannen, wobei die Familienmitglieder einander in der Schlange ablösten, damit sie am nächsten Tag auf jeden Fall zu der heiß begehrten Stelle vorgelassen würden. Beim Britischen Konsulat fand ich den Hof, das Treppenhaus und das Wartezimmer überfüllt mit angespannt wirkenden Männern und Frauen, und es hieß, dass über 6000 bereits einen Antrag für Palästina und die britischen Mandatsgebiete gestellt hatten.«⁶

Die europäischen Staaten standen vor einem Flüchtlingsproblem, das sie fatalerweise schon seit dem Ende des Ersten Weltkriegs mit sich herumschleppten, ohne es lösen zu können.⁷ Außerdem hatten sie mit Krisen im eigenen Land zu kämpfen, weil die internationale Wirtschaftskrise sinkendes Wachstum und hohe Arbeitslosenzahlen zur Folge hatte – nicht gerade der geeignete Moment, um Neuankömmlinge aufzunehmen. Daher fand das Flüchtlingschaos Widerhall sogar im fernen Weißen Haus, das aber – unter Druck gesetzt von den Isolationisten und angesichts nie da gewesener Arbeitslosenzahlen – ebenfalls zögerte, die strengen Einwanderungsgesetze von 1924 neu zu überdenken. Stattdessen verkündete Präsident Franklin Delano Roosevelt am 25. März 1938, dass er neun europäische Staaten und zwanzig amerikanische Republiken zu einer Konferenz über die Flüchtlingsproblematik geladen habe.⁸ Zusätzlich berief Roosevelt im April 1938 einen aus neun »angesehenen Amerikanern« bestehenden nationalen Ausschuss – das *President's Advisory Committee on Political Refugees* – das die Hilfeleistungen privater Organisationen koordinieren sollte. Den Vorsitz übernahm James G. McDonald, vormals Hochkommissar für Flüchtlinge aus Deutschland beim Völkerbund.⁹ George L. Warren, der für das amerikanische Rote Kreuz und den Internationalen Flüchtlingsdienst tätig gewesen war, fungierte als Geschäftsführer und unterstützte später die Organisatoren in Sosúa. Das Komitee bestand aus Vertretern namhafter kirchlicher und Wohlfahrtsinstitutionen, darunter das *American Jewish Joint Distribution Com-*

mittee (Joint), das Ende 1914 als Hilfs- und Wiederaufbauorganisation zur Unterstützung von Juden in Palästina und im kriegsgebeutelten Europa gegründet worden war.

Die Flüchtlingskonferenz mit zweiunddreißig Teilnehmerländern fand am 6. Juli in Evian-les-Bains in Frankreich statt, einem malerisch gelegenen Kurort am Genfer See.¹⁰ Um eine adäquate Beteiligung zu gewährleisten, versicherten die Vereinigten Staaten, man verlange oder erwarte von keinem Land eine Erhöhung der Einwanderungsquote.¹¹ Außerdem werde die finanzielle Unterstützung der Flüchtlinge zu Lasten von Privatorganisationen gehen. Die USA selbst hegten keinerlei Absicht, ihre eigene Quote zu erhöhen, obwohl Präsident Roosevelt ankündigte, er werde das Außenministerium auffordern, die deutsche und österreichische Quote zusammenzulegen, und es den Einwanderern zu gestatten, dieses Kontingent voll und ganz auszuschöpfen. Der Historiker Herbert Strauss schätzt, dass die USA bis zu diesem Zeitpunkt nur einen kleinen Prozentsatz ihrer Jahresquote von 27370 Menschen aus Deutschland und Österreich tatsächlich aufgenommen hatten:

1933	1934	1935	1936	1937 ¹²
5,3%	13,7 %	20,2 %	24,3%	42,1%

Aber sogar in diesen Einwandererzahlen waren noch Deutsche enthalten, die keine Flüchtlinge waren, oder auch nichtjüdische deutsche Flüchtlinge. Die offiziellen Tagesordnungspunkte in Evian lauteten: Überlegungen, welche Schritte unternommen werden können, um die Ansiedlung politischer Flüchtlinge in anderen Ländern zu fördern; Einbeziehung der Tätigkeit anderer Organisationen, die bereits daran arbeiteten; Anstrengungen, den dringendsten Fällen im Rahmen der Einwanderungsgesetze der Gastländer zu helfen; Befassung mit der Frage geeigneter Dokumente für Menschen ohne gültige Papiere; und schließlich Beratungen zur Schaffung eines Gremiums aus Regierungsvertretern, das Pläne zur langfristigen Lösung der Flüchtlingskrise ausarbeiten und umsetzen sollte.¹³

Es gibt verschiedene Hypothesen, warum die Vereinigten Staaten dieses Treffen vorschlugen. Die Regierung brachte mit dieser prompten Einladung ihre ablehnende Haltung gegenüber dem »Anschluss« zum Ausdruck und hoffte zugleich auf einen öffentlichen Meinungsumschwung hinsichtlich des in den USA zu jener Zeit herrschenden Isolationismus. Ferner hatten einige Medien- und Regierungsvertreter – allen voran die Journalistin Dorothy Thompson sowie »bestimmte Kon-

gressabgeordnete mit großstädtischen Wahlkreisen« – die USA schon seit 1938 gedrängt, die Einwanderungsbestimmungen zu lockern.¹⁴ Vielleicht hoffte Präsident Roosevelt ja, ein wenig von diesen Forderungen abzulenken, indem er sich an die Spitze derer setzte, die sich um die Koordinierung der Flüchtlingsbewegungen bemühten.¹⁵ Hinzu kam, dass führende Vertreter des US-Außenministeriums wie Cordell Hull und Sumner Welles lieber Verhandlungen zum Kampf gegen das Flüchtlingselend leiteten als dem Druck derer nachzugeben, die die Einreise von mehr Flüchtlingen in die USA forderten.¹⁶ Dennoch hatte die Roosevelt-Regierung durch die Einberufung der Konferenz von Evian einiges zu verlieren. In der Tat zog der Präsident für seine Aktion harsche Kritik von Isolationisten und Restriktionisten auf sich, auch wenn sich Presse, Kirchen und Gewerkschaften lobend äußerten.¹⁷ Sogar nachdem die US-Öffentlichkeit von den erschreckenden antisemitischen Gewalttaten in Österreich erfahren hatte, vertraten in einer Meinungsumfrage 67 Prozent der Befragten den Standpunkt, die Regierung solle in der gegenwärtigen Situation keine Flüchtlinge ins Land lassen.¹⁸

Mit ihrem Widerstand gegen Flüchtlinge waren die USA nicht die einzigen in Evian; auch andere Staaten weigerten sich, die Einwanderungsquote zu erhöhen. Die kleine Anzahl von Immigranten, die ins Land gelassen wurde, musste genügen. Laut Lord Winterton sah sich Großbritannien »nicht als Einwanderungsland«, da es »ausreichend bevölkert« und die Arbeitslosenzahl immer noch hoch sei.¹⁹ Was Palästina und andere britische Kolonien und Hoheitsgebiete betraf, war das Problem seiner Meinung nach »nicht so einfach«. Viele der Gebiete in Übersee hielt er für bereits überbevölkert, andere für »ungeeignet« für Europäer, auch wenn Kenia im Gespräch gewesen war. In anderen Regionen verhinderten seiner Meinung nach »lokale und politische Umstände« eine nennenswerte Einwanderung – eine Anspielung auf Palästina und den Widerstand seitens der Araber gegen die Einwanderung von Juden. An anderer Stelle bezog er sich direkt auf Palästina und merkte an, dass seit 1920 zirka 300 000 Juden und in den letzten Jahren zirka 40 000 deutsche Juden dort eingewandert waren.²⁰ Frankreich erklärte, es habe »in bezug auf die Aufnahme von Flüchtlingen den größtmöglichen Sättigungsgrad erreicht«,²¹ und kleinere europäische Staaten machten geltend, sie hätten ohnehin zu wenig Platz, und wollten Flüchtlingen lediglich die Durchreise gewähren.²²

Auch weniger dicht besiedelte Länder wie Australien winkten ab; Australien sah sich als »junges Land« und war »nicht erpicht darauf«, durch Aufnahme von »Nicht-Briten einem Rassenproblem Vorschub zu leisten«, das es gegenwärtig nicht habe.²³ Dem schloss sich Kanada an, das

über mehr als genug Land verfügte. Dessen Abgesandter in Evian hatte einem anderen kanadischen Diplomaten anvertraut, die Konferenz werde »eine höchst unerfreuliche Angelegenheit. Ausgangspunkt dafür war einer von Mr. Roosevelts plötzlichen Anflügen von Edelmut. [...] Es ist ein unangenehmer Auftrag für mich, daran teilnehmen zu müssen.«²⁴ Lateinamerikanische Länder wiesen ebenfalls auf mögliche Schwierigkeiten hin. Die Länder mit dem größten Aufnahmepotential, zum Beispiel Argentinien und Brasilien, gaben sich eher zurückhaltend, während rückständigere Länder wie Ecuador und die Dominikanische Republik im Jahr 1935 Grund und Boden für landwirtschaftliche Ansiedlungen angeboten hatten.²⁵ Die größeren Staaten hatten Bedenken, aufgrund der niedrigen Löhne und hohen Arbeitslosigkeit der einheimischen Bevölkerung keine zusätzlichen Bewohner verkraften zu können. Außerdem gab es in einigen dieser Länder bereits eine große Anzahl von deutschen Einwohnern, ganz zu schweigen von den Handelsabkommen mit Deutschland. Man machte sich Sorgen, wie wohl die deutsche Bevölkerungsgruppe auf die Einwanderung von Juden reagieren würde, und sah auch den Reaktionen Deutschlands mit Bangen entgegen.²⁶ Überdies suchten die Länder Lateinamerikas Bauern und keine Akademiker auf der Flucht. Nicht zuletzt spielte auch der Antisemitismus eine Rolle, wenn Ländervertreter inoffiziell vernehmen ließen, dass sie bereits »zu viele Juden« hätten.²⁷ Unter dem Eindruck all der blumigen Ausflüchte und Entschuldigungen schrieb der Historiker Henry Feingold später: »Vertreter der jüdischen Organisationen waren der Verzweiflung nahe, [...] während die Hoffnung auf schnelles Handeln in einem Meer südländischer Eloquenz unterging.«²⁸

Trotz der Annektierung Österreichs und Hitlers immer aggressiveren Tiraden gegen das tschechische Sudetenland ging von Evian keine generelle Einladung an die Flüchtlinge aus. Ein Journalist der Zeitschrift *Newsweek* fand in seiner Bilanz der Konferenz geharnischte Worte: »Die meisten Regierungen [...] reagierten prompt und schlugen den jüdischen Flüchtlingen die Tür vor der Nase zu.«²⁹ Die deutsche Presse ihrerseits bemerkte süffisant, dass das Ausland kritisiere, wie Deutschland die Juden behandle, sich selbst aber weigere, sie aufzunehmen.³⁰ Der *Völkische Beobachter* titelte z. B.: »Niemand will sie.«³¹ In gewisser Hinsicht mag die Konferenz die Situation für die Juden sogar verschlechtert haben, weil sich die deutsche Regierung nun damit beruhigen konnten, dass andere Staaten die Verfolgten nicht einmal dann hereinlassen wollten, wenn sie moralisch unter Druck gesetzt wurden. Trotzdem hatte man, in den Worten eines jüdischen Beauftragten, in Evian »etwas erreicht«.³² Erstens waren sich viele Staaten anscheinend – zumindest theoretisch – darin

einig, dass die Flüchtlinge eine internationale Verpflichtung darstellten. Zweitens hatten die Vereinigten Staaten versprochen, die Einwanderungsquote bis zum Limit ausschöpfen zu lassen. Und ein neu geschaffener, ständiger Ausschuss sollte sich mit der Auswanderung aus Deutschland befassen: das *Intergovernmental Committee on Political Refugees* (IGC) mit Sitz in London. Dessen erster Direktor, George Rublee, ein international tätiger Anwalt und alter Freund Roosevelts, verschrieb sich ganz der Aufgabe, die Situation der Flüchtlinge zu verbessern. Ungeachtet seines Alters von siebzig Jahren kämpfte er unermüdlich darum und ging sogar so weit, komplizierte und nicht unumstrittene Verhandlungen mit den deutschen Behörden aufzunehmen. Hatten sich die USA bislang geweigert, mit den Flüchtlingsorganisationen des Völkerbundes zusammenzuarbeiten, wichen sie nun von ihrer Linie ab und wollten sich an diesem Ausschuss beteiligen, der zwei Ziele verfolgte: erstens, »Personen, die aufgrund ihrer politischen oder religiösen Überzeugungen, oder ihrer Rassenzugehörigkeit emigrieren mussten [...] die Ausreise aus Deutschland zu ermöglichen«; und zweitens, in den Ländern, die sie aufnehmen wollten, neue Siedlungen für die Flüchtlinge zu entwickeln.³³ An Ersterem scheiterte der Ausschuss, weil er wenig Einfluss und noch weniger Finanzkraft hatte.³⁴ Stattdessen konzentrierte er sich auf die zweite Aufgabe, nämlich Flüchtlings-siedlungen zu gründen – eine Lösung, die trotz der anders lautenden Expertenmeinung von Präsident Roosevelt maßgeblich unterstützt wurde.³⁵

Ab 1938 besuchten Kommissare des *Intergovernmental Committee* die Dominikanische Republik, Nord-Rhodesien (das heutige Sambia), die Philippinen-Insel Mindanao sowie Britisch-Guayana (das heutige Guyana).³⁶ Inzwischen hatte sich bereits »eine Fülle von Rettungs- und Auswanderungsprojekten in die neue Welt angesammelt – die von Utopien bis zu Dystopien alles umfasste«.³⁷ Parallel zu den IGC-Projekten versuchten Regierungen wie die Großbritanniens und Frankreichs, die Karibik und andere Kolonialgebiete als potentielle Ansiedlungsorte oder Durchgangsstation für Flüchtlinge zu nutzen. Die Pläne sahen Siedlungen unter anderem in solch weit abgelegenen Gegenden vor wie Madagaskar, Kenia, Französisch-Guinea, Angola, Neu-Kaledonien, den Neuen Hebriden und Französisch-Guayana.³⁸ Weitere Projekte gab es in Trinidad, Jamaika und Curacao, die allesamt Durchgangslager für Juden sowie Internierungslager für so genannte »feindliche Ausländer« einrichteten.³⁹ Der Leiter des Innenministeriums im Vichy-Frankreich befürwortete 1940 die Einwanderung von Juden nach Martinique. Auf diese Weise erhielten mindestens 3000 jüdische Flüchtlinge vorübergehend Asyl, wenn auch in Internierungslagern.⁴⁰ Auch die USA entwarfen vage

Pläne, Flüchtlinge an Orten wie den Jungferninseln und Alaska anzusiedeln, aber sie wurden nie verwirklicht.⁴¹ Schließlich konzentrierte sich das IGC auf die Dominikanische Republik und Britisch-Guayana; letzteres allerdings stieß auf zu großen Widerstand, und Isaiah Bowman, der bekannteste Geograph der USA, meinte, dort zu siedeln sei ähnlich sinnlos wie der Versuch, am Südpol eine Stadt zu errichten.⁴²

Bereits einige Jahre vor dieser weltweiten Suche hatte die Dominikanische Republik ihr Interesse an Flüchtlingen bekundet. Im Februar 1933 hatte der für Auswanderungen zuständige *Hilfsverein der deutschen Juden* im Vereinsblatt bekanntgegeben, dass die Dominikanische Republik Siedlern, die sich der Landwirtschaft widmen wollten, gern entgegenkäme. Man gab jedoch zu bedenken, dass die Siedler Rücklagen für mindestens sechs Monate bräuchten und die Preise für landwirtschaftliche Produkte »außerordentlich niedrig« seien.⁴³ Im Februar 1935 war Rafael Trujillo mit Dr. Samuel Guy Inman zusammengetroffen, der James G. McDonald, den Hochkommissar für Flüchtlingsfragen, auf seiner Reise in verschiedene lateinamerikanische Länder begleitete, wo sie für die Aufnahme jüdischer und christlicher Flüchtlinge aus Deutschland warben. Inman erklärte, Trujillo sei willens, den Flüchtlingen mit genügend finanziellen Mitteln für den Aufbau einer Agrarsiedlung »bestes Land« zu geben. Im April desselben Jahres verhandelten zwei kubanische Juden mit der dominikanischen Regierung in der Hoffnung, dort Siedlungen für deutsche Juden gründen zu können.⁴⁴ Trujillo traf sich sogar mit jüdischen Privatpersonen, die den Hilfswerken die Dominikanische Republik als Auswanderungsziel schmackhaft machen wollten.⁴⁵

Die Aufnahmebereitschaft der Dominikanischen Republik war jedoch nur dann gegeben, wenn die Flüchtlinge finanziell abgesichert und dazu bereit seien, das Land zu kultivieren.⁴⁶ Drei Tage nach Beginn der Konferenz in Evian erklärte Virgilio Trujillo Molina, der Bruder des Diktators, sein Land sei bereit, »österreichischen und deutschen Verfolgten, Landwirten mit untadeligen Nachweisen, Grund und Boden günstig zu überlassen«.⁴⁷ Im August, fast unmittelbar nach Ende der Konferenz, machten die Dominikaner dem IGC ein geheimes Angebot, Land für die Ansiedlung von nicht weniger als 100 000 Flüchtlingen zur Verfügung zu stellen.⁴⁸ Der US-Außenminister Cordell Hull teilte Myron Taylor, dem Vorsitzenden der amerikanischen Delegation, sowie George Rublee vom IGC im Vertrauen mit, dass nach Einschätzung des US-Botschafters in der Dominikanischen Republik, R. Henry Norweb, »leicht zu assimilierende, quasiweiße« Agrar-Siedler aus nahe gelegenen Gebieten den Dominikanern äußerst willkommen wären; Stadtmenschen wie die jetzt aus Europa Flüchtenden seien jedoch am allerwenigsten erwünscht.⁴⁹



Myron Taylor, Leiter der US-amerikanischen Delegation, spricht auf der internationalen Flüchtlingskonferenz von Evian-les-Bains, Juli 1938

Die Dominikaner hielten ihr Angebot jedoch bis in den Herbst hinein aufrecht, sofern sich die Einwanderer »an die dominikanischen Bestimmungen hielten.«⁵⁰ Konkret bedeutete das, als Landwirte und nicht als Geschäftsleute oder Händler einzureisen – d.h. nicht als potentielle Konkurrenten für eine kleine Gruppe dominikanischer Unternehmer (oder wahrscheinlicher noch für Trujillos eigene Unternehmen, auch wenn dieser Punkt nie zur Sprache kam). Nicht nur die Dominikanische Republik schränkte den freien Wettbewerb ein: Schon 1923 hatte Kanada bona-fide-Farmer gesucht, und ab 1939 versuchten die meisten lateinamerikanischen Republiken ebenfalls, die Einwanderung auf Landwirte zu begrenzen.⁵¹

Im Dezember 1938 informierte Sumner Welles vom US-Außenministerium Eugene Hinkle, den amerikanischen Chargé d'affaires in der Dominikanischen Republik, dass das *President's Advisory Committee* jemanden schicken werde, um die Lage zu sondieren. Zwar misstraute das US-Außenministerium Trujillo und befürchtete, er wolle sich bei den USA nur einschmeicheln,⁵² doch schienen andere Mitglieder der Regierung – allen voran Roosevelt selbst – bestrebt, von den Dominikanern erledigen zu lassen, wovor sie selbst zurückschreckten: eine sichere Zuflucht anzubieten. Welles fügte hinzu:

»Wie Sie sicher wissen, ist es außerordentlich schwierig, konkrete Möglichkeiten für die Ansiedlung von politisch Verfolgten in großem Umfang zu finden. Das Ministerium kann die Bedenken der Gesandtschaft verstehen [...], doch ist die zum Ausdruck gebrachte Haltung der dominikanischen Regierung weit vielversprechender als alles, was andere Regierungen in diesem Teil der Welt geäußert haben. Zwar ist die vom dominikanischen Gesandten in London genannte Zahl überaus hoch, doch herrscht die Meinung, dass die Einstellung der dominikanischen Regierung die Ansiedlung einer äußerst stattlichen Anzahl von Flüchtlingen innerhalb ihres Territoriums möglich machen könnte.«⁵³

Schon damals erschien das Angebot äußerst großzügig, »fast wie ein Wunder«;⁵⁴ im Rückblick erscheint es sogar in einem noch besseren Licht, wenn man bedenkt, dass bei Kriegsausbruch – als die Einwanderungswelle zum Stillstand kam – die USA ungefähr 90 000, das britische Mandatsgebiet Palästina etwa 64 000 Immigranten aufgenommen hatte und in ganz Lateinamerika noch einmal 75 000 angekommen waren.⁵⁵

Im Januar 1939 besuchte Alfred Houston im Auftrag des *President's Advisory Committee* führende dominikanische Politiker, um zu überprüfen, wie

ernst sie es mit ihrem Vorschlag meinten. Er traf bei den Offiziellen auf offene Ohren und großes Entgegenkommen. General Trujillo stimmte dem Vorschlag des präsidentialen Beratungsausschusses zu, »nicht nur, weil es gut für sein Land wäre, sondern auch, weil er wusste, dass Präsident Roosevelt immenses Interesse daran hatte«. Trujillo machte Houston mit dem (von ihm selbst ins Amt berufenen) Präsidenten der Republik, Jacinto Peynado, bekannt und erklärte letzterem, dass er, Trujillo, den Vorschlag gelesen und ausführlich mit Houston besprochen habe, und »sehr gerne bei der Umsetzung behilflich« wäre. Daraufhin sagte Peynado, zu Houston gewandt, »lächelnd [...] ›Das ist die Meinung der Nation‹.«⁵⁶

Zwei Monate später entsandte das *President's Advisory Committee on Political Refugees* – in Zusammenarbeit mit dem Außenministerium und finanziert von der *Refugee Economic Corporation* – eine Expertengruppe, die die Durchführbarkeit des Plans einschätzen und die Siedlungsmöglichkeiten untersuchen sollte.⁵⁷ Ausgewählt wurden die Spezialisten (einer für Getreideanbau, einer für Ackerboden und ein Förster)⁵⁸ von Isaiah Bowman, ebenfalls Fachmann für Um- und Neuansiedlungen und ein enger Berater Roosevelts. Zwischen dem 7. März und dem 18. April untersuchte die Gruppe sieben Standorte.⁵⁹ Obwohl sie für Sosúa keine Empfehlung aussprach, da es sich eher für Viehhaltung und Milchwirtschaft als für den Ackerbau zu eignen schien,⁶⁰ entschied sich Dr. Joseph Rosen von Agro-Joint, der im ersten Jahr auch die Leitung Sosúas übernehmen sollte, für diesen Standort. Er stellte fest, dass es auf der vor etlichen Jahren von der *United Fruit Company* verlassenen Bananenplantage über zwanzig Baracken, großflächige Einzäunungen, ein paar Straßen, etwas Elektrizität und fließendes Wasser einschließlich eines Reservoirs mit 2250 Hektoliter Fassungsvermögen gab. In dem Bewusstsein, dass die Zeit drängte, war Rosen wohl davon ausgegangen, dass Leute sich schneller dort ansiedeln ließen, wo bereits eine gewisse Infrastruktur vorhanden war.

Die Gruppe aus den USA stellte fest, dass die Insel von New York aus mit dem Schiff in drei Tagen und mit dem Flugzeug in 18 Stunden zu erreichen war und 1047 Kilometer vom Panama-Kanal entfernt lag (eine Distanz, die die DORSA später in große Schwierigkeiten brachte, weil die USA nach Pearl Harbor fürchteten, »feindliche Ausländer« in der Dominikanischen Republik könnten dem Kanal Schaden zufügen). Die Experten beschrieben die Bevölkerung als zu 18 Prozent städtisch und 82 Prozent ländlich und erstellten ein »Rassenprofil« von 13 Prozent »Weißen«, 19 Prozent »Negern« und 67 Prozent »Gemischtrassigen«.⁶¹ Ihr Fazit lautete, dass die Dominikanische Republik eine Siedlung tragen könne und dass die Lebenshaltungskosten niedrig seien, da Essen und Wohnen wenig kosteten und man nur leichte Kleidung und keine Hei-

zung brauche. Eine typische dominikanische Familie gab weniger für Essen, Unterkunft und Kleidung aus als eine Farmersfamilie mit niedrigerem Einkommen in Kentucky oder Virginia; einen Teil ihres Eigenbedarfs an Nahrungsmitteln konnte sie nämlich ohne weiteres selbst anbauen und musste für Unterkunft nur zirka fünf Dollar im Jahr veranschlagen, ohne zusätzliche Heizkosten.⁶² Die schlimmste Krankheitsgefahr schien die Malaria zu sein, auch wenn Geschlechtskrankheiten und Tuberkulose ebenfalls zum Problem werden konnten.

Nachdem sich die Experten einig waren, dass die Dominikanische Republik bis zu 29 000 Familien (nahezu 100 000 Personen) ansiedeln könnte und eine Versuchsphase mit 200 Familien empfahlen, machte sich das *President's Advisory Committee* ans Werk. Man setzte sich mit James N. Rosenberg, dem Vorsitzenden von Agro-Joint, in Verbindung, dessen Organisation in den 1920er Jahren russische Juden in der südlichen Ukraine und auf der Krim angesiedelt hatte. Zu den am Beginn des Sosúa-Projekts zur Verfügung gestellten 200 000 Dollar wollte Agro-Joint noch 300 000 Dollar zusätzlich aufbringen; und auch das *Intergovernmental Committee* sagte dem Projekt seine volle Unterstützung zu.⁶³ Anfangs wurde das Unterfangen sowohl vom USAußenministerium als auch vom Landwirtschaftsministerium unterstützt, von letzterem durch das Entsenden von Fachleuten nach Sosúa. Roosevelt billigte das Projekt im Oktober 1939 ausdrücklich und öffentlich in einer Rede vor dem IGC; darin gab er seiner Hoffnung Ausdruck, diese Siedlung möge der Vorläufer für ähnliche Projekte andernorts sein.⁶⁴ Im Dezember 1939 gründete Rosenberg die DORSA (*Dominican Republic Settlement Association, Inc.*), eingetragen unter New Yorker Jurisdiktion zur Finanzierung jüdischen Siedlungsbaus.⁶⁵ Zum Vorstand der DORSA, unter dem Vorsitz zweier Juden – der Jurist James N. Rosenberg als Präsident und Joseph Rosen als Vizepräsident –, gehörten auch Vertreter katholischer und Quäker-Institutionen sowie George Warren, der Geschäftsführer des *President's Advisory Committee*.

Von entscheidender Bedeutung war jedoch die Kooperation der dominikanischen Regierung samt ihrem »Wohltäter« oder »Boss« (*El jefe*) Trujillo, die das Gelingen des DORSA-Projekts geradezu forcierte.⁶⁶ Dass die DORSA sich überhaupt mit Trujillo einließ, lässt erkennen, wie verzweifelt und dringlich die jüdischen Verantwortlichen die Flüchtlingssituation einschätzten. Trujillo war 1930 durch eine umstrittene Wahl (mit »95 Prozent der Stimmen«) an die Macht gekommen, und hatte von 1930-1938 und nochmals von 1942-1952 als Präsident amtiert. Von der Machtübernahme bis zu seinem Tod durch ein Attentat im Jahre 1961 regierte er die Dominikanische Republik, als sei sie sein persönliches

Eigentum. Von 1931 an war seine »Dominikanische Partei« als einzige zugelassen. Gegner wurden terrorisiert und ermordet; tausende Haitianer wurden auf seinen Befehl hin niedergemetzelt; die Gewerkschaften im Land wurden zerschlagen. Obendrein wurde er zu einem der reichsten Männer der Welt, der das Erbeutete nur mit seiner Familie und einigen Freunden teilte. Ihm gehörten 50 bis 60 Prozent des Ackerlandes; und er kontrollierte vermutlich bis zu 80 Prozent des Geschäftslebens in der Hauptstadt. Regierung und Privatbesitz waren schließlich so miteinander verfilzt, dass die Dominikaner zu sagen pflegten, ein Unternehmen müsse der Regierung gehören, wenn es Verlust machte; machte es Gewinn, müsse es wohl Trujillos sein.⁶⁷

Angesichts der schrecklichen Lage in Europa zog die DORSA es vor, sich einzig und allein um die Durchführbarkeit des Plans zu kümmern. Für ihre Überlegungen verließen sich die Verantwortlichen auf einen Bericht der *Foreign Policy Association* aus dem Jahr 1936, in dem Trujillo als tüchtiger und erfolgreicher Regierungschef bezeichnet wurde. Er hatte die Macht in einem Land übernommen, das einen riesigen Schuldenberg angehäuft hatte. Drei Wochen nach seiner Amtseinführung hatte ein verheerender Hurrikan die Hauptstadt verwüstet und tausende Menschenleben gekostet. Nur sechs Jahre später war die Stadt wieder aufgebaut, der Staatshaushalt ausgeglichen und eine Tilgung der Schulden zu besseren Bedingungen ausgehandelt.⁶⁸

Was motivierte den dominikanischen Despoten, sich der Flüchtlinge anzunehmen, als andere Länder sich abwandten? Man kann viele Gründe dafür anführen, allen voran den historischen Hintergrund. Seit mindestens 100 Jahren vor Trujillo hatte die Dominikanische Republik jüdische Immigranten aufgenommen. Einige konvertierte Juden waren während der spanischen Inquisition auf die Insel Hispaniola gekommen (die sowohl Haiti als auch die Dominikanische Republik umfasst);⁶⁹ doch die ersten praktizierenden Juden kamen im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts von anderen Karibik-Inseln in den spanischen Herrschaftsbereich.⁷⁰ Dies waren Sefarden, von denen die meisten über einige Generationen hinweg den gleichen Weg genommen hatten: Nach der Vertreibung aus Spanien oder Portugal und der Abwanderung in die Niederlande, waren sie durch Handelsreisen nach Curacao gekommen, hatten sich dort angesiedelt, und kamen später nach Santo Domingo (wie die Dominikanische Republik vor ihrer Unabhängigkeit von Haiti im Jahr 1844 hieß). Seit den 1830er Jahren bildeten sie eine kleine Gruppe erfolgreicher Kaufleute. Danach kamen europäische Juden dazu, unter ihnen Abraham Coén, ein Mitglied der berühmten Bankiersfamilie Rothschild, der sich mit seinem Geschäft in der Hauptstadt auf Holz-

und Tabakexport spezialisierte. Ähnlich den »Hofjuden« in Europa, die oft zur Aufbesserung der Finanzen von adligen Familien und der Schatzkammern von Königen Geld verliehen, unterstützten die ansässigen jüdischen Kaufleute die dominikanischen Regierungen und ihre Kriege. Während der Regierungszeit von Präsident Buenaventura Báez (1849-1853 und 1856-1858) verwaltete die Firma von Coén und Rothschild auch das Zoll- und Finanzwesen des Landes.⁷¹

Beim Einmarsch Haitis in den dominikanischen Teil der Insel im Jahr 1822 schlugen sich die jüdischen Kaufleute auf die Seite der Dominikaner; und 1844 beteiligten sie sich an der Finanzierung des Unabhängigkeitskrieges, wobei ein Teil der Gelder von den Rothschilds kam.⁷² Nach der erfolgreichen Abwehr der Haitianer durch die Dominikaner integrierten sich die Juden in die eher »schwache und unselbständige Kaufmannsbourgeoisie«⁷³ der neu gegründeten Dominikanischen Republik, in der sie wegen ihres kaufmännischen Geschicks sehr willkommen waren. Auch zwang die dominikanische Regierung die Juden nicht, zum Christentum zu konvertieren. Juan Pablo Duarte, Gründervater der dominikanischen Unabhängigkeit, schrieb 1846, Konversionen kämen durch »sanfte Überzeugung«, nicht durch Verfolgung zustande.⁷⁴ Die allerdings nicht durch Beweise untermauerten Spekulationen, Duarte selbst habe jüdische Vorfahren gehabt, unterstreicht die bedeutende Rolle der Juden in dieser Epoche.⁷⁵ Sie waren wie die Protestanten offiziell geduldet und bekleideten sogar öffentliche Ämter.⁷⁶ In den späten 1850er Jahren bestimmten einige wenige jüdische und spanische Kaufleute den Import-Export-Handel in Santo Domingo; und verschiedene jüdische und deutsche Kaufleute betrieben von Puerto Plata aus den Tabakhandel mit Europa.⁷⁷

Im Jahr 1861 kam mit Präsident Pedro Santana die Dominikanische Republik wieder unter spanische Herrschaft. Republiktreue Anhänger scharten sich um General Gregorio Luperón, einen afro-dominikanischen Patrioten, um sich gegen diese erneute Kolonialherrschaft zu wehren.⁷⁸ Aus Angst vor der spanischen Intoleranz schlugen sich die Juden im Restaurationskrieg (1863-1865) finanziell wie politisch erneut auf die dominikanische Seite.⁷⁹ Einige von ihnen wirkten sogar in der zur Abwehr der Spanier gegründeten provisorischen Regierung mit.⁸⁰ Der kurz zuvor (in den 1850er Jahren) aus Mitteleuropa eingewanderte Efraim Cohen, ein glühender Verfechter der dominikanischen Sache, unterstützte General Luperón, den späteren Helden des Restaurationskriegs, mit Geld und anderen Hilfsleistungen. Cohen hatte sich in der nördlichen Provinz Monte Cristi niedergelassen, die westlich von Luperóns politischem Stützpunkt in Puerto Plata lag. Auf dem von ihm erworbenen Grund,

den er »La Judea« nannte, errichtete Cohen die erste Synagoge im Land. Er betrieb ein lukratives Transportunternehmen, das Holz aus der Dominikanischen Republik nach Europa zu den Rothschilds exportierte, die es an die dortigen expandierenden Eisenbahngesellschaften weiterverkauften. Auch nach Ende des gewonnenen Krieges blieben Luperón und Cohen einander in enger Freundschaft verbunden.⁸¹

Nach dem dominikanischen Sieg, in einer Zeit relativen Friedens, gingen viele Juden Mischehen ein und integrierten sich in die Kreise der Oberschicht.⁸² Auch als nunmehr liberale christliche Dominikaner nannten sie sich weiterhin *hebreos*.⁸³ Als die dominikanische Führung einschließlich Luperóns die finanziellen Bande zwischen Staat und Kaufmannschaft enger knüpfen wollte, »beteiligte sich eine größere Gruppe von ausländischen und ortsansässigen Kaufleuten an Kreditgesellschaften«, die die Regierung einrichtete.⁸⁴ Zur weiteren Verbesserung der Wirtschaftslage hatte Luperón in seiner kurzen Amtszeit als Präsident im Jahr 1879 Interesse an Einwanderern aus Kuba und Puerto Rico bekundet, und auch seine Verbindungen zu jüdischen Geschäftsleuten weiter gepflegt. So verknüpfte Luperón schließlich nach der massenhaften, durch Pogrome und wirtschaftliche Ausweglosigkeit bedingten Entwurzelung russischer Juden im späten 19. Jahrhundert den Bedarf an Einwanderern gekonnt mit seinen guten Beziehungen zu Juden.

Als Generalbevollmächtigter der Dominikanischen Republik in Westeuropa im Jahr 1882 lernte Luperón nicht nur die Königin von England kennen, sondern auch britische, französische, deutsche, dänische und Schweizer Politiker; außerdem freundete er sich mit Victor Hugo an sowie dem Anführer der französischen Republikaner, Léon Gambetta.⁸⁵ Die russischen Pogrome hatten einige Monate vor seiner Ankunft in Europa eingesetzt und viele Menschen zur Flucht nach England, Frankreich und Deutschland getrieben. Luperón hatte durch seinen in Paris lebenden Freund, den dominikanischen Schriftsteller Alfredo Herrera, von diesen Ereignissen erfahren;⁸⁶ und er, den sogar Sumner Welles vom US-Außenministerium einen »Soldaten der Demokratie«⁸⁷ nannte, bot nun seine Hilfe an. Er versprach Religionsfreiheit und darüber hinaus »ein größtmögliches Maß an Rechten, Freiheiten und Privilegien«.⁸⁸ Ferner sicherte er zu, den Erwerb von Land (aus privatem oder staatlichem Besitz) und der Staatsbürgerschaft zu gestatten. Im Gegenzug erhoffte er sich von den Einwanderern fachliches Know-how und Kapital.⁸⁹ Luperón wandte sich mit dem Angebot, jüdische Flüchtlinge in der Dominikanischen Republik aufzunehmen, an die *Alliance Israélite Universelle*, die Juden in Not half. Darin schrieb er:

»Ich habe von der Judenverfolgung in einigen europäischen Ländern gehört und erlaube mir, Ihnen mitzuteilen, dass es ein Land gibt, die Dominikanische Republik, [...] das beste Zukunftsaussichten hat. Ihre Glaubensbrüder werden dort mit offenen Armen empfangen werden.«⁹⁰

Zudem nahm Luperón zu den Baronen Gustave und Edmond Rothschild in Frankreich Kontakt auf, indem er seinen engen Freund und Mitstreiter, den puertorikanischen Revolutionsführer Dr. Ramon Emeterio Betances bat, ein Empfehlungsschreiben an sie zu richten. In Betances' Brief wurde das dominikanische Angebot wiederholt und besonders die Toleranz der Dominikaner betont, die »keinen Unterschied zwischen einem Israeliten, einem Protestanten und einem Katholiken« machten.⁹¹ Auf Nachfrage einer jüdischen Zeitung fügte Betances hinzu, dass es in der Dominikanischen Republik viele jüdische Staatsmänner gebe. Dazu gehörten der dominikanische Gesandte in Paris, der Gesandte in den Niederlanden, die dominikanischen Generalkonsuln in Frankreich und St. Thomas, sowie der Konsul in Haiti. Generoso Marchena, Gouverneur von Azua und ebenfalls jüdischer Dominikaner, war 1882 Finanzminister geworden.⁹² Und es bestehe die Möglichkeit, zwei Geschäftsleute in Puerto Plata, Brüder und ebenfalls Juden, sowie zwei jüdische Kaufleute in der Hauptstadt für weitere Empfehlungen zu kontaktieren. Einer der beiden letzteren, Jacob de Lemos, zum damaligen Zeitpunkt in London ansässig, rühmte gegenüber seinen Glaubensbrüdern die »großzügige Gastfreundschaft« der dominikanischen Gesellschaft und beteuerte, er plane wieder dorthin zu ziehen, weil er das Land als seine Heimat betrachte.⁹³ Die Diskussion und der diesbezügliche Schriftverkehr zogen sich über das gesamte Jahr 1882 hin.

Luperóns Reaktion war die eines Menschenfreundes und Staatsgründers zugleich. Seine Entscheidung war motiviert durch seine demokratische und liberale Gesinnung angesichts der Notlage der russischen Juden, und nicht minder durch seine Erfahrungen mit Juden, die während der Unabhängigkeits- und Restaurationskriege ihre Loyalität durch politische und finanzielle Unterstützung bewiesen hatten. Doch ging es bei diesem Angebot nicht allein um Loyalität oder Geld. Zum Beispiel hatte Luperón in einem Brief an russische Juden in New York, die seinen Vorschlag aufgegriffen hatten, die Ansicht geäußert, dass die jüdische »Gepflogenheit von Ordentlichkeit, Arbeitsamkeit und Sparsamkeit sehr zum Wohlstand eines Landes beitragen [werde], das nur darauf wartet, euch mit echter Gastfreundschaft zu begegnen«.⁹⁴ Auch die Anführer der Progressiven scheinen der Ansicht gewesen zu sein, die Juden könnten

mit ihrem Know-how dem Staat nützen. In den 1880er Jahren lobte Eugenio María de Hostos, der berühmte puertorikanische Pädagoge, der das dominikanische Schulsystem reformierte, ausdrücklich die Bemühungen der Regierung, die »verfolgten Stämme in Russland und Deutschland« in die Dominikanische Republik zu bringen. Seiner Meinung nach würden die Einwanderer »merkliche Vorteile« einbringen, aber auch etwas, »das wir *zivilisierende* Werte nennen wollen.«⁹⁵ Die europäischen Bürgertugenden, die sie selbst schätzten, schrieben diese Führungspersönlichkeiten den Juden zu – zum Beispiel Sparsamkeit, Fleiß, Weltgewandtheit und -offenheit sowie Geschäftstüchtigkeit – und hofften, sie würden der aufstrebenden Nation zugute kommen. (Ironischerweise sollten eben diese Eigenschaften es fünfzig Jahre später den meisten bürgerlichen Juden so erschweren, Farmer in Sosúa zu werden.) Luperón verfolgte sein Anliegen nicht nur in Paris, sondern auch in Kopenhagen, London, Berlin und Hamburg.⁹⁶ Der unerwartete Tod des jüdischen Gemeindeoberhaupts aus Frankreich, Charles Netter, der den Transport von 200 Juden auf die Insel in die Wege geleitet hatte, setzte diesem Projekt ein Ende, obwohl die dominikanische Regierung unter Präsident Ulises Heureaux weiterhin ihr Interesse daran bekundete.⁹⁷ Im frühen 20. Jahrhundert schließlich bestand die sefardische (nicht konvertierte) jüdische Bevölkerung aus etwa zwanzig Familien.⁹⁸

Im Jahr 1935 könnte sich Trujillo also auf diesen über fünfzig Jahre zurückliegenden Versuch besonnen haben, Juden in die Dominikanische Republik zu holen. Auch hatte er wahrscheinlich nicht nur die allgemeine Toleranz gegenüber Juden mit seinen Landsleuten gemeinsam, sondern versprach sich Vorteile für die dominikanische Wirtschaft. Allerdings waren 1938 aktuellere Ereignisse für sein Angebot verantwortlich. Zunächst brauchte er dringend positive Öffentlichkeit angesichts der internationalen Empörung über das Massaker an Haitianern im Oktober 1937, nur neun Monate vor Evian. Die Beziehungen zwischen den beiden Völkern auf Hispaniola waren durch eine lange Geschichte wechselseitiger Abhängigkeit, aber auch durch Spannungen geprägt und vergiftet, noch verstärkt durch die haitianische Besetzung der Dominikanischen Republik zwischen 1822 und 1844.⁹⁹ Obwohl sich Juan Pablo Duarte umgehend von rassistischen Absichten distanzierte,¹⁰⁰ vollzog sich die Gründung der dominikanischen Nation in eben diesem Prozess der Ablösung vom nachbarlichen Intimfeind.¹⁰¹

Die Grenzstreitigkeiten dauerten ebenso wie die Einwanderung aus Haiti bis ins 20. Jahrhundert hinein an. Jenseits einer durchlässigen Grenze lebten viele Haitianer in den »variabel bikulturellen und transnationalen haitianisch-dominikanischen Gemeinden« dieses Grenzge-

biets.¹⁰² Dort verrichteten sie für geringen Lohn besonders anstrengende Arbeit, wie zum Beispiel die Zuckerrohrernte.¹⁰³ 1929 stiegen die Regierungen beider Länder in Verhandlungen ein, die 1936 mit einem von Trujillo und dem haitianischen Präsidenten Stenio Vincent unterzeichneten Grenzvertrag endeten. Von da an versuchte Trujillo die Anzahl der Haitianer auf seiner Seite der Grenzlinie dadurch zu reduzieren, dass er eine Quote für nicht einheimische Zuckerrohrarbeiter einführte und Haitianer des Landes verwies.¹⁰⁴ Zudem malten anti-haitianische Führungsschichten das Gespenst einer »friedlichen Invasion« an die Wand, da Haiti im Vergleich zur Dominikanischen Republik (1,6 Millionen) eine viel höhere Einwohnerzahl (2,5 Millionen) aufwies.¹⁰⁵ Der Widerstand der Elite gegen diese unklare Situation an der Grenze entsprach ganz dem Wunsch der Regierung, mit der Kontrolle über einen eindeutigen Grenzverlauf »einer erneuten Übernahme der Republik durch schwarze Haitianer« Einhalt zu gebieten.¹⁰⁶

In einer barbarischen ethnischen Säuberungsaktion, nur zwei Monate vor der gewaltsamen Inbesitznahme und Plünderung Nankings und fast vier Jahre vor dem Holocaust, machte Trujillo auf grausame Weise klar, wie er persönlich sich die Lösung der »Haitianerfrage« sowie die Durchsetzung seines Hegemonialanspruchs vorstellte.¹⁰⁷ Im Oktober 1937 ließ er die dominikanische Armee die Haitianer im nordwestlichen Grenzland, nicht weit von Sosúa, zusammentreiben; mit Macheten, Bajonetten und Knüppeln metzelten die Soldaten sie nieder und brachten dabei geschätzte 12 000 bis 20 000 Menschen um.¹⁰⁸ Weitere Tausende mussten entweder fliehen oder mit ihrer Abschiebung nach Haiti rechnen. Unter den ermordeten »Haitianern« befanden sich auch Afro-Dominikaner, weil nicht wenige, deren Vorfahren aus Haiti kamen, dominikanische Staatsbürger waren. Tatsächlich standen die für das Massaker an den Haitianern Verantwortlichen vor ähnlich verwirrenden Fragen wie zwei Jahre zuvor die deutsche Regierung, als sie für das »Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre« – eins der Nürnberger Gesetze – darüber diskutierten, wer ein »echter Jude« war und wer nicht. Wer war nun Haitianer? Gehörte jemand, dessen Familie seit Generationen in der Dominikanischen Republik lebte, noch zu den Haitianern? Oder jemand mit einem haitianischen und einem dominikanischen Eltern- oder Großelternanteil? Die Armee hielt sich nicht lange mit diesen Zweifelsfällen auf, sondern gab vor, den Akzent des Opfers zu berücksichtigen, oder traf einfach eine willkürliche Unterscheidung: Wer für einen Haitianer gehalten wurde, musste sterben.¹⁰⁹

Dieses Blutbad ist an anderer Stelle detailliert erörtert worden.¹¹⁰ Hier ist nur der Umstand von Bedeutung, dass Trujillo mit seiner humani-

tären Geste gegenüber Europas Juden auch ablenken wollte von dem »internationalen Aufschrei«, den das Massaker ausgelöst hatte.¹¹¹ Die US-Regierung beobachtete die Situation ebenso genau wie die amerikanische und internationale Presse, und in elitären dominikanischen Zirkeln fürchtete man zeitweise sogar, das Ausland werde intervenieren. Auch wenn Trujillo bereits 1935 das Angebot gemacht hatte, Flüchtlinge aufzunehmen, war jetzt doch der Aufschrei wegen des Massakers der Auslöser dafür. Die Geste diente dazu, sich von seinen eigenen Gräueltaten zu distanzieren und in den Augen der Welt wieder besser dazustehen.¹¹² Ein Beobachter hielt sein Angebot nach der Konferenz von Evian für »eines der besonders dreisten Glanzstücke moderner Public-Relations-Arbeit«.¹¹³

Die Ära Trujillo stellte den »Höhepunkt« anti-haitianischer Politik dar, denn zeitgleich mit dem Massaker machte das Regime die anti-haitianische Propaganda zur »staatlich geförderten Ideologie«.¹¹⁴ Nur in diesem Zusammenhang ergibt Trujillos Angebot einen Sinn, 100 000 jüdische »Bauern« aus Europa, einige tausend im Spanischen Bürgerkrieg verfolgte und geflüchtete Sozialisten, Kommunisten und Anarchisten¹¹⁵ sowie junge Leute aus Frankreich und England aufzunehmen; ¹¹⁶ nur ein paar Kilometer entfernt waren nämlich just zu diesem Zeitpunkt zehntausende Haitianer händeringend auf der Suche nach Arbeit in der Landwirtschaft. Ein Leitartikel in der zensierten Presse brachte dies deutlich zum Ausdruck: »Was ist stets das Hauptproblem in unserem Land gewesen? Es fehlt uns schlicht und einfach an Einwohnern. Und welcher Gefahr sind wir seit jeher ausgesetzt [...]? Dass an unseren Grenzen die Haitianer hereindrängen, samt allen damit zusammenhängenden Übeln.«¹¹⁷ Trujillo selbst drückte es in einer Stellungnahme weniger direkt aus, wie die *New York Times* am 11. Juni 1940 berichtete: »Grundsätzlich sind wir von Motiven rein humanitärer Art geleitet, wenn wir Einwanderern das Tor zu unserem Land öffnen. Natürlich sahen wir in diesem Vorgehen auch eine Chance, eines der grundlegenden Probleme unseres Landes – die spärliche Bevölkerungsdichte – einer Lösung näher zu bringen.«¹¹⁸ Trujillo gab sich große Mühe, das Land mit der »richtigen« Art von Menschen zu bevölkern – finanziell abgesichert, angeblich in der Landwirtschaft bewandert und »weiß«.

Im Fall der Dominikanischen Republik sind die Begründungen für die Ansiedlung von Flüchtlingen tatsächlich etwas anders gelagert als sonst. Üblicherweise gingen Kolonisatoren davon aus, dass das aufnehmende Land mehr Einwohner brauchte und die Siedler die einheimische Bevölkerung nicht verdrängten.¹¹⁹ Zwar brauchte auch die Dominikanische Republik tatsächlich mehr Menschen – zum einen, weil als Folge des

Massakers die Felder unbestellt blieben und Ernten spärlich ausfielen; im Gegensatz zu anderen Karibikstaaten war sie jedoch auch unterbevölkert. Es lebten dort nur ungefähr 33 Menschen auf einem Quadratkilometer, während es in Kuba 38, in Haiti 115 und in Puerto Rico 193 waren.¹²⁰ Trotzdem setzte die Regierung alles daran, die im wahrsten Sinne des Wortes nahe liegendsten Anwärter, die Haitianer von jenseits der Grenze, fernzuhalten.

Die »richtige« Sorte Einwanderer war das eine Anliegen Trujillos, das andere Modernisierung und Wirtschaftswachstum. Also konnte er sich keine Einwanderer leisten, die womöglich dem Staat zur Last fallen würden, sondern brauchte finanziell geförderte Flüchtlinge. Mit Rücksicht auf diese Befürchtungen der dominikanischen Regierung legte das *President's Advisory Committee* im Dezember 1938 einen »Plan zur Ansiedlung politischer Flüchtlinge in Santo Domingo« vor, in dem zugesichert wurde, dass die ausgewählten Farmer »den weißen Rassen und Religionen angehören«, und »niemals« Wohlfahrtsempfänger werden würden. Darüber hinaus enthielt der Plan den Vorschlag, für die Vorarbeiten zur Kultivierung des Landes dominikanische Arbeiter einzustellen, und »so mit einer Vielzahl von dominikanischen Arbeitskräften zu Lohn und Brot zu verhelfen«.¹²¹ Ein Mitglied der *Refugee Economic Corporation*, das die Dominikanische Republik im Januar 1939 besuchte, um herauszufinden, inwieweit Trujillo zu seinem Wort stand, schrieb in seinem Bericht, dass die Dominikaner es anscheinend ernst meinten, solange die Flüchtlinge »weiß« seien, dem Staat nicht »zur Last fielen« und ausschließlich im landwirtschaftlichen Bereich arbeiteten.¹²²

Die Gelder von den US-amerikanischen jüdischen Hilfsorganisationen waren nicht nur zur finanziellen Unterstützung der Flüchtlinge gedacht. Damit sollten auch Traktoren und andere landwirtschaftliche Maschinen zur Erhöhung der Produktivität gekauft werden. Trujillo mag sich auch ausgerechnet haben, dass die jüdischen Emissäre, mit denen er zu tun hatte, den Handel mit den Vereinigten Staaten ankurbeln und dadurch die allgemeine Wirtschaftslage verbessern könnten. Einige Monate nach Kriegsbeginn hatte die Dominikanische Republik fast ihren gesamten Handelsverkehr mit Frankreich, England und Deutschland einstellen müssen; dominikanische Regierungsbeamte baten die DORSA-Mitglieder Arthur Lampport, Bankier und Philantrop, sowie James N. Rosenberg, nach Wegen zu suchen, wie sich das dominikanische Exportvolumen in die Vereinigten Staaten vergrößern ließe.¹²³ Wie seine Untergebenen die DORSA später wissen ließen, erwartete Trujillo auf jeden Fall »materielle Vorteile«, vor allem Investitionen von Geschäftsleuten aus den USA in sein Land. Natürlich wollte die DORSA nicht als

Handelsagent für Trujillo auftreten, aber den Funktionären war klar, dass »die Öffentlichmachung der humanitären Ziele der Dominikanischen Republik seitens der DORSA für das Land einen realen wirtschaftlichen Wert darstellt«. ¹²⁴ Damit nicht genug, hatte die DORSA in den ersten zwei Jahren dort »über 800 000 US-Dollar« ausgegeben. ¹²⁵ Alles in allem konnte man durch eine humanitäre Geste einen Teil der Insel wieder bevölkern und zugleich für die Produktionssteigerung der Landwirtschaft benötigtes Kapital – und eventuell noch US-amerikanische Investitionen – ins Land holen. Der dominikanischen Regierung wäre also materieller und symbolischer Gewinn gewiss: die Belebung ihrer Wirtschaft sowie die Dankbarkeit der Flüchtlinge und all jener, die sie retten wollten.

Auch das »Weißsein« (*blanquismo*) spielte bei dem Angebot an die Juden eine Rolle, ¹²⁶ wobei die Dominikanische Republik durchaus nicht das einzige Land in Süd- oder auch Nordamerika war, das seine Einwanderungsbeschränkungen nach »rassischen« Kriterien festlegte. Im späten 19. Jahrhundert gaben Argentinien, Chile und Mexiko »weißen« Siedlern noch den Vorzug; doch schwand dort nach dem Ersten Weltkrieg die Überzeugung, europäische Einwanderer brächten »Aufhellung und Fortschritt«. ¹²⁷ Die vom eugenischen und rassistischen Zeitgeist beherrschten Vereinigten Staaten verabschiedeten 1924 den »Immigration Act«, der Nord- und Westeuropäer gegenüber den Ost- und Südeuropäern bevorzugt behandelte und Asiaten grundsätzlich aussperrte. Vor Evian hatte Trujillo »ganz Europa durchforstet, woher eine weiße Bevölkerung kommen könnte, die Fachkenntnisse, Leistungsfähigkeit, Prestige und Kapital mitbrächte«. ¹²⁸ Nach dem Massaker an den Haitianern bot der eigentlich auf Seiten Francos stehende Trujillo den vor dem Spanischen Bürgerkrieg fliehenden Antifaschisten dennoch die Aufnahme in sein Land an, weil sie – in den Worten einer Betroffenen – »weiß [waren] und sich fortpflanzen konnten«. ¹²⁹ Bei ihrem ersten Treffen mit den DORSA-Offiziellen gaben sich die dominikanischen Sprecher nicht die geringste Mühe, das Thema der »weißen Hautfarbe« zu vermeiden. Trujillos Bestreben, die Bevölkerung seines Landes »heller« zu machen, lässt sein Angebot an die Juden noch folgerichtiger erscheinen, auch wenn sie in ihren Heimatländern als »nicht arisch« und in manchen lateinamerikanischen Ländern als »nicht weiß« galten. Zum Beispiel stuften die deutschen Behörden Juden in dieselbe Kategorie ein wie »Zigeuner, Neger oder deren Bastarde«, also »von nicht deutschem oder artverwandtem Blut«. ¹³⁰ In Bolivien diskutierten die Gesetzgeber 1942 einen Entwurf, der »Juden, Negern und Orientalen« die Einwanderung verweigern sollte. ¹³¹ In diesen beiden Ländern befanden sich die Juden auf der »falschen« Seite einer

gedachten Farbgenze, während in Brasilien die dort ansässigen Juden als »nicht schwarz« galten und zu den Privilegierten innerhalb der gesellschaftlichen Hierarchie gehörten; potentielle jüdische Einwanderer hingegen waren als »Nichtweiße« unerwünscht.¹³² Bei der Lektüre einer noch zu schreibenden, vergleichenden Studie darüber, wie zu jener Zeit »Rasse« in der jeweiligen Gesellschaft definiert wurde, könnte einem schwindlig werden.

Neben der willkommenen »weißen Hautfarbe« dieser Flüchtlinge motivierte Trujillo aber auch das mindestens ebenso wichtige doppelte Ziel, sich in Washington¹³³ anzubiedern und das Ende der US-Kontrolle über die Finanzen der dominikanischen Regierung herbeizuführen. Trujillos eigener Werdegang war untrennbar mit der Vorherrschaft der Vereinigten Staaten über die Insel verbunden. Unter Anwendung der Monroe-Doktrin, die eine mögliche europäische Intervention im Keim ersticken sollte, waren die USA 1916 in die Dominikanische Republik einmarschiert und hatten eine amerikanische Militärregierung eingesetzt, die bis 1924 an der Macht blieb. Während der US-Besatzung entstand eine neue, von den US-Marines ausgebildete Sicherheitstruppe, die Guardia Nacional, eine konterrevolutionäre Armee, in der Trujillo rasch die Karriereleiter emporstieg. Die Vereinigten Staaten erklärten, aufgrund des politischen Chaos, den unverhältnismäßig hohen Auslandsanleihen sowie der korrupten Regierung in der Dominikanischen Republik müssten sie nach ihrem Abzug die Wirtschaft weiterhin streng kontrollieren. Also behielten die USA auch nach dem Ende ihrer Besatzung im Jahr 1924 das Recht zur Zolleintreibung, um die Dominikaner zur Rückzahlung ihrer Auslandskredite zu zwingen.¹³⁴ Die Vereinigten Staaten hatten das Land also »finanziell an der Kandare«,¹³⁵ zumal der Dollar in kleinen Nennwerten – Banknoten von 1, 5 und 10 Dollar – die Hauptwährung darstellte, abgesehen von »zusätzlichem Münzgeld«.¹³⁶ Auch die Staatsschulden konnte die dominikanische Regierung nur mit Zustimmung der USA erhöhen. Die Zwangsverwaltung der Zolleinnahmen erwies sich als ein ständiger Stein des Anstoßes, und als Trujillo 1930 die Macht an sich riss, drängte er darauf, sie zu beenden.¹³⁷ Mit Sosúa hatte der Diktator ein potentiell Druckmittel dafür in der Hand.

Zu guter Letzt wollte Trujillo vielleicht auch aus persönlichen Motiven jüdischen Menschen das Leben retten. Zwischen 1930 und 1932 ging seine Tochter, Flor de Oro, in Frankreich zur Schule. Während andere Mädchen sie wie Luft behandelten, freundete sich Lucy Kahn, eine Jüdin aus Deutschland, mit ihr an. Aus Dankbarkeit überhäufte Trujillo die junge Frau mit Geschenken und holte sie schließlich samt Ehemann in die dominikanische Hauptstadt, als die beiden 1937 aus Deutschland he-

rauszukommen versuchten. Laut Dr. Maurice Hexter, viele Jahre Vorsitzender von Agro-Joint und der DORSA, war diese Freundschaft vielleicht der Auslöser für Trujillos Wohlwollen gegenüber den Juden.¹³⁸ Es könnte auch der Grund dafür sein, warum die Dominikanische Republik sich als einziges Land neben den USA bereit erklärte, mehrere tausend deutsch-jüdische Waisenkinder aufzunehmen, die nach der Deportation ihrer Eltern im August 1942 in Frankreich gestrandet waren.¹³⁹

Der amerikanischen Regierung, der DORSA, des Joint und den Flüchtlingen, denen seine Großzügigkeit zugutekam, war durchaus bewusst, welche Art von Machthaber Trujillo war. Sie befanden sich in der wenig beneidenswerten Lage, sich gegen die Diktatur in Europa zu stellen, diejenige in der Dominikanischen Republik aber stillschweigend zu akzeptieren. Luis Hess, der später die kleine Schule in Sosúa leitete, drückte die zwiespältigen Gefühle mancher Juden gegenüber Trujillo folgendermaßen aus:

»Nein, der war kein Humanist, der uns helfen wollte. Aber hatten wir eine Wahl? Hitler, der deutsche Rassist, hat uns verfolgt, letztlich wollte er uns umbringen. Trujillo, der dominikanische Rassist, hat unser Leben gerettet. Die rund 700 Juden, die nach Sosúa kamen, waren in die unangenehme Lage geraten, dem Diktator dankbar sein zu müssen.«¹⁴⁰

Und Hess zog das Fazit: »Ich war Trujillo dankbar. Wenn dir ein Mörder das Leben rettet, musst du dem Mörder trotz allem dankbar sein.«¹⁴¹



Siedler bei der Ankunft

2 Die DORSA und der Vertrag mit der Regierung Trujillo

» ... denen Licht zu bringen, deren Dasein verdüstert ist.«¹

James N. Rosenberg hätte sich ins Privatleben zurückziehen und der Malerei und dem Verfassen von Kunstbüchern widmen können. Stattdessen machte er sich mit seinen 65 Jahren noch einmal auf zu einer der wichtigsten Unternehmungen seines Lebens, nämlich Juden aus dem von Kriegswirren erschütterten Europa zu retten. Europäischen Juden zu helfen, war beileibe nichts Neues für Rosenberg; seit 1924 hatte er Hilfeleistungen für sowjetische Juden organisiert. In seiner Kindheit und Jugend deutete jedoch kaum etwas darauf hin, dass er sich später dieser Sache verschreiben würde. Als Sohn eines Buchhalters und Enkel eines Kantors 1874 in Pennsylvania geboren, begann Rosenberg im Alter von fünf Jahren – als seine Eltern mit ihm nach New York zogen – an Kursen der Gesellschaft für Ethische Kultur teilzunehmen. Das war nicht besonders weit vom Judentum entfernt, da viele der assimilierten deutschen Juden sich dieser 1876 von dem Rabbinersohn Felix Adler gegründeten, nicht-theistischen Religion zuwandten. In New York bestand sogar der Großteil der Anhängerschaft aus Juden, die darin eine säkulare Alternative zur jüdischen Religion sahen. Durch diese Vorgeschichte, zu der auch der Besuch einer Privatschule gehörte, wo er an den Gottesdiensten einer Freikirchler-Gemeinde teilnahm, fühlte sich der junge Rosenberg anscheinend zu einer Art Pantheismus hingezogen: seine Alternative sowohl zu der in seiner Familie praktizierten Variante des Judentums, als auch zu den christlichen Überzeugungen an seiner Schule.

Trotzdem fühlte sich Rosenberg der jüdischen Gemeinschaft zugehörig, verstärkt noch dadurch, dass er gelegentlich einen von ihm schmerzlich empfundenen Antisemitismus erleben musste. In seiner Autobiografie erwähnt er solche Vorfälle aus seinen Jugendjahren, vor allem aus seiner Zeit als Student an der Columbia-Universität. Obwohl er dem Organisationskomitee des Columbia University Club angehörte, durfte er kein Clubmitglied werden.² Nach seinem Examen bearbeitete er als Jurist Konkursfälle, fühlte sich aber in der Welt der Wirtschaft nicht wohl und wechselte mehrmals das Anwaltsbüro, um schließlich sein eigenes zu eröffnen. Echte Befriedigung verschafften ihm nur seine außerberuflichen Aktivitäten, vor allem seine Arbeit für das *Joint*. In den frühen 1920er Jahren war Rosenberg Vertreter von *Joint* bei Herbert Hoovers

American Relief Administration Project in Russland. Ab 1924 stand er dann als von Joint gewählter Leiter an der Spitze der neu gegründeten Agro-Joint, der federführend an dem Plan beteiligt war, auf der Krim sowjetische Juden in Kolchosen anzusiedeln.

Schon über hundert Jahre zuvor hatten in Europa Verfechter der Aufklärung – Juden und Nichtjuden – vergleichbare Vorstellungen entwickelt. Intellektuelle und Führungspersönlichkeiten der jüdischen Gemeinschaft hatten kritisch angemerkt, dass in der jüdischen Berufsstruktur eine Schieflage herrsche und der Anteil des Handels zu groß sei. Ihrer Ansicht nach sollte ein Volk, das die Bürgerrechte anstrebte, darauf hinarbeiten, dass sein berufliches Profil dem der Gesamtbevölkerung entspreche; dies ungeachtet der Tatsache, dass Juden seit dem Mittelalter vom Grundbesitz sowie den Handwerksberufen und Zünften ausgeschlossen und damit gezwungen waren, Hausierer, Kaufleute und Geldverleiher zu werden. Als Reaktion auf antisemitische Parolen, die die Juden zu »Parasiten« stempelten, sollten sie unbedingt in der Landwirtschaft oder im Handwerk arbeiten, statt nur »unproduktive« Zwischenhändler zu sein. Bereits im frühen 19. Jahrhundert hatten mittel- und osteuropäische Juden Vereine gegründet, die sich die Förderung einer »gesunden« Beschäftigung mit Landwirtschaft und Handwerk zum Ziel setzten. Diese Zusammenschlüsse blieben jedoch klein und unbedeutend, bildeten allenfalls ein paar junge jüdische Männer zu Bauern aus und waren nur schwache Vorläufer der finanziell besser ausgestatteten jüdischen Gesellschaften für handwerkliche und landwirtschaftliche Ausbildung, die im späten 19. Jahrhundert entstanden. Im Jahr 1880 etablierte sich in Russland die ORT (Gesellschaft zur Förderung des Handwerks, der Industrie und Landwirtschaft unter den Juden), die Handwerkern und Bauern praktische Kenntnisse sowie Kredite vermittelte. Auch die in den 1890er Jahren geplanten landwirtschaftlichen Siedlungen, gefördert zum Beispiel vom *Baron de Hirsch Fund*, der *Jewish Colonization Association* und der *Jewish Agricultural Society*, boten Juden eine Chance, sich außerhalb Europas eine neue Existenz aufzubauen.³ Solche Organisationen waren russischen Juden bei der Ansiedlung in Argentinien, Brasilien, Uruguay, Bolivien, den Vereinigten Staaten und Kanada behilflich. Auf dem Höhepunkt der Siedlungstätigkeit in Argentinien gab es dort 33 000 jüdische Farmer.⁴

Noch nie hatte man sich jedoch an etwas so Großes wie das Vorhaben von Agro-Joint in Russland gewagt, bei dem es um Investitionen von 17 Millionen Dollar ging sowie um etwa 400 000 Hektar vom Kreml zugeteiltes Land. Unter Mitwirkung der sowjetischen Regierung, die auf der Krim und in der südlichen Ukraine Land zur Verfügung stellte und



James N. Rosenberg



Joseph A. Rosen

übereignete, setzte sich Agro-Joint zum Ziel, aus einer Viertelmillion verarmter Juden, die als kleine Kaufleute und Zwischenhändler unter der kommunistischen Herrschaft kaum noch ihr Auskommen fanden, Bauern zu machen.⁵ Diesen Juden half Agro-Joint bei der Kultivierung von über einer Million Hektar Ackerland und importierte dazu noch 1000 in den USA hergestellte Traktoren.⁶ Rosenbergs Mission war eine zweifache: den verarmten Juden zu Hilfe zu kommen und ihr Sozialverhalten zu steuern. Lobend hob er die symbolische und faktische Bedeutung der Landwirtschaft hervor und äußerte die Erwartung, die Juden zu »verändern«, aus »in Ghettos eingesperrten Händlern robuste Bearbeiter der Ackerscholle, Arbeiter in Läden und Fabriken sowie in anderen produktiven Berufsfeldern« zu machen.⁷ Solch starke Worte zeigen, wie bewusst Rosenberg an die Sache heranging, aber auch, wie sehr er antisemitische Stereotypen verinnerlicht hatte. Auch schließt er sich recht unkritisch dem eugenischen Diskurs seiner Zeit an, wenn er die landwirtschaftliche Arbeit als »männlich« und gesund bezeichnet.⁸ Beim Anblick »dieser braungebrannten jungen Juden [erschiene]n der eugenische und der Gesundheitsaspekt als einer der wichtigsten Vorzüge dieser Arbeit«.⁹ In et-

was weniger heroischem Stil erklärten amerikanische und sowjetische Beobachter übereinstimmend, dass diese Juden nun »wie Farmer aussehen, sich wie Farmer verhalten und wie Farmer riechen«.¹⁰

Dr. Joseph A. Rosen, enger Mitarbeiter Rosenbergs und derjenige, der die Unternehmen von Agro-Joint in der Sowjetunion leitete, war überzeugt, dass die Landwirtschaft die Juden nicht nur von der Armut, sondern auch vom schädlichen Einfluss großstädtischer Lebensformen befreien würde. 1877 in Moskau geboren, hatte der namhafte Agronom seine Ausbildung in Russland, Deutschland und den USA erhalten. Als Aktivist der Menschewiki (der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei) war er aus Russland geflohen und 1903 in die USA gekommen. Mit Agro-Joint kehrte Rosen nun in die Sowjetunion zurück und organisierte das gesamte Krim-Projekt vor Ort. Er kannte Leute von der Russischen Hochschule für Agrarwissenschaft und vermittelte zwischen Agro-Joint und allen möglichen sowjetischen Regierungsstellen und Behörden. Er stellte Leute ein, die Arbeitskräfte anwerben sollten, importierte Saatgut und Landmaschinen und stand an der Spitze einer immer größer werdenden Organisation. Von seinen Anfängen in Russland im Jahr 1924, als die Organisation zirka 24 Agronomen und Sachverständige beschäftigte, wuchs Agro-Joint bis in die späten 1920er Jahre zu einem Unternehmen mit über 1000 Angestellten an.¹¹

Wichtig für Rosen und später für das Sosúa-Projekt war seine Umsetzung eines dreiteiligen Konzepts. Erstens erweiterte er die Produktpalette, statt nur auf den herkömmlichen Getreideanbau zu setzen, und bezog auch die Milch- und Viehwirtschaft mit ein. Zweitens bestand er auf der Ausrüstung mit modernen Maschinen; und drittens gingen seine sozialistischen Überzeugungen eine segensreiche Verbindung mit der Kosteneffizienz ein: Er legte diese Farmen als Kollektive und Kooperativen an. So konnten die begrenzte Anzahl von Maschinen, das Weideland und andere Ressourcen gemeinsam genutzt, und es konnte grundsätzlich effizienter gewirtschaftet werden.¹² Das Projekt existierte von 1924 bis Ende 1938; zu diesem Zeitpunkt unterzeichneten die Sowjets und Agro-Joint in höchster Eile eine Liquidations-Vereinbarung, mit der der offizielle Abzug eingeleitet wurde. Viele jüdische Verwaltungsangestellte von Agro-Joint vor Ort waren da bereits den brutalen Säuberungsaktionen der stalinistischen Regierung zum Opfer gefallen – zeitgleich mit den Aktionen der Armee und der Geheimpolizei in den späten 1930er Jahren. Dass Stalin einige seiner engsten Mitarbeiter und Kollegen ermorden ließ, muss Rosen tief verstört haben – ein Grund mehr, sich sofort in das nächste Riesenwagnis zu stürzen: 100 000 Juden in die Dominikanische Republik zu bringen.

Nach Ansicht eines Historikers kam es wegen Rosens Verknennung der sowjetischen Absichten und Rosenbergs Naivität seitens Agro-Joint womöglich zu einer verhängnisvollen Fehleinschätzung der wirklichen Ziele der Sowjets.¹³ Die Ziele der Nationalsozialisten dagegen waren unmissverständlich. Während das Krim-Projekt abgewickelt wurde, verschlimmerte sich die Lage der Juden in Deutschland und Österreich rapide. Seit der Konferenz von Evian bestand nun die Möglichkeit, die Dominikanische Republik als Zufluchtstätte zu nutzen. Einige Monate später, infolge des als »Kristallnacht« bekannten Pogroms vom 9. November 1938, setzte ein zusätzlicher, mehrere Zehntausend starker Flüchtlingsstrom aus Deutschland und Österreich ein. Rosenberg und Rosen verloren keine Zeit. Während Rosenberg in New York die DORSA einrichtete, machte sich Rosen Mitte Dezember auf den Weg in die Dominikanische Republik.¹⁴ Mit diesem Projekt vermochte man sozusagen gleich drei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen: Juden konnten zu Farmern gemacht werden, das Experiment der kollektiven Landwirtschaft konnte fortgeführt werden und – der entscheidende Punkt – man konnte dem immer noch anschwellenden Flüchtlingsstrom eine sichere Zuflucht bieten. Rosenberg überredete den drei Jahre jüngeren Rosen, zumindest vorläufig die Organisation der Siedlungsgemeinschaft vor Ort zu übernehmen.¹⁵ Seine Verhandlungen mit einer ausländischen Regierung, der Bau und die Renovierung von Häusern, die Einfuhr von Traktoren, die Verpflichtung von Agronomen, die Gründung von Kooperativen und die Begrüßung von oft widerwilligen oder ratlosen neuen »Farmern« muss Rosen manchmal wie ein »Dejà-vu-Erlebnis« vorgekommen sein, nur dass der Maßstab hier viel kleiner war.

Mit Zwischenstopps in der dominikanischen Gesandtschaft und dem US-Außenministerium begab sich Rosenberg am 11. Januar 1940 ins Weiße Haus in Washington. Nach 15 Minuten Unterredung mit Präsident Roosevelt verließ er es wieder, in der Überzeugung, dass Roosevelt »äußerst interessiert [war] an der dominikanischen Sache als einem Auftakt zur Lösung des Flüchtlingsproblems, für ihn ein ungelöstes Weltproblem ersten Ranges«.¹⁶ Danach machte er sich mit einem kleinen Team auf den Weg in die Dominikanische Republik. Seine Begleiter waren: Robert T. Pell, stellvertretender Leiter der Abteilung für Europäische Angelegenheiten, als Repräsentant des Außenministeriums; Stephen Van Cortland Morris, Schriftführer des IGC; Harold Linder von der Koordinierungsstelle des IGC sowie John Clancy, Rosenbergs Sekretär, dem er seine Tagesberichte diktierte.

Mit Hilfe einiger von einem Assistenten zusammengestellten Aufzeichnungen machte sich Rosenberg damit vertraut, was Sumner Welles

(seit 1937 stellvertretender Außenminister und Berater des Präsidenten für Lateinamerika) in seinem Buch *Naboth's Vineyard: The Dominican Republic 1844-1924*¹⁷ über die Geschichte der Dominikanischen Republik geschrieben hatte: Zwei Einflüsse seien wirksam, nämlich die Spannungen an der haitianischen Grenze und der Wunsch »bei allen Bevölkerungsschichten und Angehörigen aller Hautfarben, dass jede Spur von Schwarz durch das Weiße getilgt würde«. Daher war Welles allenthalben der Forderung nach »weißer Einwanderung« begegnet.¹⁸ Ein paar Berichte und nicht viel mehr als seine Begeisterung mussten Rosenberg zur Vorbereitung auf seinen Besuch des kleinen Staates genügen.

Bei ihrer Ankunft in Ciudad Trujillo am 16. Januar wurde die kleine Gruppe von einer hochrangigen Delegation empfangen. R. Paíno Pichardo, Vorsitzender der Dominikanischen Partei Trujillos, war für das Wohlbefinden der amerikanischen Gäste zuständig und hieß sie »im Namen des Generalissimus« willkommen.¹⁹ Gleich am ersten Tag in der Dominikanischen Republik traf sich Rosenberg mit seinem früheren Mitarbeiter Rosen, der ihm versicherte, eine Ansiedlung sei möglich und Sosúas zirka 11000 Hektar könnten 500 Familien ernähren. Am nächsten Tag statteten die beiden dem Generalissimus und seiner Frau einen Besuch ab, wobei Trujillo sehr viel daran zu liegen schien, Einsicht in den Vertragsentwurf zu nehmen.²⁰ Nach Lage der Dinge musste Rosenberg das Projekt langsam angehen, sozusagen »klein anfangen«;²¹ für etwas Größeres waren einfach nicht genug Mittel vorhanden. So teilte er dem Ende des Monats verpflichteten Pressesprecher mit: »Grundsätzlich geht es darum [...], 100 000 Flüchtlinge nicht hoch- sondern herunterzuspielen, und wir müssen besonders betonen [...], dass die Dominikanische Republik nobel und großmütig gehandelt hat, und dass in Kürze die Ansiedlung von 500 Familien erfolgen wird.«²²

Im Gegensatz dazu hatte Trujillo nichts gegen einen viel größeren Zustrom einzuwenden, solange die Ansiedlung der dominikanischen Wirtschaft zugutekäme. Er bot ungefähr 11 000 Hektar an, die er als sein Eigentum bezeichnete, und »gab uns sogar zu verstehen, er würde sie uns schenken«. Trujillo hatte das Land angeblich von der *United Fruit Company* gekauft, die 1916 ihre Bananenplantage aufgegeben hatte. Er behauptete, 56 000 Dollar dafür gezahlt zu haben,²³ und fügte hinzu, er habe weitere 10 000 Dollar dafür aufgewendet, stelle aber das Land einschließlich der Gebäude »zu beliebigen Bedingungen« zur Verfügung.²⁴ Statt ein Geschenk von Trujillo anzunehmen, wollte Rosenberg lieber das Vorkaufsrecht erwerben, oder das Land sofort kaufen.²⁵

Sosúa liegt gut 19 Kilometer vom Hochseehafen Puerto Plata entfernt. Es bestand damals aus einem T-förmigen Stück Land, bei dem ein zirka

13 Kilometer langer Küstenstreifen den Querbalken darstellte, und der Rest sich nach Süden ins Landesinnere erstreckte.²⁶ Es gab in diesem Landstrich zur Kultivierung geeignete Abschnitte, Weideland und bewaldetes Hügelland. Der lange Strand unterteilte Sosúa in zwei Hälften, Batey und Charamicos. Die DORSA und die jüdischen Siedler meinten stets Batey, wenn sie von »Sosúa« sprachen.²⁷ Vor 1940 gab es in Charamicos nur einige wenige Häuser, und in Batey lebten ein paar Menschen, die in den Wohnstätten der verlassenen Obstplantage oder am Fluss Sosúa (in »Nieder«-Sosúa, *Sosúa Abajo*) hängengeblieben waren.²⁸ Rosen legte großen Wert darauf, dass das Gebiet nur spärlich bevölkert war; sein auf der Krim entwickelter Grundsatz lautete, »niemals Leute vom Land zu vertreiben oder ihnen Unannehmlichkeiten zu bereiten.«²⁹ Dominikaner wohnten in einzelnen umliegenden Ortschaften.³⁰

Das amerikanische Team verbrachte die nächsten Tage damit, mit Dr. Julio Ortega,³¹ dem Anwalt, der sich bereit erklärt hatte, die DORSA durch die *Asociación de Asentamiento de la República Dominicana* zu vertreten, einen Vertrag auszuarbeiten. Vermutlich auf Anweisung Trujillos verlangte Ortega – der auch Rektor der Universität von Santo Domingo war – keine Gebühren dafür. Danach machten sich die Amerikaner auf den Weg, reisten durchs Land, nahmen Bodenproben und machten sich mit der dominikanischen Landwirtschaft vertraut. Zum Beispiel erfuhr Rosenberg, dass Kochbananen »leicht anzubauen« waren und die Stauden zirka zwanzig Jahre alt wurden. Auch Süßkartoffeln und Obstbäume gab es im Überfluss. Sie kamen vorbei an Kaffeeplantagen, sahen Bananen, Reisfelder, Felder mit Mais, Zwiebeln, Kartoffeln und roten Bohnen, und lernten, dass Bohnen innerhalb eines Jahres dreimal angebaut und geerntet werden konnten, und dass »Geflügel prächtig gedeiht.«³² Zusätzlich stellte Rosenberg Überlegungen an, ob es für die Siedler nicht möglich wäre, in geringem Umfang gewerbliche Unternehmen aufzubauen, weil es seiner Ansicht nach ihren Lebensstandard verbessern würde.³³

Er kam zu dem (wie sich herausstellen sollte, falschen) Schluss, dass »die Landwirtschaft das geringste Problem« sei. Stattdessen machte er sich Sorgen, ob die Nordeuropäer das Klima vertragen und nicht womöglich ihre Gesundheit gefährdet sei.³⁴ Mit dieser Haltung befand er sich im Einklang mit den damals gängigen Fehleinschätzungen in den USA und Europa. Sogar so genannte Experten waren beunruhigt über die »ungelöste Frage, welchen Einflüssen bezüglich Klima und Rasse die weißen Siedler ausgesetzt« sein würden.³⁵ Anscheinend konnte auch die Tatsache, dass es in den Südstaaten der USA³⁶ erfolgreiche Farmer und in Palästina³⁷ Siedlungen europäischer Juden gab, Rosenbergs Befürchtungen nicht ausräumen. Dr. Atherton Lee, Direktor der *Agricultural Ex-*

periment Station der US-Regierung in Mayaguez, Puerto Rico, sprach Rosenberg Mut zu, indem er beteuerte, dass »viele von uns, die ihr halbes Leben in den Tropen verbracht haben, sich eine bessere körperliche Verfassung bescheinigen, als manchen Leuten, die im wechselhaften Klima des Nordens leben«. Lee prophezeite, die Flüchtlinge würden innerhalb kurzer Zeit ihre Wochenenden in Strandkleidung genießen, »nicht anders als wir in [...] Miami oder San Diego«. ³⁸

Beinahe jeden Abend während ihres zweiwöchigen Aufenthalts nahmen die Amerikaner an luxuriösen diplomatischen Empfängen teil. Der fünfundsechzigjährige Rosenberg schien diese Veranstaltungen zu genießen, wohingegen sich Rosen bei Trujillo mit der Begründung entschuldigend ließ, er sei nur ein »ungehobelter Bauer«. ³⁹ Bei einem dieser Empfänge wandte sich Trujillo an Rosenberg und fragte ihn: »Nun, Mr. Rosenberg, haben Sie den Vertrag gelesen?« Verschiedene dominikanische Diplomaten folgten Trujillos Beispiel und sprachen das Thema ebenfalls an. Pichardo, Rosenbergs Gastgeber und Ratgeber, machte ihn darauf aufmerksam, dass es in Palästina »zu Blutvergießen gekommen war. [...] Aber hier wird es nichts dergleichen geben. Hier werden Sie Ruhe und Frieden haben. [...] Sie werden nie ein Fremder sein; Sie werden Dominikaner sein, sobald Sie unser Land betreten haben.« ⁴⁰ Rosenberg folgerte daraus, dass die Haltung der Regierung »folgendermaßen zusammengefasst werden [könnte]: ›Wann wird die erste Bootsladung an Land gehen? Wir wollen, dass diese Sache in Gang kommt.« ⁴¹

Doch auch wenn Rosenberg inständig hoffte, dem Siedlungsprojekt möge Erfolg beschieden sein, erfüllte ihn die politische Lage in der Dominikanischen Republik mit Sorge. In seinen Augen »steht fest, dass der Staat vom Generalissimus beherrscht wird und zwar mit eiserner Hand. Sein Wort ist Gesetz. [...] An jeder Ecke fällt mir auf, dass der Generalissimus allmächtig ist. [...] So, wie die Regierung im Moment geführt wird, setzt die Legislative den Willen des Generalissimus um.« Binnen fünf Tagen konnte der Diktator die gesetzgebende Versammlung einberufen, um den Vertrag zu bestätigen. ⁴² Vielleicht gewarnt durch seine sowjetischen Erfahrungen, befürchtete Rosenberg, die Situation könnte im Handumdrehen kippen: Also fragten er und seine Kollegen mehrere in der Hauptstadt ansässige Amerikaner um Rat. Einer von ihnen, ein Elektrizitäts-Experte, stellte die Lage als durchaus positiv dar mit dem Argument, noch vor zwei Jahren hätte er ihnen nahegelegt, nichts zu überstürzen; inzwischen wirke die Regierung aber »stabiler«. Er hatte mitbekommen, wie Trujillo die Opposition »auf seine Seite gezogen hatte«, indem er Schulen, Brücken, Bewässerungsanlagen und die Hauptstadt bauen ließ. Daraus, dass er nun »die großen ökonomischen Pro-

bleme« in Angriff nahm, schloss der Amerikaner, Trujillo sei über den Status eines »militärischen Führers« hinausgewachsen.⁴³

Nachdem andere Amerikaner vor Ort diese Einschätzung bestätigt hatten, wandte sich Rosenberg an Robert T. Pell. Pell war seit 1928 im US-Außenministerium tätig und hatte Rosenberg nicht nur in seiner Eigenschaft als stellvertretender Leiter der Abteilung für Europäische Angelegenheiten begleitet, sondern auch als »persönlicher Beauftragter des Vorsitzenden der amerikanischen Delegation für das Intergovernmental Committee«. ⁴⁴ Auf Rosenbergs Bitte hin, seine Einschätzung in seinem, Rosenbergs, Reisetagebuch niederzuschreiben, merkte Pell an: »verglichen mit lateinamerikanischen Regierungen im allgemeinen, rechtfertigt die hiesige Situation ein gerüttelt Maß an Zuversicht und spricht alles dafür, dieses Projekt voranzutreiben.« ⁴⁵ Rosenberg selbst meinte dazu: »Irgendwie klingt das alles zu gut – das macht mir hin und wieder Angst.« ⁴⁶ Doch nährte dieses Projekt auch Hoffnungen. Verzweifelte Juden brauchten unbedingt einen Zufluchtsort, und Rosenberg hatte sich verpflichtet, einen zu finden; auch die amerikanische Regierung war offensichtlich zur Unterstützung bereit. Angesichts des Juden überall auf der Welt, auch in den Vereinigten Staaten, entgegenschlagenden Antisemitismus musste die Generosität, die alle Dominikaner, denen er begegnete, an den Tag legten, großen Eindruck auf Rosenberg machen: »Zweifellos sind wir landauf, landab wie Hoheiten auf Staatsbesuch behandelt worden.« ⁴⁷

Der Hauptzweck des Aufenthalts bestand jedoch im Abschluss eines Vertrags zwischen der DORSA und der dominikanischen Regierung; die diesbezüglichen Verhandlungen brauchten Zeit. Am vierten Tag seines Aufenthaltes erhielt Rosenberg einen Brief von Trujillo, in dem dieser seine Bedingungen darlegte:

»auf diesem Grundstück von ungefähr 10 000 Hektar gibt es 24 Wohnstätten, ein Wasserreservoir [...], 2000 Hektar erschlossenes Weideland [...]. Ich bin äußerst interessiert daran, mit Präsident Roosevelt bei seinen humanitären Vorhaben zweckdienlich zu kooperieren. Ich erwarte mir von der Einwanderung europäischer Flüchtlinge in die Dominikanische Republik, dass die Weiterentwicklung unseres Landes Impulse erhält und die Erschließung der hiesigen natürlichen Ressourcen sowie die Förderung der Industrie intensiviert wird. Wie bereits erwähnt, [...] ist es unabdingbar, zur Unterstützung der Immigranten in Santo Domingo eine Agrarbank zu gründen, die ihnen dabei hilft, ihre Ernte auf den Markt zu bringen. Eine solche Bank ist auch in der Lage, günstige Konditionen zu garantieren, die unserer gesamten

Landbevölkerung zugutekommen, nämlich zu niedrigen Zinsen kurzfristige Kredite zu gewähren. [...] Ich freue mich daher, [...] der Flüchtlingsgesellschaft, deren geschätzter Vorsitzender Sie sind, als persönlichen Beitrag meinen Grundbesitz in Sosúa zu offerieren, damit dort die erste Flüchtlingsiedlung in der Dominikanischen Republik entstehen kann.«⁴⁸

Das Wort »Beitrag« fiel Rosenberg auf, und er mutmaßte, »es bedeutet wohl nicht direkt Geschenk [...] wahrscheinlich heißt es, dass er es unserer Gesellschaft gegen eine Beteiligung überlassen will«. Rosenberg bevorzugte diese Auslegung: »Ich hätte viel lieber diese Geschäftsbeziehung mit ihm, als ständig im Hinterkopf haben zu müssen, dass ich der Nutznießer eines hundertprozentigen Geschenks bin.«⁴⁹ Daher dankte Rosenberg im abschließenden Verhandlungsgespräch mit Trujillo dem Diktator erst einmal für sein Angebot, erklärte aber dann, dass ein Geschenk dem Projekt den Anschein eines »Wohlfahrtsunternehmens« verleihen würde. Die DORSA habe eigentlich erwartet, dass diejenigen, die Kapital bereitstellten, für ihre Investition auch eine Gegenleistung bekämen. Rosenberg bat Trujillo, ihm den Gefallen zu tun und Anteile im Wert seines Grundbesitzes anzunehmen. »Ich wollte nicht, dass er großzügiger als die Menschen in New York wäre.«⁵⁰ Trujillo willigte ein.

Im Bewusstsein, dass Trujillo sein Ansehen bei Roosevelt und der US-Öffentlichkeit erhöhen wollte, fügte Rosenberg hinzu: »Mir lag daran, Präsident Roosevelt die ganze Geschichte zu erzählen,⁵¹ dass [Trujillo] es zum Geschenk machen wollte, ich es aber lieber nicht annahm. Ich fragte, ob es mir frei stünde, dies zu gegebener Zeit der Presse mitzuteilen, wenn ich wieder in New York bin, und er sagte ja.« Trotz Trujillos Versuch, sich lieb Kind zu machen, und Rosenbergs geschickter Reaktion darauf, wussten beide Seiten, dass der Vertrag letztlich ein Geschäftsabkommen war. Trujillo erwartete, dass sich seine Investition auszahlte, einmal im Hinblick auf verbesserte Beziehungen zur US-Regierung, zum anderen durch kräftiges Wirtschaftswachstum in Sosúa. Deutlicher hätte er es nicht ausdrücken können, als er zu Rosenberg sagte, »wir seien sicher an einer soliden wirtschaftlichen Entwicklung seines Landes interessiert, und ich versicherte ihm, unser Interesse sei sehr groß.«⁵² Auch hatte Ortega, der pro-bono-Anwalt von Joint, schon in den Anfängen ihres Aufenthaltes unterstrichen, wie wichtig die Gründung einer Agrarbank für landwirtschaftliche Kredite sei.⁵³ Die der Zensur unterworfenen dominikanischen Presse thematisierte ebenfalls das Wachstum. *La Información* in Santiago, der nur wenige Stunden von Sosúa entfernten, zweitgrößten Stadt der Republik, hieß die Flüchtlinge willkommen. Die Zeitung warb

für die Sicht der Regierung, derzufolge »nach und nach [...] solche Flüchtlinge in die Dominikanische Republik geholt werden [sollten], die aufgrund ihrer gesundheitlichen Verfassung und allgemeiner wie finanzieller Leistungsfähigkeit das Wirtschaftswachstum steigern können.«⁵⁴ In der Republik ansässige amerikanische Geschäftsleute stießen ins gleiche Horn. Einer von Rosenbergs Begleitern erfuhr in einem Gespräch mit dem Leiter der National City Bank, Carl Erickson, dass die Dominikaner an der Nordküste in der Gegend von Puerto Plata sehnsüchtig auf die Ansiedlung warteten, »in der Annahme, dass dadurch Geld und mehr Betrieb in diesen Teil des Landes Einzug hielten.«⁵⁵ Später sprach Rosenberg selbst mit Erickson, um die Bank zu bitten, den dafür geeigneten Flüchtlingen Starthilfe in Form eines kleinen Kredits zu gewähren.⁵⁶

Allerdings untersagte die Regierung Gewerbetreibenden, den Geschäften der Einheimischen Konkurrenz zu machen. Sämtliche Aktivitäten, die als Konkurrenz zu den Dominikanern vor Ort galten, wurden sogar ziemlich hoch besteuert.⁵⁷ Durch diese Vorschriften saßen die Bürgerkriegsflüchtlinge aus Spanien, die seit kurzem in Ciudad Trujillo lebten, ziemlich in der Klemme. Rosenberg erfuhr, dass bereits 1600 Exilanten dort lebten und weitere 1600 noch kommen sollten. Viele waren mittellos, und etwa 350 verdingten sich als Landarbeiter. Hilfe erwarteten sie von protestantischen und katholischen Organisationen in den USA und einem spanischen Komitee in Frankreich.⁵⁸ Die Spanier berichteten, sie würden von den Dominikanern gut behandelt, hätten aber große wirtschaftliche Probleme. Allesamt gut ausgebildet, konnten sich die meisten wirtschaftlich nicht etablieren: Ein Zahnarzt arbeitete zum Beispiel morgens auf dem Feld und war nachmittags zu Pferd über Land unterwegs, um Zähne zu behandeln.⁵⁹ Auch wenn Sosúa von Joint als landwirtschaftliches Unternehmen geplant war, muss Rosenberg also erkannt haben, dass die Flüchtlinge nicht auf andere Berufe zurückgreifen konnten, wenn sie es als Farmer nicht schaffen sollten.

Trotzdem sahen sich Rosenberg und seine Gruppe in Ciudad Trujillo nach Geschäftsideen für eine Gewerbetätigkeit neben der Landwirtschaft um. Sie überlegten, ob örtliche Materialien sich zur Herstellung von »Zigarettenetuis, Aschenbechern, [und] Schmuckschatullen« eigneten. Gezielt kaufte Rosenberg handgemachte einheimische Artikel, »um sie mit nach Hause zu nehmen [...] und einigen Freunden in Amerika (vielleicht den Leuten vom Kaufhaus Macy's) eine Auswahl der Dinge zu zeigen, die hier produziert werden können. Vielleicht ergeben sich daraus ein paar Gewerbetätigkeiten für meine Juden.«⁶⁰ Rosenberg stiftete sogar 500 Dollar eigenes Geld für Künstlerstipendien – ein stolzer Betrag in einem Land, in dem ein Journalist der *Jewish Telegraphic Agency* 40 Dollar

im Monat verdiente. Einerseits wollte er sich persönlich für die Großzügigkeit der dominikanischen Regierung revanchieren, andererseits hoffte er, die Dominikaner würden Formen der Holz- oder Keramikbearbeitung entwickeln, aus denen »irgendein Gewerbe entstehen könnte, das diesem Land zugutekäme und Arbeitsplätze für einige unserer Siedler böte«. ⁶¹ Damit lag er goldrichtig. Einige Zeit später empfahl eine Studie, die Siedler sollten anstelle einer Produktion größerer Mengen »billiger tropischer Erzeugnisse« wie Obst und Gemüse lieber versuchen, einen höheren Lebensstandard zu erreichen, indem sie »Spezialitäten für den Export« produzierten – zum Beispiel Käse und Vieh, ⁶² oder aus Naturerzeugnissen hergestellte Waren, wie Schokolade oder Konfitüren.

Jedoch waren die jüdischen Siedler für die dominikanische Regierung mehr als nur neue Farmer, die dem Wirtschaftswachstum mit Hilfe von amerikanisch-jüdischen Investitionen auf die Beine helfen sollten. Binnen einer Woche nach ihrer Ankunft gelangten Rosenberg und seine Kommission zu der Erkenntnis, dass Rassenpolitik eine wichtige Rolle dabei spielte. In seinem Tagebuch beschreibt Rosenberg es folgendermaßen:

»Ich habe den Eindruck, dass er [Trujillo] und sein Gefolge [...] von dem dringenden Wunsch beseelt sind, die weiße dominikanische Bevölkerung zu vermehren. Das hat sich mir in unterschiedlichen Zusammenhängen gezeigt. Zum Beispiel: Bei der vom Generalissimus und seiner Frau veranstalteten Dinner-Party [...] unterhielt ich mich ziemlich lange mit Sr. Bonetti, dem Außenminister. [...] Von sich aus brachte er Haiti ins Gespräch, dessen Bevölkerung die Dominikanische Republik zahlenmäßig weit übertreffe, und betonte, dass es in der dominikanischen Bevölkerung unbedingt eine viel größere Anzahl Weißer geben müsse. ›Zwei Millionen mehr‹, sagte er. ›Unser Land könnte sie mühelos ernähren. Wir sind ein weißes Volk.‹ Ich meine einen besorgten Unterton entdeckt zu haben, was die Nachbarschaft der haitianischen Schwarzen und ihre zahlenmäßige Überlegenheit betrifft.« ⁶³

Beim Treffen mit Ortega am Tag darauf verstärkte sich dieser Eindruck bei Rosenberg. Er »brachte ausführlich sein Interesse an dieser Sache zum Ausdruck, und auch er kam auf Haiti zu sprechen, und wie dringend man eine kräftige Zunahme der weißen Bevölkerung brauche. Er sagte, für den Generalissimus habe diese Angelegenheit [...] höchste Priorität«. ⁶⁴ Was Rosenberg nicht wusste: Sein Vorhaben passte hervorragend in den nach dem Massaker gestarteten, großangelegten Propagandafeld-

zug der Regierung – in Schulbüchern, Medien und politischen Ansprachen –, der besonders die spanisch-europäischen Wurzeln der nationalen Identität betonte und ein Loblied auf das Weißsein sang.⁶⁵ Wenige Tage nach der Unterzeichnung des DORSA-Vertrags nannte die dominikanische Presse, mit der Regierung als Stichwortgeber, offen beim Namen, was die Amerikaner in Diplomatenkreisen als »unterschwellige Botschaft« wahrgenommen hatten. In einem Leitartikel von *La Información* hieß es, »die Haitianer, eine schwarze Rasse, vermehren sich viel schneller als unsere Rasse, eine Rasse aus Weißen und Mischlingen«. Angesichts der »ausufernden Bevölkerung« und der geringeren Größe Haitis stellte man die Frage, wie sich die Dominikanische Republik »gegen diese immense Gefahr verteidigen« könne und endete wie folgt: »Die Antwort wurde schon tausendmal gegeben: indem man weiße Einwanderer holt.«⁶⁶ Die Haltung der Dominikaner zur Rassenfrage war äußerst vielschichtig, aber unter den Mitgliedern der damaligen Oberschicht herrschte Einmütigkeit.⁶⁷

Die »Weißwerdung« – Bestandteil des von der dominikanischen Elite verfolgten Allgemeinziels Zusammenhalt und Modernisierung der Nation⁶⁸ – war ein Dauerthema in den Gesprächen der nächsten Wochen, und danach auch für die Flüchtlinge selbst.⁶⁹ Einige Tage später berichtete Rosenberg von einer abendlichen Sitzung mit verschiedenen dominikanischen Führungspersonlichkeiten, alle hätten die »Notwendigkeit einer zahlenmäßig stärkeren weißen Bevölkerung« betont.⁷⁰ Die von ihm konsultierten amerikanischen Geschäftsleute waren derselben Meinung. Mr. Mattson, ein Amerikaner, der als Leiter der dortigen Telefonbetriebe seit elf Jahren in der Dominikanischen Republik lebte, erzählte Rosenberg, er sei »zutiefst überzeugt, dass die Leute hier großen Wert darauf legen, das Siedlungsprojekt im großen Stil durchzuführen. Sie wollen mehr Weiße, das ist eins von Trujillos Hauptanliegen.«⁷¹ Nur wenige Monate später griff Frieda Kirchwey in *The Nation* das Thema auf: »Mehr als alles andere ist Trujillo darauf erpicht, eine ›weiße‹ Republik aus ihr zu machen.« Mehrere dominikanische Funktionäre hatten ihr gegenüber erwähnt, dass in der nördlichen Region die Menschen eine hellere Hautfarbe hatten, »als ob ihr etwas geringerer Anteil an schwarzem Blut ein Indiz für besonders gute Eigenschaften wäre«. Sie traf auch mit spanischen Flüchtlingen zusammen, die meinten, sie seien wegen ihrer Hautfarbe willkommen. Im vollen Bewusstsein des Zusammenhangs von Klasse und Rasse kommentierte sie, dass »diese Beschäftigung mit der Hautfarbe in Santo Domingo bei jedem Mitglied der Oberschicht obsessiv die Gedanken beherrscht. Weiße oder fast weiße Arbeitskräfte hält man den offensichtlich Farbigen für weit überlegen.«⁷² Was weder

Kirchwey noch Rosenberg berücksichtigten, ist die von dem Literaturwissenschaftler Silvio Torres-Saillant aufgestellte These, derzufolge man die dominikanische Haltung zur Rassenfrage nur dann verstehen könne, wenn man sie in ihrem Kontext untersucht. Die Dominikaner befanden sich in einer Situation, in der sie »mit den rassischen Paradigmen ihrer nordamerikanischen und europäischen Kontrolleure umgehen« mussten – und die gaben Weißen den Vorzug. Mit anderen Worten, die dominikanischen Eliten mögen durchaus für finanziell bezuschusste, landwirtschaftlich ausgebildete und sogar weiße Einwanderer gewesen sein, aber vielleicht legten sie vor ihren Gästen auch deshalb größeren Nachdruck auf die weiße Hautfarbe, weil sie dachten, dies müsste bei den gegenüber Schwarzen voreingenommenen Nordamerikanern Anklang finden.⁷³

Obwohl Rosenberg auf die Problematik der »Weißwerdung« äußerst empfindlich zu reagieren schien, ging er in seinem Tagebuch nicht auf das drei Jahre zurückliegende Massaker an den Haitianern ein, das ihm auf jeden Fall bekannt gewesen sein muss. Auch wenn die dominikanische Führung das Blutbad zu bagatellisieren versuchte und nur von dem »Vorfall« sprach,⁷⁴ ist ein so belesener und politisch interessierter Anwalt wie Rosenberg bestimmt auf entsprechende Artikel in der *New York Times*, der *Herald Tribune*, dem *Life Magazine* oder *The Nation* gestoßen.⁷⁵ Es gibt jedoch keine Stellungnahme von ihm zur langen und verstrickten Geschichte der beiden Länder Haiti und Dominikanische Republik. Darüber hinaus müsste sich jemand, der so besorgt war um die zukünftige Sicherheit der jüdischen Siedler, doch Gedanken gemacht haben, ob ein derart gewalttätiges Regime nicht seine eigenen Leute bedrohen könnte. Aber dennoch taucht das Massaker kein einziges Mal in seinem Tagebuch auf.

Rosenberg war gefangen in einem Konglomerat aus politischen und ideologischen Haltungen und Interessen der Regierungen in Europa und der Dominikanischen Republik, ganz zu schweigen von seinem eigenen Land, in dem Rassentrennung herrschte und Rasse als feststehendes biologisches Merkmal statt als gesellschaftliches Konstrukt betrachtet wurde. Die bittere Ironie, dass man in dem Bemühen, Juden vor einem mörderischen Rassismus zu retten, den laut Kirchwey »bitteren Rassismus« der dominikanischen Führungsschicht schluckte, entging ihm keineswegs.⁷⁶ Er nahm es hin, weil seine Mission zuallererst darin bestand, Juden in Sicherheit zu bringen. Außerdem war er möglicherweise erleichtert, dass die Dominikaner überhaupt Juden aufnahmen, angesichts all der Diskriminierungs- und Horrorgeschichten aus Europa sowie des Antisemitismus in seiner eigenen Heimat. Gegen Ende der 1930er Jahre war der Antisemitismus in den USA stark angestiegen, und 1944 erreichte

er seinen »historischen Höchststand«.77 Bis Anfang 1946 sahen die Befragten in den USA bei jeder Meinungsumfrage in den Juden die größte Bedrohung für ihr Land.78 Wer wie Rosenberg aus einem Land kam, in dem unter anderem der antisemitische *German-American-Bund* und die ähnlich fanatische *Social-Justice-Bewegung* von Father Charles E. Coughlin ihr Unwesen trieben, konnte nur darüber staunen, welchen Empfang man ihm und seinem Projekt bereitete: »Der herzliche Empfang von allen Seiten ist absolut unglaublich für jemanden, der sich ganz dem Kampf gegen die Coughlin-Antisemiten [...] verschrieben hatte.«79 Daher scheint Rosenberg eher dankbar als misstrauisch gewesen zu sein, wenn man seitens der dominikanischen Führung Juden mit »Weißen« gleichsetzte oder Schmeichelhaftes über die Juden als Volksgruppe sagte.

Er akzeptierte den Philosemitismus der dominikanischen Eliten, der auf denselben Klischees beruhte, die Juden so oft das Leben schwer machten. Wenn sie die Juden lobten, bedienten sich diese Philosemiten sogar der uralten anti-jüdischen Klischees von Geschäftstüchtigkeit und politischer Macht, wendeten sie aber ins Positive – »schablonenhaft und ohne jede Differenzierung«.80 Überzeugt von der genetischen Veranlagung der Juden, knüpften sie hohe Erwartungen an die Anwesenheit der Juden in ihrem Land und deren Mitwirkung an der Wirtschaft. Der DORSA-Anwalt Ortega erklärte zum Beispiel, »das Land habe den dringenden Wunsch, aus diesem Siedlungsprojekt einen Erfolg im großen Stil zu machen. ›Was mich betrifft, sagte er ›habe ich schwarzes und indianisches Blut, und meine Frau jüdisches. Wir schämen uns dieser Abstammung nicht; wir sind stolz darauf. Aber wir wollen weiße Menschen hier haben, und wir wollen die Intelligenz und das Können der jüdischen Menschen.« Und er sagte es mit ungeheurem Ernst.« Rosenberg dachte darüber nach und meinte: »Man spürt [...] einen großen Eifer hier – eine ehrliche Bereitschaft, uns hier zu haben; einen Respekt vor jüdischem Blut, der unverhofft in allen möglichen Zusammenhängen auftaucht. Zum Beispiel der junge Mann, den der Generalissimus für das Landwirtschafts-Stipendium vorgeschlagen hat [...]. Dr. Rosen hat mit ihm gesprochen und mir berichtet, dass der junge Mann stolz darauf hingewiesen habe, er sei Achteljude.«81 Weil er mit der Geschichte der Dominikaner jüdischer Abstammung nicht vertraut war, konnte er es sich nicht erklären, und auch nicht erkennen, was ein dominikanischer Zeitgenosse 1944 in einer Analyse äußerte:

»Der sefardische Jude aus Santo Domingo unterscheidet sich erheblich von den konvertierten Juden in Europa. Während letztere sich zur restlosen Beseitigung ihres Jüdischseins taufen lassen, damit sie zu

Ämtern aufsteigen können, die Juden im allgemeinen nicht offenstehen, nannte sich der dominikanische [...] voller Stolz ›Hebräer‹, selbst wenn er zum Katholizismus übergetreten war.«⁸²

In der Dominikanischen Republik gab es keinen Grund, sein jüdisches Erbe zu verstecken. Da außerdem viele konvertierte Juden es finanziell und gesellschaftlich zu etwas gebracht hatten, wies »jüdisch« neben dem implizierten Stolz auf die eigene Abstammung auch auf die Klassenzugehörigkeit hin.

Rosenberg wusste es zu schätzen, dass die dominikanische Regierung seine Delegation »fürstlich« behandelt hatte. Waren sie mit einer Klausel im Vertrag nicht einverstanden, wurde diese meistens wieder gestrichen.⁸³ Andererseits war ihm bekannt, dass ein für jüdische Einwanderer nachteiliges Gesetz verabschiedet worden war, und er ärgerte sich über die von ihm so genannte »500-Dollar-Diskriminierungssteuer für Juden«.⁸⁴ Dieses Gesetz Nr. 48 vom 23. Dezember 1938 sollte die Einwanderung bestimmter Personen begrenzen, nämlich Menschen »mongolischer Rasse«, »Nichtkaukasier aus dem afrikanischen Erdteil« sowie Ausländer »ohne Staatsangehörigkeit«. Unter letztere fielen auch deutsche und österreichische Flüchtlinge, weil sie bei der Ausreise aus dem Großdeutschen Reich den Eintrag »staatenlos« in ihren Pass bekamen. Auf diese Weise konnte Deutschland den Juden die Wiedereinreise auf ewig verwehren, weil sie keine Staatsbürger mehr waren. Doch da sie nun gar keine Staatsangehörigkeit mehr besaßen, mussten sie die dominikanische Steuer zahlen.⁸⁵ Die spülte 1939, vor dem DORSA-Abkommen, fast 90 000 Dollar Einnahmen in die Staatskasse und betraf jene Juden, die auf eigene Faust ins Land gekommen waren.⁸⁶ Im statistischen Jahresbericht der Dominikanischen Republik tauchte sie als »jüdische Einreisesteuer« auf.⁸⁷ Zusätzlich zur Zuzugssteuer wurden Juden mit zehn Dollar, Nichtjuden nur mit sechs Dollar für die Aufenthaltserlaubnis besteuert. Rosenberg wandte sich an Ortega und machte ihm klar, wie wichtig es »für uns in New York [sei, dass] noch das kleinste Körnchen Diskriminierung aus den Gesetzbüchern getilgt« werde.⁸⁸ Ortega erklärte Rosenberg, die Gesetze seien zu einer Zeit erlassen worden, als die Dominikanische Republik befürchtete, von mittellosen Flüchtlingen überschwemmt zu werden, und versicherte ihm, man könne das ändern.⁸⁹

Als Rosenberg den endgültigen, revidierten Vertrag in Händen hielt, stellte er zu seiner Verwunderung fest, dass die diskriminierende Steuer für die Juden unverändert enthalten war. Seine dominikanischen Gastgeber erklärten dies damit, dass für deren Tilgung ein gesetzgeberischer Akt nötig sei,⁹⁰ und erboten sich, Trujillo einen separaten Brief an Rosenberg

schreiben zu lassen, in dem er zusicherte, die Legislative zur Aufhebung dieser Steuer aufzufordern.⁹¹ Rosenberg war einverstanden: »Sie nehmen das hier sehr ernst, und ich hoffe, dieser Vertrag wird für die gemarterten Menschen in Übersee tatsächlich kreative, konstruktive und hilfreiche Möglichkeiten eröffnen.«⁹² Gegen Ende seines Aufenthalts diktierte Rosenberg einen Telegrammentwurf an die Adresse Roosevelts, in dem es hieß: »Generalissimus Trujillo hat mir persönlich versichert, die baldige Aufhebung der diskriminierenden Gesetzgebung zu empfehlen.«⁹³ Um zunächst Trujillos Zustimmung zu erhalten, übergab er den Entwurf Bonetti Burgos, dem Staatssekretär im Präsidentialamt, und bat ihn: »Beachten Sie bitte das enthaltene Versprechen, dass antisemitische Gesetze in diesem Land aufgehoben werden. Diesen Punkt hält Dr. Rosen für ›kolossal wichtig‹, und da hat er recht.«⁹⁴ Im Februar 1940 wurden die diskriminierenden Gesetze von der Legislative aufgehoben.

Warteten die ortsansässigen Dominikaner ebenso begierig wie die Regierung auf jüdische Siedler? Rosenberg hoffte es, machte sich aber Sorgen wegen eines eventuellen Antisemitismus. Ihm war aufgefallen, dass einige »der Schwarzen [...] jeden Weißen, der nicht hier ansässig ist, als ›*Judio*‹ bezeichneten. Luis Hess, ein deutscher Jude, der in Ciudad Trujillo Zuflucht gefunden und während der Vertragsverhandlungen als Dolmetscher für die DORSA gearbeitet hatte, beurteilte später den Gebrauch des Wortes »*Judio*« aus der Warte eines 66 Jahre im Land Ansässigen: »In anderen Ländern war ›Jude‹ ein Schimpfwort. Hier sagte man ›*Judio*‹ so, wie man ›französisch‹ oder ›spanisch‹ sagte.« Er beteuerte, ihm sei bei Dominikanern noch nie Antisemitismus begegnet.⁹⁵ Für Rosenberg bot sich in Ciudad Trujillo ein nicht so eindeutiges Bild. Neben seinen positiven Eindrücken war er auch auf eine Zeitschrift mit einer antisemitischen Karikatur gestoßen, »die uns ziemlich verstörte. Ich blieb jedoch dabei, mich von einer Wolke am Horizont nicht von meiner Aufgabe abschrecken zu lassen.«⁹⁶

Aus der Sorge um das Wohlergehen der jüdischen Flüchtlinge in Ciudad Trujillo und ihrer Akzeptanz bei den Dominikanern zweigte Rosenberg ein bisschen Zeit von den offiziellen Sitzungen ab, um sich die wachsende jüdische Gemeinde näher anzuschauen. Vor dem Flüchtlingsnotstand war diese Gemeinde zu klein für einen Rabbiner, einen Mohel (Beschneider) oder einen Schächter gewesen; es gab nicht einmal einen jüdischen Friedhof.⁹⁷ Nach DORSA-Schätzungen lebten insgesamt zwischen sechs und zehn jüdische Familien in der Hauptstadt, ein paar andere in Provinzhauptstädten.⁹⁸ Aber seit 1933 waren ungefähr 300 Flüchtlinge, von denen 225 Juden waren (und die übrigen entweder mit Juden verheiratet oder zum Teil jüdisch), auf eigene Faust in die Stadt gekom-

men, wie Rosenberg feststellte.⁹⁹ Etwa 200 waren auf finanzielle Hilfe angewiesen.¹⁰⁰ Er traf Willy Frey, den Repräsentanten der *Jewish Telegraphic Agency* in der Dominikanischen Republik, der darüber reden wollte, wie der Joint diesen Flüchtlingen beim Aufbau kleiner Betriebe helfen könnte. Dabei erfuhr Rosenberg, dass sechs oder sieben Juden mit ihren Waren hausieren gingen und fragte nach, ob dadurch Antisemitismus hervorgerufen werde. So sei es, bejahte Frey, da das Hausieren eine Konkurrenz zu den Geschäften der Einheimischen darstellte. Auf die etwas allgemeinere Frage, »Wie sind die Einheimischen zu euch?«, antwortete Frey: »Sie könnten kaum netter sein. Das einzige Problem ist, dass sie uns keine Jobs verschaffen können.«¹⁰¹

Danach tauschte sich Rosenberg mit Abraham Staiman aus, von Beruf Schneider und »erfolgreicher Geschäftsmann«, Vorstand der jüdischen Gemeinde in Ciudad Trujillo und Leiter des dortigen Hilfskomitees von Joint.¹⁰² Der stellte die dominikanische Wirtschaft als »schwach« dar, so dass sie weitere kleine Firmen nicht verkraften könne. Sein Komitee versuchte, jüdischen Neuankömmlingen mit der Vergabe kleiner Kredite für Neugründungen unter die Arme zu greifen. Er wies darauf hin, dass es sogar mit einem 100-Dollar-Kredit schwierig sei, ein Geschäft aufzumachen (wohingegen man sich früher mit Krediten ab 35 Dollar als Friseur, Schuster oder Hutmacherin hatte niederlassen können).¹⁰³ Außerdem mahnte er zur Vorsicht bei Holz aus der Region, das wenig abgelagert und brüchig, also kaum geeignet für die Herstellung kleiner Holzartikel sei, die Rosenberg gerne in den USA verkaufen wollte. Überdies gab es hier kein Zinn, so dass auch an die Herstellung von »Blechrahmen, Buchstützen usw.« nicht zu denken war. Laut Staiman würde es sich äußerst schwierig gestalten, während des Krieges ein Geschäft aufzubauen.¹⁰⁴

Rosenberg fasste zusammen: »Besonders beschäftigt mich, ob wir es irgendwie schaffen, diesen Leuten dabei zu helfen, auf eigenen Füßen zu stehen. Wir dürfen unser Siedlungsprojekt nicht durch das Missfallen gefährden, das entstünde, wenn wir jüdische Bettler hier hätten [...], irgendwie muss das vom JDC [Joint] so geregelt werden, dass keine Peinlichkeiten oder Schwierigkeiten auftauchen.«¹⁰⁵ Trotz dieser Sorgen war Rosenberg überzeugt, eventuell aufkeimendem Antisemitismus entgegensteuern zu können, wenn die Siedlung erst einmal gegründet war. Seine Erfahrungen in Russland ließen ihn auf die gutnachbarlichen Beziehungen bauen: »Dort haben wir mit Muslimen und Tartaren zusammengearbeitet. [...] Unsere Siedler in Russland sind für die russischen Siedler Freunde und Genossen. Das liegt daran, dass Rosen so klug ist, all diesen Leuten mit besserem Saatgut, hie und da dem Bau eines Brunnens

[...] usw. zu helfen. Wenn wir die Sache erst einmal am Laufen haben, werden wir hier das Gleiche tun.«¹⁰⁶

Im Vertrauen auf ihren eigenen Philosemitismus überschätzten die dominikanischen Eliten Rang und Bedeutung ihrer jüdischen Gäste in der US-amerikanischen Politik und nahmen wie selbstverständlich an, dass jüdische Verbindungen der Dominikanischen Republik einen besseren Stand gegenüber dem Weißen Haus und dem Außenministerium verschaffen würden. Trujillo redete auch nicht lange darum herum. Bei einem Treffen mit Rosenberg sprach er von dominikanischem Zucker, Kakao und Kaffee, nach Rosenbergs Kenntnis die wichtigsten landwirtschaftlichen Erzeugnisse der Insel (allerdings wusste er nicht unbedingt, dass Trujillo mit sehr viel Kapital daran beteiligt war).¹⁰⁷ Die Zuckerproduktion machte 1939 sogar fast die Hälfte des von der dominikanischen Wirtschaft gemeldeten Gesamtumsatzes und etwa drei Viertel der betrieblichen Beschäftigung und der Löhne aus.¹⁰⁸ In seiner Eigenschaft als Staatsoberhaupt, dessen eigenes Vermögen zu einem Großteil in diesem Produkt steckte, ließ Trujillo wissen, dass die Dominikanische Republik mehr Zucker an die Vereinigten Staaten verkaufen müsse, und er vor allem eine bessere Import-Export-Bilanz mit den USA anstrebe. Dort gab es eine Einfuhrbeschränkung für dominikanischen Zucker, wohingegen das Vereinigte Königreich und Irland der Dominikanischen Republik den Großteil davon abkauften.¹⁰⁹ Trujillo war auf der Suche nach neuen Absatzmärkten und »einer Vorzugsbehandlung, wo immer es möglich ist«, und strebte ein größeres Exportvolumen im Handel mit den USA an.¹¹⁰

Rosenberg versprach Trujillo, sich an »Regierungsleute, die Presse und amerikanische Besitzer dominikanischer Zuckerunternehmen« zu wenden, um eine bessere Absatzquote zu erreichen, und außerdem sein Möglichstes zu tun, um »herauszufinden, ob ich irgendwelche Vorschläge machen kann, im Einklang mit dem, was sich für mich als amerikanischer Staatsbürger schickt, und Ihnen eventuell behilflich sein zu können«.¹¹¹ Zu einem späteren Zeitpunkt seines Aufenthalts meinte er nachdenklich, er sehe ein, warum Puerto Rico eine Vorzugsbehandlung bekomme, »da es ja Teil der USA ist«, aber er könne nicht verstehen, warum für den Zuckerexport aus Kuba Vorzugszölle gelten sollten, »während dieses Land, die Dominikanische Republik, von der Ausfuhr ausgeschlossen wird«.¹¹² Er überlegte, dass »dieses Land vielleicht berechtigten Grund zur Klage gegenüber den USA hat. Ich wage das nicht zu beurteilen.«¹¹³ Die Dominikanische Republik kaufte tatsächlich

»erheblich mehr von den USA als sie ihnen verkauft, aber sie kann das nur tun, wenn sie selbst Zucker exportiert [...]. Man fragt sich: Wa-

rum lassen die USA in ihrem eigenen Interesse nicht einen Zuckeranteil im Wert von 100 000 oder 150 000 Dollar des riesigen Importvolumens aus der Dominikanischen Republik kommen? Gibt es eine von den kubanischen Zuckerproduzenten betriebene Lobby [...]? Es liegt nicht nur im Interesse der amerikanischen Bond-Inhaber, die insgesamt 15 000 staatliche Wertpapiere besitzen [...], sondern auch im Interesse der Exporteure in den USA, die Dominikanische Republik als Kunden zu haben. Aber der Kunde ist nur zahlungsfähig, wenn er Zucker verkaufen kann.«

Über die möglichen Folgen des Krieges für den Handelsverkehr schrieb Rosenberg: »Sollte der Krieg den Zuckerhandel zum Erliegen bringen [...], wäre dieses Land in meinen Augen völlig am Boden. [...] Natürlich ist das auch hinsichtlich des Siedlungsprojekts eine sehr ernste Sache.«¹¹⁴ Er beschloss, einigen ihm bekannten Leuten die Situation zu schildern, insbesondere »Bob Wagner«, dem US-Senator aus New York. Doch machte er »dem Generalissimus klar, dass ich kein Lobbyist bin, und nicht mehr tun kann, als diese Fakten gegenüber einer Reihe einflussreicher Männer in den USA zu erwähnen.«¹¹⁵ Als er wieder in Washington war, ließ Rosenberg durch die dominikanische Botschaft Trujillo mitteilen, dass die Geschäftsinteressen der USA in Kuba und auf den Philippinen keine Ausweitung des Einfuhrkontingents für dominikanischen Zucker erlaubten.¹¹⁶

Trujillo beklagte sich bei Rosenberg, dass sich die Dominikaner nicht nur mit dem Zuckerkontingent, sondern auch mit Widerstand seitens Sumner Welles vom Außenministerium bezüglich des Abkommens von 1924 konfrontiert sahen. Dieses Abkommen schrieb eine Zwangsverwaltung fest, die die Dominikaner als Schmach empfanden, weil sie den USA das Recht gab, Zölle zu erheben und die Ausgaben der dominikanischen Regierung zu kontrollieren. Nach dem Urteil eines Kenners der US-Außenpolitik gab die Zwangsverwaltung zwar »latent Anlass zu Reibungen zwischen den USA und der Dominikanischen Republik«, aber die entsprechenden Klauseln seien bereits seit 1936 »in der Praxis null und nichtig« gewesen.¹¹⁷ Die von der Dominikanischen Republik in jenem Jahr begonnenen Verhandlungen mit den USA führten im September 1940 endlich zu einer Vereinbarung, die es den Dominikanern gestattete, wieder ihre eigenen Zölle einzuziehen. Doch erst im April 1941 wurde diese Vereinbarung vom US-Senat bestätigt, so dass sich Trujillo Anfang 1940 Hoffnungen gemacht haben mag, mit Hilfe von Rosenbergs Ratschlägen und politischen Verbindungen die diplomatischen Abläufe beschleunigen zu können. Doch alles, was Rosenberg tun konn-

te, war, Trujillo zu empfehlen, sich »tüchtige juristische Berater« und Vertreter in Washington zu suchen, und sich nicht nur auf seinen Botschafter zu verlassen. Im Februar, nachdem der Sosúa-Vertrag unter Dach und Fach und Rosenberg wieder in den USA war, riet er Trujillo, George M. Rublee – ein Mitglied des Außenministeriums, der Roosevelt nahestand und erster Geschäftsführer des IGC gewesen war – zu engagieren, um ein Ende der Zwangsverwaltung zu erreichen.¹¹⁸

Vermutlich merkte Rosenberg nicht, dass er in eine bereits vorhandene, gut geölte Public-Relations-Maschinerie der dominikanischen Regierung in den USA eingebunden wurde. Dazu gehörten eine Werbezeitschrift, ein Film über die Dominikanische Republik, die Artikel zweier aus dem Hearst-Imperium angeheuerter Zeitungsjournalisten und eine rührige dominikanische Lobby aus Geschäftsleuten, Mitgliedern der Legislative und bezahlten Lobbyisten.¹¹⁹ Er versprach, Trujillo hinsichtlich in Frage kommender Anwaltskanzleien zu beraten¹²⁰ und »Präsident Roosevelt, Secretary Hull und Mitgliedern des Senats und des Repräsentantenhauses« die Lage zu schildern. Nach seinem Dafürhalten konnte er, »als der Generalissimus so erpicht war auf meinen freundschaftlichen Rat [...], nach den Regeln der Fairness – angesichts seines Verhaltens uns gegenüber – das Thema nicht guten Gewissens mit höflichen Ausflüchten« abtun.¹²¹

Neben diesen privaten Unterhaltungen wurde täglich an der Vereinbarung zwischen der dominikanischen Regierung und der DORSA weitergearbeitet und -verhandelt. Zwei Wochen nach Ankunft der Amerikaner, am 30. Januar 1940, unterzeichneten beide Parteien den Vertrag in einer Zeremonie, an der schätzungsweise hundert Würdenträger teilnahmen. Noch am gleichen Tag telegraphierte Rosenberg an Franklin Roosevelt:

»Habe Ehre, mitteilen zu dürfen, dass höchst zufriedenstellender Siedlungsvertrag mit dominikanischer Regierung heute Morgen unterzeichnet. Generalissimus Trujillo wunderbar kooperativ gewesen. Hat 9800 [sic] Hektar? großes Gebiet aus eigenem Besitz eingebracht [...] genau dasjenige, das wir wollten. [...] Gesamte amerikanische Delegation hochzufrieden. Freue mich auf Besuch bei Ihnen, sobald zurück. Nochmals danke für Ihre große Hilfe.«¹²²

Der Vertrag umfasste praktische Belange für die nächste Zukunft, ehrgeizige langfristige Ziele und die Zusage, die Ideale der Freiheit zu wahren. Zunächst sollten 500 Familien das Gemeinwesen begründen, aber als Fernziel waren 100 000 Einwohner festgesetzt.¹²³ Die Regierung erklärte sich bereit, auf eine Abänderung der bestehenden Einwanderungs-

gesetze hinzuwirken, damit die Siedler von allen Einreisegebühren befreit würden.¹²⁴ Die »Siedler und deren Nachkommen« erhielten die Zusicherung, dort »frei von Belästigung oder Verfolgung oder Diskriminierung« und »in uneingeschränkter Freiheit des Glaubens und seiner praktischen Ausübung« leben und einen Beruf ausüben zu dürfen. Sie durften nach dominikanischem Recht Staatsbürger werden. Und schließlich versprach der Vertrag den verfolgten Europäern »Chancengleichheit und gleiche bürgerliche, juristische und wirtschaftliche Rechte sowie alle anderen, unveräußerlichen Menschenrechte.«¹²⁵

Nun konnte das Feiern beginnen und die Werbetrommel gerührt werden. Rosenberg verstand sich nicht nur auf diplomatische Notwendigkeiten, sondern auch auf wechselseitige Verbindlichkeiten. Also plante er ein großes Abschiedsfest für die dominikanischen Funktionäre, die Diplomaten beider Länder, die wichtigsten Vertreter der amerikanischen Kolonie in Ciudad Trujillo und die für die Einwanderung zuständigen Dominikaner. Bei der Zusammenstellung der Gästeliste half ihm die amerikanische Gesandtschaft, allen voran Eugene Hinkle, der amerikanische Chargé d'affaires. Je näher das Fest rückte, desto nervöser wurde Rosenberg und »betete auf Knien, dass ich keinen von den falschen Leuten eingeladen und von den richtigen niemanden vergessen habe«. Er fügte hinzu: »Der deutsche Gesandte ist nicht eingeladen, und die dominikanische Regierung hat ihn auch nicht zur Zeremonie der Vertragsunterzeichnung gebeten.«¹²⁶ Das Fest sollte den Vertrag konsolidieren, da nach Rosenbergs Überzeugung persönliche Beziehungen äußerst wichtig waren. Außerdem würde dadurch das Ergebnis einem einflussreichen Publikum bekannt gemacht.

Doch um die Ansiedlung und die dominikanische Regierung in positivem Licht erscheinen zu lassen, musste Öffentlichkeitsarbeit in einem viel größeren Rahmen stattfinden. Zu diesem Zweck engagierte die DORSA einen Journalisten, wobei Rosenberg aber darauf bestand, dass es keine Publicity ohne Trujillos Genehmigung geben dürfe. Unmittelbar nach Unterzeichnung des Vertrags machte Rosenberg überall dafür Werbung. Im März dankte ihm Trujillo dafür und fügte hinzu, er bekomme Zeitschriftenausschnitte »aus aller Welt«. ¹²⁷ Ein Jahr später zeigte die Paramount-Wochenschau einen Beitrag über Sosúa, der der dominikanischen Regierung und den Siedlern ebenfalls zu einer guten Presse verhalf.¹²⁸ Rosenberg zielte auf die *New York Times*, die *Washington Post* und eine Reihe kleinerer Zeitschriften wie *The Nation* ab.¹²⁹ Die *Times* lobte am 1. Februar 1940, einen Tag nach der Unterzeichnung, in einem Leitartikel den Vertrag, weil er »für eine viel größere Anzahl europäischer Exilanten Hoffnung und Unterstützung« bedeute, merkte aber auch et-

was sachlicher an, er sei »nur ein Tropfen der Rettung aus den Ozeanen des Leidens«. ¹³⁰

Im Rahmen der feierlichen Reden zur Vertragsunterzeichnung kam Robert T. Pell vom Außenministerium auf Evian zu sprechen und nannte die Dominikanische Republik ausdrücklich ein »aufgeklärtes Vorbild«, weil sie den Flüchtlingen eine Zuflucht bot. Er betrachtete die Unterzeichnung als einen »entscheidenden Wendepunkt« in der Flüchtlingsarbeit und fand, es »sollte das von allen bewunderte Modell für Siedlungsplanung in der ganzen Welt werden. [...] Das hier und heute eingeleitete Siedlungsprojekt ist der erste systematische Versuch, im gegenwärtigen Chaos entwurzelter Völkerschaften etwas Ordnung zu schaffen.« ¹³¹ Auch Rosenberg gewichtete das Projekt in optimistischer Übertreibung als »Meilenstein zur Lösung des weltweiten Flüchtlingsproblems«. ¹³² An Trujillo selbst gewandt, dankte er dem Diktator »aus tiefstem Herzen [...] im Namen der leidenden Menschheit« dafür, dass er »uns jede nur mögliche Hilfe und Gastfreundschaft hat zuteil werden lassen«. ¹³³

Auf seiner Rückreise in die Vereinigten Staaten dachte Rosenberg über den vergangenen Monat nach, den er mit der Schaffung eines potentiellen Zufluchtortes für jüdische Flüchtlinge verbracht hatte. So anstrengend das Programm auch gewesen sein mochte, war er doch dankbar für den »Mut und die Zuversicht, die diese drei Wochen mir gegeben haben« ¹³⁴ und zeigte sich überzeugt, dass »wir alles in unserer Macht Stehende tun werden, um denen Licht zu bringen, deren Dasein verdüstert ist«. ¹³⁵



Im *colmado*, dem Gemischtwarenladen

3 Ankunft in Sosúa 1940-1941

»Ein Leuchtzeichen«¹

Die ersten Siedler für Sosúa, die in der Dominikanischen Republik ankamen, hatten meist eine qualvolle Odyssee durch das von den Nazis beherrschte Europa hinter sich – und dies waren die Glücklichen, die entkommen konnten. Manche hatten sich auf eigene Faust durchgeschlagen, einige hatten vom Joint-Projekt erfahren und sich beworben, und die meisten anderen waren in Europa Solomon Trone, einem pensionierten Ingenieur aus den Vereinigten Staaten und Werber für die DORSA, begegnet.² Die erste kleine Gruppe von »Pionieren« traf im März 1940 in Sosúa ein, sechs Wochen, nachdem Rosenberg den Vertrag mit Trujillo unterzeichnet hatte. Diese Familie und ein paar ledige Männer hatte DORSA allerdings nicht aus Europa herübergebracht, sondern aus Ciudad Trujillo, wo sie wie die anderen Neuankömmlinge ein kümmerliches Dasein fristeten.³ Am 16. März trafen sie in Sosúa ein und begannen schon am Tag darauf, die Kühe zu melken und die Äcker zu pflügen – beides völlig ungewohnte Tätigkeiten für sie.⁴ Zwei Monate später, am 10. Mai 1940, kam eine größere Gruppe von 37 Personen (27 Männer und zehn Frauen) aus Deutschland, die einen eingeschmuggelten Säugling dabei hatte. Der winzige Knirps musste mit zugeklebtem Mund im Gepäck seiner Eltern Europa verlassen, weil er ein eigenes Visum gebraucht hätte, das die deutschen Beamten unbedingt sehen wollten, die Eltern aber nicht vorweisen konnten.⁵ Dieser »deutschen Gruppe« folgte ein paar Monate später eine »Schweizer Gruppe«, beide eher nach dem Ausgangspunkt ihrer Reise als nach dem Herkunftsland der Gruppenmitglieder benannt. Innerhalb weniger Monate begannen die neuen Siedler, unterstützt von dominikanischen Arbeitskräften, mit der Aufzucht von 160 Stück Vieh und dem Anbau verschiedener Obst- und Gemüsesorten.⁶ Außerdem verlegten sich einige Leute unter Anleitung eines Flüchtlings, der sich damit auskannte, auf die Käseherstellung und bauten eine kleine Kühlanlage für ihre Milchprodukte.⁷

Andere über Westeuropa verstreute Juden fanden den Weg in die Dominikanische Republik durch schieres Glück. Gleich nach Evian hielt George Warren vom *President's Advisory Committee on Political Refugees* in Europa nach »echten Landwirten« Ausschau,⁸ und Joint wies seinen Beauftragten in Brüssel an, Bewerbungen entgegenzunehmen. Joint suchte

bevorzugt »körperlich kräftige Leute« (gemeint waren Männer) mit »etwas Erfahrung oder Ausbildung in der Landwirtschaft«; außerdem sollten es junge Leute sein (zwischen 20 und 35 Jahren), weil man befürchtete, ältere Menschen könnten sich nicht mehr so leicht an die neuen Umstände gewöhnen.⁹ Aber die jungen Männer und wenigen Frauen, die man in Flüchtlingskreisen und den Internierungslagern im unbesetzten Europa antraf, waren wild entschlossen, ihrer misslichen Lage zu entkommen und bereit, dafür alles Mögliche zu behaupten.

Aus den Erzählungen Horst Wagners, Kurt Tellers und Miriam Sondheimers geht hervor, was die Siedler durchmachen mussten, bevor sie in Sosúa ankamen. Wagner war 1938 nach dem November-Pogrom aus Berlin geflüchtet und landete in einem Flüchtlingslager in Diepoldsau in der Schweiz.¹⁰ Fast zwei Jahre lang schlief er auf Strohsäcken wie die ungefähr 200 anderen Männer dort, eine Mischung aus »allen, die vor Hitler geflohen waren« – Deutsche, Österreicher, Italiener und andere Antifaschisten.¹¹ In der Krankenstation des Lagers arbeitete er freiwillig mit. Als Deutschland im März 1939 die Tschechoslowakei besetzte, fürchtete er, es könne Krieg geben und wollte um jeden Preis aus Europa weg. Die Sorge war nicht unbegründet, da die Schweiz keineswegs uneinnehmbar schien.

Eines Tages lernte Wagner Solomon Trone kennen. Zusammen mit seiner Frau reiste Trone durch Belgien, Frankreich, die Niederlande und die Schweiz, um für Sosúa geeignete Flüchtlinge zu finden. Doch »geeignet« ist ein dehnbare Begriff. Einige Auswanderer, die früh nach Palästina gegangen waren, hatten wenigstens eine rudimentäre landwirtschaftliche Schulung erhalten; die Flüchtlinge hatten nichts dergleichen. Trone erklärte den Interessenten, dass die Sosúa-Kolonie Siedler für die Landwirtschaft suche und befragte diese Städter aus der Mittelschicht, ob sie Erfahrung als Bauern hätten. Da kaum einer im Lager Ahnung von der Landwirtschaft hatte, wandelte er seine Frage dahingehend ab, ob sie als junge, kräftige Menschen sich entschließen könnten, »Pioniere« in der Dominikanischen Republik zu werden. Viele bejahten dies, obwohl nicht einmal gebildete Menschen wussten, wo diese Republik eigentlich lag. Einer der von Trone akzeptierten Lagerinsassen fand nachträglich eine Karte und suchte darauf die Dominikanische Republik: »ich habe noch nie davon gehört«; aber es war ihm »egal«, Hauptsache, man »konnte aus Europa weg«.¹²

Zwischen März 1940 und Juni 1941 führte Trone Gespräche mit den Bewerbern über ihre Fähigkeiten, Leistungen und ihren Gesundheitszustand, und wählte schließlich dreizehn Männer aus, darunter Wagner,



Siedler auf dem Schiff vor der Ankunft

der Mitte zwanzig war. Die Auserwählten wurden gebeten, eine Erklärung zu unterschreiben, die folgendermaßen lautete: »Hiermit erkläre ich, nach Santo Domingo zu reisen, um mich dauerhaft in der Siedlung der DORSA niederzulassen und unter keinen Umständen nur für einen befristeten Aufenthalt.«¹³ Diese Erklärung war zur Beruhigung sowohl der Dominikaner, die eine langfristige Verpflichtung anstrebten, als auch und vor allem der US-Amerikaner gedacht, die eine Anschluss-Einwanderung von Juden in die USA in Grenzen halten wollten. Es folgten

Monate des Wartens. Die Flüchtlinge erlebten den Vormarsch der Wehrmacht durch Westeuropa, schmiedeten neuerlich Pläne, wie sie unbedenktlich nach Palästina gelangen konnten, und boten den Schweizern an, für besseres Essen und gegen Bezahlung im Straßenbau zu arbeiten. Endlich trafen Wagners Papiere ein, und er und ein paar seiner Lagergenossen machten sich auf die zweitägige Busfahrt von Genf über Madrid und weiter nach Lissabon. Bei ihrer Ankunft dort war Italien gerade in Griechenland einmarschiert, so dass Lissabon »vollgepfropft mit Flüchtlingen« war und sie selbst »in dieser äußerst angenehmen Stadt fest [saßen]. Die ganze Stadt war ein einziges riesiges Gästehaus.«¹⁴ Ihr kurzer Aufenthalt wurde von Joint finanziert. Ein anderer Flüchtling schilderte Lissabon als den »in zwei Jahren [...] ersten Ort, der normal war. [Es war] ein Ort mit Kultur. Wir gingen ins Konzert. [...] Wir waren im siebten Himmel dort.«¹⁵

Im September 1940 gingen Wagner und seine Gefährten – »Schweizer Gruppe« genannt – an Bord der *Nea Hellas*, die sie nach New York bringen sollte; und die Schiffspassage erwies sich als willkommene Erholungspause. Wer nicht seekrank wurde, kam in den Genuss des reichlichen und »köstlichen« Essens, und alle wurden von der Crew zuvorkommend behandelt. Einer der Mitreisenden berichtet, es sei ein »unglaubliches Gefühl« gewesen, »die wir der Erniedrigung unter Hitler entkommen waren [...], von Kellnern mit weißen Handschuhen bedient zu werden.«¹⁶ Allerdings war diese Vorzugsbehandlung nicht von Dauer. Ab der Ankunft in Ellis Island wehte ein rauherer Wind; Wagner fühlte sich von den Behörden wie ein »Sträfling« behandelt. Vor und nach dem Essen musste zum Anwesenheitscheck angetreten werden, damit sich die US-Beamten davon überzeugen konnten, dass sich keiner aus dem Staub gemacht hatte. Etwa eine Woche verbrachte die Schweizer Gruppe mit dem Warten auf die erforderlichen, von den Vereinigten Staaten auszustellenden Transitvisa für die Dominikanische Republik, da sie ohne Erlaubnis der USA ihre Reise nicht hätten fortsetzen können. In dem Bemühen, die Europäer ein wenig von ihren Sorgen abzulenken, boten ihnen Angehörige von Flüchtlingsvertretungen Kaugummi an: »Wir hatten noch nie Kaugummi zu Gesicht bekommen und hatten keine Ahnung, was wir damit machen sollten. Also versuchten wir ihn zu essen; das war schwierig, und uns taten die armen Amerikaner leid, die sowas als Süßigkeiten hatten.«¹⁷

Die Flüchtlinge hatten gehofft, New York besichtigen zu können; die Amerikaner scheuten jedoch das Risiko, dass sich ein Flüchtling heimlich ins Land schleichen könnte, und hielten sie hinter Schloss und Riegel auf Ellis Island fest. Auf der Fahrt von Ellis Island zu dem Schiff, das Wag-

ners kleine Gruppe in die Dominikanische Republik bringen sollte, saß in jedem Taxi ein Vertreter der Einwanderungsbehörde mit dem Auftrag, sie direkt am Schiff abzuliefern. Die Beamten weigerten sich sogar, einen kleinen Umweg durch das Zentrum der berühmten Stadt zu machen.¹⁸ An Bord eines Frachters machte sich die Truppe via Puerto Rico auf den Weg in die Dominikanische Republik. In Ciudad Trujillo angekommen, wohnten Wagner und seine Reisegefährten in einer von einem jüdischen Flüchtling aus Österreich geführten Pension und bekamen als erstes Abendessen auf dominikanischem Boden »gute österreichische Kost«.¹⁹

Auch der einundzwanzigjährige Kurt Teller war in die Schweiz geflohen, nachdem er miterlebt hatte, wie erbarmungslos die österreichischen Juden nach dem »Anschluss« Österreichs an Hitler-Deutschland im März 1938 verfolgt wurden.²⁰ Nun lebten er und sein Bruder in einem Flüchtlingslager. In der Gewissheit, dass sie nicht den geringsten Anspruch auf Wohnrecht oder Arbeitserlaubnis in der Schweiz hatten, nahm er über die Flüchtlings-Arbeitsvermittlung einen Job als Straßenkehrer an. Zwei Jahre später traf er Solomon Trone, »der damals seine San Domingo-Pioniere suchte«, und bewarb sich um einen Platz in Sosúa, getrieben von dem Wunsch, seine Eltern zu retten und den harten Arbeitsbedingungen in der Schweiz zu entkommen. Außerdem versprach er sich davon »die Gelegenheit, fremde Völker und Länder kennenzulernen«.²¹ Bis der Papierkrieg bewältigt war, vergingen Monate. Als Teil der zweiten (und letzten) nach Sosúa reisenden »Schweizer Gruppe« ging er am 28. Dezember 1940 an Bord der in Lissabon vor Anker liegenden *Serpa Pinto*. Die Unterbringung der Flüchtlinge dort scheint Mr. und Mrs. Trone bei ihrer Inspektion entsetzt zu haben, und Teller schildert die Unterkunft als geeignet für »besseres Schlachtvieh«.²² Im Januar 1941 – ungefähr zwei Monate nach der ersten Schweizer Gruppe – kam er in Sosúa an, traf dort einige Freunde und Bekannte aus der Schweiz wieder und fand auch sonst die Dinge in Sosúa aufs Beste geregelt.²³

Um dieselbe Zeit, als Teller Anstalten traf, die Schweiz zu verlassen, verschlimmerte sich für die Familie Sondheimer in Heidelberg die Lage drastisch. Im Oktober 1940 wurde sie mit den rund 7500 anderen Juden Badens, der Pfalz und des Saarlandes nach Südfrankreich ins Konzentrationslager Gurs deportiert. Dort bestand die wöchentliche Essensration aus einem Laib Brot, einem Ei und einer Büchse Sardinen.²⁴ Nachts schliefen die achtzehnjährige Miriam Sondheimer und ihre Mutter eng aneinandergedrückt in ihre Decken gehüllt, um weniger zu frieren.²⁵ Sondheimer, die vor ihrer Deportation eine Ausbildung zur Säuglingschwester begonnen hatte, arbeitete auf der Krankenstation, wo sie viel Leid und Tod mit ansehen musste. Nach einigen Monaten gelang es ih-

rem Cousin, der im DORSA-Büro in Sosúa arbeitete, Visa für ihre Familie zu beschaffen. Zum Glück für die Sondheimers war Gurs ein Ausnahmefall: Von dort konnten mehrere tausend Juden auswandern, ausbrechen oder wurden entlassen. Nach Erhalt ihrer Papiere am 8. Januar bekamen die Sondheimers die Erlaubnis, von »Pontius zu Pilatus« zu laufen, um alle zur Ausreise benötigten Dokumente zusammenzubekommen.²⁶ Am 23. Februar 1941 verließen sie Gurs, aber erst nach einer Weile bangen Wartens erfuhren sie, dass auf dem Schiff auch wirklich Platz für sie war.

Am 3. Juni 1943 schließlich nahm die Familie mit 35 anderen Flüchtlingen an Bord der *Nyassa* von Lissabon aus Kurs auf Sosúa. Auf dem Schiff hörte Sondheimer Gerüchte über miserable Zustände an ihrem Bestimmungsort, die ihr Angst einflößten. Sie fragte sich: »Sollen wir wirklich von der Hölle ins Fegefeuer kommen?« Und gab sich selbst die Antwort: »Was haben wir für eine andere Wahl?«²⁷ Im Hafen von Brooklyn angekommen, mussten sie an Bord bleiben, weil sich die für Ellis Island zuständigen Beamten mit am Samstagnachmittag eingetroffenen Einwanderern erst am Montagmorgen befassten. Drei Wochen harpte die Familie auf Ellis Island aus, die sie als »Gefängnis« erlebte,²⁸ und war außer sich wegen der unerwarteten Restriktionen gegenüber Juden aus von den Deutschen besetzten Ländern. »Die Amerikaner wollten sichergehen, dass wir keine ›fünfte Kolonne‹ waren.«²⁹ Nicht anders als die Flüchtlinge vor ihnen durften die Sondheimers New York keinen Besuch abstatten, obwohl Freunde sich für ihre Rückkehr verbürgt hatten; es blieb ihnen nichts übrig, als von ferne die Skyline zu bewundern. Schließlich stachen sie nach Puerto Rico in See, von wo es nach Sosúa weitergehen sollte. Diese Behandlung der Sondheimers auf Ellis Island als »fünfte Kolonne« oder Spione zeigt auf der individuellen Ebene, was für die DORSA einige Zeit später allgemein deutlich wurde: Binnen eines Jahres hatten die Vereinigten Staaten eine neue Richtung eingeschlagen und missbilligten nun die Auswanderung in die Dominikanische Republik, nachdem sie sie Anfang 1940 noch gefördert hatten.

Miriam Sondheimer und ihre Familie trafen im Juli 1941 in Sosúa ein, ein halbes Jahr nach Wagner und Teller, und 17 Monate nach Entstehen der Siedlung. Inzwischen betrieben ungefähr 55 Siedler (samt ihren Familien und Mitbewohnern) ihre eigene Farm oder »Heimstätte«.³⁰ Die Sondheimers kamen just zu einem Zeitpunkt, als ein plötzlicher Wachstumsschub der kleinen Siedlung (von 289 auf 337 Personen zwischen 20. Mai und 20. Juni) zu Ende gegangen war.³¹ Das Mitteilungsblatt von Sosúa äußerte sich entzückt über die 58 Neuankömmlinge: »Unsere Existenz wird belebt mit neuen Gesichtern [...] und mehreren Fahrrädern.«³² Fast drei Wochen hatten die Sondheimers –

zunächst in Puerto Plata und danach in Ciudad Trujillo – warten müssen, bis zusätzliche Zimmer und Wohnungen fertiggestellt waren. Ohne Miriam zogen sie nach Sosúa um, da diese beschlossen hatte, einige Monate ehrenamtlich in einem Kinderkrankenhaus in der Hauptstadt mitzuarbeiten, Kurse in Krankenpflege zu besuchen und ihr Spanisch zu verbessern. Durch die vorangegangene Ausbildung und praktische Erfahrung bestens gerüstet, nahm sie danach einen Job in dem kleinen Hospital von Sosúa an.

Der erste Eindruck war für alle drei Einwanderer positiv. Auf der 45-minütigen Fahrt von Puerto Plata über 20 Kilometer holpriger Wege nach Sosúa kamen die Sondheimers an Zuckerplantagen, Palmenhainen und tropischen Gewächsen vorbei, die sie noch nie gesehen hatten. Wagner schildert die über achtstündige Autofahrt von Ciudad Trujillo als äußerst nervenaufreibend. Für ihn und die anderen Mitglieder seiner Gruppe ging es über immer enger werdende Straßen mit immer tieferen Spurrinnen, voller riesiger Löcher, in denen Wasser stand (wahre Brutstätten für Moskitos, wie er später erfuhr). Waren Flüsse oder Bäche im Weg, musste sich das Auto langsam durch das Wasser vorwärtsbewegen.³³ »Die Chauffeure [...] kannten jedes Loch« und manövrierten den Wagen um gefährliche Stellen herum. Bei der Ankunft in Sosúa bot sich ihm »eine wunderbare Aussicht. Vor uns war der Ozean mit einem schneeweißen Strand. Das Wasser war hellblau und so klar, dass man bis auf den Meeresboden sehen konnte. Wir waren begeistert.«³⁴ Ein Gefährte aus dem selben Lager in der Schweiz fasste es zusammen: »Garten Eden. Paradies. [Es war] ungaublich, meilenweit durch Orchideen zu reiten!«³⁵ Auch bei Sondheimer löste die Pracht Sosúas Erstaunen aus. »Einfach herrlich schön«, schrieb sie in ihr Tagebuch. Das Klima fand sie »sehr heiß«, aber »erträglich«, auch weil es eine kühle Brise gab.³⁶ Sosúa erschien ihr sehr sauber, die Häuser und Hütten »schön«. In der Gemeinschaftsküche fielen ihr Menge und Qualität der Essensvorräte auf, da die Zeit, als sie in Gurs hatte hungern müssen, noch nicht allzu weit zurücklag. Später saß die ganze Familie zusammen auf der Veranda in der leichten Brise. Ihr erster Eindruck: »Es hat mir gut gefallen.«³⁷

An die glühende Sonne mussten sich die Flüchtlinge erst gewöhnen. Teller war schon immer ein »fanatischer Sonnenanbeter«³⁸ gewesen, aber ein anderer Siedler meinte, die Strände seien nur dann »zum Schwimmen geeignet, wenn man die Sonne verträgt«.³⁹ Die Strandfotos der Siedler, die sie beim Schwimmen, Sonnenbaden oder bei Turnübungen zeigen, belegen, dass sie das Strandleben genossen; und die meisten folgten auch dem immer wieder ausgesprochenen Rat, große Strohhüte aufzusetzen.⁴⁰ Aber die drückende Hitze stellte auch eine Herausforderung dar. Die

DORSA hätte gern den Nachweis erbracht, dass Europäer dieses Klima ganz gut vertragen, um den Weg für mehr Flüchtlinge freizumachen. Damals gab es noch keine Klimaanlage, und Joseph Rosen schrieb, der Passatwind sei ein Segen. »Nie wird es dort so heiß und schwül wie an manchen Juli- und Augusttagen in Washington oder New York. Die Abende und Nächte sind sehr angenehm.«⁴¹ Das Ausschussmitglied Dr. Bernhard Kahn aus New York sah das ähnlich und fügte hinzu, die Flüchtlinge seien »noch nie im Sommer in New Orleans oder New York« gewesen.⁴²

Die meisten Flüchtlinge stellten sich auf die Hitze ein, so gut es eben ging: Nach dem Frühstück in der Gemeinschaftsküche um 5:30 Uhr arbeiteten sie von sechs Uhr morgens bis sechs Uhr abends, mit einer Pause, der Siesta, dazwischen. Dennoch spürten sie als Nordeuropäer die Klimaveränderung. Einer berichtete: »Bis etwa neun Uhr morgens war es schwül, und kein Lüftchen regte sich. Dann kam vom Meer eine frische Brise, aber davor fiel einem die Arbeit schwer.«⁴³ Ein anderer erinnerte sich, dass es »furchtbar heiß« war, aber sobald der Wind vom Meer her kam, war die Arbeit bis vier Uhr nachmittags erträglich, allerdings nur, »wenn man es aushalten konnte, dass pausenlos ein starker Wind wehte.«⁴⁴ Auch am Abend konnte es noch sehr warm sein, aber Wagner empfand die Brise als sehr angenehm und schlief tief und fest unter seinem Moskitonetz.

Die Hitze war unter den Siedlern und dem DORSA-Personal immer wieder Gesprächsthema. Doch bei Douglas Blackwood, dem für die Viehwirtschaft verantwortlichen Amerikaner, stießen die Siedler auf taube Ohren. Da er (vermutlich Nord-)Amerikaner beim Bau von Landebahnen in St. Croix, St. Thomas und Puerto Rico gesehen hatte, war seine Einstellung: »Also [...] wenn sie behaupten, die klimatischen Bedingungen seien gegen sie, [ist das] ›Quatsch‹.«⁴⁵ Die von der DORSA aus Palästina geholten Ärzte, die die Siedler auf ihre Gesundheit untersuchen sollten, zeigten größeres Verständnis. Trotzdem war auch ihr Credo: »Es wird hier viel zu großes Gewicht auf den [...] Schaden gelegt, den die Tropen einem Menschen zufügen könnten [...]. Sie denken viel zu viel darüber nach« – obwohl sich auch europäische Juden in Palästina dauernd über die Hitze beschwerten.⁴⁶

Die Ärzte aus Europa meinten, die Siedler würden »sämtliche Misserfolge und Beschwerden [...] auf das Klima« schieben, befanden aber abschließend, es sei »Weißen absolut möglich, in tropischen Klimazonen körperlich zu arbeiten«, dort zu leben »und zu gedeihen«. Körperliche Bewegung, ob »in Form von Arbeit oder Sport« hielten sie trotz der hohen Temperaturen für »unbedingt notwendig«.⁴⁷

Nach ihrer Ankunft im Dezember 1940 wohnten Wagner und seine Kameraden in großen Baracken, die für 60 alleinstehende Männer konzipiert waren. Auch für Paare und Familien hatte die DORSA Baracken bereitgestellt. Daneben gab es ein kleineres Gebäude, das als Küche, Esszimmer und Waschküche diente. Nicht weit entfernt standen einige von der United Fruit Company hinterlassene ältere Hütten und viele neue, im Bau befindliche Baracken. Petroleum-Lampen und Außenaborte stellten die Grundversorgung sicher. Hermine Kohn Cohnen wohnte anfangs in der Hütte für verheiratete Paare, die in kleine Zimmer aufgeteilt war. Zum Zähneputzen stellte man sich draußen vor dem einzigen Waschbecken an. Auch Toilette und Dusche standen im Freien.⁴⁸ Später baute die DORSA noch mehr Baracken mit zusätzlichen Duschen, aber die Leitungen ließen oft zu wünschen übrig. In einem Bulletin von Mitte 1941 wurde nach der Meldung über den Anschluss einer neuen Wasserleitung die ironische Warnung ausgesprochen, nicht zu erschrecken, »wenn am hellen Nachmittag plötzlich Wasser aus Ihrem Hahne rinnen sollte, denn [...] es wird voraussichtlich doch nur für kurze Zeit sein«. Sogar ein Gedicht wurde der unzuverlässigen Wasserversorgung gewidmet: »Ich wohn in der Baracke und bin ganz desperat. Denn wenn es draußen regnet, nimm ich im Bett ein Bad. Drum hab ich mir mein Bett jetzt im Duschaum aufgestellt, und schlaf unter der Brause, weil dort kein Tropfen fällt.«⁴⁹ Die kleineren Häuser, aus heimischem Kiefernholz mit einem Betonsockel, hatten Dächer aus Zinkblech. Es fehlten Fliegengitter und Termitenschutz, aber der Wind fand ungehindert Zugang, weil das Dach, wie bei vielen karibischen Wohnhäusern, gut einen halben Meter über den Wänden auf Stützen ruhte.⁵⁰ Das sorgte für eine gute Luftzirkulation, aber »der Nachteil war, dass jedesmal, wenn ein heftiger tropischer Regen niederging, drinnen alles nass wurde«.⁵¹

Die Baracken, die Gemischtwarenhandlung, Läden, Schule und Freizeithalle befanden sich alle nah beieinander auf einem »Batey« genannten Areal. Der aus dem (zur indianischen Sprachfamilie zählenden) Caribe stammende Ausdruck bezeichnet auf den Antillen eine Ansammlung von Häusern und Läden auf den Plantagen und rund um die Zuckermühlen. In diesem »Dorfkern«, Sosúas Batey, sollten später die von der DORSA geförderten Werkstätten und Läden entstehen, in denen all jene Beschäftigung fanden, die keine Lust auf oder kein Talent für die Landwirtschaft hatten – wahrscheinlich die Hälfte der Siedler. Dazu gehörten einige ältere Verwandte der Siedler sowie eine Anzahl von Lehrlingen, meist ledige junge Männer zwischen 16 und 20 Jahren, die nach etwa sechsmonatiger landwirtschaftlicher Ausbildung auf einer ihnen zugeteilten Heimstätte mitarbeiten durften. Auch Siedler, die als Heimstättenbesit-

zer unzufrieden oder erfolglos blieben, fanden sich irgendwann wieder in Batey ein.

Eins der Gebäude dort diente als Hospital und verfügte anfangs über den einzigen Kühlschrank in Sosúa.⁵² Schon bald vergrößerte sich das Hospital um ein Nachbargebäude und umfasste nun Labor, Büro, Entbindungsraum, Wöchnerinnenraum, Küche, Badezimmer, einen Männeraal mit fünf bis sechs Betten, einen Frauensaal mit vier bis fünf Betten und ein kleineres Zimmer.⁵³ In ein anderes Gebäude Bateys zog die Verwaltung der DORSA ein. Das nahegelegene Garden City bestand aus den Häusern der Verwaltungsmitarbeiter, und in Bella Vista gab es zusätzliche Häuser für diejenigen, die in Batey arbeiteten. Etwas weiter entfernt (zu Fuß oder zu Pferd erreichbar) standen Häuser aus Stein, ebenfalls eine Hinterlassenschaft der United Fruit Company, und auch Neubauten aus Holz, die jeweils der Mittelpunkt einer neuen Heimstätte werden sollten. »Überall wurde gebaut«, erinnert sich Wagner. Man rechnete noch mit einer großen Anzahl von Neuankömmlingen in der Siedlung.

Als Miriam Sondheimer im Juli 1941 in Sosúa eintraf, waren manche der neueren Häuser schon moderner ausgestattet, einschließlich Duschen und elektrischem Licht. Nach drei Monaten brachte sie ihre zwiespältigen Gefühle zum Ausdruck:⁵⁴ Mal gefiel es ihr dort, dann wieder war ihr alles zu viel. Ihre Arbeit machte ihr Spaß, und in ihrer Freizeit ging sie reiten und schwimmen, und sogar tanzen in den Gemeinschaftsräumen. Trotzdem zog sie das Fazit, es sei »alles so furchtbar schwer hier«.⁵⁵

Aus den persönlichen Empfindungen Wagners, Tellers und Sondheimers geht hervor, welcher Art von Herausforderungen die meisten Flüchtlinge beim Verlassen Nazi-Deutschlands gegenüberstanden und welche schwierige neue Aufgaben sie nach ihrer Ankunft erwarteten. Am Anfang fanden alle drei Gefallen an den vergleichsweise einfachen Bedingungen in Sosúa, obwohl es an Sanitäreinrichtungen, Straßen, elektrischem Strom und Brunnen fehlte.⁵⁶ Der schlimmen Lage in Europa glücklich entronnen, gefiel ihnen wahrscheinlich auch aufgrund ihrer Jugend der Pioniercharakter des Sosúa-Projekts. Doch war »Farmer« nie ihr Berufsziel gewesen. Wie die meisten mitteleuropäischen Juden kamen sie aus dem städtischen Mittelstand, traditionell die Schicht der Handel- und Gewerbetreibenden. Ein paar Siedler hatten sich Anfangskenntnisse in der Landwirtschaft angeeignet, wie sie in deutschen und holländischen Ausbildungslagern (*hachscharot*) von zionistischen und anderen Organisationen vermittelt wurden. Aber selbst diese wenigen mussten umgeschult werden, weil der Anbau von Nutzpflanzen und die Viehhaltung in subtropischen Zonen anders als in gemäßigten Klimazonen betrieben werden müssen.⁵⁷

ANKUNFT IN SOSÚA 1940-1941



Männerbaracke

Ausschlaggebend für die Eingewöhnung der Neuankömmlinge waren die grauvollen Umstände, die sie hierhergeführt hatten. Diese drei jungen Leute waren alle in Internierungs- oder Konzentrationslagern gewesen; sie hatten verzweifelt versucht, den sich immer weiter ausbreitenden deutschen Einflussbereich zu verlassen – zwei auf illegale Weise, und eine nach der Gefangenschaft in Gurs. Auch andere Sosúaner hatten Entbehrungen und Hunger erlebt und darunter gelitten, dass die Deutschen ihre Welt in Trümmer schlugen. Dankbar, noch am Leben zu sein, mussten sie am Beginn dieses neuen Lebensabschnitts um ihre noch in Europa eingeschlossenen Familienangehörigen bangen. Der 1940 eingetroffene Felix Bauer schickte seinen notleidenden Eltern bis zu ihrer Deportation Lebensmittelpakete nach Wien.⁵⁸ Während sie darauf hofften, ihre Lieben retten zu können, mussten sich die Siedler gleichzeitig auf ihre neuen Lebensumstände und die dementsprechenden Jobs vorbereiten. In dieser Hinsicht waren Wagner, Teller und Sondheimer typische Sosúaner.

Ein kleines Team der DORSA begrüßte die Einwanderer, organisierte ein Ausbildungsprogramm für sie, legte Bauvorhaben und Arbeitseinteilung fest und verwaltete die Siedlung, oft über die Köpfe des neu gegründeten Siedlerrats hinweg. Am Anfang bestand der DORSA-Stab nur aus wenigen Personen, darunter Rosen und sein Kodirektor Frederick Perlstein. Letzterer hatte nach der Machtergreifung der Nazis einen landwirtschaftlichen Lehrbetrieb in Deutschland gegründet und 800 junge Leute dort ausgebildet. Als Rosen ein paar Monate nach seiner Ankunft in Sosúa krank wurde, übernahm Perlstein das Amt des Managers vor Ort. Bei der Leitung von Sosúa standen ihm eine Sekretärin, zwei Ärzte und ein landwirtschaftlicher Berater zur Seite.⁵⁹ Neben dem unmittelbaren Auftrag, Juden zu retten, sahen es die DORSA-Verwalter als ihre Aufgabe an, die Infrastruktur so zu gestalten, dass die Siedlung künftigen Zufluchtsstätten für Flüchtlinge als Vorbild dienen konnte. Den Siedlern wurde gesagt, sie hielten »die Tore der zukünftigen Immigration nach Lateinamerika« in der Hand.⁶⁰

Aufgabe der DORSA in New York war es, sämtliche Rettungs- und Siedlungsaktionen zu koordinieren und die Regierungsbeamten in den USA zur Eile zu drängen. Ein sechzehnköpfiger Ausschuss in New York fungierte als Aufsichtsrat, brachte seine Verbindungen zu führenden Persönlichkeiten in Wirtschaft und Regierung ein und leistete Hilfestellung aus der Ferne. Rebecca Hourwich Reyher, ehemalige Frauenrechtlerin und Autorin von Büchern über Afrika, war während der ersten vier Jahre Geschäftsführerin und widmete sich unermüdlich dem komplizierten und aufreibenden Tagesgeschäft.⁶¹ Sie korrespondierte mit Trone und Vertretern von Joint sowie jüdischen Gemeindevorstehern in Europa,



Bau der Siedlerhäuser

mit der Geschäftsstelle in Sosúa, mit Flüchtlingen auf Ellis Island, mit Juden, die nach Fluchtmöglichkeiten aus Europa suchten und mit US-amerikanischen und dominikanischen Beamten. Sie schrieb Telegramme, bestellte Vorräte für Sosúa, organisierte Sitzungen, fertigte Berge von Notizen an und schrieb ellenlange Memos, Briefe und Protokolle. Sie war enge Mitarbeiterin von James N. Rosenberg, Joseph Rosen, Leon Falk und Maurice Hexter, die alle irgendwann als Präsidenten oder Vorsitzende der DORSA fungierten.⁶² In den ersten beiden Jahren wuchs der Mitarbeiterstab in New York auf zwölf Personen an; aber auch als die Einwanderung allmählich zum Stillstand kam und die DORSA ihre Ausgaben reduzierte, machte man weiter – im Jahr 1943 mit nur drei Vollzeitstellen und einer Halbtagskraft.⁶³

Die Verantwortlichen in New York bemühten sich auch, das Image Sosúas in amerikanisch-jüdischen Kreisen zu verbessern, wo Enttäuschung und Besorgnis immer mehr um sich griffen. Trotz der Fürsprache von Präsident Roosevelt und anderen bedeutenden Persönlichkeiten sowie der häufigen und positiven Berichterstattung in der *New York Times*,⁶⁴

musste die DORSA bei der Suche nach Geldmitteln mit anderen jüdischen Hilfsorganisationen konkurrieren, die angesichts der zunehmenden Gefährdung von Juden in Europa vor ernsthaften Finanzproblemen standen. Überdies registrierten die führenden DORSA-Vertreter sehr genau die Meinungsverschiedenheiten unter den US-amerikanischen Juden. Gegen Sosúa eingestellt war zum Beispiel eine Zeitschrift, die es beunruhigend fand, dass die DORSA in ein Land investierte, wo »die gesamte Bevölkerung praktisch bar aller Rechte ist«, und man bei einem Herrscher, der »politische Gegner ins Exil schickt, wohl kaum sicher sein kann, dass er nicht auch fremde Einwanderer verbannt, sobald sie die Statskasse aufgebessert haben«. ⁶⁵ Ferner publizierte der *World Jewish Congress* am 19. Dezember 1941 einen sehr langen Artikel in seinem wöchentlich erscheinenden Mitteilungsblatt, der gegen den »nicht-konfessionellen« Aspekt der Siedlung Einspruch erhob; dabei war unübersehbar, dass die DORSA nur deshalb Sosúa mit diesem Etikett versehen hatte, weil man befürchte, eine rein jüdische Siedlung vor dem Hintergrund des vorherrschenden Antisemitismus in Amerika nicht durchsetzen zu können. ⁶⁶ In der Tat wandte sich George Warren vom *President's Advisory Committee* mit Billigung von Joint an das *International Catholic Office for Refugee Affairs* in Utrecht und an protestantische Einrichtungen in Genf. Auch bei christlichen Organisationen in den USA fragte Warren an, »um den nicht-konfessionellen Charakter [des Projekts] zu bewahren«. ⁶⁷ Wie vorteilhaft auch immer sich diese Taktik ausgewirkt haben mag – auf die Beschaffung von Geldmitteln oder um der Kritik aus dem antisemitischen Lager den Wind aus den Segeln zu nehmen – Sosúa war trotz allem eine jüdische Siedlung. Ungefähr 85 Prozent der Einwohner waren Juden, der Rest entweder mit Juden verheiratet oder nach nationalsozialistischen Kriterien »jüdischer Abstammung« (waren also Konvertiten oder hatten teilweise jüdische Vorfahren). ⁶⁸ Dennoch störten sich einige Juden (in den sicheren USA) an den nicht konfessionsgebundenen Hilfsmaßnahmen inmitten einer jüdischen Katastrophe. ⁶⁹

Noch entscheidender war bis 1943 der Widerstand vieler US-amerikanischer Zionisten gegen Siedlungen, die ihrer Ansicht nach die Aufmerksamkeit von denen in Palästina ablenkten. ⁷⁰ Zu ihrer Bestürzung hatte das Flüchtlingselend den um die Jahrhundertwende schon einmal populären Gedanken des »Territorialprinzips« wieder zum Leben erweckt, nämlich dass Juden sich auch außerhalb Palästinas niederlassen könnten. ⁷¹ Die Unterstützung dafür schwand nach der Balfour-Deklaration von 1917, die sich für eine »nationale Heimstätte« für Juden in Palästina aussprach, nur um 1924 erneut zu erstarken, als Agro-Joint den sowjetischen Juden Hilfe zukommen lassen wollte. Das Territorialprinzip, ob in der

Sowjetunion oder in der Dominikanischen Republik, drohte dem Ansehen des Zionismus zu schaden und dessen Chancen auf Hilfgelder zu verringern. Eine noch größere Gefahr für den Zionismus stellte jedoch das (dritte) britische Weißbuch dar. Im Mai 1939 steckten die Briten die Grenzen für die Aufnahme von Juden in Palästina sehr eng, nämlich auf höchstens 75 000 Personen über einen Zeitraum von fünf Jahren.⁷² Nach Erreichen dieser Obergrenze durften Juden nur noch mit Zustimmung der Araber einreisen.⁷³ In Wahrheit vereitelte der Zweite Weltkrieg sogar diese eingeschränkte Einwanderung. Obwohl im *President's Advisory Committee*, das die dominikanische Siedlung befürwortete, ein so namhafter und engagierter amerikanischer Zionist wie Rabbi Stephen S. Wise mitwirkte,⁷⁴ reagierten andere zionistische Stimmen mit Kritik und Verärgerung auf das dominikanische Siedlungsprojekt. Ohne auf die einschneidenden Folgen des Weißbuchs für Flüchtlinge einzugehen, und mit kaum verhohlener Geringschätzung für die deutsch-jüdischen Opfer, argumentierte ein amerikanischer Zionist in einem Leitartikel (im März 1940): »Statt Juden, die noch vor wenigen Jahren unbedingt hundertprozentige Deutsche sein wollten, nun zu zwingen, plötzlich hundertprozentige ›Dominikaner‹ zu werden, sollte man diese Unglücklichen nicht besser nach Palästina schicken und ihnen die Freude gönnen, einfach hundertprozentige Juden zu sein?«⁷⁵ In einer anderen Zeitung warf ein anderer zionistischer Autor den Befürwortern der Siedlung vor, ihnen läge die Dominikanische Republik genauso am Herzen wie Palästina.⁷⁶ Diese Feindseligkeit war womöglich auch gegen die DORSA-Verantwortlichen gerichtet, von denen man wusste, dass sie Jahre ihres Lebens darauf verwendet hatten, Juden auf der Krim anzusiedeln. Auch Rosenbergs »Abneigung gegen den Zionismus« war bekannt, sowie seine Befürchtung, Palästina sei eine »bloße Schachfigur im Spiel dynastischer, nationalistischer und imperialistischer Interessen.«⁷⁷ Auf die zionistische Kritik reagierten Rosenberg und Rosen mit Sorge: »Zwar [...] mag Palästina sich als eine außerordentlich wichtige Verteidigungslinie erweisen, doch zeugte es von unverzeihlicher Nachlässigkeit, andere Möglichkeiten auszuklammern, die sich als überaus wertvoll erweisen könnten.« Auch was die Nachkriegszeit betraf, waren sie sich einig: »Der *Zeitpunkt*, an dem für diese Nachkriegsphase *geplant werden muss*, ist schon *jetzt*.«⁷⁸

Ungeachtet dieser Kritik begannen angesichts der Katastrophe der europäischen Juden die Diskussionen und Antagonismen aus der Vergangenheit zu verblassen. Joint hatte schon seit längerem kulturelle und wirtschaftliche Aktivitäten in Palästina unterstützt⁷⁹ und betrachtete es nun als ein Gebiet unter anderen, das Flüchtlinge aufnehmen konnte.⁸⁰

Auch die zionistische Arbeiterbewegung in den USA rief zur Einwanderung nach Palästina auf, fand allerdings, dass man Siedlungsmöglichkeiten anderswo ebenfalls nutzen müsse.⁸¹ Letztlich verhalf Joint 440 000 Juden zur Flucht aus dem von den Deutschen dominierten Mitteleuropa,⁸² die in Anbetracht der politischen Beschränkungen, ganz zu schweigen von den Wünschen der Flüchtlinge, niemals alle in Palästina hätten unterkommen können. Als 1944 David Stern Direktor von Sosúa wurde, hatten die Spannungen zwischen der DORSA und den Zionisten bereits nachgelassen. Der selbsternannte Zionist Stern, der in Palästina für die *Jewish Agency* gearbeitet hatte, begrüßte die Siedler mit einem »Schalom«. Er versicherte seinen Zuhörern, dass diejenigen, die nach Palästina kommen wollten, dies auch tun würden, aber dass Juden andere Juden retten sollten, wo immer sie sich in Gefahr befänden. Sie müssten Sosúa auf jeden Fall weiter aufbauen. Und mit einem tiefen Griff in die Klischeekiste sagte er zum Schluss, dass Sosúa nicht in Konkurrenz zu Palästina stünde: Es sei so, als ob »ein junger Mann eine ältere Haushälterin einstellt. Seine junge Frau kann dabei ruhig schlafen. Es wird nichts passieren!«⁸³

Während die DORSA in New York die amerikanische und jüdisch-amerikanische Situation im Auge behielt, suchte die DORSA-Verwaltung in Sosúa nach Wegen, um die Siedlung zu einem Erfolg zu machen. Zunächst war es wichtig, die ankommenden Flüchtlinge verstehen zu lernen. Im Herbst 1940 berichtete Rosen über die erste Gruppe, die in Sosúa eintraf:

»Ich scheue mich nicht, zuzugeben, dass ich so meine emotionalen und rationalen Zweifel hatte, als ich diese Verfolgten bei ihrer Ankunft sah. Nach viermonatiger Erfahrung mit dieser [...] Gruppe, bei der es sich um eine durchschnittliche Schar junger Männer und Frauen handelt, – die meisten davon, wenn auch nicht alle, Juden –, kann ich nun mit Bestimmtheit sagen, [dass] diese [...] jungen Leute nun durch eine ordnungsgemäße Arbeitseinteilung zu normalen Zeiten tätig sind [...] und zufriedenstellende Arbeit leisten. Am Anfang waren sie ungeheuer ineffizient. In der ersten Woche erlaubten wir ihnen beispielsweise, nur herumzugehen und die Siedlung kennenzulernen. Danach fingen wir allmählich an, sie einzuarbeiten.«⁸⁴

Zur selben Zeit bat Perlstein, der sich mit den Neulingen ein bisschen besser auskannte, die New Yorker Zentrale, ihre Mitarbeiter in Europa dahingehend zu instruieren, die Neuankömmlinge nicht auf die zwei Wochen Eingewöhnungszeit vor der Arbeitsaufnahme hinzuweisen. Er

begründete das damit, dass die Akklimatisierung von der Kraft und Anpassungsfähigkeit der Neuen abhing. Die jungen Leute »fühlen sich nach ein paar Tagen nicht mehr wohl«, wenn sie nicht arbeiten durften. Sein Vorschlag war, die Neuankömmlinge je nach Jahreszeit, Wetter und Art der Arbeit – »schwer oder leicht, im Schatten oder draußen« – zu beschäftigen, weil es ja einen Unterschied mache, ob man die Felder umgrabe oder auf einem Stuhl sitzend Erdnüsse für die Aussaat schäle. Außerdem erwarteten die Neulinge, sofort auf einer Heimstätte untergebracht zu werden; sie müssten aber warten, bis genug Häuser gebaut seien und würden entsprechend ihrer Einstufung als Siedler, Siedleranwärter, Anlernlinge oder Kinder (mit oder ohne Familie) eingesetzt.⁸⁵

Die DORSA kam für den Unterhalt der Flüchtlinge während der ersten sechs Monate auf, in denen sie sich eingewöhnten und in Baracken lebten. Dort bekamen sie Kost und Logis, ärztliche Betreuung, eine landwirtschaftliche Ausbildung, Spanischkurse und monatlich drei Dollar in bar. Zu einer Zeit, in der dominikanische Erntehelfer in der Zuckerindustrie zwischen 25 und 50 Cent am Tag verdienten, man für sieben Cent eine komplette Mahlzeit mit Reis, Bohnen, Salat und Fleisch bekam und für ein Zimmer in Santo Domingo fünf Dollar Monatsmiete bezahlte, genügte diese Zuwendung als Taschengeld für »Extras«.⁸⁶ Auch die Kinder der Siedler erhielten Unterhaltszahlungen sowie Unterricht – zunächst in einem winzigen, aus einem Zimmer bestehenden Schulhaus – und wurden medizinisch versorgt.

Sobald ein Siedler sich genügend vorbereitet und akklimatisiert hatte, und er mit einigermaßen annehmbarer Unterkunft und Infrastruktur rechnen konnte, zog er auf eine der einige Kilometer von Batey entfernten Heimstätten, wo er die Feldarbeit im Kollektiv verrichtete, daneben aber seinen eigenen kleinen Obst- und Gemüsegarten bestellen konnte. Für Rosen und Rosenberg waren es hauptsächlich die Farmen, auf die es bei dem Gesamtprojekt ankam. In Anspielung auf die Kolonialvergangenheit (und -gegenwart) Europas konstatierte Rosen, dass Europäer bereits früher in tropischem und subtropischem Klima gelebt hatten, sich dabei aber auf die Arbeit der Einheimischen verlassen hatten. Deshalb argumentierte er folgendermaßen:

»Offensichtlich wäre es unklug und unmöglich, das wirtschaftliche Überleben der hier in größerem Umfang siedelnden Europäer auf die Ausbeutung der einheimischen Arbeitskräfte zu gründen. Nur wenn die europäischen Siedler imstande sind, zumindest den Großteil der notwendigen körperlichen Arbeiten selbst auszuführen, wäre eine massenhafte Ansiedlung [...] durchführbar.«⁸⁷

Rosen erwartete von den Siedlern 75 Prozent Eigenarbeit, so dass sie nur den kleinen Rest von Einheimischen erledigen lassen müssten.⁸⁸ Außerdem machte er sich Gedanken über den Lebensstandard der einheimischen Bevölkerung: »Ist es unseren Leuten möglich, [...] nicht nur für sich selbst einen höheren Lebensstandard zu erreichen, sondern auch für die Einheimischen?« Im Augenblick lag ihm eher daran, den Anschein oder gar die faktische Situation zu vermeiden, dass weiße Siedler eine Bevölkerung dominierten, die sich »rassisch« und ökonomisch offensichtlich von ihnen unterschied.⁸⁹ Seine und Rosenbergs Sorge war, das Verhalten von Juden könne Antisemitismus auslösen. Ganz allgemein brauchte Sosúa Abnehmer für seine landwirtschaftlichen Erzeugnisse; der Erfolg konnte sich nur dann einstellen, wenn es den dominikanischen Nachbarn gut ging.⁹⁰

Ganz zu Anfang stellte Rosen dominikanische Arbeiter ein, die Sosúa für die Siedler vorbereiten und Strom- sowie Telefonleitungen legen und Baracken bauen sollten. Auch nach Ankunft der Flüchtlinge arbeiteten einige Dominikaner weiterhin dort, so dass die Siedler von den einheimischen Arbeitskräften einiges lernen konnten – zum Beispiel, wie man aus bestimmten Pflanzen Trinkwasser gewinnt. Ansonsten mussten die Siedler das Wasser zum Trinken filtern und abkochen,⁹¹ und das Brunnenwasser chloren, weil es keine Reinigungsanlage gab.⁹² Bald schon beschäftigte die DORSA dominikanische Farmer als Berater dafür, welche Pflanzen besonders gut gediehen und sich länger hielten als die ursprünglich von den Siedlern ausgesuchten.⁹³ Ann Bandler Klamka, die als Kind nach Sosúa gekommen war, meinte später mit Blick auf Wirtschaftsstruktur und Arbeitsbeziehungen, dass die Siedler zwar schwer arbeiteten, aber »sich eine Art materiellen Vorteil durch die Arbeitskraft und Gewitztheit der Dominikaner [...] verschaffen wollten, [was] nicht gerade dazu beitrug, ein Klima erfreulicher Gleichwertigkeit zu schaffen.«⁹⁴ Und wenn die Dominikaner sich über die Europäer lustig machten, die sich »so schwer, lang und vergeblich an eben den alltäglichen Verrichtungen abarbeiteten, für die sie selbst nur wenige Minuten brauchten, so konterten die Flüchtlinge, indem sie verächtliche Bemerkungen über die ›Primitivität‹ der Dominikaner und ihrer Gebräuche machten.« Klamka fügte hinzu, dass es nicht lange dauerte, bis »diese sensiblen und in Wirklichkeit sehr intelligenten, wenn auch ungebildeten Dominikaner anfangen, diesen Neulingen ihre überhebliche Attitüde übelzunehmen.«⁹⁵

Obwohl die europäischen Siedler bis dahin die meiste Arbeit in der Landwirtschaft selbst erledigt hatten, übernahmen ab Januar 1941 dominikanische Arbeitskräfte einen Großteil davon, vor allem die besonders schweren Arbeiten, wie Holzfällen oder das Einschlagen von Zaunpflo-



Marek Morsel mit dominikanischen Arbeitern

cken, und fast sämtliche Arbeiten, für die man Ochsen brauchte.⁹⁶ Diejenigen, die alles alleine machen wollten, wie die Schweizer Gruppe, wurden »dann später von dieser Anschauung gründlich geheilt.«⁹⁷ Bei aller Freude darüber, dass ihre Hühnerställe stabiler zu sein schienen als die von Einheimischen gebauten, merkten sie doch, dass ihre Arbeit im allgemeinen von schlechterer Qualität war. Besondere Probleme bereiteten ihnen die Weidezäune; sie wussten nicht, welches Holz man für die Pfähle nehmen oder wie tief die Löcher dafür sein mussten. Sie begriffen, wie unsinnig der Verzicht auf einheimische Arbeiter war, wenn deren Zäune länger hielten und weniger kosteten (wenn man die von den Siedlern mit nutzlosen Versuchen vergeudete Zeit mit einrechnet). Daher beschäftigte nicht nur die DORSA weiterhin eine größere Anzahl von dominikanischen Arbeitskräften, sondern auch die Siedler selbst stellten welche ein. Ende 1941 bauten dominikanische Arbeiter auch fast alle Häuser für die DORSA, während sich die Heimstättenbesitzer auf ihre Felder und Herden konzentrierten, und neu dazugekommene Siedler an Schulungen teilnahmen, um »sie schneller zu befähigen, als Selbstversorger auf dem Land zu leben.«⁹⁸ Felix Bauer, Sosúas »leitender Architekt«

von eigenen Gnaden, behauptete stolz, die Flüchtlinge hätten die Siedlung »mit eigener Muskelkraft« gebaut, ohne die dominikanischen Arbeiter auch nur zu erwähnen.⁹⁹ Die Frage, wie viele dominikanische Arbeitskräfte engagiert werden durften, war ein Dauerbrenner: Der Sozialist Rosen argumentierte vor dem Hintergrund seiner Erfahrungen auf den Kolchosen der Krim, wo die jüdischen Bauern alle Arbeiten selbst erledigt hatten, dass die Juden nicht in die Dominikanische Republik geflohen seien, »um Grundbesitzer zu werden und die Einheimischen als Tagelöhner für sich arbeiten zu lassen«. Andere, allen voran die Siedler, verfochten ebenso überzeugt die Ansicht, man könne »in kürzerer Zeit Häuser bauen und die Felder bestellen, wenn man die Dienste der Dominikaner in Anspruch nimmt«.¹⁰⁰

Von den dominikanischen Arbeitern auf den Farmen lernten viele Siedler, so auch Wagner, ihr erstes brauchbares Spanisch. Obwohl Sosúa schon 1916 aufgegeben worden war, lockte die Ankunft der Flüchtlinge die ringsum wohnenden, Arbeit suchenden Dominikaner an. In seinen Erinnerungen beschrieb Felix Bauer »die Eingeborenen« als »eine clevere und fabelhaft aussehende Mischung aus Spaniern, Schwarzen und Indios«.¹⁰¹ Die Europäer brachten die ihnen eigene Selbstgerechtigkeit, Voreingenommenheit und Arroganz mit, und wussten erstaunlich wenig über die Insel und ihre Einwohner. Aber sie waren bereit, dazuzulernen. In einem Privatbrief erzählte einer der Flüchtlinge, dass ihm bei seiner Ankunft in Puerto Plata die Einwohner sehr freundlich vorkamen und »meist gut angezogen, intelligenter, als man gewöhnlich annimmt«.¹⁰² Einige Zeit später äußerte derselbe Siedler, dass die Schulpflicht dem Analfabetismus schnell ein Ende machen würde, weil die Dominikaner, mit denen er zu tun hatte, auch ohne offizielle Schulbildung bereits gut rechnen konnten. Er fügte hinzu: »Gastfreundschaft ist ein ungeschriebenes Gesetz«, und Antisemitismus sei so gut wie unbekannt.¹⁰³ Auch Klamka hatte festgestellt, dass der Erstkontakt mit Dominikanern »von Wohlwollen, Neugier aufeinander und Interesse füreinander« geprägt war.¹⁰⁴

Um sich mit ihren neuen Nachbarn und Mitarbeitern verständigen zu können, besuchten die Einwanderer an zwei Abenden in der Woche einen Spanischkurs. Der Lehrer hieß Luis Hess, stammte aus Erfurt, hatte einige Jahre in Spanien gelebt und war einer der ersten Siedler. Auf dem Lehrplan standen Sprache, Kultur und lokale, umgangssprachliche Gepflogenheiten.¹⁰⁵ Zum Beispiel, dass keine ausführliche Antwort erwartet wurde auf die Frage »Wie geht es Ihnen?« Auch lernten die Flüchtlinge, dass bei der Frage »Ist das Ihr Haus?« die Antwort »Mein Haus und das Ihrige« der Höflichkeit geschuldet war und keinen Wunsch nach Än-



Bei der Feldarbeit

derung der Besitzverhältnisse ausdrückte.¹⁰⁶ Auch hier spielte das Alter eine Rolle bei der Eingewöhnung; den Jüngeren fiel es leichter, Spanisch zu lernen, und sie sprachen es fließender als die ältere Generation. Die meisten sprechen es heute noch, mit dominikanischem Akzent.¹⁰⁷

Ungeachtet ihrer hilfsbereiten und fleißigen Nachbarn mussten sich die Siedler doch an ein anstrengendes Arbeitspensum in ungewohntem Klima gewöhnen. Auszubildende zwischen 16 und 20 Jahren arbeiteten halbtags und verbrachten die restliche Zeit mit Unterricht und Sport.¹⁰⁸ Erwachsene Männer arbeiteten ganztags und besuchten zweimal wöchentlich Abendkurse. An Kopien des deutschsprachigen Lehrmaterials aus diesen Kursen lassen sich Art und Niveau des Unterrichts nachvollziehen: »Das Blatt und seine Funktionen«, »Wurzeln« oder »Der Stengel und seine Funktionen« lauten die Überschriften.¹⁰⁹ Aus Büchern in Spanisch und Deutsch bezog man zusätzliche Informationen über »Grundlagen der Landwirtschaft« (*Compendio de Agricultura Elemental*) oder die »Rindviehzucht«, auch wenn die Siedler die Erfahrung machten, dass sie im heißeren Klima andere Methoden der Tierhaltung anwenden muss-

ten.¹¹⁰ Die DORSA erwartete von den Siedlern auch, sich in Kursen mit einem einfachen, einheitlichen Rechnungssystem bekanntzumachen, um über Ein- und Ausgaben Buch führen zu können. Zunächst ließ die DORSA die Männer in verschiedenen Tätigkeiten *on the job* ausbilden, alle zwei Wochen an einer anderen Stelle. Jeder kam also an die Reihe beim Bauen und Beaufsichtigen der Hühnerställe, des Kuh- und dem Pferdestalls. Sie arbeiteten auf den Feldern, gossen Keller mit Zement aus, bauten Häuser, stellten Holzkohle her, trockneten Stroh, aus dem Matten geflochten wurden, arbeiteten beim Bau von Straßen und Gehegen mit und gruben Löcher für die Bananestauden.¹¹¹ Ernst Hofeller berichtete, dass die Männer »sich verdrückten, um eine Tätigkeit nach ihrem Geschmack zu finden«, sobald sie wussten, was sie lieber taten.¹¹² Bei anderen wurden die Administratoren auf ihr Talent aufmerksam, zum Beispiel bei Felix Bauer, der gut Karten zeichnen konnte. Da niemand bereits existierende Karten aufreiben konnte, wurde Bauer offizieller Landvermesser und Kartenzeichner für das Gebiet.¹¹³

Die Frauen mussten sich gemäß dem weiblichen Stereotyp um die Essenszubereitung kümmern. Küchendienst zu haben, bedeutete, um vier Uhr früh mit einer Petroleumlampe in der Hand aus dem Haus zu gehen.¹¹⁴ Die Frauen waren zuständig für das Geschirrspülen, Kochen und Tischdecken, wobei ihnen später dominikanische Frauen halfen. Üblicherweise waren die Mahlzeiten als Selbstbedienung organisiert, obwohl es ein Foto gibt, auf dem junge Frauen die Männer am Tisch bedienen.¹¹⁵ Auch für das Wäschewaschen, Nähen und Putzen waren die Frauen verantwortlich. DORSA-Funktionäre behaupteten, Frauen seien »sehr wichtig in unserem Gemeinwesen, und verdienen ihren Lebensunterhalt mit allgemeiner Hausarbeit«.¹¹⁶ Tatsächlich aber hinderten sie Frauen daran, »Heimstätter« zu werden, außer als Ehefrauen. Auch bei der Wahl des Siedlerrats durften die Frauen nicht abstimmen, obwohl sie seit Ende des Ersten Weltkriegs sowohl in Deutschland als auch in den USA das Stimmrecht hatten. Eine Wahl zu treffen war für Frauen nur in einer Richtung möglich: Bis Ende 1942 wurden 33 Paare getraut.¹¹⁷ Obwohl die DORSA von den Siedlern erwartete, ihr Leben und ihre Erwartungen radikal umzukrempeln – in einem ungewohnten Klima zu leben, Berufe auszuüben, an die sie nicht im Traum gedacht hätten, und sich an kollektiven Unternehmungen zu beteiligen – fand keinerlei Neubewertung der Geschlechterrollen statt. Die DORSA-Verwalter übernahmen einfach die bestehenden Hierarchien und integrierten sie in die neuen Systeme.¹¹⁸

Jugendliche und Kinder arbeiteten ebenfalls, und im allgemeinen lebten sie sich schneller ein als die Älteren. Für den Teenager Ernest Wein-



Im Speisesaal der Siedlung

berg bestand der Job nach der Schule darin, zur »Moskito-Bekämpfung« Kerosin auf Pfützen und Wasserlachen zu gießen, um die Mückenlarven darin zu ersticken – eine Maßnahme, die die Malaria ausmerzen sollte. Auch mit dem Vieh arbeitete er eine Weile und lernte, wie man junge Bullen kastriert und Kühe impft: »Ich war dreizehn Jahre alt. Es machte mir großen Spaß.«¹¹⁹ Die DORSA bezahlte ihm zwölf Dollar im Monat, wovon er fünf seinen Eltern gab. Sie ermutigten ihn bei der Wahl seiner Arbeit und waren überzeugt, er werde »etwas aus seinem Leben machen«. Mit großem Vergnügen half Grete Burg ihrem Vater dabei, jeden Morgen vor der Schule (sie war noch in der Grundschule) die Milch von den einzelnen Höfen abzuholen und bei der Molkerei abzuliefern, und »konnte es kaum erwarten, bis der Unterricht vorbei war, damit ich ihm helfen konnte, Pferd und Wagen in den Stall zurückzubringen«. Ihr Vater, »ein Intellektueller, war nicht so glücklich« über diese Hilfsarbeiten.¹²⁰ In glühender Hitze und strömendem Regen kutscherte er den Wagen, bis er endlich eine Arbeit als Buchhalter für den *colmado*, den Gemischtwarenladen, fand.¹²¹

Während sich Kinder und jüngere Jugendliche im allgemeinen begeistert anpassten, standen die Erwachsenen vor gewaltigen Herausforderungen. War die Schulung vorbei und musste eine konkrete Farm bewirtschaftet werden, kamen die einen gut zurecht, andere weniger. Nach Einschätzung der Brookings Institution, einer Forschungseinrichtung in Washington,¹²² die 1942 für die DORSA eine unabhängige Untersuchung zur Bewertung der Siedlung anfertigte, hatten 10 bis 20 Prozent der männlichen Siedler »keinen Ehrgeiz und wenig Lust zum Arbeiten«, während sich die übrigen »enthusiastisch und fleißig« zeigten oder wenigstens »in der Lage, zurechtzukommen«.¹²³ Auch die Frauen gewöhnten sich nicht alle gleich gut oder schlecht ein. Judith Kibel, die mit zwei anderen Frauen in der Küche arbeiten musste, erinnerte sich: »Ich hatte in Wien Musik studiert. Es war furchtbar.« Die Mitglieder in Miriam Sondheimers Familie kamen ganz unterschiedlich mit den Verhältnissen zurecht. Ihre fünfundfünfzigjährige Mutter arbeitete zunächst in der Gemeinschaftsküche, ihre jüngere Schwester ging zur Schule und Miriam arbeitete in dem kleinen Hospital von Sosúa als Krankenschwester. Einen Platz für den fünfundfünfzigjährigen Vater zu finden, der in den Augen der Verwaltung zu alt für die Landwirtschaft war, erwies sich jedoch als schwierig. Als gewiefter Geschäftsmann hatte er einige Ideen, wie man einheimische Produkte verwerten konnte, zum Beispiel Zitronengras für Parfümöel und tropische Früchte als Marmelade und Gelee. Diese Versuche verliefen allerdings im Sand, und so übernahm er die Leitung des *colmado*. Viele Flüchtlinge gerieten also »aus der politischen Bedrängnis in wirtschaftliche Bedrängnis«.¹²⁴

Zur Unterstützung der Flüchtlinge hatte die DORSA Fachleute engagiert, doch wegen der Sprachprobleme kam man nicht voran. Der erste landwirtschaftliche Leiter, bekannt als Señor Pedrero, hatte im Spanischen Bürgerkrieg auf Seiten der Republikaner gekämpft und war bereits ganz zu Anfang der Siedlungsarbeit verpflichtet worden. Zwar kannte er sich bestens mit landwirtschaftlichen Verfahrensweisen aus, aber er beherrschte weder Deutsch noch Englisch, die beiden Sprachen, in denen sich die Siedler hauptsächlich verständigten. Er wurde also von der DORSA durch zwei Amerikaner, Douglas Blackwood und Edwin Anderson, ersetzt: ersterer für die Viehwirtschaft, letzter für den Ackerbau zuständig;¹²⁵ beide sprachen Englisch und Spanisch, aber kein Deutsch. Mit den Siedlern verständigten sie sich hauptsächlich auf Englisch, zogen jedoch Übersetzer hinzu, wenn es nötig war. Keiner von beiden legte auch nur eine Spur von Neugier, Verständnis oder Einfühlungsvermögen für die Siedler an den Tag. Ernst Hofeller, ein Siedler, der als Assistent für Anderson arbeitete, bemerkte: »Keinem von diesen Leu-

ten kam der Gedanke, dass sie es mit vollkommen unerfahrenen ›Siedlern‹ zu tun hatten, die aus den Kaffeehäusern in Berlin, Zürich, Prag und Wien gerissen wurden, um sich in einer völlig ungewohnten Umgebung wiederzufinden, wo man ihnen die Grundlagen der Landwirtschaft hätte beibringen müssen.«¹²⁶ Oft verloren die beiden Berater die Geduld mit den Flüchtlingen und mit der DORSA. Hofeller berichtet, Anderson habe »im Büro seine Zeit damit verbracht, Joint zu verfluchen.«¹²⁷ Blackwood, der jahrelang auf den Jungferninseln Erfahrungen gesammelt hatte, schrieb Berichte, in denen er einen kleinen Prozentsatz der Flüchtlinge lobte, sie seien auf dem Weg, erfolgreiche Farmer zu werden. Doch die 25 Prozent, von denen er meinte, sie »machen es sich bequem nach [...] über einem Jahr«, fasste er nicht gerade mit Samthandschuhen an. Sein Vorschlag: »Geben Sie einem Siedler, vorausgesetzt, ihm wird von einem approbierten Arzt gute Gesundheit bescheinigt, ein Stück Land zur Kultivierung, und wenn er sich weigert: Nehmen Sie ihm seinen Unterhalt und sein Taschengeld weg. Soll er doch zum Teufel gehen.«¹²⁸

Trotz seiner Feindseligkeit besuchte Anderson reihum jede Heimstätte einmal wöchentlich, um den Siedlern zu einer Produktivitätssteigerung zu verhelfen. Als eine Gruppe es schaffte, dass ihre Kühe mehr Milch gaben, sich also die gewonnene Milchmenge erhöhte, gab Anderson dies in der Siedlerzeitung bekannt und arrangierte Vorführungen, damit die anderen Siedler sich daran ein Beispiel nehmen konnten.¹²⁹ Die drei Haupterzeugnisse der dominikanischen Wirtschaft – Zuckerrohr, Kaffee und Kakao – wurden von den Siedlern nur für den Eigenbedarf angebaut. Man hätte für die Ernte eine große Anzahl von Saisonarbeitern gebraucht und wäre damit dominikanischen Firmen in die Quere gekommen, vor allem den zwölf mächtigen, die die Zuckerindustrie dominierten und zum Teil Trujillo gehörten.¹³⁰

Es dauerte eine Weile, bis die Europäer die tropischen Bedingungen besser verstanden. Manche pflanzten die auf der Insel üblichen Früchte an, aber andere wollten experimentieren und versuchten es mit neuen Sorten Obst und Gemüse, in der Hoffnung, sich neue Märkte zu erschließen.¹³¹ Landwirtschaftliche Blamagen gab es im Überfluss, die Neulinge machten »Fehler über Fehler.«¹³² Als Grete Burgs Familie in ein kleines Haus mit den Resten eines Hühnerstalls zog, legte ihre Mutter begeistert einen kleinen Garten an. Nach einem »kurzlebigen Erfolg« fielen ihre Pflanzen den Insekten und die wenigen Hühner einer Krankheit zum Opfer.¹³³ Andere Siedler stellten fest, dass ihre Bananen weder so groß wurden noch so süß schmeckten wie die von den einheimischen Farmern¹³⁴ und mussten mitansehen, wie ihre Kokospalmen eingingen. Tomaten hingegen waren ein voller Erfolg, da das Klima dieser Pflanze

gut zu bekommen schien.¹³⁵ Also legten die Siedler so viele Tomatenfelder an, dass sie nach der Ernte nicht mehr wussten, wohin damit. Die Einheimischen nahmen sie ihnen nicht ab, weil sie sie gar nicht kannten; daher »aßen [wir] sie in jeder Form, und sie kamen uns schon zum Hals heraus. Wir hatten hunderte von Kilos Tomaten, die wir dann ins Meer werfen mussten. Keiner wollte sie haben.«¹³⁶ Erst später, als man mehr Gerätschaften und Transportmöglichkeiten hatte, konnten Tomatenkonserven hergestellt werden. Dennoch passierten noch Fehler: »Die Tomaten, die von uns in große Dosen vakuumverpackt und in ein Lager in der Hauptstadt geschickt worden waren, explodierten dort.«¹³⁷ Man hatte sich keine Gedanken gemacht, wie die Konserven auf extreme Hitze reagieren würden.

Trotz ihrer mangelnden Vorbildung gingen die Neuankömmlinge mit einer Mischung aus Frust und Humor an ihre neuen Aufgaben heran. Ausgerechnet auf der Hühnerfarm wurde Kurt Teller sein erster Job zugewiesen, eine Arbeit, die er mit ironischem Amüsement schildert. Seit jeher hatte er Federvieh verabscheut und konnte Huhn weder essen noch riechen, ohne sich zu übergeben. Nun musste er die Tiere anfassen, schlachten und rupfen. In seinem 1944 verfassten Bericht erwähnt er, dass er immer noch keine Hühner essen könne, aber gelernt habe, mit ihnen umzugehen. Nach seiner Hühnerphase verteilte er Dünger auf den Feldern und suchte sie nach Raupen ab.¹³⁸ Es verblüffte ihn, wie diese winzigen Insekten innerhalb eines Tages ganze Felder vertilgten: »Die letzte der Sosúanischen Hauptplagen sind die Raupen.«¹³⁹ Horst Wagner arbeitete zunächst im Stall, wo er die Kälber fütterte; mit einigem Stolz behauptete er, sie hätten ihn mit der Zeit erkannt. Vor größeren Tieren fürchtete er sich hingegen. Hofeller erinnerte sich daran, wie sehr man gefordert war, wenn man die Kälber zu ihren Müttern bringen sollte: War es das falsche Kalb, »wurde die Kuh sehr böse und versetzte einem selbst und dem Kalb Tritte. Der Lärm und das Durcheinander waren unbeschreiblich.«¹⁴⁰ Glücklicherweise änderten sich die Jobs schnell, weil die DORSA den Siedlern eine umfassende Ausbildung zukommen lassen und schließlich auch eine passende Arbeit für sie finden wollte.

In den ersten sechs Monaten bauten die Siedler eine Infrastruktur auf und rodeten Land für die Weiden. Sie legten Straßen an, verlegten Wasserleitungen und bauten Getreide, Papayas, Bananen und den kartoffelähnlichen Wurzelmaniok (Kassavestrauch) an. Nach noch einmal sechs Monaten hatten die Siedler weitere Landflächen für Gemüse und Getreide freigeräumt. Für die Rodung mussten die großen Guavensträucher mit der Machete abgeschnitten, die kleineren mit dem Bulldozer niedergewalzt und alles zusammen nach dem Austrocknen verbrannt werden.

Danach konnten die Siedler das Feld umpflügen. Auf diese Weise bereiteten sie mit Hilfe von fünf Traktoren und mehreren Pflügen, außerdem Macheten und von Pferden gezogenen Maschinen 100 Hektar für die Bepflanzung vor.¹⁴¹ Auch Wohnraum stand ganz oben auf der Agenda. Die Siedler bauten viele Häuser mit zwei Schlafzimmern, da auf einer Heimstätte meist ein Paar und ein Mann ohne Anhang wohnten. In den ersten zwei Jahren war sich die DORSA »nie sicher, ob wir noch zehn oder tausend Häuser bauen sollten.«¹⁴² Die Schweizer Gruppe baute drei Zweifamilienhäuser mit einer Toilette für jede Wohneinheit. Jede Einheit umfasste zwei Zimmer, ein Badezimmer und eine Veranda. Dazu errichteten sie ein Gemeinschaftsgebäude, in dem Küche, Waschküche, Abstellkammern und eine Art Speiseveranda untergebracht waren.¹⁴³ Statt Zeit für einen Fußmarsch oder Ritt zum Speisesaal von Batey zu vergeuden, aßen sie lieber gemeinsam auf der Farm. Obwohl unerfahren im Bauhandwerk, legten die Flüchtlinge mit der Unterstützung dominikanischer Hilfsarbeiter ein ziemlich schnelles Tempo an den Tag. Dabei übersahen sie völlig, dass manche Wohnungen auf moskito-verseuchtem Grund, andere dort errichtet worden waren, wo es kein Wasser gab.¹⁴⁴

Je mehr neue Häuser entstanden, desto größer der Komfort, mit dem sie ausgestattet waren. Ernst Hofeller, der im Dezember 1940 eintraf, brauchte zehn Minuten zu Fuß vom Zentrum Bateys zu dem Holzhaus seiner Gruppe, das über sanitäre Anlagen verfügte.¹⁴⁵ Über ein halbes Jahr später zogen Miriam Sondheimer und ihre Familie aus den Baracken der Neuankömmlinge in ein »kleines Holzhaus«, das schon vier Zimmer hatte: eins für ihre Eltern, eins für sie selbst und ihre Schwester, eins für »ein älteres Ehepaar« und eins für eine alleinstehende Frau. Küche und Terrasse wurden gemeinsam genutzt. In der Küche gab es zwei offene Holzkohleöfen sowie Arbeitsflächen und Platz für Vorräte; wichtig war auch das Spülbecken mit fließendem Wasser. Das Badezimmer hatte eine Dusche, ein Waschbecken, eine Toilette und war von zwei Seiten zugänglich. »Also musste man auf jeden Fall die Tür auf beiden Seiten abschließen, um keine unangenehmen Überraschungen zu erleben.« Warmes Wasser gab es nicht, »aber das Wasser in den Rohren war nie richtig kalt, und in der Hitze wollten wir sowieso lieber kalt duschen.«¹⁴⁶

Den Siedlern lag viel daran, die Innenräume ihrer Unterkünfte behaglich zu gestalten. Sie kauften von Felix Bauer entworfene Möbel, »mit dem Anspruch, praktisch und elegant zugleich zu sein, um so den primitiven Lebensumständen der Siedler etwas Glanz zu verleihen«. Das gelang ihm mit Hilfe von »inländischem Holz [...] und ausgezeichneten einheimischen Zimmerleuten.«¹⁴⁷ Die US-amerikanische Journalistin und Schriftstellerin Marie Syrkin besichtigte bei ihrem Besuch in Sosúa

Anfang 1941 auch eine der ersten Heimstätten. Von der zionistischen Arbeiterzeitschrift *Jewish Frontier* als Reporterin dorthin geschickt, schrieb sie einen lobenden Artikel mit dem Titel »Wiedergeburt in San Domingo?«. Sie lernte eine Familie kennen, deren Oberhaupt ein »erfolgreicher Viehhändler in Deutschland« gewesen war. Auch wenn er wahrscheinlich keine eigenen Erfahrungen als Viehzüchter hatte, kannte er sich mit Viehzucht und dem Landleben aus. Vom Heim der Familie beeindruckt, sang Syrkin ein Loblied auf die Hausfrau, die sie hier in traditioneller Weise wirken sah:

»Ihr Häuschen war blitzsauber, und man konnte in allem die kompetente Hausfrau erkennen, die klug und den Umständen angemessen walten möchte, sei es in einem Obstgarten am Rhein oder unter einem Mangobaum auf den Inseln Mittelamerikas. Sie versuchte ihr tropisches Heim mit Spitzenvorhängen und gestickten Deckchen zu schmücken, die wahrscheinlich aus Deutschland herübergerettet worden waren. Es gab weder Gas noch Strom, und auch sonst nichts, was man »modernen Komfort« nennen könnte, aber in der Küche hing ein weißes Keramikgefäß mit der Aufschrift »Zwiebel«, und ich fragte mich, ob sie es auf ihrer Flucht vor Hitler dabei hatte. [...] Sie entschuldigte sich dafür, dass sie den Schrank offen lassen musste – sonst würde wegen der Feuchtigkeit die Kleidung verschimmeln; dann zeigte sie mir stolz die Holzstühle: Ihr sechzehnjähriger Sohn, der sehr geschickt war, hatte sie selbst gemacht. Ihr älterer Sohn arbeitete im Garten.«¹⁴⁸

So klischeehaft ihre Schilderung der deutschen Hausfrau auch sein mag – Syrkins Bericht zeigt doch eine Familie, die sich mit ein wenig häuslicher Gemütlichkeit umgeben hatte.¹⁴⁹

Wann ein Siedler eine eigene Farm bewirtschaften durfte, wurde von der DORSA und dem Siedlerrat entschieden. Wenn es soweit war, schloss der Betreffende einen Vertrag mit der DORSA ab. Daraufhin erhielten er und seine Familie ein Haus mit einem Hektar Grund und einen weiteren Hektar Gartenland, wobei sich später herausstellen sollte, dass zwei Hektar meist nicht genügend abwarfen.¹⁵⁰ Außerdem gab ihnen die DORSA Möbel, Gartengeräte und Werkzeug, Kleinvieh, ein Pferd, einen Maulesel, einen Sattel, zwei Kühe und monatlich neun Dollar Kredit im *colmado*, dem Gemischtwarenladen der DORSA. Für jedes Kind über zehn Jahre erhielt man neun Dollar Unterstützung, und je sechs Dollar für jüngere Kinder. Damit schuldete ein Farmer der DORSA alles in allem 1600 Dollar und verpflichtete sich, die Summe in kleinen Raten zurück-



Beim Melken

zuzahlen. Für die ersten zwei Jahre wurden gar keine Zinsen, danach höchstens drei Prozent verlangt.¹⁵¹

Die Bewirtschaftung einer Farm hatte eine individuelle und eine gemeinschaftliche Seite. Ziel der DORSA war es, dass die Farm die aus einem Ehepaar und einem oder mehreren alleinstehenden Männern bestehende »Familiengruppe« ernähren konnte. Die Männer arbeiteten auf den Feldern und teilten sich die Arbeit und den Gewinn, den das kleine Stück Land abwarf, und die Frau kochte, putzte, besorgte die Wäsche und den Garten und kümmerte sich um die Kinder. Die Erwachsenen suchten sich außerdem noch irgendetwas anderes, womit sie Geld verdienen konnten, darunter Gemüsegärten, Hühnerhaltung und der Anbau von Rizinuspflanzen. Im Dezember 1940 bezogen die ersten Siedler und ihre Familien ihre Farmen, die sie *Fincas* (das spanische Wort für Landgut) nannten.¹⁵² Sie pflanzten Bohnen, Kohl, Tomaten, Kartoffeln, Gurken und Salat und bestellten ihre Gärten so gut, dass mehrere davon genug Gemüse abwarfen, um den Überschuss im *colmado* zu verkaufen.¹⁵³

Zusätzlich zu dieser »individuellen« Seite verlangte die DORSA auch noch Gemeinschaftsarbeit von den Farmern, ähnlich wie im Kibbuz,

dem israelischen Kollektiv. Diese Kooperativen konnten einige wenige oder sehr viele »Familiengruppen« umfassen: von nur zwei bis zu einem Dutzend. Die Farmer in einem bestimmten Gebiet bearbeiteten die großen Felder und Weiden gemeinsam. Manchmal schlossen sie sich auch zu genossenschaftlichen Unternehmen zusammen, um etwas dazuzuverdienen. In Laguna kümmerten sich die Männer gemeinschaftlich um die Tiere und teilten sich die Arbeit auf den großen Feldern;¹⁵⁴ der Gewinn wurde ebenfalls geteilt.

Als einer der ersten schloss Kurt Teller einen Vertrag als selbstständiger Farmer ab. Seine »Schweizer Gruppe«, die sich am 17. November 1940 formierte, bestand aus elf Vollmitgliedern, die sich alle in der Schweiz kennengelernt hatten. Laut Teller waren »in dieser Gruppe die verschiedenartigsten Menschen bunt zusammengewürfelt«.¹⁵⁵ Ähnlich verhielt es sich mit den »Luxemburgern«, die sich im europäischen Exil getroffen und kaum mehr als ihre Flucht gemeinsam hatten. Andere ließen sich mutig aufeinander ein, zum Beispiel die Drucker-, Kohn-, und Deutschgruppe, die sich später den Namen eines der Mitglieder gaben.¹⁵⁶ Sie lebten in Randgebieten von Sosúa, wie Bombita, Atravesada, Ferrocarril, Laguna und Naranjita. Die Schweizer Gruppe gestand in Abweichung von den diskriminierenden Richtlinien der DORSA ihren vier Frauen volles Stimmrecht bei Entscheidungen zu sowie einen Anteil am Gewinn, da sie für die Gemeinschaft tätig waren.

Felix Bauer scheint nach einer Weile relativ zufrieden mit dem Leben auf der Farm gewesen zu sein. Er lebte mit zehn Leuten zusammen, die sich auf drei nach seinen Plänen gebaute Häuser verteilten, mit einer gemeinsam genutzten Küchen- und Speiseveranda und einer Werkstatt mit Platz für die Reitsättel; später kam noch ein Hühnerstall dazu. Sie bauten Bohnen, Salat, Erbsen und Kartoffeln an und verkauften sie an den Speisesaal im Zentrum oder den *colmado*, um etwas dazuzuverdienen. Die einzige Transportmöglichkeit für seine Gruppe waren Pferde, und »das Pferd auf der Weide [...] mit dem Lasso einzufangen, ohne Sattel heimzureiten, es dort zu satteln und zur Hauptsiedlung zu reiten, wurde zur Gewohnheit«.¹⁵⁷

Ungeachtet der respektablen Leistungen lief das Farmerleben am Anfang selten reibungslos. Wegen der Lage ihrer Farmen mussten die Siedler (zu Fuß und zu Pferd) weite Wege zurücklegen, was viel Zeit kostete. Die DORSA hatte die Heimstättensiedlungen so gebaut, dass die Häuser mit den angrenzenden, kleineren Nutz- und Gartenflächen nah zusammenlagen, die größeren Felder aber sehr weit weg. Sogar noch weiter entfernt lagen die Brunnen und die gemeinschaftlich genutzten Weideflächen, die wiederum von unterschiedlicher Qualität waren. Als die



Ausritt

Katz-Gruppe Mitte 1941 endlich in ihre Heimstätte einziehen konnte, erlebte sie einige unangenehme Überraschungen. Erst musste sie feststellen, dass sie nur 40 ihrer 120 Hektar Weidefläche nutzen konnten, weil die restlichen zu weit weg lagen.¹⁵⁸ Dann starben zwei Kühe, verschwanden jedenfalls, und drei Kälber fielen in »riesige Löcher« auf der Weide und waren ebenfalls tot. Außerdem kam der Tierarzt nicht regelmäßig vorbei, und sie befürchteten, ihre Kühe könnten TBC haben. Gern hätten sie Kartoffeln, Zitronengras und Zuckerrohr angebaut, aber die von der DORSA versprochenen Pflanzen trafen nicht rechtzeitig ein. Auch Kochbananen, Tomaten und Auberginen hatten sie eingeplant, aber nicht genügend Saatgut bekommen.

Aber nicht nur mit landwirtschaftlichen, sondern auch mit zwischenmenschlichen Problemen hatten die Siedler zu kämpfen. Viele, die den Eindruck hatten, sie arbeiteten schwerer als manch anderer, ärgerten sich über die kooperative Organisation. Darüber hinaus hatte »der eine diese Meinung, der andere jene [...], und wenn einem die Arbeit nicht passte [...] ging man zum Baden«.¹⁵⁹ Manchmal waren die Gruppen einfach zu

groß, um von der Fläche, die sie gemeinschaftlich bewirtschafteten, leben zu können, weil der Ackerboden und die Weiden dafür nicht immer fruchtbar genug waren.¹⁶⁰ Auch vertrugen sich die zusammengewürfelten Menschen oft nicht. Für manche war es schwierig, so eng mit Leuten »mit ganz verschiedenen Anschauungen, aus ganz verschiedenen Schichten, mit ganz verschiedenen Interessen« zusammenzuleben.¹⁶¹

Ein Experte in Fragen der jüdischen Sozialfürsorge meinte nach einem mehrmonatigen Besuch im Jahr 1941: »Die Siedler in Sosúa [...] sind eher von individualistischem Schlag, und es wird etwas dauern, ihnen den Gemeinschaftsgedanken nahezubringen.«¹⁶² Ein Problem, das damit in Zusammenhang stand, war Marie Syrkin aufgefallen, nämlich ein Mangel an echtem Engagement, was die Farmen betraf: »Es genügt nicht, eine Heimstätte aufzubauen, man muss sich ein Heim schaffen.« Verglichen mit der Begeisterung mancher Siedler in Palästina, vermisste sie in Sosúa den Pioniergeist. Natürlich »wäre es töricht, von einem Flüchtling aus einem Konzentrationslager zu erwarten, angesichts der Küste vor Puerto Plata oder Ciudad Trujillo [...] eine *Hora* [jüdischer Volkstanz] aufzuführen, wie es [ein Pionier] tut, wenn er das Karmel-Gebirge in Israel erblickt. [...] Die entscheidende Frage lautet: Wird in Zukunft ein solches Heimatgefühl entstehen können?«¹⁶³ Zwar verlor sie kein Wort über diejenigen Flüchtlinge in Palästina, die keineswegs eine *Hora* tanzten, sondern ebenfalls unter ihrem Trauma litten, erwähnte aber doch, welche Rolle die zionistische Ideologie spielte, die Vorstellung, in Palästina ein Heimatland für alle Juden zu schaffen. Den Siedlern in Sosúa fehlte ein so unwiderstehlicher Drang oder eine Zielvorstellung dieser Art.

Eine Frau, die ihr Leben als Heimstättensiedlerin nicht mehr aushielt, bat für sich und ihren Mann um Erlaubnis, nach Batey zurückzukehren. Eigentlich durfte niemand seine Farm verlassen, wenn er den Heimstättenvertrag erst einmal unterzeichnet hatte. Aus ihrer Sicht bewertete die DORSA ihre Entscheidung als »ausgesprochenes Verbrechen« und bestrafte die Familie, indem man ihnen zu dritt – und sogar, als später noch ein weiteres Kind dazukam – nur ein winziges Zimmer in den Baracken zugestand.¹⁶⁴ Nach und nach jedoch wagten sich die Leute nach Batey zurück, wenn sie mit dem Leben auf der Farm nicht zurechtkamen.¹⁶⁵ Sie zogen von dort weg, weil sie krank und für solch eine strapaziöse Arbeit nicht geschaffen waren, oder weil sie das Zusammenleben auf engstem Raum nicht aushielten.¹⁶⁶ In den ersten beiden Jahren verließen insgesamt 79 Personen Sosúa, von denen einige mit neuen Visa in andere Länder ausreisten, andere in dominikanische Städte und Großstädte zogen.¹⁶⁷

Trotz der Anfangsschwierigkeiten stellte ein Elektrifizierungsexperte der US-Regierung, der Sosúa im Herbst 1940 inspizierte, Fortschritte fest: »Die Männer bei der Arbeit waren fast alle Juden. Sie bauten gerade eine Straße durch das Feld.« Als Außenstehender, völlig blind für die Schwierigkeiten, mit denen die Siedler zu kämpfen hatten, ließ er seiner Begeisterung freien Lauf: »Man [...] sieht diese Siedler bei der Arbeit und [...] hat das Gefühl, sich in einer ganz anderen Welt zu befinden.«¹⁶⁸ Zur gleichen Zeit berichtete Frederick Perlstein, Sosúa verfüge über 200 Kühe, 200 Kälber, 100 Färsen und 100 Pferde, Esel und Maulesel. Täglich fielen 458 Liter handgemolkene Milch an, die mit Pferden oder Mauleseln zu der Milchverarbeitungsanlage gebracht wurden. Die Siedler stellten so viel Käse her, dass man ihn auch außerhalb der Siedlung verkaufen konnte.¹⁶⁹ Da es in der Dominikanischen Republik keine ausreichenden Kühlmöglichkeiten gab und Käse sich länger hält als Milch, hatte sich bereits eine kleine Käsefabrikation im Land etabliert. Im Jahr 1940 wurden etwa 85 Prozent der dominikanischen Milch zu Käse verarbeitet.¹⁷⁰ Ende 1941 gründeten die Siedler ihre eigene Molkerei und Käserei. Sie konzipierten sie als Molkerei-Genossenschaft, die CILCA (*Cooperativa Industrial Lechera, C. por A.*), die gesalzene und Süßrahmbutter, verschiedene Käsesorten – unter anderem Holländer, Dänischen, »Sosúaner« und »Victory«-Käse – sowie Milch und Joghurt herstellte:¹⁷¹ »binnen zweier Jahre [...] machte sich die Käseproduktion einen Namen.«¹⁷² Langfristig eroberten die Milch- und Käseprodukte den landesweiten Markt und gewannen sogar Preise. Diese Produkte werden immer noch hergestellt, wenn auch nicht mehr von Juden, und sind unter dem Namen *Productos Sosúa* fast überall bekannt.

Bis Ende 1940 hatten die Siedler auch Anpflanzungen mit Bananen, Kochbananen, Maniok, Süßkartoffeln, Mais, Bohnen, Kokosnüssen und Erdnüssen angelegt, sowie einige größere Plantagen mit Bananen und »tausenden von Limonenbäumen«, die sich als Kooperative selbst trugen.¹⁷³ Ein Jahr später hatte man insgesamt zehn Meilen Straßen befestigt, mit zwei Traktoren und anderem Gerät große Gebiete von Baumbestand freigeräumt, Obstbäume gepflanzt sowie auf den Feldern dreißig Ochsengespanne im Einsatz.¹⁷⁴ Außerdem versuchte man, Öle für die Parfümherstellung zu gewinnen und hatte sowohl mit der Schweinezucht als auch mit dem Anbau von Maniok und Süßkartoffeln als Futtermittel begonnen. Blackwood war der Meinung, dass »die Schweineproduktion die Rettung für die Siedlung sein wird und als wichtige Unternehmung betrachtet werden muss«.¹⁷⁵ Das Planziel für Sosúa, Heimstätten für den Eigenbedarf in Kombination mit genossenschaftlich organisierten Läden, Gewerbe und Landwirtschaft, erschien durchaus erreichbar.

Allerdings beurteilten viele den Erfolg des Projekts nicht nur danach, ob Europäer Felder bestellen und eine Infrastruktur aufbauen konnten. Vielmehr mussten sie einen Überschuss produzieren, der genügte, um einen »angemessenen Lebensstandard, der höher ist als der der Einheimischen, [zu erreichen] und ihn ohne fremde Hilfe zu halten«. ¹⁷⁶ Fachleute gaben zu bedenken, dass »viele Dinge, die für Europäer oder Nordamerikaner unverzichtbar sind, für den Durchschnittsdominikaner unerreichbare Luxusgüter darstellen, und diese Dinge können sich die Siedler nur dann verschaffen, wenn sie mehr produzieren und verkaufen können, als sie für den Eigenbedarf brauchen«. ¹⁷⁷ Mit anderen Worten, sollten die Europäer nicht mehr erreichen, als auf dem gleichen Niveau wie die Mehrzahl der Dominikaner zu leben, würden sie sich nach Einschätzung der DORSA-Verantwortlichen wie externer Berater einem anderen Zufluchtsort zuwenden. Sollten sie aber auf Unterstützung angewiesen bleiben, konnten sie nicht mit Zuwendungen jüdischer Wohlfahrtsorganisationen rechnen, da diese sich langfristig am Wiederaufbau jüdischen Lebens in Europa und dem Aufbau in Palästina beteiligen wollten.

Auch wenn die DORSA später Sosúa als »sehr bescheidenes Experiment« einstufte, ging es zur damaligen Zeit um einiges mehr. Je unwahrscheinlicher die Aussicht wurde, Hitlers Opfer noch zu retten, desto stärker wurde Sosúa für die daran Beteiligten zum »Humanexperiment« mit nachhaltiger Bedeutung für eine Umsiedlung nach dem Krieg. Als »Retortenexperiment« und »Demonstration für ganz Lateinamerika« sollte es »intensiv [...] darauf hinwirken, die geschlossenen Tore der westlichen Hemisphäre für eine Besiedlung im großen Stil zu öffnen«. ¹⁷⁸ In Anspielung auf die grandiosen Visionen von einem ausdehnungsfähigen, inoffiziellen amerikanischen Imperium, wie es sich einige von Roosevelts Beratern ausmalten, ¹⁷⁹ behauptete die DORSA, Sosúa werde beweisen, »wie praktikabel die Ansiedlung größerer Gruppen in anderen tropischen Ländern« sei. ¹⁸⁰ Zusätzlich bat die DORSA Präsident Roosevelt und Herbert Lehman, den Gouverneur von New York, um Empfehlungen und bekam sie auch von beiden. Ersterer stellte Sosúa als »wichtigen Schritt auf dem Weg zu einer Lösung des weltweiten Flüchtlingsproblems« dar, der andere als »Leuchtzeichen und Wegweiser für regierungsunterstützte Siedlungsbemühungen«. ¹⁸¹

Auch andere US-amerikanische Führungspersönlichkeiten bekundeten diesbezüglich ihre Hoffnungen. James G. McDonald, Vorsitzender des *President's Advisory Committee on Political Refugees* richtete im Januar 1942 einen Brief an die DORSA, in dem er betonte, wie wichtig und bedeutsam die »Anstrengungen in der Dominikanischen Republik als Bei-



Walter Biller beim Schneiden von Butter

spiel dafür [seien], was mittels planmäßiger Flüchtlingsansiedlung erreicht werden kann«. Er fügte hinzu, dass die dortigen großen Fortschritte drei der größten Länder Südamerikas – ohne sie beim Namen zu nennen – dazu bewegt hätten, sich an die DORSA zu wenden, »um die Möglichkeit einer Ansiedlung großen Umfangs in ihren jeweiligen Ländern auszuloten«. Er sei der Überzeugung, die Bedeutung der Siedlungsarbeit in der Dominikanischen Republik gehe »weit über den gegenwärtigen Rahmen des Projekts hinaus«. ¹⁸² Auch die dominikanische Regierung brachte ihre hohen Erwartungen zum Ausdruck. Als der dominikanische Minis-

ter Andrés Pastoriza die Siedlung im Januar 1942 besuchte, erklärte er, dass Leben und Glück tausender Männer und Frauen im kriegszerrütteten Europa vom Erfolg dieser Siedlung abhingen. Nach Ende des Krieges sei eine stärkere Einwanderung erwünscht, womöglich von »Freunden und Verwandten« der Siedler in Sosúa.¹⁸³

Rosen hingegen legte einen eher gedämpften Optimismus an den Tag. Er baute auf Strategien, mit denen er auf der Krim gut gefahren war: Mechanisierung der Arbeit, genossenschaftliche Produktion und Vertrieb, sowie Anbau neuer (zum Verkauf bestimmter) Feldfrüchte.¹⁸⁴ Hinsichtlich der Mechanisierung berichtete er Folgendes:

»Man nehme zum Beispiel einen jungen Mann und beobachte ihn dabei, wie er mit der Machete umzugehen lernt; man sieht, wie er hinter den Einheimischen zurückbleibt; nach kaum einer Stunde möchte er sich schon ausruhen. Ein paar Tage später merkt man, dass er anfängt, aufzuholen. Innerhalb eines Monats hält er mit den Einheimischen Schritt. Bei angemessener Ein- und Zuteilung seiner Arbeitsstunden wird er zunehmend effizienter. Dann fängt er an, einfache Werkzeuge wie etwa einen Kultivator zu verwenden. Wenn er dann Maschinen benutzt, übersteigt seine Leistung die der Einheimischen sogar.«¹⁸⁵

Aber Maschinen kosten Geld, und DORSA musste vieles, unter anderem fast den gesamten Maschinenpark, in den USA einkaufen. Ersatzteile für kaputte Maschinen ließ die DORSA aus New York kommen. Ein Beispiel: Zwar kam ein Großteil des benötigten Wassers in Rohrleitungen von den Hügeln oder einigen wenigen Brunnen,¹⁸⁶ aber die DORSA bohrte für eine zusätzliche Wasserversorgung noch extra Brunnen mit Pumpvorrichtung.¹⁸⁷ Doch gaben die Pumpen manchmal »den Geist auf«, und die Siedler mussten das Wasser mit »Lastwägen oder Eselskarren« transportieren. Im Oktober 1940 schrieben Verwaltungsbeamte aus Sosúa nach dem Erhalt eines dringend benötigten Ersatzteils einen Dankesbrief an den Maschinenhersteller in New York, weil sie nun nicht mehr »47mal am Tag« die Frage »Wann haben wir wieder Wasser?« beantworten mussten. Und sie beschrieben darin auch ihre Freude, »wenn man beim ersten Drehen an der Kurbel das gleichmäßige Brummen des Motors hört. Und sich dann auch noch nach dem Heimkommen *duschen* zu können!«¹⁸⁸

Die Mechanisierung wurde noch zusätzlich gebremst, weil die dominikanische Wirtschaft nicht genügend Tischlerwerkzeug und Elektrogeräte liefern konnte. Große und sogar kleinere Artikel kamen von der Ladenkette Sears in den USA. Im Oktober 1940 bestellte Sosúa dort zum Bei-

spiel einen Kühlschrank, Draht, Zement, Körperstoff, Gurtband, Gießkannen, Taschenmesser, Kaffeemühlen, Benzinkanister mit flexiblen Ausgussstutzen, Zahnpasta und Allwetter-Stiefel, dazu noch Desinfektionsmittel, Besen, einen Rasenmäher, eine Milchwaage und Rattenfallen.¹⁸⁹ Im selben Monat schrieben die Verwalter aus Sosúa nach New York, dass sie in Erwartung einer Ladung Nägel aus New York »vor Ungeduld an den Fingernägeln kauten«. In der Dominikanischen Republik kosteten Nägel doppelt soviel wie in den USA. Außerdem brauchte man noch Kugelgelenke, wetterfesten Draht und vieles mehr.¹⁹⁰ Im Jahr darauf sah die Liste der von der Verwaltung in Sosúa aus den USA angeforderten Dinge ähnlich aus.¹⁹¹

Da infolge des Krieges und der Finanzlage die Einfuhr der meisten Maschinen nicht möglich war, mussten sich die Siedler mit dem verfügbaren Material zufriedengeben. Als Alfred Unger nach dem Besuch landwirtschaftlicher Kurse beschloss, lieber weiter in seinem erlernten Beruf als Möbelschreiner zu arbeiten, stellte er zusammen mit einem Maschinenbaufachmann sein eigenes Arbeitsgerät her. Unter Verwendung von Holz und was sie an Metall fanden oder kaufen konnten, bauten sie eine Tischsäge, eine Standbandsäge und eine Hobelmaschine. Aus der Federung eines alten Autos ließen sich »sehr gute Klingen« für den Hobel machen. Er begann mit dem Bau von Hühnerställen und arbeitete sich dann hoch zu Fenstern, Türen und einigen Möbelstücken, die er in einer kleinen Schreinerwerkstatt anfertigte. Er stellte sogar einen Thora-Schrein für die »provisorische Synagoge« her sowie einen riesigen (über einen Meter breiten) Leuchter für das Channuka-Fest.¹⁹² Wahrscheinlich hat Felix Bauer nur leicht übertrieben, als er schrieb: »Jeder einzelne Nagel und jede Schraube musste in den Vereinigten Staaten bestellt werden.«¹⁹³

Rosens zweite Strategie, die genossenschaftliche Produktionsweise, kam nur mühsam voran, wie eben geschildert. Zwar hatte Rosen als ehemaliger Sozialist in den Siedlungen auf der Krim erlebt, dass Kooperativen zufriedenstellend funktionieren konnten; aber die kooperative Organisation in Sosúa war nicht einfach ein soziales oder sozialistisches Experiment. In den meisten lateinamerikanischen Ländern hatten es die kleinen Grundbesitzer nicht geschafft, mehr als den Eigenbedarf zu produzieren. Wenn also die Einzelfarmen nur den Eigenbedarf deckten, ließ sich mit Gemeinschaftsfarmen womöglich größerer Wohlstand erreichen. Daher gaben sogar einige der von der amerikanischen Regierung nach Sosúa entsandten Experten zu verstehen, dass sie genossenschaftliche Unternehmen für untersuchenswert hielten.¹⁹⁴ Um den Siedlern das Konzept kooperativer Geschäftsmodelle – einschließlich Marketing

und Vertrieb auf gemeinschaftlicher Basis – näherzubringen, bot die DORSA einen Lehrgang auf Deutsch an, in dem die Siedler alles über Geschichte und Ziele europäischer Genossenschaften erfahren konnten, unter anderem über das ›Cooperative Movement‹ im englischen Rochdale Mitte des 19. Jahrhunderts. Die Verbrauchergenossenschaften von Rochdale sollten für die Siedler in Sosúa gleichsam als Vorbild dafür dienen, was sie zu leisten imstande wären.¹⁹⁵ Doch anders als die britischen Arbeiter, über die sie sich kundig machten (oder auch einige ihrer eigenen Verwandten, die sich in Kibbuzim in Palästina niedergelassen hatten), konnten sich diese Europäer nicht mit der Idee eines Lebens in der Gemeinschaft anfreunden. Trotzdem machte man 1941 den ersten größeren Versuch mit einem genossenschaftlichen Unternehmen, nämlich der Molkerei, und die Fortschritte waren so ermutigend, dass man weitere Kooperativen in Erwägung zog.

Die DORSA-Verantwortlichen gingen ziemlich pragmatisch vor. Das Experimentieren mit beiden – kollektiven und individuellen – Formen der Landwirtschaft weist darauf hin, dass man auf der Suche nach einem funktionsfähigen Modell für die künftige Ansiedlung von Flüchtlingen lieber flexibel bleiben wollte. Bei erwiesener Existenzfähigkeit dieser Art der Besiedlung beabsichtigte die DORSA, noch mehr Flüchtlingen damit zu helfen. Sobald man also die Nachteile der Agrargenossenschaften erkannte, wurde privatisiert; als sich zeigte, wie gut Warenproduktion und Vertrieb funktionierten, wenn sie gemeinschaftlich organisiert waren, hielt man daran fest. Ähnlich verhielt es sich mit den gemeinsamen Mahlzeiten in Batey, die zu umständlich wurden, als immer mehr Leute auf ihre Heimstätte zogen; also richtete die DORSA in den neu gebauten Häusern Küchen ein. Diese Umstellungen ergeben nur dann einen Sinn, wenn man sich klarmacht, dass die grundsoliden, praktischen Geschäftsleute, aus denen die DORSA-Leitung in New York bestand, nach einer Lösung für die Flüchtlingskrise suchten; weder versuchten sie eine neue Art von sozialistischen oder jüdischen Kollektiven zu erfinden, noch wollten sie eine Alternative zum Kibbuz bieten.

Die Entwicklung von Rosens drittem Anliegen, nämlich die Entwicklung neuer Produkte und der Anbau zum Verkauf geeigneter Feldfrüchte, verlief wechselhaft. Experten hatten der DORSA dringend geraten, diese Siedlung nicht ausschließlich »unter dem Aspekt der Philanthropie« zu betrachten, sondern ebenso als Investition, weil man dort, anders als fast überall in den Vereinigten Staaten, das ganze Jahr über säen und ernten konnte. Daher könnten die Siedler mit den geeigneten Feldfrüchten und der richtigen Anbaumethode einen »bescheidenen Wohlstand« erreichen.¹⁹⁶ Bis August 1940 hatten die Siedler eine Pflanzung von Zitro-

nengras und Ylang-Ylang-Bäumen angelegt, aus denen sie Öl zu gewinnen hofften.¹⁹⁷ Das Elefantengras, ein ausgezeichnetes Futtermittel für Vieh und Pferde, gedieh bereits prächtig.¹⁹⁸ Die Früchte des Wunderbaums – als Quelle von Rizinusöl – waren inzwischen ebenfalls zum »lukrativen Exportartikel« avanciert.¹⁹⁹ Allerdings war man bei diesen Pflanzensorten auf den Rat von Fachleuten und die anhaltende Unterstützung durch die DORSA angewiesen und überdies von Marktschwankungen abhängig.²⁰⁰

Nach dem Stand vom Juni 1941 hatte die DORSA ungefähr 650 000 Dollar aufgewendet (110 000 Dollar Transportkosten mitgerechnet, die eine andere Organisation bezahlt hatte), um 352 Flüchtlinge in Sosúa anzusiedeln.²⁰¹ Pro Person fielen also Kosten von etwa 1846 Dollar an, weitaus weniger, als die vor dem Krieg vom *Intergovernmental Committee on Political Refugees* geschätzten 4000 Dollar, oder die tatsächlichen Kosten der Palästinabesiedlung, die zwischen 2500 und 6000 Dollar pro Siedler betragen.²⁰² Der Aufwand hielt sich also in Grenzen, die meisten Flüchtlinge schienen sich an das Klima und die Umstände zu gewöhnen und die Gemeinschaft hoffte angesichts kontinuierlicher Bautätigkeit auf weiteres Wachstum. Anfangs hatten die Flüchtlinge noch einen Teilbereich in den Barackenunterkünften als Synagoge genutzt, aber bald errichteten die Siedler eine kleine freistehende Synagoge. Bei der Einweihungsfeier trafen Juden aus Sosúa mit Mitgliedern der jüdischen Gemeinde in Ciudad Trujillo sowie mit Vertretern der dominikanischen Regierung zusammen.²⁰³ Sosúa bot verfolgten Juden einen Hoffnungsschimmer, war aber nur ein Anfang. Auch angesichts ihres größten Problems, wie nämlich mitten im Krieg noch genügend Flüchtlinge in die Siedlung geschleust werden konnten, ²⁰⁴ machte die DORSA »mit Entschlossenheit und Tatkraft« weiter – trotz des plötzlichen, durch nichts zu erschütternden Widerstands aus den USA.



Bei der Passkontrolle

4 Rettungsaktionen – und was ihnen im Weg stand

»Es wäre zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht ratsam, irgendwen aus Deutschland herauszuholen und nach Sosúa zu schicken.«¹

Sosúa, dessen Gründung die DORSA, die dominikanische Regierung, Präsident Roosevelt und das amerikanische Außenministerium als »entscheidenden Wendepunkt« und Vorbild für die Flüchtlingsarbeit bejubelt hatten, blieb auf die kontinuierliche Unterstützung der Vereinigten Staaten angewiesen.² Sowohl die dominikanische Regierung als auch die amerikanisch-jüdischen Hilfsorganisationen brauchten die Bestätigung durch die USA: die Dominikaner aus vielerlei politischen und wirtschaftlichen Gründen, die DORSA und Joint für fachliche Beratung, die unverzichtbaren Transitvisa und politischen Rückhalt. Doch die Vereinigten Staaten blieben nicht bei ihrer ursprünglichen, kooperativen Haltung. Auch wenn bereits mehrfach darüber geschrieben wurde,³ wie sehr die USA sich allgemein dagegen sträubten, die Flüchtlingsquote zu erhöhen, oder sie wenigstens auszuschöpfen, so fällt aus der viel engeren Perspektive Sosúas neues Licht auf die Gesamtproblematik, und gleichzeitig nähern wir uns so dem Kern der Sache an. Es kommen viele unterschiedliche Stimmen zu Wort, die aus der Perspektive der direkt Betroffenen sprechen: die Hilfsorganisationen; Menschen, die ihre Angehörigen zu retten hofften; die verzweifelten Flüchtlinge selbst; Dominikaner, die bereit waren, Flüchtlinge aufzunehmen; und Beamte des US-Außenministeriums. So entsteht der Mikrokosmos einer Welt, in der die verzweifelten Opfer und Retter gleichgültigen oder feindseligen US-Regierungsbeamten gegenüberstanden, als es um Leben und Tod ging.

Für die Schließung von Amerikas viel gepriesenem »goldenen Tor« war eine Mischung aus Nativismus, unsicherer Wirtschaftslage und Antisemitismus verantwortlich. Die Einwanderungsgesetze – und die dazugehörigen Quoten – blieben unverändert. Sie änderten sich weder nach der Verabschiedung der diskriminierenden Nürnberger Rassengesetze im Jahr 1935, noch nach der Annektierung Österreichs im Jahr 1938, und ließen nicht einmal nach dem Novemberpogrom desselben Jahres eine Ausnahme für 20 000 jüdische Kinder zu.⁴ Und auch im Mai 1939 hielt man unerbittlich an ihnen fest, als Großbritannien mit seinem »Weißbuch« die Einwanderung von Juden nach Palästina stark einschränkte. Selbst als in diesem schicksalsträchtigen Mai den über 900 Juden, die

sich an Bord des deutschen Ozeandampfers *St. Louis* befanden, die Einreise nach Kuba verwehrt wurde, schauten die Vereinigten Staaten tatenlos zu – trotz der flehentlichen Appelle der Passagiere an Präsident Roosevelt, sie in den USA an Land gehen zu lassen.

Mit dem Ausbruch des Krieges verschlechterte sich die Situation für die europäischen Juden noch einmal drastisch. Jetzt, da Millionen Juden dem Nazi-Terror ausgeliefert waren, wurde die Auswanderung immer dringlicher, dabei immer weniger realisierbar. Die Anzahl der Juden, die Europa verließen, erreichte 1939 ihren Höhepunkt und sank danach, als der Krieg über sie hereinbrach, wieder ab, weil die Flucht aus einem kriegführenden Land schwieriger und gleichzeitig die Grenzen der an den Kampfhandlungen nicht beteiligten Staaten undurchlässiger wurden. Dazu kam, dass Deutschland, das in seiner offiziellen Politik zwischen Emigration und Ausweisung hin und her geschwankt hatte, nach dem Oktober 1941 allen Juden die Ausreise untersagte; in diesem Monat begannen die Deportationen aus Deutschland und Österreich in die Konzentrationslager. Nach dem Angriff auf Pearl Harbor und dem Kriegseintritt der Vereinigten Staaten im Dezember 1941 waren die meisten Fluchtwege versperrt. In den Vereinigten Staaten entwickelte sich eine fanatische Furcht vor »feindlichen Ausländern«, die den USA Schaden zufügen könnten – sei es in der Karibik, vor allem am Panamakanal, oder im eigenen Land. Am Tag nach Pearl Harbor traf ein Boot voll Visa-Inhabern in Sosúa ein, die von der DORSA empfohlen waren; es sollte die letzte bis zum Ende des Krieges sein.⁵ In einem Ende 1941 verfassten Bericht stellte die *Brookings Institution* fest: »Nur äußerst selten in der Geschichte ist es für politische und rassische Minderheiten so dringend nötig gewesen, sich abzusetzen [...] und nur äußerst selten war die Freizügigkeit der Menschen weltweit so eingeschränkt.«⁶

Schon vor dem Novemberpogrom scheint sich Präsident Roosevelt so für Siedlungsprojekte interessiert zu haben, dass er Isaiah Bowman kontaktierte, damals Präsident der *Johns Hopkins University* (1935-1948). Davor war Bowman bei der Pariser Friedenskonferenz für Präsident Woodrow Wilson tätig und hatte von 1915 bis 1935 die *American Geographical Society* geleitet. Außerdem war er Gründungsmitglied und zeitweiser Direktor des *Council on Foreign Relations*. Laut Roosevelts Außenminister Cordell Hull gab es auf dem Gebiet der Flüchtlingsansiedlung keinen außenpolitischen Berater, »auf den Roosevelt und ich uns stärker verließen«.⁷ Bald hatte sich Bowman einen Ruf als »Roosevelts Geograph« und fachlicher Berater erworben.⁸ Zusätzlich bat Roosevelt ihn um die Mitarbeit an zwei Projekten: 1938 ein privat finanziertes Siedlungsprojekt für Flüchtlinge unter der Ägide der *Johns Hopkins Univer-*

sity, sowie Ende 1942 das »M-Projekt« (»M« für Migration) der Regierung. Ersteres wurde unterstützt von der *Refugee Economic Corporation* (gegründet 1934) und prüfte mögliche Orte für die Unterbringung von Flüchtlingen auf ihre Tauglichkeit. Auf »wissenschaftliches« und »geordnetes« Vorgehen bedacht, ließ sich Bowman von der Dringlichkeit angesichts der explosiven Lage in Deutschland und Österreich nicht beeinflussen. Diese Herangehensweise, die noch zusätzlich durch seinen Antisemitismus verlangsamt wurde, führte schließlich zu dem Vorschlag, Angola auszuwählen, falls Portugal zustimme.⁹ Letztlich befürwortete Bowman nur ein einziges Flüchtlingsprojekt uneingeschränkt, nämlich die Ansiedlung von achtzig Facharbeitern mit ihren Familien in Britisch-Honduras (dem heutigen Belize).¹⁰

Bei Kriegsausbruch wurden besorgte Stimmen laut, die eine Massenbewegung von Millionen von Menschen befürchteten. George Warren zufolge entbrannte eine Diskussion, in der einige außenpolitische Experten aus Europa den Standpunkt vertraten, nach dem Krieg würden die Flüchtlinge wieder heimkehren, wohingegen die Amerikaner der Meinung waren, die Verwüstungen und die darniederliegende Wirtschaft werde Millionen heimat- und obdachlos machen.¹¹ Roosevelt neigte zu letzterem, hielt die Angelegenheit für einigermaßen dringend und prophezeite 1939, dass es nach Kriegsende zwischen zehn und 20 Millionen heimatlose Flüchtlinge geben werde.¹² Als der Krieg immer heftiger tobte, erkannten selbst die eher isolierten Juden in Sosúa, dass sich Millionen auf eine unfreiwillige Umsiedlung gefasst machen mussten. Im Sosúa-Mitteilungsblatt (einem zweiseitigen, maschinengeschriebenen und vielfältigsten Nachrichtenblatt) stand 1942 die Meldung, dass wegen der Verwüstungen des Krieges »Millionen Menschen« Europa würden verlassen müssen.¹³ Dennoch hatte von den dreiundneunzig Gutachten über Siedlungsmöglichkeiten, die man beim Flüchtlingsprojekt an der John Hopkins Universität im Schneckentempo erarbeitet hatte, kein einziges praktische Auswirkungen – mit Ausnahme der Sosúa-Studie.

Für Bowman, der darauf bestand, dass die An- und Umsiedlung von Flüchtlingen sich auf verschiedene Orte verteilen, auf ländliche Gebiete konzentrieren und über genügend Kapital verfügen musste,¹⁴ erfüllte Sosúa anscheinend die Bedingungen. Auch ansonsten kam Sosúa Bowmans Vorurteilen entgegen. Als Universitätspräsident setzte er 1942 eine Quote für Juden fest; noch feindseliger war seine Haltung gegenüber Afroamerikanern, die er überhaupt nicht zum Studium zuließ.¹⁵ Er drängte darauf, »die Juden über die ganze Welt zu zerstreuen« und ihre »besten Leute« daran zu hindern, »andauernd danach zu schielen, wie sie in die Großstädte und speziell in die Vereinigten Staaten entweichen könnten«.¹⁶

Sowohl Bowman als auch George Warren, Leiter des *President's Advisory Committee on Political Refugees* – eigentlich Fürsprecher der Flüchtlinge – glaubten, jüdische Siedlungen seien am besten dort zu errichten, wo wenig »Gelegenheit [bestand], in städtische Kommunen hinüberzuwandern«. ¹⁷ Nicht nur weit »verstreuen« sollte man die Juden, auch Vermögen müssten sie mitbringen. Dank dieses Kapitals, so argumentierte Bowman, wäre der Empfang der Flüchtlinge im neuen Land herzlicher, und ihnen als Siedlern wäre es dadurch möglich, Handelsverbindungen zu ausländischen Märkten zu knüpfen. ¹⁸ Sie sollten sich nicht wie Pioniere aus dem 19. Jahrhundert gerieren, sondern zum Motor der internationalen Wirtschaft werden und für neue, florierende Handelsbeziehungen mit den Vereinigten Staaten sorgen. Anders als Rosen, der zur Vorsicht bezüglich wirtschaftlicher Ausbeutung gemahnt hatte, plagte Bowman die Vorstellung, ohne Kapital würden die Flüchtlinge »auf das Niveau der [west]indischen oder Mischlingsarbeiter herabsinken«, wohingegen sie als Vermögende eines Tages einheimische Arbeitskräfte beschäftigen könnten. ¹⁹ Von einer winzigen Siedlung mit europäischen Flüchtlingen im Nordosten der Dominikanischen Republik die Erfüllung all dieser Kriterien zu erwarten, war ziemlich viel verlangt, aber es blieb nichts anderes übrig, wollte man Bowman dazu bewegen, die Gründung zu befürworten. Voller Hoffnung gaben die dringend auf Zufluchtsorte angewiesenen jüdischen Verantwortlichen ihre Zustimmung zu einer landwirtschaftlichen Unternehmung in einem abgelegenen ländlichen Gebiet. Und auch die DORSA gedachte Kapital zu investieren, obwohl die Leitung in der Frage der langfristigen Inanspruchnahme einheimischer Arbeitskräfte uneins war.

Von Sosúa abgesehen, dümpelte die Flüchtlingsarbeit zwischen 1940 und 1942 vor sich hin, während die US-Regierung gleichzeitig ihre guten Absichten beteuerte. Im Oktober 1941 sprach Roosevelt persönlich in einem an Rosenberg gerichteten Brief seine Zustimmung zum Sosúa-Projekt aus. Er gab seiner Hoffnung Ausdruck, »dass dieser bedeutsame Schritt in Richtung einer Lösung des weltweiten Flüchtlingsproblems weitere Kreise ziehen werde«. ²⁰ Einen Monat später ließ der Staatssekretär im US-Außenministerium, Sumner Welles, bei der *Inter-American Jewish Conference* eine Rede verbreiten, in der es hieß, die DORSA habe gezeigt, »dass europäische Flüchtlinge in ein subtropisches Klima umgesiedelt werden und dabei blühen und gedeihen« könnten, nicht ohne den Zusatz, dass die US-Regierung »auf jede erdenkliche Weise, soweit zweckmäßig, mithelfen« wolle, den Flüchtlingen das Erreichen einer »sicheren Zufluchtsstätte« zu ermöglichen. ²¹ Wie der Historiker und Geograph Neil Smith so treffend bemerkte, hatte das *Intergovernmental Committee*

»Roosevelts Segen, aber nicht seine Aufmerksamkeit«. Die Mitglieder des *President's Advisory Committee on Political Refugees* »rannten sich die Köpfe ein [...] am sich quer stellenden Außenministerium«. ²² Die spontane Empörung und das Mitgefühl, mit dem man um die Mitte des Jahres 1942 auf die Meldungen über Vernichtungslager und Massenmorde reagierte, machten schon bald einer »zerstreuten Gleichgültigkeit« Platz. ²³

Doch entstand aus Roosevelts Besorgnis immerhin das streng geheime »M-Projekt« der Regierung unter der Leitung Bowmans, ²⁴ das ab November 1942 die Möglichkeiten für die groß angelegte Ansiedlung von Flüchtlingen untersuchte. ²⁵ Die ungefähr vierzig Fachleute bei diesem Projekt benannten in einer »Wagenladung an Dokumenten und zweitausend Seiten unveröffentlichter Berichte« Zielorte in Lateinamerika, Australien, Kanada und in der Mandschurei; aber die Vereinigten Staaten kamen darin nicht vor (mit Ausnahme von Alaska). ²⁶ Doch gab es in dieser Fülle von Informationen kaum etwas, das einem Handlungsplan gleichkam. Bowman blieb sogar dann noch bei seiner Hinhaltetaktik, als Roosevelt auf Resultate drängte, die er bei der Teheran-Konferenz Ende 1943 vorzeigen könnte. Neil Smith, Bowmans Biograf, zieht das Fazit: »Bowman war nur allzu gern bereit, Notfallrettung und Hilfsmaßnahmen in den Händen der Abteilung für europäische Angelegenheiten im Außenministeriums zu belassen, die sich durch eine besonders obstruktive Politik auszeichnete.« ²⁷ Dort hatte er Verbündete. Beamte im US-Außenministerium errichteten »Papiermauern«, um die Flüchtlinge aus den Vereinigten Staaten fernzuhalten, ²⁸ und, wie sich zeigen wird, auch aus der Dominikanischen Republik. Das Außenministerium »sorgte dafür, dass eine Papierflut die Einwanderung massiv behinderte«: Zum Beispiel waren die Visumsformulare, die Bürgen in den USA für die europäischen Flüchtlinge ausfüllen mussten – noch dazu beidseitig –, mehr als einen Meter lang. Hinzu kam, dass der Bürge den Antrag in sechsfacher Ausfertigung einreichen musste und erst nach sechs Monaten wieder einen neuen Antrag stellen konnte, falls das Außenministerium ihn – ohne Angabe von Gründen – abgelehnt hatte. ²⁹ Auch wenn Außenminister Hull einige Erklärungen herausgab, in denen er die Verfolgung durch die Nazis verurteilte – die Rettungsmaßnahmen selbst überließ er seinem Stellvertreter Breckinridge Long, dessen »Spezialgebiet die Verhinderung« war, ³⁰ und der mit »Ausflüchten und eindeutiger Irreführung« sicherzustellen wusste, »dass nichts geschah«. ³¹ Zusammenfassend beschreibt der Historiker David Wyman die Situation folgendermaßen: »Im Außenministerium herrschte Gleichgültigkeit vor. Die dortigen Beamten, meist alteingesessene Protestanten, tendierten stark zum Nati-

vismus. Unnötiges Mitgefühl wurde nicht gezeigt [...], schon gar nicht [gegenüber] Juden.« Generell verschärfte das Außenministerium die Einwanderungsbestimmungen, erfüllte die Quote nicht und »übte Druck auf lateinamerikanische Regierungen aus, dasselbe zu tun«, auch wenn manche kaum dazu gedrängt werden mussten.³² Besonders der Umgang mit dem dominikanischen Projekt ließ auf der Mikroebene erkennen, welche grundsätzlichen Einstellungen dahinterstanden.

Anfangs hatte das Außenministerium das Vorhaben der DORSA noch unterstützt. Im September 1939 hatte Adolf Berle, der damalige stellvertretende Außenminister, an Rosenberg geschrieben: »Ich versichere Ihnen, dass dieses Projekt sich mit den Auffassungen des Ministeriums deckt.«³³ Auch zu den einleitenden Vertragsverhandlungen im Januar 1940 schickte das Außenministerium seine Repräsentanten. Selbstverständlich lag es jedoch im Ermessen der USA, die von der DORSA Ausgewählten zu akzeptierten oder eben nicht. Das Außenministerium verlangte detaillierte Berichte und bestand darauf, dass jeder Einwanderungsfall erst dann mit der dominikanischen Regierung besprochen werden durfte, wenn die Freigabe durch die USA feststand;³⁴ und aufgrund ihrer speziellen Beziehungen zu den Vereinigten Staaten beugten sich die Dominikaner »in allen Fällen« den Wünschen ihres mächtigen Nachbarn im Norden.³⁵ Diesem maßgeblichen Einfluss bei den Auswahlverfahren zum Trotz schien das Außenministerium nach einem halben Jahr einen anderen Kurs einzuschlagen: Die für Lateinamerika zuständige Abteilung suchte nun die Einreise von Flüchtlingen in lateinamerikanische und karibische Länder zu verhindern, mit der festen Behauptung, diese Gruppen seien von Spionen infiltriert.³⁶

Doch auch ohne diese neuen Verdächtigungen und die Verschleppungstaktik im US-Außenministerium verursachte der Verwaltungsapparat an sich bereits Verzögerungen und stiftete Verwirrung. Wie alle bürokratischen Systeme versetzte oder beförderte auch das Außenministerium seine eigenen Angestellten; doch brachten die Personalwechsel in diesem Falle Nachteile für die Flüchtlinge mit sich. Zum Beispiel verlor die DORSA im Winter 1940/41 ihre relativ wohlwollende Kontaktperson Robert T. Pell, den stellvertretenden Leiter der Abteilung für europäische Angelegenheiten.³⁷ Er war mit Rosenberg zu ersten Verhandlungen mit Trujillos Stab bezüglich Sosúa gereist. Nun wandte sich die DORSA an Alfred Wagg, den Schriftführer des *Intergovernmental Committee*, der ebenfalls mit DORSA-Vertretern zusammengearbeitet und schon Erfahrung mit Sosúa hatte. Doch legte dieser im Herbst 1941 sein Amt nieder. Sein Nachfolger, ein gewisser Mr. Maney, »hatte keine rechte Vorstellung davon, wofür er zuständig war«. Die DORSA »schien keinen offiziellen,

direkten Draht zum Außenministerium zu haben«, just zu dem Zeitpunkt, als »Verhandlungen über Gruppen in Deutschland und den besetzten Gebieten in Gang gekommen waren«. Nachdem sich Rosenberg bei Welles für die Sache eingesetzt hatte, wandten sich die DORSA-Verantwortlichen an die Abteilung für Lateinamerika im US-Außenministerium.³⁸

Nach über drei Jahren des Verhandeln mit dem US-Außenministerium, während der Krieg wütete und die Vernichtungsmaschinerie der Nazis auf Hochtouren lief, schrieb sich Rebecca Reyher, bei der DORSA zuständig für das Tagesgeschäft, ihren Frust von der Seele:

»Wochen und Monate vergingen, und es war uns nicht möglich, die Genehmigung zur Erneuerung bereits bestehender Visa für in hohem Maß gefährdete Personen zu bekommen. [...] Vor der Besetzung ganz Frankreichs gab es dort und in Algier Flüchtlinge, vor allem Angehörige, [...] die wir hätten herüberbringen können, wenn wir die Zustimmung des Außenministeriums gehabt hätten.«³⁹

Ursache für einige dieser Verzögerungen waren spezielle Probleme oder deren Vortäuschung. Schon im April 1940 (also noch bevor die erste Gruppe aus Europa in Sosúa eintraf) gab Robert T. Pell in einem Brief dem Verdacht des US-Außenministeriums Ausdruck, unter den Flüchtlingen aus Deutschland könnten sich Spione versteckt haben.⁴⁰ Die Ministerialbeamten behaupteten zudem, Menschen, deren Familien weiterhin in Europa festsäßen, seien erpressbar und könnten durch Spionage für den Feind als »fünfte Kolonne« amerikanische Interessen in Lateinamerika gefährden, vor allem beim Panamakanal.⁴¹ Im Mai gab Pell der DORSA zu verstehen, dass das Außen- und das Kriegsministerium der Ansicht seien, diese Art von Spionen könnte den USA auch in der Karibik gefährlich werden. Pell behauptete, mit einem ranghohen Offizier gesprochen zu haben, der wiederum behauptet hätte, es sei »kriminell«, wenn die DORSA Menschen »direkt aus Deutschland in die Dominikanische Republik [bringt], die auf der strategischen Hauptkommunikationslinie in der karibischen Region liegt«. ⁴² Im Frühling desselben Jahres wartete die DORSA auf eine Ausnahmegenehmigung vom Außenministerium für eine deutsche Gruppe und war bereit, umgehend Solomon Trone zu entsenden, um für jeden einzelnen persönlich zu bürgen; doch am Ende verweigerten die USA ihnen trotz vorhandener dominikanischer Visa die Einreise.⁴³ Einige Monate später erklärte Breckinridge Long in einer vertraulichen Mitteilung im Zusammenhang mit Flüchtlingen, die in Portugal auf ein Visum warteten: »Unter den Flüchtlingen

befinden sich viele von deutschen Regierungsstellen beauftragte Agenten [...], deren Einreise in die Vereinigten Staaten [...] den Interessen der Vereinigten Staaten zuwiderlaufen würde.«⁴⁴ Offensichtlich nahm die DORSA die Parole von der »fünften Kolonne« ernst genug, um laut Rosenberg bei der Auswahl der Einwanderer extreme Vorsicht walten zu lassen: »Keine Sozialhilfeempfänger; keine trojanischen Pferde.«⁴⁵

Als Deutschland zwischen April und Juni 1940 in Dänemark, Norwegen, den Niederlanden, Belgien, Luxemburg und Frankreich einmarschierte, machten Regierung, Presse, Film und Radio in den USA prompt »deutsche Unterwanderung für die Katastrophe von 1940« verantwortlich und warnten vor einer »fünften Kolonne« in der westlichen Hemisphäre.⁴⁶ Sicher gab es Kollaborateure, wie in Norwegen, aber die US-Behörden gingen doch etwas zu weit. Im August sprach Martin Dies, Vorsitzender des »Komitees für unamerikanische Umtriebe« (*House Committee on Un-American Activities*) die Warnung aus, dass eine Million deutsche Siedler in Lateinamerika sich anschickten, »Südamerika von innen heraus anzugreifen«,⁴⁷ womit er die Hysterie in den Vereinigten Staaten anheizte und dem Außenministerium einen weiteren Vorwand für die Verschleppung der Flüchtlingsangelegenheiten lieferte. Berichte über einen »deutschen Luftwaffenstützpunkt« in Haiti (der sich als Abfüllanlage für Mineralwasser entpuppte), oder eine deutsche Fluglinie in Ecuador, die angeblich den Panamakanal angreifen könnte (mit ihren beiden veralteten Transportmaschinen, aus denen die gesamte »Flotte« bestand), verärgerten lateinamerikanische Staaten, die dagegenhielten, dass »die wahre Bedrohung von der ›sechsten Kolonne‹ ausging, nämlich von Leuten, die an die ›fünfte Kolonne‹ glaubten.«⁴⁸ Im Jahr 1942 hatte diese Hysterie fatale Folgen für über 4000 Deutsche, darunter 88 Juden, die aus Guatemala, Ecuador, Kolumbien, Costa Rica und der Dominikanischen Republik in Internierungslager in den Vereinigten Staaten abgeschoben wurden.⁴⁹ Obwohl spätere Nachforschungen ergaben, dass die meisten sich nicht das Geringste hatten zuschulden kommen lassen, war ihr guter Ruf ebenso dahin wie die Existenz, die sie sich aufgebaut hatten (und die oft von im Ausland lebenden US-Amerikanern zu Schnäppchenpreisen übernommen worden war).⁵⁰ Bezeichnenderweise wurde der Strom derer, die nach Lateinamerika und in die Karibik flüchteten, durch die »Fünfte-Kolonne«-Hysterie erst gedrosselt und dann zum Erliegen gebracht, so dass die Flüchtlinge in Europa in der Falle saßen.

Obwohl die DORSA damit einverstanden war, dass die US-Außen- und Justizministerien sowie die dominikanische Regierung alle ausgewählten Siedler überprüften, verhielt sich das Außenministerium immer feindseliger gegenüber den Flüchtlingen. Immer länger dauerten »nor-

male« verwaltungstechnische Verzögerungen, und am 18. Januar 1941 schickte Pell der DORSA ein Memo, das einen Artikel in einer Washingtoner Zeitung betraf. *The Washington Times Herald* hatte behauptet, in Sosúa »wimmle es« von Nazispionen, was in Washington für negative Reaktionen gesorgt habe. Infolgedessen, führte Pell weiter aus, »wäre es zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht ratsam, irgendwen aus Deutschland herauszuholen und nach Sosúa zu schicken. Mir ist klar, welchem Druck Sie ausgesetzt sein müssen, seitens derer, die ihre Angehörigen aus Deutschland herausholen wollen, aber wir müssen politisch denken und abwarten, bis die momentane Aufregung sich gelegt hat.« Pell erlaubte ihnen, mit den bereits in den Niederlanden befindlichen deutsch-jüdischen Flüchtlingen wie geplant zu verfahren, riet jedoch davon ab, einen Vertreter von Joint nach Deutschland zu senden. Er fügte hinzu: »Wäre nicht dieser Bericht in der *Times Herald* gewesen, hätten wir keine ernsthaften Bedenken gehabt, aber angesichts des durch diesen Artikel entstandenen Schadens würde es meines Erachtens Kritik geradezu herausfordern, wenn man Mr. Trone jetzt sofort nach Deutschland reisen ließe.«⁵¹

Die »Spionage«-Debatte tobte weiter und unterminierte die Emigration aus Europa. Um das gute Verhältnis zum Außenministerium nicht zu gefährden, übernahm die DORSA keine Flüchtlinge mehr direkt aus Deutschland. Außer der allerersten Gruppe von 37 Flüchtlingen, die mit dem Schiff angekommen waren, wurde tatsächlich keine einzige Siedlergruppe mehr direkt aus Deutschland geholt.⁵² Trotzdem schaute ihnen das US-Außenministerium weiterhin sehr genau auf die Finger. Im Oktober 1941 (nachdem Deutschland überhaupt keine Juden mehr ausreisen ließ) setzte sich Avra Warren, Chef der Visa-Abteilung im Außenministerium, mit der DORSA wegen 29 von 149 Personen in Verbindung, die im Besitz eines dominikanischen Visums waren und sich von Lissabon aus auf direktem Wege auf die Insel begeben sollten. Die Visa dieser 29 Leute waren nicht von der DORSA ausgestellt, also könnte es sich um »Spione« handeln. Aus New York schrieb Rebecca Reyher an ihren (geschäftsführenden) Ausschuss: »Die 29 Inhaber dominikanischer Visa, die der DORSA nicht bekannt sind, hätten allergrößte Beunruhigung ausgelöst, und wir haben versprochen, so schnell wie möglich einschlägige Daten über sie zu beschaffen.« Im November schickte Reyher eine Liste mit den Namen dieser 29 Personen an Warren, zur Überprüfung an Bord des Schiffs, »um herauszufinden, ob möglicherweise ein Spion darunter sein könnte.«⁵³ Ein Jahr später schrieb dann George Warren an Avra Warren, nun US-Gesandter in der Dominikanischen Republik, dass mehrere Flüchtlinge überprüft oder überwacht worden waren, »und so gut wie

keiner hat sich den Nachforschungen zufolge als Verschwörer herausgestellt«. ⁵⁴

Ende 1941 führte das Außenministerium eine neue Regelung ein, nämlich, dass »Polen« in die USA einreisen durften, nicht aber in Deutschland Geborene mit polnischem Pass, da man diese als »Deutsche« einstuft – auch wenn die Deutschen dies ganz sicher nicht taten. Von dieser Entscheidung waren theoretisch Tausende betroffen, da etwa 20 Prozent der innerhalb der früheren Grenzen Deutschlands lebenden Juden polnische Einwanderer oder deren Nachkommen waren, von denen kaum einer die deutsche Staatsbürgerschaft erhalten hatte. Die einzige Ausnahme galt für Familienmitglieder, die in eine rein polnische (also aus Polen stammende) Familie, wenn auch in Deutschland, hineingeboren waren: In diesem Fall wollten die Amerikaner Gnade vor Recht ergehen lassen. Für Tschechen galt die gleiche Konstruktion. ⁵⁵

Alles in allem musste die DORSA-Geschäftsstelle zur Kenntnis nehmen, dass es »fast von Anfang an immer wieder Gerüchte, Andeutungen und direkte Beschuldigungen bezüglich möglicher subversiver Aktivitäten in Sosúa gegeben hat«. Außerdem hingen »zusätzliche Einschränkungen« – verhängt unter anderem von der Türkei, lateinamerikanischen Ländern und Großbritannien ⁵⁶ – wohl unmittelbar mit der »Fünften-Kolonnen«-Panik zusammen. ⁵⁷ Nach Pearl Harbor wurden so genannten »feindlichen Ausländern« sogar von der Dominikanischen Republik Beschränkungen auferlegt. Die so klassifizierten österreichischen und deutschen Flüchtlinge mussten, wenn sie älter als 14 Jahre alt waren, Dinge wie Kurzwellenradios und Kameras abgeben und versprechen, den USA weder durch »Wort noch Tat« zu schaden. Außerdem durften »feindliche Ausländer« ihren Aufenthaltsort nicht ohne Genehmigung verändern; die Flüchtlinge mussten also »innerhalb der Grenzen von Sosúa« bleiben. ⁵⁸ Obendrein richtete die Dominikanische Republik ab 1943 eine Zensurstelle für alle Postsendungen ins Ausland ein. Zwar richtete sich diese Bestimmung nicht nur gegen die Flüchtlinge, doch bedeutete es für all diejenigen, die nur Deutsch konnten, eine zusätzliche Erschwernis, jeglichen Schriftverkehr auf Spanisch, Französisch, Englisch oder Portugiesisch abfassen zu müssen. ⁵⁹ Ein in Sosúa lebender Flüchtling, der sich nach Pearl Harbor freiwillig zu den US-Streitkräften meldete, wurde nicht genommen; seine Mutter war in ein Konzentrationslager gebracht worden, und man unterstellte, durch dieses Druckmittel könnten die Deutschen ihn als Spion für sich arbeiten lassen. ⁶⁰ Nie wurde in Sosúa einer entdeckt, der der »fünften Kolonne« angehört hätte; trotzdem beschwerte sich das DORSA-Büro, dass »die US-Regierung ihre Nase ständig in alles steckte, was mit der DORSA zusammenhing«, und merkte zu

den von der US-Gesandtschaft in der Dominikanischen Republik erhaltenen Schreiben an, sie ließen »unverhohlene Angst vor Nazi-Agenten [und] Angst vor Flüchtlingen« erkennen.⁶¹

Auch legte das US-Außenministerium Wert auf Siedler »mit hinreichender Eignung«. Damit meinten sie erstens Leute aus *nicht* besetzten Ländern und zweitens nur solche, die sich zur *dauerhaften Niederlassung* in der Dominikanischen Republik bereit erklärten.⁶² Scheinbar zur Abwehr einer »fünften Kolonne« eingeführt, und im November 1940 bereits fest etabliert, bedeutete ersteres die Ausgrenzung der Flüchtlinge aus allen im Frühjahr 1940 von den Deutschen besetzten Gebieten: Luxemburg, Belgien, den Niederlanden und zwei Dritteln von Frankreich. Das US-Außenministerium hatte stur behauptet, dass es »militärischen Schutzmaßnahmen zuwiderlaufe«, Flüchtlinge aus besetzten Gebieten hereinzuholen.⁶³ Je größer also die Gefahr, desto schwieriger war es für die Flüchtlinge, sich in Sicherheit zu bringen. Das zweite »Eignungskriterium«, die beabsichtigte Sesshaftigkeit in der Siedlung, kam immer wieder zur Sprache. Das Außenministerium wollte vermeiden, dass Flüchtlinge den Aufenthalt in der Dominikanischen Republik nur als Durchgangsstation für die Einwanderung in die USA nutzten.⁶⁴ Auf Weisung des US-Außenministeriums musste die DORSA die Siedler unterschreiben lassen, dass sie »dauerhaft« in Sosúa bleiben wollten. Ohne diese Zusage wurden die unbedingt erforderlichen US-Transitvisa für die Insel verweigert.⁶⁵ Der Frau eines Verwaltungsbeamten aus Sosúa stellte die Einwanderungsbehörde in Miami zum Beispiel misstrauische Fragen, als sie zu einem kurzen Besuch in die Stadt kam. Sie wollten wissen, ob die »eigentliche Aufgabe« ihres Gatten womöglich darin bestand, für in Sosúa lebende Personen US-Einwanderungvisa zu beschaffen.⁶⁶

Die feindselige Haltung des US-Außenministeriums gegenüber Juden ist inzwischen hinlänglich bekannt. Besonders Breckinridge Long machte Front gegen die Juden als »gesetzlos, intrigant, aufsässig – und in vielerlei Hinsicht unassimilierbar« –, eine in weiten Kreisen der Gesellschaft verbreitete Einschätzung von Juden, die dort als unehrlich, illoyal oder »bolshewistisch« galten.⁶⁷ Allerdings hatten die amtlichen Stellen nicht ganz unrecht mit dem Verdacht, einige Juden in Sosúa würden nur darauf warten, in die USA einzureisen. Im Winter 1940 hatten in der Tat sechzig Siedler ein Visum in die USA beantragt.⁶⁸ Außerdem wurde der Druck sowohl auf die DORSA als auch auf das US-Außenministerium immer stärker, einer begrenzten Anzahl von *Nicht-Siedlern* einen *vorübergehenden* Aufenthalt auf der Insel zu ermöglichen – was das US-Außenministerium eben gerade nicht wollte. Berühmte Flüchtlinge wie Albert Einstein und Thomas Mann setzten sich für »namhafte Flüchtlinge und

Wissenschaftler« ein, und »einflussreiche Personen, darunter [...] großzügige Spender an jüdische Wohlfahrtsorganisationen«, baten um Ausnahme genehmigungen für ihre Verwandten, um eine Zuflucht bis zur Einreise in die Vereinigten Staaten.⁶⁹ Diesen Einzelpersonen in den USA ging es um Soforthilfe, die das US-Außenministerium jedoch mit kaum verhohlener Missbilligung einer Einwanderung von Juden, und unter dem Vorwand von Sicherheitsbedenken, verweigerte.

Die Erfahrungen der DORSA mit dem US-Außenministerium glichen einer Achterbahnfahrt. Ein Beispiel: Dazu gedrängt, auch denen zu helfen, die sich lediglich vorübergehend dort aufhalten wollten, richtete die DORSA 1940 gemeinsam mit der dominikanischen Regierung einen Treuhandfonds ein, »vorbehaltlich der Zustimmung« des US-Außenministeriums. Eine Prüfkommision – der die DORSA, der *International Migration Service*, der *National Refugee Service* sowie das *President's Advisory Committee on Political Refugees* angehörten – empfahl 150 bis 200 sorgfältig ausgewählte Fälle für diesen Treuhandfonds, nur um dann feststellen zu müssen, dass das Außenministerium »ohne jede [...] Vorwarnung, so plötzlich, als sei der Vorhang gefallen«, sämtliche Genehmigungen wieder zurückgezogen hatte. Von der dominikanischen Regierung wurde der DORSA mitgeteilt, dass für Nicht-Siedler keine Visa zur Verfügung stünden. Die Menschen in Europa, für die diese Visa gedacht waren, blieben ihrem Schicksal überlassen. Für die DORSA war klar: »Es besteht Grund zu der Annahme, [...] dass die amerikanische Regierung auf diese Entscheidung der Dominikaner Einfluss genommen hat.«⁷⁰

Im Frühjahr 1940 lehnte das US-Außenministerium deutsche Flüchtlinge ab, reagierte aber mit »postwendender Zustimmung« bezüglich mittel- und osteuropäischer Flüchtlinge, die in England lebten.⁷¹ Nachdem die amerikanische Regierung der DORSA mittels Botschafter Joseph Kennedy »äußerst hilfsbereit und kooperativ« Detailauskünfte bezüglich des Transports geliefert hatte, traf im September desselben Jahres die erste vierzehnköpfige Gruppe aus England ein.⁷² Im Sommer und Herbst 1940 jedoch, als die DORSA eine Gruppe aus den Niederlanden herauszuholen versuchte, gab das US-Außenministerium seine Zustimmung erst nach »monatelangen Verhandlungen mit hunderten von Briefen und Telegrammen«, nur um dann die Ausgabe von US-Transitvisa zu verweigern. Daher »schaffte es nie jemand aus Holland heraus«; nur 21 bis 23 Prozent der niederländischen und anderen dort ansässigen Juden überlebten den Holocaust.⁷³

Und so ging es weiter, mal auf und mal ab. Im November 1940 berichtete Reyher begeistert, dass George Warren bei einem Besuch im US-Außenministerium mit Avra Warrens Assistent in der Visa-Abteilung

gesprachen habe; dieser habe beteuert, man habe »nichts dagegen, wenn Leute in die Dominikanische Republik weiterreisen, deren Dossiers vorgelegt werden«. George Warren interpretierte das als »Startsignal für alle Personen, die derzeit im Besitz eines dominikanischen Visums« sind. Da Deutschland gerade jeglicher Emigration einen Riegel vorgeschoben hatte, betraf dies nur Visumsinhaber in Frankreich, Lissabon, Casablanca oder wohin sie sonst noch reisen durften. Trotzdem machte man sich große Hoffnungen. George Warren fügte sogar hinzu, dass dies »auf jeden Fall heißt, dass wir zwar jetzt noch keine neuen dominikanischen Visa verlangen können [...], doch das wird als nächstes zwischen Weihnachten und Neujahr in Washington zu besprechen sein«. Warren war offenbar zuversichtlich, dass der DORSA in Zukunft eine begrenzte Anzahl dominikanischer Visa zugestanden würde.⁷⁴ Zwei Wochen später machte der japanische Angriff auf Pearl Harbor diese Hoffnung zunichte.

Aber nicht nur die DORSA wurde vom Außenministerium in ihren Hoffnungen enttäuscht, sondern auch ein weiter Kreis von Freunden, Verwandten und Rettungshelfern. Das zeigten unzählige Briefe von Leuten, die versuchten, am US-Außenministerium vorbei den in immer größerer Gefahr schwebenden Flüchtlingen zu helfen. Als 1940 die Nachricht einer möglichen Einwanderung in die Dominikanische Republik die Runde machte, überschwemmten Menschen aus allen Teilen der USA die dominikanische Botschaft und die DORSA mit der Bitte, ihre in Europa festsitzenden Freunde und Verwandten in die Dominikanische Republik einreisen zu lassen.⁷⁵ Manche wandten sich direkt an die dominikanische Botschaft, in Unkenntnis der neuen dominikanischen Einwanderungsgesetze, denen zufolge seit dem Frühjahr 1940 potentielle europäische Immigranten ihren Antrag an die DORSA zu schicken hatten und nur zum Bleiben entschlossene Siedler zugelassen wurden (und nur Trujillo persönlich durfte den Abgelehnten eine Ausnahmegenehmigung erteilen). Dem Gesuch um eine vorübergehende Aufenthaltsgenehmigung, während man auf die Einreise in die Vereinigten Staaten wartete, konnte nicht mehr entsprochen werden.⁷⁶ Solche Briefe kamen nicht nur aus den USA. Zum Beispiel schrieb Erzherzog Otto von Österreich an DORSA-Vertreter und äußerte sich besorgt wegen der »Rettung österreichischer und ungarischer Flüchtlinge [...], die sich in Santo Domingo niederlassen wollen«.⁷⁷

Auch Washington-Insider, Männer mit Macht und Beziehungen, wandten sich an die dominikanische Botschaft und die DORSA. Sogar der Vorsitzende des Komitees für Auswärtige Angelegenheiten, Sol Bloom aus New York, setzte offenbar eher auf die Hilfe der dominikanischen Botschaft als auf die des US-Außenministeriums. Er versuchte

1940 einer polnischen Flüchtlingsfamilie in Triest zu helfen, die »befürchten musste, nach Polen deportiert zu werden«, und verbürgte sich dafür, dass Freunde in den Vereinigten Staaten für deren Unterhalt in der Dominikanischen Republik aufkommen würden.⁷⁸ Auch Senatoren mieden das Außenministerium und richteten ihre Schreiben direkt an die Botschaft oder die DORSA. Zum Beispiel fragte Senator Clyde M. Reed aus Kansas den dominikanischen Botschafter in den Vereinigten Staaten, Andrés Pastoriza, ob die Dominikanische Republik dem Stiefvater seines Leibarztes helfen könnte.⁷⁹ Mit Strenge reagierte das US-Außenministerium auf eine Bitte der berühmten Familie Warburg zugunsten eines jüdischen Flüchtlings. Sie, die zu den wohlhabendsten und wohlthätigsten jüdischen Familien gehörte, hatte darum gebeten, einem ihrer Freunde zu erlauben, sich vorübergehend von Ellis Island zu entfernen und ihr im Oktober 1940 einen kurzen Besuch abzustatten. Das Außenministerium lehnte die Bitte ab und mokierte sich über die »Bande von offensichtlich von den Warburgs angeheuerten Anwälten«, wie sie es nannten.⁸⁰

Nicht einmal ein so berühmter und einflussreicher Mann wie Cornelius Vanderbilt Jr., der amerikanische Millionär, konnte das Außenministerium dazu bewegen, seinen Freund Saul Steinberg in die Vereinigten Staaten einreisen zu lassen. Im Juni 1940 wandte er sich – in zwei Briefen an den Gesandten Pastoriza – an die dominikanische Botschaft in Washington und setzte sich für den sechszwanzigjährigen Künstler Steinberg ein. Dessen Werke sollten später die Titelseiten der Zeitschrift *The New Yorker* schmücken. Damals saß Steinberg, der ein Architekturstudium am Polytechnikum in Mailand abgeschlossen und seine Comics bereits in *Life Magazine* und *Harper's Bazaar* veröffentlicht hatte, mit einem rumänischen Pass in Italien fest. Ungeachtet seines Talents, seiner Erwerbsfähigkeit und der Zusicherung Vanderbilts, Steinbergs »Freunde hierzulande« würden in allen Geldangelegenheiten für ihn geradestehen, »macht es ihm unsere Einwanderungspolitik unmöglich, [...] sich [in den USA] niederzulassen«, schrieb Vanderbilt. Daraufhin stellte Pastoriza den Kontakt zur DORSA her, die Steinbergs Einreise in die Dominikanische Republik, allerdings als Ausnahmefall, ermöglichte. Da feststand, dass er keinesfalls Farmer werden würde, blieb er in Ciudad Trujillo.⁸¹

Zusätzliche Probleme behinderten die Rettungsaktionen; zu nennen wären die Schwierigkeiten bei der Beschaffung von Transitvisa, die Sperrung von Fluchtwegen und die angeblich unzureichende Anzahl von Schiffen für den Transport. Nach dem Eintritt der USA in den Krieg machten die Angriffe deutscher U-Boote entlang der Ostküste sowie im

Golf von Mexiko und in der Karibik eine sichere Überfahrt von Europa zum amerikanischen Kontinent unmöglich. Zudem war es sehr kompliziert und kostete viel Zeit, die nötigen Transitvisa zu bekommen. Um in die Dominikanische Republik einzureisen, brauchte ein Flüchtling nicht nur ein dominikanisches Visum, sondern auch ein Ausreisevisum des Landes, in dem er seinen Wohnsitz hatte, sowie Transitvisa für alle Länder, die er auf seiner Reise durchquerte. Ernst Hofeller schilderte den Papierkrieg, den er führen musste, um die Schweiz verlassen zu können: »die Visa [...] mussten von hinten aufgerollt werden. Als erstes und wichtigstes kam das dominikanische Visum. Wenn man das in Händen hielt, bekam man Transitvisa für die USA, dann Portugal, dann Spanien, dann Frankreich – in dieser Reihenfolge. Kein Land wollte die Genehmigung zur Durchreise erteilen, solange man nicht beweisen konnte, dass das nächste einen einreisen ließ.«⁸² Lissabon, von wo aus die meisten Flüchtlinge sich einschifften, wurde zur »Flüchtlingshauptstadt Europas« und »das Nervenzentrum verschiedener Hilfsorganisationen«. Nicht nur war es Hitlers Zugriff entzogen, sondern die portugiesischen Konsuln in vielen Teilen Europas handhabten die Ausgabe von Transitvisa für Lissabon äußerst großzügig. Sie »drückten beide Augen zu«, wenn ihnen Flüchtlinge unechte Einreisevisa (die besonders für Südamerika gehandelt wurden) vorlegten, die sie wiederum von bestochenen Beamten erhalten hatten, und die sich später als unzulänglich erwiesen.⁸³

Das DORSA-Büro in Lissabon spielte häufig den Vermittler bei den portugiesischen Behörden, ein Vorgehen, das Rosen so beschrieb: »ein Alptraum, 57 verschiedene Arten von Visa zu beschaffen – Ausreise, Einreise, Transit, Erneuerung abgelaufener Visa, Revalidierungen – Passprobleme lösen, Transportmöglichkeiten finden, Papierkrieg ohne Ende.«⁸⁴ Mit dem Eintritt Italiens in den Krieg im Juni 1940 war es den Flüchtlingen nicht mehr möglich, auf direktem Weg per Schiff von Italien in die Dominikanische Republik zu gelangen. Daher musste die DORSA sie auf dem Umweg über die USA holen und vorher US-Transitvisa beschaffen, was erneut »direkte und häufige Auseinandersetzungen mit dem Außenministerium« bedeutete.⁸⁵ Ganz allgemein pochten die USA auf die Ausstellung dieser Transitvisa aus Gründen der nationalen Sicherheit. Alle potentiellen Einwanderer in die Dominikanische Republik (und andere lateinamerikanische Länder) wurden überprüft, ob sie für die Vereinigten Staaten eine Gefahr darstellen könnten, und nur die als vertrauenswürdig eingestuft bekamen Transitvisa. Flüchtlinge, die zu diesem Zeitpunkt von Lissabon aus aufbrachen, benötigten also ebenfalls US-Transitvisa, weil sie auf dem Weg in lateinamerikanische Hafenstädte einen Zwischenstopp in den USA einlegen mussten; diese Visa wurden

aber nur schleppend ausgestellt. Binnen eines Jahres, bis zum Juli 1941, schlossen die Vereinigten Staaten sogar sämtliche US-Konsulate in den von den Nazis besetzten Teilen Europas und ließen damit die wenigen kostbaren Monate bis zum totalen Ausreiseverbot aus Deutschland im Oktober ungenutzt. Überdies erteilten die USA nun gar keine Transitvisa mehr.

Als einzige »Übergangsstation« auf dem Weg von Europa in die Dominikanische Republik blieb nur Kuba übrig; allerdings verlangten die Kubaner die überhöhte Kautionssumme von 500 Dollar (die man bei der Abreise zurückbekam) und Visagebühren von 40 Dollar. Die Vertreter von Joint hätten es gern gesehen, wenn die dominikanische Regierung bei den Kubanern interveniert hätte, waren aber auch bereit, selbst mit Kuba zu verhandeln.⁸⁶ Zwischenzeitlich versuchte eine andere jüdische Vereinigung in Kuba, die von Joint finanzierte HICEM, die Kaution für die Flüchtlinge zu hinterlegen und sie wieder einzulösen, wenn diese weiterreisen.⁸⁷ Erneut kam es also durch bürokratische Hürden, aber auch wegen der hohen Kosten, zu Verzögerungen.

Durch die Ausweitung der Kriegsgebiete existierten bald gar keine Fluchtwege mehr. Zunächst blockierte der Krieg die Routen über Land im Osten Europas. Dann versperrte Hitlers Angriff im Westen auch andere Fluchtmöglichkeiten. Mit Italiens Kriegseintritt gingen die dortigen Häfen für die Flüchtlinge verloren, und die DORSA baute auf England und Frankreich, wo »die Leute anscheinend noch rauskonnten«.⁸⁸ Bis Juni 1940 waren erst 37 der 250 von Trone in Europa angeworbenen Personen eingetroffen.⁸⁹ Von da an bis Kriegsende gab es aufgrund der Kampfhandlungen kaum mehr sichere Schiffsrouten.⁹⁰ Bis September 1940 schickte die DORSA über 2000 Visa nach Europa, aber aufgrund von Transportschwierigkeiten und der Aussichtslosigkeit, alle nötigen Transitvisa zu bekommen, mussten die meisten Flüchtlinge bleiben, wo sie waren: in Deutschland, Italien oder den Niederlanden.⁹¹

Auch die Schifffahrt wurde immer mehr in Mitleidenschaft gezogen. Die DORSA war auf Schiffe angewiesen, die in nicht am Krieg beteiligten Ländern registriert und nicht im Besitz der USA waren, weil amerikanische Schiffe sich gemäß den Neutralitätsgesetzen nicht in Kampfzonen bewegen durften. Anfang 1940 gab George Warren einen »dringenden Bedarf an Transportmöglichkeiten« bekannt.⁹² Mitte des Jahres bestätigte die DORSA, dass die Einschiffung das »Hauptproblem« bei der Beförderung von Siedlern von England nach Sosúa darstellte: Die Helfer hatten die finanziellen Mittel, aber keine Schiffe.⁹³ Zum Beispiel konnte die DORSA keine direkte Transportmöglichkeit von England in die Dominikanische Republik finden.⁹⁴ Das war auf jeden Fall die Sicht

in der damaligen Situation, doch hat kürzlich David Wyman den angeblichen Mangel an Transportmöglichkeiten eine »glatte Lüge« genannt. Es habe sehr wohl genügend Schiffe gegeben: »Immer wenn die Alliierten Schiffe für nichtmilitärische Zwecke brauchten, trieben sie auch welche auf.« Doch wenn es darum ging, Juden zu befördern, »gab es fast nie Schiffe«.95 1943 führte Breckinridge Long diesen angeblichen Mangel an Transportkapazitäten als Grund dafür an, dass sein Außenministerium so wenige Visa für Flüchtlinge ausstellte.

Dass die Rettungsaktionen nur so schleppend vorankamen, löste bei den jüdischen Hilfsorganisationen zusätzliche Enttäuschung aus, ebenso bei Joint. In New York trafen regelmäßig Telegramme in besorgtem und frustriertem Ton ein, wie zum Beispiel im März 1941 das der Wiener Jüdischen Gemeinde, in dem heftig beanstandet wurde, dass die Einwanderung von »anerkannten Siedlern mit ein Jahr lang gültigem Visum« sich so lange verzögerte. Der Verfasser unterstellte der DORSA, »ausschließlich die Fälle von Freunden und Verwandten« zu bearbeiten.96 New York reagierte umgehend und erklärte, dass es sich um »Gründe außerhalb unseres Einflussbereiches« handelte.97 Im Oktober 1941 beschwerten sich die Verantwortlichen in Wien über das »ständige Übergehen der Auswanderer aus Wien« und konstatierten, dass ein Kontingent von im Jahr 1940 zugelassenen Wienerern nie ausgereist war.98

Nicht nur die Wiener waren empört. Im September und Oktober 1941 telegrafierte die DORSA nach Amsterdam, dass nur 66 Personen, die sowohl ein kubanisches Transitvisum als auch ein dominikanisches Visum besaßen, in die Dominikanische Republik einreisen dürften. Die Frustration der Holländer war fast mit Händen zu greifen, da die Inhaber von Ausreisevisa die Niederlande innerhalb einer festgelegten Zeitspanne verlassen mussten; andernfalls verlor ihr Visum seine Gültigkeit: »Ihr Telegramm verursacht [...] eine unmögliche Situation, weil alle, die ein gültiges DORSA-Visum besitzen [...] ausreisen müssen.« Die DORSA müsse »unbedingt« und »sofort« kubanische Transitvisa besorgen.99 In der Tat begann die niederländische Regierung Ende 1941 damit, Juden in das Durchgangslager in Westerbork zu schicken.

Als sich die Lage in Europa immer weiter verschärfte, praktizierte die DORSA tatsächlich eine gewisse Vetternwirtschaft, die man aber auch Loyalität nennen könnte, weil ihr Einsatz ihren Angestellten in einigen Joint-Niederlassungen galt. Wer in Marseille oder Lissabon für Joint oder andere jüdische Auswanderungsvereine arbeitete, oder für die litauische OSE-Kommission (ein von Joint unterstützter Verein, der sich der Kinderfürsorge und -gesundheit widmete), war ebenfalls auf Hilfe angewiesen. Die DORSA in New York wurde mit Gesuchen überhäuft. Um die

Rettung und anschließende Ansiedlung in Sosúa durchführen zu können, wurden zur finanziellen Unterstützung der Joint-Angestellten ihre Angehörigen in den USA kontaktiert.¹⁰⁰ Die DORSA-Schreiben an George Warren, den Mittelsmann zum US-Außenministerium, endeten unweigerlich mit der Vorwegnahme und Zerstreuung von Bedenken seitens der USA: »Wir kennen Mrs. Samuel recht gut, und sie ist stets äußerst gewissenhaft und ehrlich gewesen [...], ihr Charakter makellos. [...] Wir sind überzeugt, dass weder Mr. noch Mrs. Samuel jemals gegen die Grundprinzipien unseres Staates verstoßen würden.« Oder: »Wir hatten ausreichend Gelegenheit, ihn als Mensch zu begutachten und sind bereit, uns in jeder Hinsicht für seinen Charakter zu verbürgen. Wir sind sicher, dass er sich strikt an die Grundsätze unseres Staates halten wird.«¹⁰¹

Gegen Ende 1942 schickte der Vorsitzende von Joint in Lissabon eine Liste von »Führungspersönlichkeiten im jüdischen Gemeinde- und Sozialwesen« an die DORSA, in dem Glauben, es gebe »eine winzige Möglichkeit, San-Domingo-Visa für einige besonders verdienstvolle Fälle im unbesetzten Frankreich« zu ergattern: »Vielen dieser Leute droht nun die Deportation. Wir wären Ihnen sehr verbunden, wenn Sie sich unverzüglich um San-Domingo-Visa für diese Gruppe bemühen würden.« In Unkenntnis der vielfältigen Verzögerungen, die das US-Außenministerium der New Yorker DORSA zumutete, hatte das Lissaboner Büro hinzugefügt: »Wir müssen sicher nicht noch den Umstand besonders betonen, dass [...] es ungemein wichtig ist, rasch zu handeln.«¹⁰² Wenig später antwortete der Schriftführer von Joint, Moses A. Leavitt, mit Bedauern, dass »die Dominikanische Republik anscheinend keine Möglichkeit sieht, irgendwelchen Flüchtlingen irgendein Visum auszustellen.«¹⁰³ Die Dominikaner hätten eigentlich noch mehr Flüchtlinge aufgenommen, waren aber vom US-Außenministerium gedrängt worden, bis Kriegsende keine Visa mehr zu bewilligen. Nur wenige Monate später, im März 1943, verschlimmerte sich die Situation nochmals, weil Avra Warren von der Visa-Abteilung zum Botschafter in der Dominikanischen Republik ernannt worden war und nun seinen Einfluss geltend machte – was bedeutete, dass sich die Aufnahmebereitschaft noch mehr verringerte.¹⁰⁴

Verständlicherweise forderten die Bewohner von Sosúa unablässig Visa für ihre Angehörigen, und die DORSA-Stellen versuchten ihnen zu entsprechen, weil die Verantwortlichen überzeugt waren, dass die Ankunft von »Verlobten oder Ehefrauen oder nahen Verwandten« der Siedler »zur Stärkung des Familienlebens« beitrüge, was wiederum Sosúa zugute käme.¹⁰⁵ George Warren erinnerte Avra Warren in einem Brief daran, dass »von Anfang an [...] alle an Sosúa Interessierten [einsahen]

[...], dass man von den Siedlern nicht erwarten kann [...] Erfolg zu haben, wenn sie sich ständig Sorgen um ihre noch im Ausland weilenden Verwandten machen müssen«. ¹⁰⁶ Sogar Avra Warren schien sich dafür begeistern zu können, »konstruktive Familiengruppen durch die Zusammenführung der Familienmitglieder« zu bilden. Das DORSA-Büro führte als Beispiel Gertrude Fischer an, »ein Mädchen, das eifrig darauf hinarbeitet, Sosúa auf Dauer zu ihrer Heimat zu machen«. Rosen war es gelungen, für ihr einjähriges Pädagogikstudium in Ciudad Trujillo finanzielle Unterstützung von Agro-Joint zu sichern, so dass sie später in Sosúa unterrichten konnte. Allerdings hoffte und wartete sie auf eine Zusammenführung mit ihrem Bruder. »Ganz gewiss wäre Gertrude Fischer eher geneigt, in Sosúa zu bleiben, wenn ihr Bruder ebenfalls dorthin käme.« ¹⁰⁷

Auch andere Sosúaner bemühten sich verzweifelt um die Rettung ihrer Familien. Hermine Kohn Cohnen erinnert sich, dass man ihr und ihrem Mann gesagt hatte, man könne ihre Eltern herüberholen, falls sie sich ihre eigene Farm aufbauen und schnell etwas Geld sparen könnten. Die beiden gaben sich mit einem äußerst kargen Haus ohne Toilette zufrieden und nahmen Extrajobs an, um für ihre Eltern zu sparen. Neben der üblichen Arbeit auf dem Bauernhof stellte ihr Mann Holzkohle her und verkaufte sie als Brennmaterial für die Küche. Auch baute er einen Pferdewagen für sie, mit dem sie auf den angrenzenden Farmen Einkaufslisten einsammelte, in die »Stadt« fuhr, und die dort erstandenen Waren gegen ein kleines Entgelt ablieferte. Um noch zusätzlich Geld zu verdienen, buk sie österreichischen Mohnkuchen und anderes Gebäck. Bald fertigte ihr Mann noch einen Zweispänner an, mit dem Hermine dann zwischen zwölf und fünfzehn Kinder von den Farmen zur Schule kutscherte. Trotz aller immensen Anstrengungen, beiseitegelegten Ersparnissen und schönsten Hoffnungen erhielten ihre Eltern nie die notwendigen Papiere. ¹⁰⁸ Tatsächlich stellte die DORSA »einige hundert« Visa für Angehörige in Europa aus, doch erreichten nur einhundert davon ihr Ziel vor Pearl Harbor. ¹⁰⁹ Die DORSA verfügte über genügend Mittel, um mehr als 1000 Menschen aus Deutschland und den Niederlanden herüberzuholen; alle besaßen ein dominikanisches Visum, hätten aber noch Transitvisa für die USA gebraucht. Die USA verweigerten sie ihnen. ¹¹⁰

Da sie nicht wussten, wie sehr die politische Linie der USA die Rettungsaktionen systematisch ins Leere laufen ließ, fühlten sich die Flüchtlinge in Sosúa Roosevelt zu tiefem Dank verpflichtet. Im zweiten Absatz des Vertrags zwischen der DORSA und der Dominikanischen Republik über die Gründung von Sosúa wurde Roosevelt namentlich als Initiator

der Konferenz von Evian erwähnt, nach der Trujillo 100 000 Flüchtlingen eine Heimat angeboten hatte. Daher hielt ganz Sosúa einen Augenblick inne, als im April 1945 die Nachricht von Roosevelts Tod eintraf. Die Siedler veranstalteten eine Trauerfeier, in der sie des »Befreiers der Menschheit« und der »Inkarnation der Menschenrechte« gedachten. Die Redner fanden ihren »Wortschatz zu arm«, um ihr Gefühl der Dankbarkeit dem Präsidenten gegenüber auszudrücken.¹¹¹

Den einzigen Lichtblick inmitten der Quälerei »in Sachen Rettung« bildete die dominikanische Regierung. Ende 1940 stellte Trujillo weitere 20 000 Hektar in Aussicht, auf denen sich im Laufe des Jahres 1941 noch einmal 1000 Siedler hätten niederlassen können. Wie er aus den Anfangsverhandlungen mit der DORSA wusste, wollte sie keine »Almosen«, sondern dass die Siedler Verantwortung übernahmen; daher schlug er vor, dass die DORSA »als Ausgleich für diese Ländereien Wertpapiere in mäßiger Höhe« ausgab. Aber er bestand auf »einigen hundert Hektar« Land in den Bergen als Geschenk, damit die Siedler sich dort »kurze Ruhe- und Erholungspausen gönnen« konnten.¹¹² Mitten im Krieg, und angesichts einer grundsätzlichen Einwanderungsblockade seitens der USA, wies der dominikanische Botschafter Troncoso auf das anhaltende Interesse seiner Regierung an Sosúa hin, sowie auf deren Wunsch und Bereitschaft, nach Kriegsende »das Bestehende noch weiter auszubauen«. ¹¹³ Überdies hatte die regierungsgesteuerte Presse seit Januar 1940 die Ankunft von US-amerikanischen und DORSA-Würdenträgern begleitet und bejubelt, Einzelheiten des Sosúa-Vertrags wiedergegeben, über Antisemitismus in Europa berichtet und ein Bild der verschiedenen Einwanderer gezeichnet. Die Ankunft von DORSA-Siedlern wurde ebenso angekündigt wie die von spanischen Flüchtlingen und von »Osteuropäern« (höchstwahrscheinlich Juden), die auf eigene Faust gekommen waren. Auch als Trujillo im Juni 1940 der Jugend in Frankreich und England eine Zuflucht offerierte, wurde die Öffentlichkeit darüber informiert.¹¹⁴ Trujillo, sein Beamtenapparat und seine Presseorgane ebneten den Weg für die Flüchtlinge.

»Wir können uns auf die hundertprozentige Kooperation der dominikanischen Regierung verlassen«, berichtete Rosen.¹¹⁵ Stets waren die Regierungsvertreter entgegenkommend, soweit das US-Außenministerium es zuließ. Zum Beispiel erzielte die Dominikanische Republik zwar mehr als die Hälfte ihrer Gesamtsteuereinnahmen durch Einfuhrzölle auf die verschiedensten Waren, von schwerem Gerät bis hin zu Kleidung, Textilwaren und einigen Nahrungsmitteln, aber die Siedler durften Möbel, Werkzeug, Kleidung und Ausstattung zollfrei mitbringen oder einführen – alles, was sie »für ihren persönlichen Bedarf beim Aufbau ihres land-



Warten

wirtschaftlichen Betriebs« benötigten.¹¹⁶ Unter den gegebenen Umständen taten die Dominikaner ihr Bestes. An bürokratische Verzögerungen gewöhnte DORSA-Vorstandsmitglieder lobten die Dominikanische Republik für ihr Tempo und ihre Hilfsbereitschaft. Im März 1940 wurden Visa binnen 24 Stunden bewilligt. Bei einer Sitzung in New York kommentierte eins der Vorstandsmitglieder: »Noch nie habe ich eine vergleichbare Vertrauensbeziehung erlebt [...], vollständig dem Wunsch der dominikanischen Regierung zur Kooperation geschuldet. [...] Wir haben über 300 000 Dollar; sie haben nie etwas davon gesehen; nie haben

sie uns nach einem Kontoauszug gefragt, und sie haben uns vollstes Vertrauen geschenkt. Wir sind der dominikanischen Regierung zweifellos zu großem Dank verpflichtet.«¹¹⁷ Aus Dankbarkeit (und wahrscheinlich in Erwartung anhaltender guter Zusammenarbeit) wählten sie Trujillo in den Vorstand der DORSA. Dass er die Wahl annahm, werteten sie als »neuerliches Zeichen dafür, wie stark er sich für dieses Projekt interessiert, das er so großzügig unterstützt hat.«¹¹⁸ Die zuvorkommende und effiziente Erteilung von Visa ging weiter, so dass ein Mitarbeiter 1941 in einem Memo an die DORSA-Geschäftsstelle anmerken konnte, dass »die dominikanische Regierung bereit ist, Visa praktisch auf Geheiß der DORSA zu gewähren.«¹¹⁹

In den Anfangsjahren bewilligte die dominikanische Regierung etwa 4000 Stück. Diese Papiere haben vielleicht sogar Menschen das Leben gerettet, die sich nicht in der Dominikanischen Republik niedergelassen haben. Manche erhielten dadurch die Möglichkeit, sich vorübergehend auf der Insel aufzuhalten, andere konnten damit Europa verlassen und anderswo Unterschlupf finden. Ein Dankesbrief an das DORSA-Büro (aus den USA) bestätigte, dass das dominikanische Visum »in Barcelona eine große Hilfe war, weil mich die Polizei sonst ins Gefängnis gesteckt hätte, wie es vielen Freunden von mir passiert ist«. Dank des Visums konnte diese Frau die Reise unbehelligt fortsetzen.¹²⁰ Überdies ließen die Deutschen eine Anzahl von Leuten mit lateinamerikanischen Visa in Ruhe, die ihre Einwanderungspapiere von Konsuln bekommen (oder in vielen Fällen gekauft) hatten. Für die Todgeweihten unter denen, für die sich lateinamerikanische Republiken einsetzten, gab es einen Aufschub, weil sie eine potentielle »Austauschmasse« gegen Nazisympathisanten in Lateinamerika darstellten. Obwohl ein solcher Austausch nie stattfand, konnten einige durch die Verzögerung ihr Leben retten. Im Februar 1944 schätzte das *Intergovernmental Committee* die Anzahl der von lateinamerikanischen Konsuln ausgestellten Papiere auf 5000 bis 10 000. Nach dem Krieg lautete die Schätzung des *War Refugee Board*, dass dank dieser Dokumente bestimmt 2000 Menschen überlebt hatten.¹²¹ Viele Jahre später nannte Rosenberg diese Visa bei einer Veranstaltung zu Ehren Trujillos »die reinsten Lebensversicherungspolizen.«¹²² Maurice Hexter gab in seiner Autobiographie eine höhere Zahl an und steuerte seine eigene Interpretation bei: Sosúa

»rettete über fünftausend Juden das Leben. Trujillo hatte uns ermächtigt, Visa für die Dominikanische Republik auszustellen, die es einer Menge Juden im besetzten Europa möglich machten, den Kontinent zu verlassen. Also fuhren sie nach Santo Domingo und konnten von



Bei der Gepäckkontrolle

dort nach Kanada oder in die Vereinigten Staaten weiterreisen. Ohne diese Visa wären sie in den Vernichtungslagern gelandet.«¹²³

Außerdem walteten die dominikanischen Zollbehörden nach Eintreffen der Siedler auf der Insel »zügig« ihres Amtes. Nur einen Tag später erreichten die Flüchtlinge Sosúa: »Alles funktionierte reibungslos.«¹²⁴ Und zuguterletzt wollte die Regierung die Europäer unbedingt zu dominikanischen Staatsbürgern machen. Einem Antrag auf Staatsbürgerschaft wurde entsprochen, wenn man ein Jahr lang als Bonafide-Siedler auf

einer Heimstätte gelebt und mindestens sechseinhalb Hektar Land kultiviert hatte.¹²⁵ Im Januar 1942 besuchte der dominikanische Botschafter in den USA, Pastoriza, die Siedler und ermahnte sie, an der Erweiterung der Siedlung zu arbeiten – als Vorbild für jene, die nach dem Ende des Krieges einen Zufluchtsort nötig haben würden. Er forderte die Siedler auf, dominikanische Staatsbürger zu werden, und sich nicht als Flüchtlinge oder Ausländer zu betrachten. Mit lobenden Worten bedachte er die Geburt von achtzehn Kindern und nannte sie »achtzehn dominikanische Neubürger«.¹²⁶

Wenn überhaupt etwas die Stimmung trübte, so war es die Verwundung, »nahezu Verärgerung« der dominikanischen Regierung, dass die DORSA die Einwanderung nicht beschleunigen konnte.¹²⁷ Wahrscheinlich schrieben die Dominikaner der DORSA viel mehr Macht zu, als sie in Wahrheit besaß. Verständlich war dieser Irrtum allemal, weil der Vertrag von hochrangigen amerikanischen und amerikanisch-jüdischen Persönlichkeiten unterzeichnet worden war, und zwar mit ausdrücklicher Billigung Roosevelts. Auch waren die »byzantinischen« Beziehungsgeflechte innerhalb des Außenministeriums für die dominikanische Regierung nicht zu durchschauen, wenn dies noch nicht einmal den mit Einwanderungsfragen befassten Amerikanern gelang. Zum Beispiel führte Rebecca Reyher im Januar 1941 ein Telefongespräch mit Robert T. Pell vom US-Außenministerium, in dem er die DORSA dringend bat, niemanden aus Deutschland zuzulassen. Er erklärte, es sei wenig aussichtsreich, diese Regelung von seinem Posten aus abändern zu wollen, da seine Kollegen ihn ohnehin »als Sachwalter der Association« (das heißt, der DORSA) ansähen.¹²⁸ Die Führungskräfte in der DORSA ahnten das Vorhandensein solcher Zwistigkeiten, fanden sich aber selten so offensichtlich darin bestätigt. Die dominikanische Regierung blieb da noch viel mehr im Ungewissen.

Im März 1943 bemerkten DORSA-Verantwortliche erste Anzeichen dafür, dass die dominikanische Regierung den Glauben an die Einwanderung aus Europa verloren hatte. Zu diesem Zeitpunkt informierte Rosen Rosenberg, dass Trujillo »mit dem Segen unseres Außenministeriums« mit Puerto Rico Verhandlungen über die Ansiedlung einer »beträchtlichen Anzahl« von Puerto Ricanern in der Dominikanischen Republik geführt hatte. Er fügte hinzu, dass die Puerto Ricaner in punkto Siedlerleben »natürlich [...] eher das Zeug dazu haben als unsere Juden, daran besteht kein Zweifel«.¹²⁹ Rosen machte sich Sorgen, der »große Boss« (Trujillo) könne »der DORSA böse sein, was nicht ganz unberechtigt« sei. Immerhin habe das Kreißen des »Berges« nur eine »Maus« hervorgebracht, und er (Trujillo) sowie andere Leute in der Dominikanischen Republik seien »verständlicherweise enttäuscht.«¹³⁰

Mitte 1941 sahen sich die DORSA-Verantwortlichen mit drei drängenden Problemen konfrontiert: Wegen des Krieges saßen viele Flüchtlinge fest; das US-Außenministerium blockierte alles, was sie unternahmen; und sie verfügten nur über begrenzte finanzielle Mittel. Ihre Sorge war, dass nur wenige der Menschen, die sie retten wollten, die Kriegsgebiete verlassen können oder von der US-Regierung die Genehmigung erhalten würden, sich in der Dominikanischen Republik niederzulassen. Eine weitere Sorge bestand darin, dass sie nicht wussten, wie sie angesichts der steigenden Kosten den Juden in Europa nach dem Krieg helfen sollten. Im Januar 1941 schrieb Rebecca Reyher eine Bleistiftnotiz auf ein Telegramm aus Marseille, das ihr ankündigte, die dortigen Konsul und Vizekonsul der USA seien bereit zu helfen und Transitvisa für einige DORSA-Siedler auszustellen. Einerseits fragte sie sich, ob die dominikanische Republik solche Durchgangslager für die Flüchtlinge gestatten werde, wo sie auf die Fertigstellung zusätzlicher Baracken und Häuser in Sosúa warten könnten. »Andererseits«, meinte sie, sei es vielleicht »billiger, Geld für die Verbesserung der Zustände im Lager Gurs auszugeben – man könnte mit derselben Summe viel mehr Menschen helfen!«¹³¹ Diese gekritzelte Notiz bringt ihre Besorgnis angesichts der Finanzlage ebenso zum Ausdruck wie ihre nur vage Kenntnis der entsetzlichen Zustände in Gurs.

Reyher hat diese Gedanken möglicherweise nie ausgesprochen, und die DORSA setzte nichts davon in die Tat um. Aber zum Zeitpunkt ihrer Abwägung der Ausgaben schlugen sie und andere DORSA-Verantwortliche sich gerade mit der Frage herum, wie Sosúas Zukunft finanziert werden sollte.¹³² Sollte die DORSA sofort hundert Siedler aufnehmen oder mit den zur Verfügung stehenden Geldern den Grundstein für ein umfangreicheres Programm legen, so dass 1000 Menschen im Jahr 1941 aufgenommen werden könnten? Ihr Fazit: »In der Überzeugung, dass bei der gegenwärtigen Weltlage, angesichts so großer Not und nur *einem einzigen realen Projekt*, nämlich dem dominikanischen, das einer großen Anzahl von Menschen eine sofortige Ansiedlung ermöglicht, gemäß einem fairen und annehmbaren Abkommen mit einer freundlich gesinnten Regierung in einer nicht weit von den USA entfernten Region«, kann es »nur eine Antwort geben [...], nämlich dass wir darangehen müssen, den Boden für ein großangelegtes Siedlungsprogramm zu bereiten.«¹³³

Nun brachte Rosen, dem einst die grandiose Zahl von 29 000 Familien vorgeschwebt hatte, seine Bedenken zum Ausdruck, Sosúa über 500 Einwohner hinauswachsen zu lassen. Spätestens im April 1941 – zwei Monate, bevor Deutschland die Sowjetunion überfiel und die ersten Mas-

senmorde an Juden beging – hatte er begriffen, dass der Widerstand des US-Außenministeriums die Einwanderung niedrig gehalten hatte und der Sache auch in Zukunft schaden würde. Auch die kriegsbedingt hohen Preise und der Rückzug einiger Gönner erschwerten die Kostendeckung immer mehr. Für Rosen stand jetzt fest, dass die DORSA ihre Rettungsaktionen nicht im geplanten Umfang würde durchführen können, dass aber nach dem Krieg gewaltige Anstrengungen nötig sein würden, um den Juden zu helfen. Also modifizierte er seine Zielsetzung: Hauptaufgabe der DORSA sei es, zu belegen, dass das »Experiment« gelingen konnte, »europäische Flüchtlinge in der westlichen Hemisphäre unter tropischen Bedingungen anzusiedeln«. ¹³⁴ Sosúas Bedeutung liege nicht in der Anzahl geretteter Menschen, sondern in seinem Vorbildcharakter für die Ansiedlung von Zuflucht Suchenden nach dem Krieg. ¹³⁵ Letztlich hatte die feindselige und obstruktive Haltung des US-Außenministeriums den Ausschlag dafür gegeben, dass aus einer Rettungsaktion ein Experiment für die Umsiedlung von Flüchtlingen in der Nachkriegsphase geworden war.

5 Eingewöhnung in der »Großstadt Sosúa« 1942-1945

»unsere Siedlung in Sosúa ist nur eine winzige Insel im Meer des Elends, aber es sind gerade solche Inselchen, die ein wenig Licht ins Dunkel bringen können.«¹

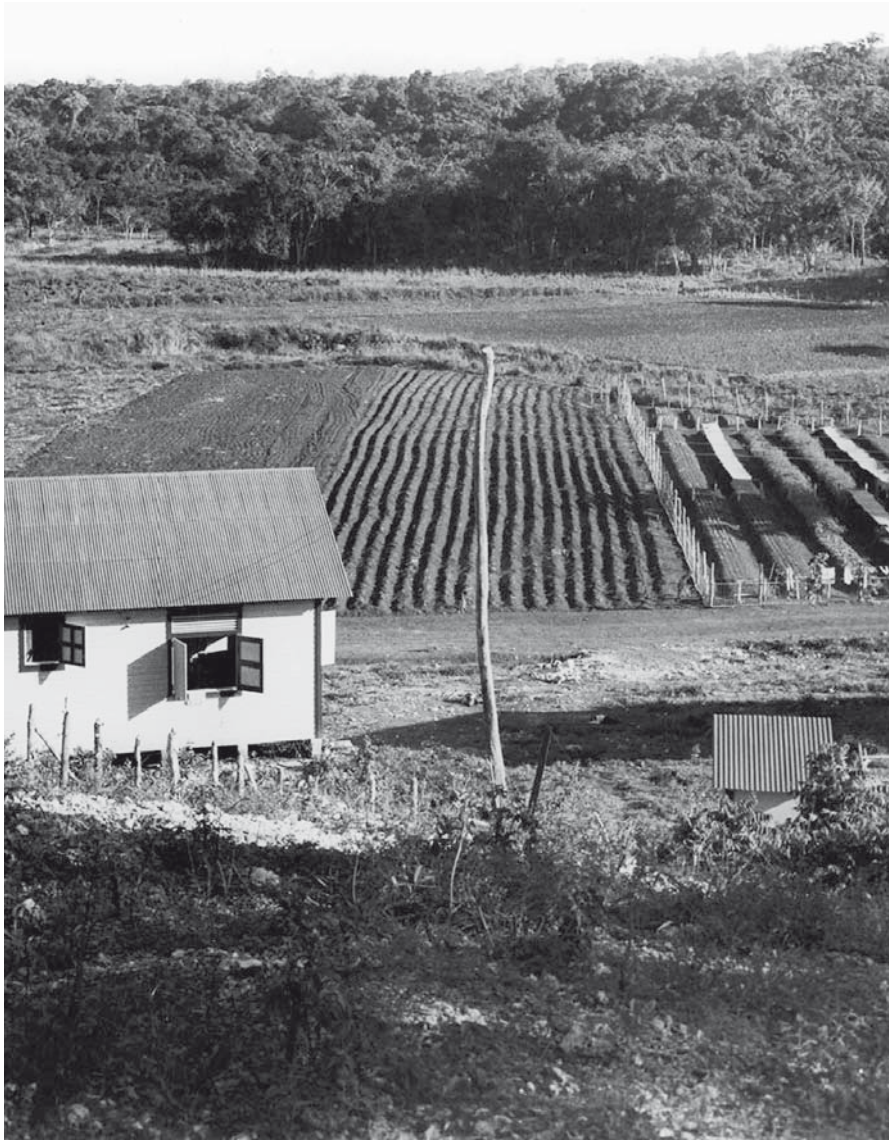
Den Nazis im besetzten Europa entkommen zu sein, hatte für die Flüchtlinge den Verlust der Heimat und ernste Traumata zur Folge, aber als Siedler schufen sie sich mit Hilfe dominikanischer Arbeitskräfte und den Geldern der DORSA ein gut funktionierendes Zuhause. Die meisten überwandern ihre körperlichen und seelischen Nöte und gründeten mit eigentlich ziemlich bemerkenswertem Erfolg eine kleine Stadt, knüpften Beziehungen zu ihren dominikanischen Nachbarn und betrieben Ackerbau und Viehzucht. Obwohl sie wegen des Einwanderungsstops nur eine kleine Gruppe geblieben waren und trotz allerlei Alltagsfrustrationen, für die sie die DORSA oder das Klima verantwortlich machten, erarbeiteten sie sich als Gemeinwesen genügend wirtschaftliche Stabilität, um sich in ihrer wohlverdienten Freizeit sportlich und kulturell betätigen zu können.

Mitte 1943 nahm ein Autor des Mitteilungsblatts von Sosúa seine Leser – ausnahmslos andere Flüchtlinge – mit auf einen Spaziergang durch die »Großstadt« Sosúa. Zunächst verglich er die Anfangsjahre, als jeder reihum eine Weile auf dem Feld, im Stall, in der Molkerei oder der Küche gearbeitet oder »Barackendienst« gehabt hatte, mit »heute«, wo es eine Anzahl von »Selbständigen« gab, die als Landwirte, Gewerbetreibende, Handwerker oder als »Beamte« für die DORSA ihr Brot verdienten.² Danach ging es auf einer nicht ganz ernst gemeinten Tour durch die »Großstadt Sosúa«: Die »Geschäftsstraße« hinunter, vorbei an Kaffeehaus, Friseursalon, Bäckerei, an der Verkaufsstelle der Molkereigenossenschaft, am Sattler, Schuster, Schmied, Spengler, an Kurzwarenhandlung, »Warenhaus«, Schule, Autogarage und Traktorschuppen, und an den Tischlerwerkstätten. Weiter ging die Tour in Richtung »Innenstadt«: Man spazierte an der im Bau befindlichen Pferderennbahn vorbei und gelangte zu den »Wohnhäusern« (den Baracken).³ Ganz in der Nähe befand sich das »Kino« (ein Raum, in dem die Siedler Filme anschauen konnten) mit dem »Nachtlokal« Cinébar. Danach ging man am Krankenhaus vorbei zum »Regierungsgebäude«, der Casa Grande, gegenüber der Stadtbibliothek und dem Redaktionsgebäude (in dem die wenigen Seiten der Zeitung auf der Maschine geschrieben und vervielfältigt wurden). An der

Peripherie von Sosúa angelangt, befanden sich die Ausflügler in »Garden-City«, die ein Hotel und einige »Villen« von Verwaltungsangestellten – den »Staatsbeamten« – vorzuweisen hatte; noch weiter draußen gab es den Pferdestall und den Friedhof.⁴ Die Heimstätten der Siedler lagen in der »Provinz«. Das Fazit des Artikels lautete: Sosúa »macht sich! Und da gibt es noch Leute, die sagen, in Sosúa sei nichts los?!«⁵

Während der drei Jahre, in denen sich Sosúa zur »Großstadt« entwickelte, hatten die DORSA, die Flüchtlinge und die dominikanischen Arbeiter ungeheure Kraftanstrengungen unternommen, um überhaupt so weit zu kommen. Bis zum Juni 1942 war die Anzahl der Siedler auf 472 angewachsen. Aus Deutschland, Österreich, Polen, Russland, der Tschechoslowakei, Luxemburg, Ungarn waren sie geflüchtet, ein kleines Häufchen auch aus anderen westeuropäischen Ländern.⁶ Inzwischen lebten etwa 143 Personen entweder bereits auf einer Farm oder waren kurz davor, von Batey dorthin zu ziehen.⁷ Als sich das Jahr 1942 dem Ende zuneigte, attestierten viele Einwohner ihrer Siedlung »erstaunliche Fortschritte«.⁸ Die DORSA wollte nicht nur Menschen vor der Verfolgung retten, sondern auch ein produktives und lebendiges Gemeinwesen schaffen. Die Verantwortlichen hatten kein langfristiges Fürsorgeprogramm vor Augen; vielmehr verfolgte ihr Projekt den Zweck, den Flüchtlingen bei der Verarbeitung der erlittenen Traumata zu helfen und sie auf einem ihnen völlig neuen Terrain so weit zu schulen, dass sie letztendlich ihren Lebensunterhalt allein bestreiten konnten. Zunehmend gestand sich die DORSA jedoch ein, dass es bei der schrittweisen Gewöhnung der Flüchtlinge an die neuen Anforderungen immer wieder Schwierigkeiten für Personal und Siedler zu überwinden galt. Der allzeit verhalten optimistische Joseph Rosen sah »(Entwicklungs-)Möglichkeiten«, betonte allerdings weiterhin das Experimentelle an der Siedlung. Zunächst beschäftigte ihn, welcher Typ von Menschen da nach Sosúa gekommen war: »Wir müssen das komplexe Problem der physischen und psychischen Neuorientierung von kulturell ziemlich hochstehenden Menschen bewältigen. Deren Anpassungsschwierigkeiten stellen unser größtes Problem dar.«⁹

Was die rein physische Akklimatisierung betraf, erkannte Rosen bald, dass sogar Leute zwischen vierzig und fünfzig sich noch an das subtropische Klima gewöhnen konnten. Die psychische Neuorientierung stand auf einem anderen Blatt. Dazu musste man Menschen auf ein Leben als Farmer vorbereiten, die eine ganz andere Laufbahn im Sinn oder schon eingeschlagen hatten, ungeachtet der Trauer und Enttäuschung, die solch ein plötzlicher Berufswechsel auslösen musste. Eine Umfrage im April 1943 ließ erkennen, dass die Mehrzahl der Einwohner im Handel ausge-



Blick auf ein Gehöft

bildet oder tätig gewesen war – ein für mitteleuropäische Juden typisches Berufsbild –, während die meisten anderen ihren Lebensunterhalt als ausgebildete Handwerker verdient hatten (als Blechschmied, Schuster, Zuschneider, Herren-, Damen- oder Hemdenschneider, Mechaniker, Elektriker). Viele Frauen gaben an, früher Büroangestellte, Schneiderin oder Putzmacherin gewesen zu sein, ohne dass ganz klar wurde, ob sie diese Berufe jemals ausgeübt hatten. Wenn sie überhaupt berufstätig waren, hatten mitteleuropäische jüdische Frauen im allgemeinen ebenfalls eine Beschäftigung im Handel oder kaufmännischen Bereich angestrebt. Nur wenige Sosúaner – sieben Männer und vier Frauen – gehörten akademischen oder Fachberufen an wie Arzt, Rechtsanwalt, Ingenieur, Sozialarbeiter oder Krankenschwester/pfleger; auch das entsprach dem proportionalen Anteil dieser Berufe unter den mitteleuropäischen Juden. Angesichts der vielen jungen Leute unter den Einwanderern überrascht es nicht, dass fünfzehn Männer und drei Frauen sich als »Studenten« bezeichneten, die vor der Machtergreifung der Nazis ein Studium entweder schon begonnen oder geplant hatten.¹⁰ Über die Art von Berufserfahrung, die man in einer Landgemeinde braucht, verfügten sehr wenige Sosúaner: zum Beispiel als Schmied (1), Bauarbeiter (2), Arbeiter(in) in der Würstherstellung (4) oder in einer Fabrik für Obst- und Gemüsekonserven (3), in der Käseproduktion (1), als Pferdehändler (1), Schweinezüchter (4) oder in Ackerbau und Viehzucht (6). Der einzige, der angab, er sei mit Landmaschinen vertraut, war zuvor Händler gewesen, hatte sie also nur verkauft.¹¹ Darüber hinaus vermuteten die DORSA-Verantwortlichen, dass diejenigen, die eine entsprechende Berufserfahrung von sich behaupteten, ihre Kenntnisse wohl etwas übertrieben dargestellt hatten, weil sie unbedingt Europa verlassen wollten.

Eine psychologische Problematik weit größeren Ausmaßes stellten für die Verwalter von Sosúa die erst kürzlich erlittenen Traumata der meisten Flüchtlinge dar. Viele Siedler hatten übelste Behandlungen und den Verlust der Heimat, ihrer Familie und ihrer Lebensgrundlage überstanden, was alles in allem »unweigerlich zu bestürzenden psychischen Eingewöhnungsproblemen führt[e]«. ¹² Andere hatten, in relativ sicheren Ländern, stets in der schrecklichen Angst gelebt, Hitler könne auch ihr Refugium überfallen: Eine Sosúanerin erinnerte sich, wie sie in der Schweiz jeden Donnerstagabend völlig panisch auf gepackten Koffern saßen, weil das Gerücht umging, Hitler würde an einem Freitag einmarschieren.¹³ Eine Anzahl schwer traumatisierter Personen litt unter Depressionen und Angstzuständen sowie anderen Störungen, die man heute als posttraumatisches Belastungssyndrom diagnostizieren würde. Rosen räumte ein, dass »diejenigen von uns, die bei der Umschulung von Flüchtlingen mit-

helfen müssen, manchmal ungeduldig werden, und wir neigen zur Kritik«, fand aber, dass »kollektive und individuelle Organismen von der Natur zwar mit einer staunenswerten Fähigkeit zur Regeneration ausgestattet sind, man aber oft viel leichter einen kaputten Körper, als ein gebrochenes Herz oder eine verletzte Seele heilen kann.«¹⁴ Dr. Israel Kligler, der als ärztlicher Berater für die DORSA 1943 drei Wochen in Sosúa weilte, um das dortige medizinische Zentrum und die Sanitäreanlagen zu überprüfen,¹⁵ befürchtete, dass der Gemeinschaft schwierige Aufgaben bezüglich der Rehabilitation bevorstanden: »Viele Leute in Sosúa sind durch die Hölle gegangen [...] bevor sie hierher kamen. [...] Es sind Leute, die aus ihrer Heimat vertrieben wurden, die Qual der Konzentrationslager durchlitten haben. Verständlicherweise ist ihre seelische Verfassung von Angst geprägt.«¹⁶ Im Juni 1943 musste ein Mann aus Sosúa in eine dominikanische psychiatrische Klinik eingewiesen und der erste Selbstmörder begraben werden.¹⁷

Zusätzlich zu den Ängsten und Depressionen machten manche Siedler einen lustlosen und nicht gerade begeisterten Eindruck bei der Arbeit. Die DORSA-Leitung (und zahllose ungeduldige und unerfahrene Nachkriegs-Psychologen und -Sozialarbeiter) legte ihnen die beobachtete Trägheit zur Last und schob sie auf die »langen Zeitabschnitte, in denen sie zuhause und in Lagern untätig und von der Unterstützung durch [...] Institutionen gelebt hatten«. Nach dem ersten Schub an Mut und Energie, der sie um ihr Leben laufen ließ, hatten die Flüchtlinge oft Monate oder Jahre auf der Wanderschaft oder in Flüchtlings- und Konzentrationslagern verbracht, was manche ziemlich passiv, »gewöhnnt an Durchgangslager«, werden ließ. Darüber hinaus schien eine nicht geringe Anzahl der Bewohner von Batey keinerlei »bindende, dauerhafte Verpflichtungen für die Zukunft« eingehen zu wollen, sondern nur daran interessiert zu sein, »zu genießen, was der Tag bringt, weil man nie weiß, was morgen passiert.«¹⁸ Aus Sicht der DORSA verhiess das alles nichts Gutes, aber aus Sicht der Siedler in Batey war es plausibel. Anders als die Inhaber von Heimstätten, die am Erfolg interessiert und beteiligt waren, gingen die Batey-Bewohner lediglich ihrer Arbeit nach und warteten darauf, dass der Krieg zu Ende ging. Die meisten wollten Entscheidungen über ihre Zukunft erst dann treffen, wenn sie mit den in Europa zurückgebliebenen Familien und Freunden wieder vereint waren. Vor nicht allzu langer Zeit waren all ihre Pläne jäh zunichte gemacht worden, unbegreiflicherweise und unwiderruflich; da leuchtet es ein, dass sie auf längerfristige Zukunftspläne nun lieber verzichteten.

Auf die Frage, was denn die Siedler bräuchten, empfahl Dr. Kligler – getreu den gängigen Behandlungsstrategien, die auf das Vergessen setzten

– einen Fachmann der Erwachsenenbildung, jemanden, »der sich gut auskennt mit psychologischen Problemen, und davon gibt es viele. [...] Jemand, der diesen Leuten das Gefühl gibt, Menschen mit Selbstachtung zu sein, die es sich schuldig sind, alles zu vergessen, was ihnen zugestoßen ist und wieder selbstständige Individuen zu werden. Es handelt sich um ein Rehabilitierungsproblem.«¹⁹ In Anerkennung der Unsicherheit bei der DORSA-Leitung, wie die Flüchtlinge am besten behandelt werden sollten – eine Unsicherheit, die später auch in der Nachkriegszeit bei vielen Hilfsorganisationen verbreitet war – meinte er zum Schluss: »Man soll sich gut um sie kümmern, aber sie nicht verwöhnen. Das wird oft verwechselt.«²⁰

Dr. Maurice Hexter, Präsident von Agro-Joint und sein Leben lang in der jüdischen Sozialarbeit tätig, sorgte sich wie Kligler um die psychische Gesundheit einiger Siedler, und genau wie diesem mangelte es ihm diesbezüglich an Verständnis. Nach einem Aufenthalt in Sosúa 1943 machte er sich bei seiner Rückkehr nach New York einerseits Sorgen um die Gemütsverfassung mancher Siedler, betrachtete aber andererseits Sosúa als eine Art Labor, in dem Joint etwas über den seelischen Zustand von Flüchtlingen erfahren konnte. Vor dem Exekutivausschuss der DORSA sagte er: »Wir haben es hier mit Leuten zu tun, die in vielen Fällen seelisch gestört sind. Das sind Kranke, die eine verzerrte Wahrnehmung haben. Wir sollten aus unserem kleinen Experiment dort lernen, mit welcher Art von Problemen vertriebene Menschen überhaupt konfrontiert sind. Ich spiele mit dem Gedanken, ein oder zwei Leute dorthin zu schicken, damit wir ein wenig Erfahrung damit sammeln; denn nach dem Krieg ist es vielleicht nicht schlecht, zum JDC sagen zu können: ›Das sind die Probleme, mit denen wir rechnen müssen.‹ Dann hat all das Geld, das wir ausgegeben haben, seinen Zweck erfüllt.«²¹ Die DORSA-Angestellten konnten Flüchtlingstraumata nicht erkennen und verfügten erst recht nicht über die Ausbildung, um ihnen zu helfen. In dieser Hinsicht bewiesen die Sozialarbeiter von Joint und die Verwaltungsleute der DORSA auch nicht weniger Kompetenz als die meisten damaligen Psychologen, die bis dahin weder eine Terminologie zur Beschreibung der kürzlich erlittenen Traumata entwickelt hatten noch Behandlungsmethoden zur Linderung der Folgen.²² Außerdem mangelte es der DORSA an den nötigen finanziellen Mitteln, um psychologische Hilfeleistungen anzubieten.

Noch etwas anderes fiel den DORSA-Verantwortlichen auf, das die Siedler quälte: die schmerzliche Ungewissheit über die zurückgelassenen Familienmitglieder.²³ Obwohl die DORSA bemüht war, ganze Familien herüberzuholen, war das wegen der schwierigen Visa-Beschaffung oft

nicht möglich.²⁴ Die leidvollen Trennungen innerhalb der Familien führten »zwangsläufig [...] zu komplexen psychischen Problemen bei der Neuorientierung«.²⁵ Manche Siedler gaben die Hoffnung nicht auf, Familienmitglieder in die Dominikanische Republik holen zu können und machten der DORSA die Hölle heiß. Einer, der in einer seltenen Kombination sowohl vom Viehhandel als auch von der Landwirtschaft etwas verstand, drohte damit, Sosúa wieder zu verlassen, sollte er seine Schwester und ihre Familie nicht retten können. Tatsächlich gelang es der DORSA, seine fünf Angehörigen nach Sosúa zu holen.²⁶ Bei den anderen, die nicht so viel Glück hatten, wurden die Befürchtungen immer schlimmer, auch wenn sie nicht genau wussten, was ihren Familien in Europa zugestoßen war.

Bestätigte oder verlässliche Nachrichten über den Holocaust scheinen nicht bis Sosúa gedrungen zu sein. Nach Pearl Harbor kam Lesestoff hauptsächlich aus den Vereinigten Staaten, allerdings in sehr unregelmäßigen Abständen. Außer den lokalen Radiostationen konnten die Siedler auch die eigentlich für die US-Truppen im pazifischen Raum ausgestrahlten Programme des *Armed Forces Network* empfangen, die bis in die Karibik reichten.²⁷ Aber es gab kaum Radioapparate. Ein Siedler, der im Besitz eines Radios war, tippte die wichtigsten Kriegsnachrichten auf der Schreibmaschine ab und »hat sie dann am Mangobaum angeschlagen; und da haben wir dann von der Schlacht um Stalingrad erfahren«.²⁸ Dennoch muss die Kunde vom Völkermord sogar bis zu diesem entlegenen Eiland durchgedrungen sein. Im Sosúaner Mitteilungsblatt vom März 1942 gibt es eins der seltenen Beispiele dafür zu lesen. Es handelt sich um die Zusammenfassung eines Artikels aus der New Yorker *Herald Tribune*, der (wohl kurz zuvor) im Radio gesendet worden war, doch wird Wert auf die Feststellung gelegt, »dass es sich um keine offizielle Mitteilung handelt«. Beschrieben wird darin das Schicksal der Passagiere der *St. Louis*, dem Flüchtlingschiff, das im Mai 1939 von Kuba und nachfolgend von vielen weiteren Häfen abgewiesen worden war und letztendlich nach Europa zurückkehren musste. An einer Stelle ist die Rede von zwei Menschen, die in die Niederlande zurücktransportiert wurden, von wo man sie in ein Vernichtungslager verschleppte.²⁹ Nachrichten, Gerüchte und die mit zunehmender Kriegsdauer ausbleibenden Briefe der Verwandten in Europa schürten bei den Sosúanern die Angst bezüglich des Schicksals ihrer Familien.

Mögen Angst und Traumata ihre Akklimatisierung auch behindert haben, so entwickelten die Siedler doch ihr Gemeinwesen weiter, in Zusammenarbeit mit den Einheimischen. Täglich hatten sie mit dominikanischen Arbeitern zu tun, die auf der Suche nach Jobs nach Sosúa ge-

kommen waren und nun mit ihnen gemeinsam (im Dienste der DORSA) oder für sie (für die selbstständigen ›Heimstätter‹ unter den Siedlern) arbeiteten, die in Sosúa hergestellten Produkte kauften oder die Sosúaner beim Fußball besiegten. Sie begegneten einander in den Küchen, im Hospital, auf den Feldern und Straßen, in den Werkstätten und Geschäften von Batey und gelegentlich auch von Puerto Plata. Zum Beispiel beschäftigte das Hospital in Sosúa elf Siedler und sieben Dominikaner sowie einen beratenden Arzt aus Puerto Plata.³⁰ Und was noch wichtiger war: dominikanische Patienten aus der Gegend wurden dort umsonst behandelt. Im Jahr 1943 registrierte man beispielsweise 8265 Krankheitsfälle von Dominikanern und 5542 von Siedlern (wobei es sich oft um dieselbe Person handelte; eine Person konnte also für fünf Fälle stehen, wenn er/sie fünfmal behandelt wurde).³¹ Aber nicht nur als Farmer, Verbraucher und Patient hatte man miteinander zu tun; manche Siedler suchten sich auch Freunde oder Ehepartner aus der dominikanischen Mittelschicht.

Was bedeutete es nun für weiße Siedler mit ihren europäischen, bürgerlichen Vorstellungen von Arbeit und Lebensstandard, unter viel ärmeren Dominikanern zu leben? Welcher Art waren die Sozialkontakte? Gab es Spannungen? Hatten die Europäer den allgegenwärtigen Rassismus, vor dem sie geflohen waren, mitgebracht? Wie reagierten die Dominikaner in Anbetracht ihrer eigenen komplizierten Einstellungen zur Hautfarbe? Fanden Flüchtlinge und Dominikaner einvernehmliche Lösungen für die diversen Diskrepanzen angesichts der ungleich verteilten Machtpositionen als Arbeitgeber bzw. Arbeitnehmer, und als Nachbarn?

Die Sprache machte die ohnehin komplizierten Beziehungen zwischen den Flüchtlingen und den Dominikanern noch verworrener. Die meisten Flüchtlinge kamen um 1941 an, gingen wieder in den frühen 1950er Jahren und verbrachten ihre Zeit mit anderen Europäern, die Deutsch sprachen. Darüber hinaus haben sich manche vielleicht an ihre Sprache geklammert als einen der wenigen noch mit Europa verbundenen Werten, über den sie verfügten. Der deutsche Schriftsteller und Zionist Arnold Zweig machte in Palästina die Erfahrung, dass er sich nicht ans Hebräische gewöhnen konnte: »Die Leute verlangen ihr Hebräisch, und ich kann es ihnen nicht liefern. Ich bin ein deutscher Schriftsteller und ein deutscher Europäer, und diese Erkenntnis verlangt Konsequenzen.«³² Entsprechend machten manche Flüchtlinge nur sehr langsame Fortschritte im Spanischen. Sie erwarben genügend Grundkenntnisse darin, um mit den Dominikanern arbeiten und Höflichkeitsfloskeln austauschen zu können, aber für ausführlichere Gespräche reichte es nicht. Andererseits lernten die jungen Leute die Sprache sehr schnell, vor allem



In der Klinik

wenn sie noch in die Grundschule in Sosúa gingen, wo Spanisch Unterrichtssprache war;³³ und sie freunden sich mit gleichaltrigen Dominikanern an. Als Jugendlicher besuchte Ernst Weinberg gleichaltrige Jungen zuhause und umgekehrt. Der beste Freund seines jüngeren Bruders war Dominikaner, und die Jungen spielten alle zusammen in dem »großen Haus auf einer großen Farm«, wo das dominikanische Kind wohnte. Sie blieben gute Freunde und sahen sich einige Jahre später wieder, als sowohl die jüdische als auch die dominikanische Familie in die USA übersiedelt war.³⁴

Neben den Sprachbarrieren, die soziale Kontakte untereinander erschwerten, stand auch die DORSA, ob absichtlich oder nicht, der Freundschaft zwischen Siedlern und Dominikanern im Weg. Die Siedler durften sich nicht ohne Genehmigung aus Sosúa entfernen, was generell von der DORSA nicht gern gesehen wurde. Dahinter steckte vielleicht die Befürchtung, es könnte – falls sie Sosúa zugunsten anderer Inselregionen ganz verließen (was einige tatsächlich taten) – unliebsame Reaktionen seitens der dominikanischen Regierung geben; Allerdings scheint das nicht der Fall gewesen zu sein. Ann Bandler Klamka, die im Juni 1941

nach Sosúa gekommen war, äußerte später die Vermutung, diese DORSA-Regelung habe eine »Übergangsphase zur Einstellung auf die andere Mentalität« einkalkuliert, »bevor man in größerem Umfang Kontakt zum dominikanischen Volk herstellen sollte«. Außerdem mussten die Juden in Sosúa bleiben, um die Bedenken der USA abzuschwächen, sie könnten eine »fünfte Kolonne« bilden. Die DORSA bestand sogar auf der Genehmigungspflicht für einen Ausflug ins nur wenige Kilometer entfernte Puerto Plata.³⁵ Zum Glück waren, Horst Wagner zufolge, sonntägliche Ausritte ins Umland erlaubt. Zu Pferd erkundete er das umliegende Ackerland und die Hügel und begegnete dabei auch dominikanischen Bauern. Einmal kam er zufällig an einem schmucken Hof vorbei, schloss mit der ganzen Familie Bekanntschaft (»Sie waren immer sehr nett und freuten sich, wenn mal ein Ausländer zu ihnen kam«) und verliebte sich in die Tochter des Hauses. Einige Monate später heirateten sie in Puerto Plata.³⁶ Wagner war allerdings eine Ausnahme.

Bei der Wahl ihrer Freunde spielte für viele Siedler oft die Klassenzugehörigkeit eine Rolle. Klamka zufolge »versuchten diejenigen, die aus einem intellektuellen und gebildeten Milieu stammten, zu ebenfalls gebildeten Dominikanern [...] Kontakte zu knüpfen, und so ergab es sich auch meistens«. ³⁷ Auch der Beruf brachte die Menschen einander näher. Felix Bauer und seine Frau, eine Krankenschwester, betrachteten Dr. Vasquez, Leiter des Krankenhauses in Puerto Plata, unter dessen regelmäßiger Aufsicht die Krankenstation von Sosúa stand, als guten Freund. Bei der Hochzeit der Bauers fungierte er später als einer der beiden Trauzeugen.³⁸ Entsprechend suchten sich die Heimstättenbesitzer andere Grundbesitzer. Einer, der noch 1967 dort lebte und mit einer Dominikanerin verheiratet war, sagte, er habe sich immer um Kontakt zu Dominikanern, vor allem zu anderen Farmern, bemüht, und zwar auf mehreren Ebenen: zunächst gesellschaftlichen Kontakt und später Ratschläge. Mit den *finqueros*, Bauern wie er, blieb er befreundet, aber im nur einen Katzensprung entfernten, ärmlichen Charamicos war er nie gewesen.³⁹ Überhaupt scheint keiner der Siedler dort Freunde gehabt zu haben, wo die meisten ihrer Hilfskräfte wohnten. Dazu erklärte eine Frau im Rückblick: »In der Regel hatten wir ein sehr freundschaftliches Verhältnis zu den Arbeitskräften. [...] Die Köchin im Hospital war bei allen beliebt, und ihr Baby – Rosita – das dort zur Welt kam, wurde jedermanns Liebling. Ich habe mehrere Fotos von ihr [...], aber enge Beziehungen sind meines Erachtens nicht entstanden.«⁴⁰

Die meisten Flüchtlinge betonten die außergewöhnliche Offenheit und Freundlichkeit der Dominikaner. Sie beteuern, keinerlei Antisemitismus erlebt zu haben und dass das Wort *judío* nicht als Schimpfwort zu werten

war.⁴¹ Dennoch hat die Kompatibilität bezüglich Klasse und »Rasse« nicht sämtliche Unterschiede zwischen den Neuankömmlingen und der einheimischen besseren Gesellschaft ausgeglichen.⁴² Zumindest einer der Flüchtlinge bemerkte eine gewisse Zurückhaltung, ein Zögern, sich mit den Fremden anzufreunden. Ernst Hofeller meinte, »die bessergestellten Dominikaner [...] lehnten uns vollständig und ausnahmslos ab.«⁴³ Er fragte sich, ob sie freiwillig Abstand hielten oder von ihrer Regierung dazu »aufgefordert« wurden.⁴⁴ In den frühen 1950er Jahren lockerte sich diese Reserviertheit ein wenig, und zumindest ein einzelner Sosúaner war Mitglied im »besten Club« von Puerto Plata.⁴⁵

Die Flüchtlinge ihrerseits legten sogar noch größere Zurückhaltung an den Tag als mancher Dominikaner aus der Oberschicht. Mitteleuropäischen Juden fiel es in der Regel ohnehin nicht leicht, sich an eine fremde Kultur zu gewöhnen – auch wenn sie ihrer eigenen ähnlich war, wie in England oder den Vereinigten Staaten –, und sie brauchten Zeit dazu. Bei anderen Juden waren sie als die »*Bei unsers*« bekannt, weil sie nicht aufhörten, darüber zu reden, dass sich »bei uns« die Leute besser benähmen und alles von besserer Qualität sei. In England verfasste das *German-Jewish Aid Committee* für die Flüchtlinge eine Broschüre mit acht »Geboten«; eins enthielt die Aufforderung, Äußerungen zu unterlassen, »wieviel besser dieses oder jenes in Deutschland gemacht wird.«⁴⁶ In den USA erinnerten sich die Kinder von Flüchtlingen, dass »bei uns« hieß: »kein Kaugummi, kein Softdrink und kein labbriges Weißbrot.« Viele Eltern blickten auf die amerikanischen Bräuche »mit Befremden und Verachtung« und »fühlten sich überlegen«, was es ihnen vielleicht ermöglichte, sich ein Gefühl für ihre Herkunft und ihr kulturelles Erbe zu bewahren, für die »besseren Zeiten« in der Vergangenheit.⁴⁷ Diese Vorliebe für die Kultur, in der sie aufgewachsen waren, mag bewusst oder unbewusst auch die soziale Integration in die neue fremde Umgebung verlangsamt haben.⁴⁸ Trotzdem muss man gerechterweise sagen, dass einige Siedler prompt Kritik an der »bei uns«-Mentalität der anderen übten.⁴⁹

Um die kulturelle Engstirnigkeit mitteleuropäischer Juden zu überwinden, hätte es Zeit gebraucht, jedenfalls länger als die wenigen Jahre, die seit ihrer Ankunft vergangen waren. Heute wissen wir, dass der Anpassungsprozess in einer neuen Kultur oft Generationen dauert. Mitteleuropäische Juden unterschieden sich auch immer eindeutig von anderen Juden, zum Beispiel in Palästina.⁵⁰ Auch waren sich viele Siedler nicht sicher, ob sie auf der Insel bleiben wollten, und zögerten vielleicht deshalb, sich auf neue Freundschaften einzulassen. Außerdem waren die meisten von ihrer Herkunftsgesellschaft zunehmend ausgegrenzt, schließlich ausgestoßen und dadurch immer mehr auf ihre eigene abgeschlos-

sene Welt zurückgeworfen worden, in der das soziale Leben nur noch aus der Familie und jüdischen Freunden und Vereinen bestand. Dass man sich nach solchen Erfahrungen unter Juden am wohlsten fühlt, leuchtet unmittelbar ein. Kaum einer würde sich nach der Ankunft an einem neuen, fast ausschließlich von Juden bewohnten Ort sofort nach außen orientieren und nicht-jüdische Freunde suchen.

Dessen ungeachtet könnten europäische Vorurteile gegenüber Farbigen ebenfalls eine Rolle gespielt haben. Luis Hess, der erste Jude in Sosúa, der eine Dominikanerin heiratete, zog 2006 rückblickend das Fazit, dass die vorhandenen Vorurteile dem gesellschaftlichen Umgang und Ehen mit Dominikanern deutliche Grenzen setzten: »Es gab Leute unter uns, die offenbar vergessen hatten, was den Juden in Deutschland ange-tan worden war. Sie hatten ein geradezu koloniales Verhältnis zu den Einheimischen.« Sein Sohn sprach von einer »sanften Apartheid« in Bezug auf die Einstellung mancher Siedler.⁵¹ Trotzdem kam es zu etwa einem Dutzend gemischter Ehen, und andere Flüchtlinge lebten mit ihren dominikanischen Frauen und Kindern ohne Trauschein zusammen.⁵² Es muss also vor den Eheschließungen freundschaftliche Kontakte – besonders zwischen jungen jüdischen Männern und jungen Dominikanerinnen – gegeben haben, die nachher auch die jeweiligen europäischen und dominikanischen Freunde und Verwandten umfassten.

Jedenfalls wurden die Veranstaltungen in Sosúa, von kleineren lokalen Anlässen bis hin zu größeren politischen Versammlungen, von Siedlern und Einheimischen gemeinsam besucht. Auf der ersten Silvesterfeier spielte eine dominikanische Band, und an Neujahr kamen »Gäste aus Puerto Plata« zu einer weiteren Tanzveranstaltung.⁵³ Auch wurde für Dominikaner und Siedler gemeinsam ein Tanzabend mit einer dominikanischen Tanzkapelle veranstaltet.⁵⁴ Manchmal spielten Siedler bei den dominikanischen Musikern mit, zum Beispiel bei einem Kabarettabend sowie bei einem Kammermusikkonzert unter freiem Himmel, dargeboten von einem Wiener und drei höheren dominikanischen Beamten, die alle nur zum Vergnügen spielten.⁵⁵ Überdies waren das Club-Haus und das Kino in Sosúa für Dominikaner (sofern sie es sich leisten konnten) ebenso zugänglich⁵⁶ wie die von den Siedlern organisierten Ausstellungen dominikanischer und spanischer Künstler.

Auch beim Sport konnten Dominikaner und Flüchtlinge sich treffen. Auf Einladung eines dominikanischen Freundes machte eine aus drei Freunden bestehende Turntruppe ihre Gymnastikübungen in einem kleinen Saal in Puerto Plata. Einem der Beteiligten zufolge bauschte ein Beitrag in der Lokalzeitung das zu einem »tollen europäischen Olympiateam« auf, inklusive Photos.⁵⁷ Als noch beliebter erwiesen sich sportliche



Siedler marschieren bei einer dominikanischen Parade mit.

Wettkämpfe. Eins der Basketballteams aus Sosúa trat gegen ein Team aus Puerto Plata an, was »in reichlich freundschaftlicher Rivalität und noch mehr freundschaftlichen Beziehungen zwischen den Jugendlichen aus Sosúa und Puerto Plata [...] resultierte«. Bei einem Schaukampf im Juli 1945 spendeten Spieler und Zuschauer je 25 Cent für Hilfsmaßnahmen für die europäischen Juden in den Wirren der unmittelbaren Nachkriegszeit.⁵⁸ Auch eine Fußballmannschaft gab es in Sosúa, die zu Wettkämpfen auf der ganzen Insel antrat. Am Anfang verloren sie noch gegen ein Team aus La Vega, schafften es aber 1943 und 1944 auf den dritten Tabellenplatz in der Dominikanischen Republik.⁵⁹ Ferner lockten Pferderennen auf der selbst angelegten Rennbahn nicht nur Zuschauer »aus der Provinz« an, sondern brachten auch den »Markt für die Zucht der Siedler in Schwung. Mehrere in Sosúa gezüchtete Pferde, die anlässlich der Rennen verkauft worden waren, [gewannen] Preise auf der [...] Rennbahn in Ciudad Trujillo.«⁶⁰ Schließlich gründeten die Siedler 1946 einen Sportverein mit 95 Mitgliedern und Unterabteilungen für Basketball (Männer und Frauen), Gymnastik (Frauen), Tischtennis, Badminton und Fußball; zudem unterhielt man Kontakte zu dominikanischen Sportvereinen in Puerto Plata, Santiago und Ciudad Trujillo.⁶¹

Einige Sosúaner bauten auch Geschäftsbeziehungen zu Dominikanern auf. Horst Wagner fuhr mit seinem »Taxi« zunächst andere Flüchtlinge und hauptsächlich ortsansässige Dominikaner nach Puerto Plata, oft in das dortige Krankenhaus. Als das Geschäft immer besser lief, kaufte er einen winzigen »Autobus« und tauschte diesen später gegen einen Lastwagen (in den er einen Kühlschrank einbauen ließ). Mittlerweile kannte er die umliegenden Städtchen und verkaufte Molkereiprodukte und Fleischwaren an Ladeninhaber von Santiago bis Moca und La Vega und bis ins Bergland hinein.⁶² Wagner hatte mehr Unternehmungsgeist und war weniger isoliert als viele andere Sosúaner, vielleicht auch, weil er eine Dominikanerin geheiratet und in kürzester Zeit seine Sprachkenntnisse stark verbessert hatte.

Viele Sosúaner ließen es jedoch nicht beim Sport bewenden, sondern nahmen an Distrikt-Versammlungen in Puerto Plata teil, fungierten als Gastgeber bei Veranstaltungen in Sosúa und begingen die dominikanischen Nationalfeiertage. Zum Beispiel brachte eine agro-politische Versammlung, die am 27. Juni 1943 in Sosúa stattfand, Siedler und Dominikaner aus den Nachbargemeinden zusammen, und die Flüchtlingszeitung berichtete stolz, die »rege Beteiligung Sosúas« habe bei den »einflussreichen Kreisen Puerto Platas viel Anerkennung und Wohlgefallen hervorgerufen«⁶³ Ebenfalls 1943 stellte die Siedlung ein Komitee zusammen, das die Teilnahme Sosúas am Centenario, der Hundert-Jahr-Feier

der Unabhängigkeit der Dominikanischen Republik von Haiti, für das Jahr 1944 vorbereiten sollte.⁶⁴

Die Sosúaner versuchten auch in ihrer Schule, bei Musik- und Kunstdarbietungen und sogar im Zusammenhang mit den jüdischen Feiertagen der dominikanischen Kultur Aufmerksamkeit zu verschaffen. Das jüdische Mitteilungsblatt bemühte sich beispielsweise im Jahr 1945, als Purim und der dominikanische Unabhängigkeitstag zusammenfielen, Gemeinsamkeiten zwischen dem jüdischen und dem dominikanischen Feiertag zu finden. Der Sprecher der jüdischen Gemeinde wies darauf hin, dass die beiden Völker der Freiheitskampf verbinde (und dankte bei dieser Gelegenheit dem dominikanischen Diktator, der »uns ein Leben in Freiheit erst wieder möglich gemacht hat«).⁶⁵

Abgesehen von Freundschaften, offiziellen Begegnungen und flüchtigen Bekanntschaften fand Interaktion zwischen Flüchtlingen und Einheimischen jedoch hauptsächlich bei der Arbeit statt. Dabei mussten die DORSA-Verwalter zu ihrem Bedauern mitansehen, wie arrogant die Flüchtlinge sich den dominikanischen Arbeitern gegenüber benahmten. Solomon Arons, der amerikanische Beauftragte vor Ort, reagierte mit der ärgerlichen Bemerkung, einige »Siedler benehmen sich nicht gerade höflich gegen die arbeitende Bevölkerung, und halten sich für die höherstehende Rasse«. Arons rügte sie mit den Worten: »Gerade ihr, ausgerechnet das Volk, das aus Deutschland verjagt und auf diese Weise behandelt wurde, gerade ihr solltet euch anders verhalten.« Daraufhin schwenkten die Siedler in ihrer Argumentation um und bezeichneten sich nun als »kulturell höherstehend«, was wiederum Arons veranlasste – vielleicht in Anwendung einer Art psychologischen Umkehrprinzips, auf jeden Fall aber im Rahmen der Rassendiskussion jener Zeit –, so zu argumentieren: »Eben deswegen solltet ihr euch anständig benehmen. [...] Die Einheimischen spüren diese Einstellung und sie missfällt ihnen. Die Einheimischen sind eine sehr stolze Rasse.«⁶⁶

Erschwerend kam hinzu, dass die DORSA selbst einheimische Arbeitskräfte nach Belieben einstellte und entließ, um Geld zu sparen. Eugene Rosen, der Sohn Joseph Rosens, prangerte diese Praktik 1943 als »falsches Wirtschaften« an, das die dominikanischen Arbeiter verärgere. Seiner Ansicht nach hätte der »Einsatz von ein wenig Wirtschaftskompetenz« für »eine regelmäßige Beschäftigung« gesorgt. Seine Sorge war, dass aufgrund der nur zeitweisen Beschäftigung den Einheimischen eher Verelendung drohte statt der angestrebten »nachbarlichen Haltung« ihnen gegenüber und befürchtete, aus Not und Ungewissheit könnten »Unzufriedenheit und Ressentiments gegen die DORSA und »diese Juden« erwachsen. Darüber hinaus verstand er die DORSA zwar als philantrop-

pische Organisation, begriff aber, dass die Dominikaner sie wohl als »amerikanisches Unternehmen« betrachteten. So gesehen »sind wir keine »guten Nachbarn«.⁶⁷

Binnen zwei Jahren wurde offensichtlich, dass die Flüchtlinge, so sehr sie sich auch anstrebten, bei der Feldarbeit auf die dominikanischen Helfer angewiesen waren. Der DORSA passte das ganz und gar nicht, da ihre Absicht gewesen war, die Juden selbst das Land bestellen zu lassen. Der Leiter von Agro-Joint in New York, Maurice Hexter, riet den Siedlern dringend von der Einstellung dominikanischer Arbeitskräfte ab;⁶⁸ doch angesichts der tatsächlichen Situation räumte die DORSA 1943 ein, dass »alle Heimstätten-Siedler einheimische Hilfskräfte anheuern, sie sagen, allein schaffen sie es nicht.«⁶⁹ Im Jahr 1944 meldete der DORSA-Direktor in Sosúa, dass »in vielen Fällen« sogar die Ehefrau des Heimstättenbesitzers »eine einheimische Hilfe für die schwere Hausarbeit« beschäftigte.⁷⁰ Das überrascht nicht, wenn man bedenkt, dass viele zuhause in Europa ebenfalls solche Haushaltshilfen gehabt hatten, und dominikanische Arbeitskräfte nicht viel kosteten. Auch in Batey wurden immer mehr Dominikaner eingestellt, je mehr das dortige Kleingewerbe florierte. Diesen Zustand fand Hexter »unverzeihlich«, da für ihn die in Batey ansässigen Menschen Sozialhilfeempfänger waren, denen die DORSA ihre Betriebe, Mahlzeiten, Kosten für ärztliche Versorgung und andere Ausgaben immer noch subventionierte und zusätzlich ein monatliches Taschengeld auszahlte.⁷¹ Die DORSA in Sosúa war wohl anderer Meinung, denn sie stellte Dominikaner ein, um mit diesen zusätzlichen Arbeitskräften die Produktionsleistung der Betriebe zu erhöhen. 1945 ruderte Hexter ein wenig zurück. Noch immer behagte es ihm nicht, »einheimische Arbeitskräfte auszubeuten, selbst wenn diese davon profitierten«. Die örtliche DORSA sollte weder dominikanische Arbeiter beschäftigen, noch Betriebe bezuschussen, die das taten. Allerdings meinte er, es sei etwas anderes, wenn die Werkstätten in Batey sich zu Siedlergenossenschaften zusammenschlossen – sie wären dann keine DORSA-Betriebe mehr, und daher wäre die Beschäftigung einheimischer Arbeiter möglich.⁷²

Darüber, wie die dominikanischen Arbeiter aus dem nahen Charamicos zu all dem standen und sich äußerten, gibt es nicht so viele Aufzeichnungen wie über Äußerungen von Juden in Sosúa, aber dennoch ist ihre Geschichte »ebenso Teil der Geschichte [Sosúas] [...] wie die Juden selbst«,⁷³ denn die Flüchtlinge waren auf die Hilfe und Unterstützung der Dominikaner angewiesen. Umgekehrt, auch wenn die Machtverhältnisse nie ausgeglichen waren, brauchten die Dominikaner Arbeitsplätze. Es sprach sich herum, dass in Sosúa Jobs zu haben waren, und Charamicos wuchs zusehends. Die ursprünglich aus Puerto Plata stammende

Ana Julia Hess, die dominikanische Frau des jüdischen Siedlers Luis Hess, erklärte, dass die meisten Einwohner Charamicos' von den Kleinbetrieben in Sosúa angelockt und beschäftigt wurden und dadurch ein sicheres Auskommen hatten. Vor Sosúa »gab es nichts in Charamicos«.74 Insofern brauchten die Siedler und die Dominikaner einander. Hexter hatte ganz recht damit, dass Sosúa für dringend benötigte Jobs sorgte. Bereits im Juli 1945 scheint sich die Zahl dominikanischer Arbeitskräfte so weit erhöht zu haben, dass sie einen kurzen Streik organisieren konnten, bei dem es um Lohnnachzahlungen aufgrund eines jüngst verabschiedeten Gesetzes ging.75 Im allgemeinen zahlten die Siedler jedoch genauso viel oder sogar mehr als dominikanische Arbeitgeber.76 Doch auch wenn ein paar Unternehmen in Batey dominikanische Arbeitskräfte beschäftigten, die auf ihre Arbeit und das, was sie herstellten, stolz waren – die Kluft zwischen dem Lebensstandard der jüdischen Siedler, begünstigt durch ihre amerikanischen Glaubensgenossen und später durch steigende Bodenpreise, und dem ihrer Nachbarn in Charamicos war nicht zu übersehen.

So unerlässlich die Arbeitskraft der Dominikaner für die Siedlung war, ohne die Unterstützung durch die DORSA hätte Sosúa ebenfalls nicht überleben können. Obwohl es in Sosúa drei verschiedene Geschäftsmodelle gab – Genossenschaften, von einem einzelnen oder partnerschaftlich geführte Unternehmen und solche mit der DORSA als Träger – förderte die DORSA die ersten beiden und übernahm für letztere die Kosten ganz.77 Kooperativen aufzubauen brauchte Zeit; ein Beispiel dafür ist die Molkereigenossenschaft CILCA, in der die Farmer ihre Milch an die Molkerei lieferten und dafür am Erlös der Produkte im Vertrieb beteiligt wurden. Auch bei der CILCA übernahm die DORSA jahrelang die Unkosten und den Transport. Ebenso stand die DORSA einer Schweinezucht-Genossenschaft, zu der sich Ende 1942 drei Siedlergruppen zusammenschlossen, mit Rat und Tat zur Seite.78 Auch Einzelpersonen brauchten Zeit und die Hilfe der DORSA, um ihre eigenen Firmen gründen zu können: Die Partner Safrin-Lichtenstern destillierten ätherische Öle (unter anderem Zitronengras); K. König fertigte Matratzen, Polster- und andere Möbel an; E. Schreiner war Blechschmied; und die Brüder Sonnenschein stellten Besen und Bürsten her. Sie alle beschäftigten ebenfalls noch zusätzlich Arbeitskräfte. Die Liste der Geschäftsinhaber umfasst des Weiteren »ein kleines, einfaches Gästehaus«, einen Laden für Flechtwerk aus Stroh, eine Schneiderei, eine Sattlerei sowie fünf Leute, die kleine Holzartikel herstellten und manchmal ebenfalls noch eine Hilfskraft benötigten. Keiner von ihnen hätte ohne die Zuschüsse der DORSA existieren können.79

Darüber hinaus wurden diejenigen Flüchtlinge, die – sei es aus Unfähigkeit oder aus Interesselosigkeit – keine eigene Heimstätte übernehmen konnten oder wollten, von den DORSA-unterstützten Betrieben angestellt und ausgebildet. Da viele Flüchtlinge von sich behauptet hatten, Kenntnisse im Nähen, Schneidern und ähnliche Fertigkeiten zu besitzen, fasste die DORSA ein verarbeitendes Gewerbe für sie ins Auge.⁸⁰ Der 1942 gegründete »Sosua Fibre and Crafts Shop« fertigte Handtaschen, Hausschuhe, Tablett, Puppen und Spielzeug im Stil der »Alten Welt« sowie Kleinartikel aus »neuem tropischen Material« wie Palmstroh, Sisal, Bambus und Tropenholz.⁸¹ Der Laden vermarktete seine Produkte nicht nur in Sosúa, sondern auch in der Hauptstadt. Ende 1943 beschäftigte die Werkstatt fünfzehn Arbeiterinnen in Vollzeit und hundert Siedler in Heimarbeit. In einem Bericht werden unter anderen erwähnt: eine »junge Österreicherin, die Sisalgürtel mit bunten Tiroler Blumenmustern bestickt«, der »ehemalige Täschner, der nun sein Land bestellt, aber in seiner Freizeit noch feine Lederwaren anfertigt«, und »der Goldschmied, der tagsüber [...] in der Marmeladenfabrik arbeitet und nach Feierabend sehr schönen Schmuck herstellt«.⁸² Die DORSA-Werkstatt produzierte außerdem Strohmatten, Holzartikel, Hemden, Unterwäsche und Kleidung, Schmuck aus Metall und Samenkernen und Lederwaren; trotzdem schrieb man kontinuierlich rote Zahlen.⁸³ Der Lohn für die dort Beschäftigten war 1944 ein Dollar am Tag, was »dem Existenzminimum in Sosúa entsprach«. In der Hoffnung auf Aufträge schickte der Betrieb im selben Jahr 1500 Kataloge in die USA. Einige Produkte wurden bereits in die USA, nach Puerto Rico, Kuba, Venezuela, Haiti, Martinique und Argentinien exportiert, aber man war auf der Suche nach weiteren Geschäftsverbindungen. Ein Verkaufsbüro in Ciudad Trujillo nahm die Aufträge entgegen und übernahm den Weiterverkauf.⁸⁴

Daneben lancierte die DORSA ihr *colmado*-Unternehmen, um Überschüsse an Produkten wie Tomaten, Paprika und Auberginen zu verwerten und sie nicht wegwerfen zu müssen. Zunächst stellten sie Tomatenmark her; später begannen die beiden mit diesem Projekt betrauten Siedler Oplatka und Schoen mit der Herstellung von Senf, Essig und Fleischwaren, so dass sie sich 1943 von der DORSA finanziell unabhängig machen konnten.⁸⁵ Außerdem betrieb die DORSA eine Gemeinschaftswäscherei, eine Seifensiederei, eine Tischlerwerkstatt, eine Reparaturwerkstatt für Traktoren und Lastwagen und eine Schmiede, die auch für Maschinen zuständig war. Zusätzlich richtete die DORSA einen Betrieb zur Herstellung von Marmeladen und Obstkonserven ein. Im Überfluss mit Papayas, Mangos, Bananen, Orangen, Limetten, Ananas und anderen Früchten gesegnet, gab es in der Dominikanischen Republik keiner-

lei Konservenproduktion, und nur ein einziger kleiner Betrieb stellte Fruchtsäfte her. Daher winkte hier ein weiteres gewinnträchtiges Gewerbe.⁸⁶ Bis 1944 hatte die 1942 gegründete kleine Konservenfabrik noch keinen Gewinn abgeworfen, aber die DORSA betrachtete dies als Teil der Ausbildungskosten für die Siedler. Mancherlei Schwierigkeiten des Betriebs waren Umständen geschuldet, die nicht in der Hand der Siedler lagen, zum Beispiel, dass die benötigten Dosen und Gläser aus dem Ausland importiert werden mussten.⁸⁷ Immerhin produzierte der Betrieb 15 000 Kilo Tomatenmark, über 500 Kilo Marmelade und Gelee, kandierte und mit Schokolade überzogene Früchte, sowie Gemüsekonserven und Sauerkraut.⁸⁸ Die positive Entwicklung der kleinen Gewerbebetriebe in Batey stimmte die DORSA-Verwaltung in Sosúa zuversichtlich, auch wenn der New Yorker Zentrale die Kosten ein Dorn im Auge waren.

Die DORSA hatte in Sosúa einen kleinen Wohlfahrtsstaat geschaffen, der nicht nur für Ausbildung und Unterhalt der Siedler sorgte, sondern sich auch um die Wasser- und Stromversorgung, Straßeninstandhaltung und unzählige andere Dinge kümmerte. Im Hospital zum Beispiel konnten Siedler, dominikanische Arbeitskräfte und Einwohner von Charamicos ein breites Spektrum an Dienstleistungen kostenlos in Anspruch nehmen. Es beschäftigte eigenes ärztliches Personal, stellte aber auch dominikanische Ärzte als Berater an. Martha Bauer, eine staatlich geprüfte deutsche Krankenschwester, lernte »genug Spanisch, um mit [...] einem in Frankreich ausgebildeten dominikanischen Arzt sprechen zu können, [...] der nur Spanisch und Französisch sprach«. Sie fügte hinzu, dass dieser Arzt den geflüchteten Ärzten »bei der Behandlung von Tropenkrankheiten [...], die ihnen nie untergekommen waren«, behilflich sein musste.⁸⁹ In einem Interview aus dem Jahr 1992 erinnert sie sich daran, dass sie »tagtäglich« zwölf bis vierzehn Stunden gearbeitet hat. Experten von außerhalb befanden den allgemeinen Gesundheitszustand in der Siedlung für »gut«, da bis zum Juli 1941 nur vierzig Malariafälle, und kein Fall von Ruhr oder Typhus gemeldet worden waren. Zu diesem Zeitpunkt behandelte man täglich etwa vierzig Personen, die wegen Abszessen, Hautkrankheiten, kleineren Wunden oder Magen-Darm-Beschwerden in die Krankenstation kamen.⁹⁰ Bis 1942 gab es in der Siedlung 57 Malariafälle, mit dem höchsten Pro-Kopf-Anteil in einem moskitogeplogten Gebiet namens Bombita, und dem niedrigsten in Batey.⁹¹ 1943 war das Hospital bereits für ungefähr 500 Einwohner und 200 bis 300 einheimische Arbeitskräfte zuständig. Im Monat fielen ungefähr 700 ärztliche Behandlungen an, ein Drittel davon für die Einheimischen.⁹²

Das medizinische Fachpersonal arbeitete nicht nur auf der Krankenstation, sondern kümmerte sich auch um die Moskito-Bekämpfung, um

der Malaria vorzubeugen. Zudem richteten sie eine Anlaufstelle für Geschlechtskrankheiten, eine Schwangerenberatung und eine Säuglingsstation ein. Ende 1942 stellten die Ärzte fest: »Die Frauen hier wollen Kinder.«⁹³ Dies war drei Jahre vor dem »Babyboom« der jüdischen Displaced Persons nach dem Krieg, für die Kinder zum Symbol für das Überleben der Juden wurden.⁹⁴ Bei insgesamt 104 Paaren gab es zwischen Februar 1941 und September 1942 in Sosúa 34 Geburten.⁹⁵ Dass »ein Kinderwunsch« bestand, nun, da die Paare sich häuslich niedergelassen hatten, »in einem freien [*sic*] Land, wo [...] sie jede erdenkliche Unterstützung von der DORSA bekommen«,⁹⁶ merkten die Ärzte an der Reaktion auf ihr Angebot von Verhütungsmitteln (Diaphragmas und Gele). Nicht nur pränatale Vorsorge und Beratung wurde angeboten; frischgebackene Mütter konnten entweder neun Tage bei »striker Betruhe« im Hospital bleiben, oder es kam eine Krankenschwester zu ihnen ins Haus.⁹⁷ Martha Bauers Ehemann behauptete, sie sei am Tag nach der Hochzeit eine Woche lang verschwunden, um sich um ein Neugeborenes und seine Mutter zu kümmern.⁹⁸

Die DORSA finanzierte auch eine Grundschule, die zunächst in einer Baracke untergebracht war, bevor im November 1940 die kleine »Cristobál-Colón-Schule« ihre Tore öffnete.⁹⁹ Sie bestand aus zwei Zimmern: einem Kindergarten und einer Grundschule. Eigentlich für die Kinder der Siedler gedacht, wurde sie doch auch von einigen Kindern der dominikanischen Arbeitskräfte besucht. Im Kindergarten fing man mit der Unterrichtssprache Deutsch an, aber in der Grundschule wurde auf Spanisch unterrichtet.¹⁰⁰ Der Unterricht orientierte sich an den dominikanischen Lehrplänen, umfasste aber zusätzlich Deutsch und Englisch.¹⁰¹ Außerdem lernten die Kinder die jüdische Religion kennen und begingen die jüdischen Feiertage. Ab 1944 wurden sie in Hebräisch unterrichtet, und Deutsch verschwand völlig aus dem Lehrplan.¹⁰² Zweimal wöchentlich hatten die Kinder jeweils »Spielstunden« und Turnstunden. Für die Schüler aus Batey war es nur ein kurzer Schulweg, aber die Kinder von den Heimstätten kamen auf Eseln in die Schule geritten oder wurden in einem kleinen, von Pferd oder Esel gezogenen Wagen mit acht Plätzen in die Schule gebracht. Wenn es jedoch regnete, schwoll der Bach an, und dann schafften es die Heimstätten-Kinder nicht bis dorthin.¹⁰³

Jeden zweiten Monat untersuchten Ärzte im Hospital die Kinder, hielten fest, wie viel sie gewachsen waren und nahmen Blut-, Urin- und Stuhlproben. Zwar war diese übertriebene Aufmerksamkeit typisch für das medizinische Interesse an den Flüchtlingen, doch stellte sich auch hier wieder die implizite Frage, ob Europäer in heißen Klimazonen leben



Krankenschwestern mit Neugeborenen

können; die Schulkinder stellten da einen weiteren Musterfall dar.¹⁰⁴ Die Ärzte kamen zu dem Schluss, dass Kinder weniger Schwierigkeiten hatten, sich zu akklimatisieren, und dass sie durch das Leben in den Tropen außerdem von einigen schweren Kinderkrankheiten verschont blieben, die in den Städten grassierten.¹⁰⁵ Nicht nur von diesem akribischen ärztlichen Interesse profitierten die Kinder, sondern auch davon, dass ihre Lehrer außergewöhnlich qualifiziert waren. Einige der gebildetsten Flüchtlinge in Sosúa lehrten an der Schule. Ein Lehrer aus der Tschechoslowakei leitete die Schule,¹⁰⁶ und mehrere Lehrer und Lehrerinnen hatten zwar keine pädagogische Ausbildung, waren aber promoviert oder Absolventen eines Musikkonservatoriums. Aus etlichen Memoiren geht hervor, dass die Kinder erstklassigen Unterricht in Mathematik und Sachkunde erhielten, von Leuten, die unter anderen Umständen nie unterrichtet hätten. Die Stunden in Rechnen und Sachkunde hielt Dr. Bruck, ein ehemaliger Chirurg, der auch »einen Abschluss in Mathematik, seinem Steckenpferd, hatte«. Für die geisteswissenschaftlichen Fächer war Mr. Ferran zuständig, der an der Sorbonne Sprachen gelehrt und später im Spanischen Bürgerkrieg gekämpft hatte.¹⁰⁷ Felix Bauer,

dessen Nachweise seiner fortgeschrittenen Wiener Ausbildung in Musik und Kunst ihm später die Lehrerlaubnis an einem US-amerikanischen College verschafften, unterrichtete die Kinder in diesen beiden Fächern. Luis Hess, Dolmetscher für Französisch, Spanisch und Englisch, und als Sprachlehrer für die DORSA tätig, unterrichtete Sprachen und arbeitete 33 Jahre lang als Lehrer, später auch als Schulleiter. Die Schule trägt heute seinen Namen. Der promovierte Österreicher Dr. Robitschek, Ende 1945 angekommen und bald bekannt als »der gelehrteste Mensch in Sosúa«, lehrte 25 Jahre lang an der Schule.¹⁰⁸ Musik- und Gesangsunterricht bekamen die Kinder von einer ausgebildeten Pianistin aus Wien.¹⁰⁹

Ende 1943 gab es an der Schule dreißig Schüler und sechs in Voll- oder Teilzeit angestellte Lehrer/innen, davon ein Dominikaner und die anderen fünf Siedler.¹¹⁰ Man legte großen Wert auf Staatsbürgerkunde und beging sämtliche dominikanischen Feiertage.¹¹¹ Um sich über die Dominikanische Republik zu informieren, machten die Schüler (mindestens) einen Ausflug nach Ciudad Trujillo, wo sie mit dem dominikanischen Erziehungsminister zusammentrafen und sich Regierungsbüros anschauten.¹¹² Im Jahr 1945, als vierzig Kinder die Vorschule und zwanzig die Grundschule besuchten, bekamen letztere »besonders gute Noten« in der Spanischprüfung.¹¹³ Bei der allgemeinen Abschlussprüfung durch den Schulinspektor von Puerto Plata schnitten sie so gut ab,¹¹⁴ dass sie auf eine Höhere Schule in Puerto Plata oder einem anderen Landesteil wechseln durften. Der kurze Zeit an der Schule unterrichtende Felix Bauer zählte etwa 60 Prozent »Kinder von Europäern« und 40 Prozent dominikanische Kinder. Er erteilte seinen Musikunterricht auf Spanisch, aber die Kinder sangen auch Lieder auf Englisch und Deutsch. Außerdem komponierte er die Schulhymne, für die ein Spanischlehrer den Text schrieb.¹¹⁵

Trotz steigender Kosten hielt die DORSA an ihrem »Wohlfahrtsstaat« fest, probierte aber in der Landwirtschaft Verschiedenes aus, um die Ausgaben zu senken. Die Siedler reagierten darauf allerdings eher frustriert. In einer Situation, in der die Umstände oft nicht beeinflussbar waren, suchte die DORSA nicht immer nach einer Dauerlösung, sondern ging pragmatisch an die Sache heran. So experimentierte man mit dem Anbau von Feldfrüchten und mit landwirtschaftlichen Neuerungen, und brachte ein Sammelsurium an Projekten auf den Weg, darunter Viehwirtschaft, Bananenplantagen, intensiven Gemüseanbau in Gärtnereien und den Anbau von Tomaten sowie gut verkäuflichen Feldfrüchten wie den Wunderbaumpflanzen. Schlagen die Experimente fehl, war die DORSA mit neuen Ideen zur Stelle. Die Siedler waren von diesen landwirtschaftlichen Versuchsballons, die ausloten sollten, was tatsächlich funktionieren



Kinder auf dem Schulweg

könnte, irritiert, weil sie sofort gute Ergebnisse sehen wollten. Das Bemühen der DORSA-Verwalter, gewinnbringende Pflanzen und Geschäftsideen ausfindig zu machen, erlebten die Siedler als Inkonsequenz, als Herumexperimentieren zu ihrem Nachteil und als gescheiterte Projekte.

Aber die DORSA war nicht die einzige Instanz, die Rückschläge zu verantworten hatte. Blutige Anfänger am Bau machten ebenfalls Fehler, die sie teuer zu stehen kamen. Solomon Arons, der Sosúa 1942 verwaltete, regte sich darüber auf, dass »die Siedler [...] anscheinend leider eine angeborene Scheu und ein Misstrauen gegenüber Werkzeug haben und sicherlich allzu selten stolz sind auf seinen Besitz und Gebrauch. Viele Werkzeuge, die an die Siedler ausgegeben worden sind, [...] sind bereits kaputt oder verrostet.« Ganz im Sinne des sprichwörtlichen »Eile mit Weile« stellte er auch fest, dass die Siedler wegen der fraglichen Ankunft neuer Flüchtlinge allzuoft »hastig« bauten; andererseits sei der Grund dafür »viel zu oft ein bloßer Gemütszustand oder der Wunsch, Ergebnisse zu liefern.«¹¹⁶ Irgendwann lernten sie aus ihren Fehlern. In Bella Vista zum Beispiel baute man die Veranden (die als Wohn- und Esszimmer dienten) zunächst nach Osten oder Süden, wodurch sie zu viel Sonne abbekamen. Außerdem waren sie dem Wind zu sehr ausgesetzt, so dass Regen ins Haus getrieben wurde. Bei der nächsten Häusergruppe

legten die Siedler daher die Veranda auf der Nordseite an. Zudem entdeckten sie, dass es Feuchtigkeit, Insekten und Termiten fernhielt, wenn die Häuser etwas vom Boden abgehoben wurden.¹¹⁷ Auch andere Fehlgänge gaben Anlass zur Sorge. Zum Beispiel drang der Regen seitlich durch die Fenster und das auf Empfehlung der Architekten installierte Lüftungssystem ließ bei Sturm nur noch mehr Wasser eindringen.¹¹⁸

Der Regen lieferte noch einen Grund, von der DORSA enttäuscht zu sein. Als das Wasser in Strömen aus den Bergen herunterkam, wurde den Siedlern klar, dass sie ein Entwässerungssystem und Dämme brauchten: »Ich habe mit meinen eigenen Augen nicht einmal, sondern einige Male gesehen, wie innerhalb einer halben Stunde ganze Felder unter Wasser standen, dass man nicht einmal eine Spur von Pflanzen sehen konnte.« Ohne Ablauf ins Meer blieb »das Wasser auf den Siedlungen oft wochenlang in Tümpeln stehen; Moskitos brüten dort, und wenn ein Feld gerade besonders tief liegt, so ist die Ernte erledigt.«¹¹⁹ Als die Regenzeit im Februar 1942 zu Überschwemmungen führte, teilte Paul Cohnen (aus der Katz-Gruppe) dem DORSA-Büro erzürnt mit, dass man nicht einmal mehr zu Pferd vorwärtskomme. Seiner Ansicht nach sollte die Verwaltung ihre Leute nicht nur bei schönem Wetter zu seiner Heimstätte schicken; »wenigstens einmal sollten sie sich die Mühe machen und herkommen, wenn alles überflutet ist.«¹²⁰ Die ausbleibende Fertigstellung von Abwasserkanälen löste zusätzliche Verstimmung aus, ganz zu schweigen von den »häufigen Malariaerkrankungen«.¹²¹ Dass die Siedler nicht bloß herumrörgelten, wie das DORSA-Büro manchmal unterstellte, lässt sich an ihren konstruktiven Vorschlägen erkennen: Sie baten um »einige Dutzend Wagenladungen Steine« zur Straßenbefestigung und drängten auf die Trockenlegung ihres Gebietes.¹²² Einige Monate später schlugen sie Fliegengitter vor den Schlafzimmerfenstern vor, bekamen jedoch zur Antwort, dass lediglich Material für Moskitonetze zur Verfügung stünde.¹²³

Überhaupt gab die Regenzeit jedes Mal Anlass zu großer Sorge. Von Mitte Januar bis Mitte März regnete es fast ununterbrochen, ein »andauernder peitschender Regen«.¹²⁴ Sogar noch danach bildete sich Schimmel durch die erhöhte Feuchtigkeit. Wie die Cohnens musste sich auch Bauer mit Überschwemmungen herumschlagen: »Zwischen unseren Häusern und der Straße entstand ein stattlicher flacher See.« Nur indem er mit einer Hand das Pferd bei der Mähne packte und mit der anderen den Sattel hochhielt, konnte er schwimmend über den See zur Straße gelangen.¹²⁵ Dass sich die Lage in den Anfangsjahren kaum besserte, kann man aus einer Notiz im Mitteilungsblatt ersehen, in der ein Siedler Ausflüge in die Hauptstadt ankündigt, aber gleichzeitig darauf aufmerksam macht,

dass der Zeitplan durcheinandergeraten könnte, weil die Straßen durch den Regen oft unpassierbar seien.¹²⁶

Von kleineren und größeren Katastrophen abgesehen, gedieh Sosúa prächtig, und die Geschäfte liefen immer besser. Angesichts reicherer Ernten nahmen sich die Siedler, was sie brauchten, verkauften den Rest an den *colmado* oder auf den regionalen Märkten und sicherten sich so ein Zusatzeinkommen. Sogar die lästigen Tomaten waren anscheinend vermarktbare: Im Februar 1942 wurden 1000 Kilo nach Aruba und weiterer Tomatenüberschuss in Ciudad Trujillo verkauft.¹²⁷ Bis 1944 wurden auf den Heimstätten 5000 Ananaspflanzen und 2000 Bananenstauden angepflanzt, außerdem Zitrusgewächse und Kakao, sowie die Futterpflanze Elefantengras; daneben gab es Maniok, Süßkartoffeln, Mais, Erdnüsse, Kochbananen, Bohnen, Tomaten, Chinakohl, Karotten, Rüben und anderes Gemüse mehr.¹²⁸ Noch größerer Erfolg war den Molkeprodukten beschieden.¹²⁹ 1943 hatten die milchproduzierenden Siedler, die inzwischen Eigner der CILCA waren, der Molkereigenossenschaft fast 570 000 Liter Milch geliefert und 21 740 Dollar dafür erhalten.¹³⁰ Der Ausstoß an Butter betrug 21 000 Kilo, von denen 15 000 außerhalb Sosúas verkauft wurden.¹³¹ Die Molkereigenossenschaft richtete auch einen eigenen kleinen Laden ein, in dem jedermann in Sosúa Speiseeis und Käse-Sandwiches kaufen konnte.¹³² Zunächst noch von der DORSA gemanagt, wurde die CILCA 1944 ganz von den Siedlern übernommen. David Stern nannte sie in jenem Jahr den »Haupt-Lichtblick in den Beziehungen der Siedler zur DORSA und untereinander, und [...] einen Hoffnungsschimmer für die Zukunft«.¹³³

Mit der Fleischproduktion kamen die Siedler weniger schnell voran. Im Jahr 1937 erzeugten die Dominikaner nur 25 Pfund Fleisch pro Kopf Lebendgewicht. Außerdem war der Import von Schweineschmalz, Fleischkonserven, Butter und Speiseöl mehr als doppelt so hoch wie die Eigenproduktion des Landes.¹³⁴ Auch das stellte eine Chance für die Siedler dar, die nach und nach die Produktionsmenge in der Vieh- und Schweinezucht erhöhten.¹³⁵ Die Schweinezüchter merkten, dass man verarbeitetes Schweinefleisch für 60 Cent pro Pfund verkaufen konnte, statt als Rohschinken für 12 Cent pro Pfund. Nur der Mangel an Kühlmöglichkeiten bremste die Produktion.¹³⁶ Anlagen zur Lagerung und Kühllhaltung sowie zur Haltbarmachung und Konservenherstellung – alles Mangelware in anderen ländlichen Gebieten – wurden von der DORSA finanziell unterstützt. Die Siedler konnten also die Tiere aufziehen, sie schlachten und das Fleisch haltbar machen, und der Erfolg ermöglichte es ihnen schließlich, ihre eigene Fleischgenossenschaft zu gründen.¹³⁷ Zudem handelten sie auch außerhalb Sosúas mit lebenden Schweinen, Vieh

und Fohlen.¹³⁸ Bis 1944 hatte sich herausgestellt, dass die Viehhaltung, Basis der Milch- und Fleischindustrie, beträchtliches Einkommen einbrachte und der Viehhandel für ein Nebeneinkommen sorgte. Überdies überstand das Vieh Dürrezeiten besser als die Feldfrüchte, was es verlässlicher und profitabler machte. Manche Heimstätteninhaber waren 1944 der Meinung, »unsere Haupteinnahmen sind Vieh und Fleisch«, alles andere »Nebenprodukte«.¹³⁹

Im Juni 1944 umfasste Sosúa 74 Heimstätten-Höfe, auf denen 158 Menschen (34 Paare, 40 ledige Männer, 23 Kinder und 27 Angehörige) lebten. Alles in allem besaßen die Heimstätten-Siedler nun 1090 Kühe, 701 Kälber, 314 vor kurzem entwöhnte Jungkühe, 362 ebensolche Jungstiere, 185 Pferde, 1034 Hühner und diverse Esel, Maultiere und Schweine.¹⁴⁰ Nicht minder wichtig als der Zuwachs bei den Ernten und bei der Fleisch- und Milchproduktion, war – zumindest für die Gemütsverfassung, wenn schon nicht finanziell –, dass die Menschen in Batey sich mit den Gegebenheiten zu arrangieren begannen. Im September 1944 wohnten in Batey 315 Personen, davon 60 Kinder, 175 Lohnempfänger und 25 selbstständige Betriebs- oder Geschäftsinhaber.¹⁴¹ Über 60 Prozent waren in irgendeiner Weise erwerbstätig, auch wenn die DORSA sie und ihre Arbeit subventionierte.

Da die meisten Siedler sehr hart arbeiteten, freuten sie sich auf das Abendessen, auf ein wenig Entspannung an den Wochenenden und auf kulturelle Veranstaltungen. Nach dem Umzug auf ihre Heimstätte kochten die Siedler für sich selbst, aber die Leute in Batey nahmen die Mahlzeiten noch in den Baracken ein. Dort bereiteten die »Frauen das Essen mit Unterstützung der Männer, soweit erforderlich«.¹⁴² Das Küchenpersonal bestand aus Flüchtlingsfrauen und dominikanischen Hilfskräften.¹⁴³ Frühstück und Abendessen waren die Hauptmahlzeiten. Zum Frühstück gab es Orangen, Limetten, Bananen, Milch, Käse, Brot, Eier, Würstchen und »exzellenten dominikanischen Kaffee«. Nach Auskunft von Hermine Kohn Cohnen bereiteten die »Damen sowohl österreichische als auch einheimische Nahrungsmittel« zu, wie Maniok, Kochbananen, Süßkartoffeln, Kürbis und Auberginen. Die Mahlzeiten bestanden aus Reis, Bohnen, Süßkartoffeln, Mais sowie Obst und Gemüse der Saison, zum Beispiel Ananas, Mangos oder Avocados. Eiweißlieferanten waren vor allem Hühner- und Rindfleisch.¹⁴⁴ Die Siedler aßen weit besser als der Durchschnittsdominikaner, der sich hauptsächlich von Maniok, Kochbananen, Mais, Süßkartoffeln, Brot und dem Obst der Saison ernährte, und für den Reis und Bohnen etwas Besonderes waren.¹⁴⁵

Die Siedler fanden Geschmack an dem in Hülle und Fülle vorhandenen tropischen Obst und Gemüse, das sie größtenteils noch nie gese-

hen hatten. Miriam Sondheimer inspizierte zum Beispiel »alle möglichen tropischen Früchte«, die sie nicht kannte, und kaufte auf dem Weg nach Sosúa in Puerto Rico ihre erste Kochbanane. Weil sie wie »große Bananen« aussahen, versuchte sie sie zu schälen und hinein zu beißen. »Später wussten wir es besser«, fügte sie hinzu.¹⁴⁶ Die an die schwere österreichische und deutsche Kost gewöhnten Siedler brauchten eine ganze Weile, bis sie den dominikanischen Speisen etwas abgewinnen konnten. Der Soziologe Pierre Bourdieu weist darauf hin, dass Nahrungsmittel »ganz direkt die frühesten und intensivsten Erfahrungen wieder wachrufen«.¹⁴⁷ Dementsprechend hielten die Flüchtlinge an alten Essgewohnheiten fest, obwohl das tropische Klima für ihre Gelüste denkbar ungünstig war. Weil es zum Beispiel kaum Kühlmöglichkeiten gab, musste das Fleisch bereits am Schlachttag gekocht oder gebraten werden. Das konnte oft ziemlich umständlich sein, aber die Siedler verlangten nach Fleisch. Es fiel ihnen schwer, auf Fisch umzustellen, dessen Verzehr in der Dominikanischen Republik insgesamt weit hinter dem Fleischverzehr zurückblieb. Eine Ausnahme bildeten nur Fische, die Einheimische oder Siedler eigenhändig gefangen hatten. Dazu kam, dass das tropische Klima den Anbau von Kartoffeln nicht zuließ – dem Grundnahrungsmittel, mit dem sie in Mitteleuropa aufgewachsen waren, und sie mussten sich mit den einheimischen Maniokknollen als Ersatz zufriedengeben. Während manche, besonders die jungen Leute, gut mit den verschiedenen Zubereitungsarten von Maniok zurechtkamen, fanden die anderen, dass sie, egal ob »gepresst, gebraten, gemahlen, gebacken oder gegrillt [...], nie nach etwas anderem als Seife« schmeckten.¹⁴⁸

Das Lebensalter und der Wunsch, sich einzufügen, spielte bei der Aufgeschlossenheit für neue Geschmacksrichtungen eine entscheidende Rolle. Ernest Weinberg, der mit zehn Jahren nach Sosúa gekommen war, mochte »Reis und Bohnen [...], gebratenes Fleisch (Rind, Ziege), gelbe und grüne Kochbananen«. Auch seinem Bruder schmeckte es, nur seine Eltern waren entsetzt, weil sie mit europäischem Essen gerechnet hatten, mit Kartoffeln, Braten und Soße: »Ihnen kam alles fremd vor.«¹⁴⁹ Weinbergs Mutter lernte nie, dominikanische Speisen zuzubereiten, sondern kochte weiterhin »auf deutsche Art«, das heißt, fetttriefend wie zu Hause in Norddeutschland. Glaubt man ihrem Sohn, »gerann das Gericht noch im Mund«. Sein Vater war etwas flexibler, aber die Essgewohnheiten der älteren Generation blieben weitgehend europäisch geprägt. Die jüngeren Leute hingegen nahmen mehr dominikanische Lebensmittel zu sich; Weinberg aß zum Beispiel besonders gern »Reis mit Bohnen und [...] *plátanos*«.¹⁵⁰

Im Dezember 1942 befanden Ärzte, die aus Palästina zu Gast waren, dass die Siedler, die im gemeinschaftlichen Speisesaal von Batey aßen,

sich noch immer »mehr oder weniger wie in Wien ernährten«. Sie äußerten die Befürchtung, dass ihr Fleischverzehr, der das Dreifache des normalen Eiweißbedarfs beinhaltete, »im Tropenklima schädlich« sein könnte. Daher empfahlen die Ärzte eine »radikale Umstellung der Küche und des Speiseplans«, mit mehr Milch und Käse und weniger Schweinefleisch und anderer »fetter und schwer verdaulicher Kost«. ¹⁵¹ Dabei wussten sie wahrscheinlich, dass auch die Siedler in Palästina sich gestraubt hatten, Fleisch und Fett aufzugeben. Im am Meer gelegenen Tel Aviv zum Beispiel herrschte der »europäische Fleischgenuss« weiterhin vor, so dass die Gesundheitsexperten sich auch dort wegen des hohen Fettgehalts in der Ernährung Sorgen machten und die Hausfrauen drängten, weniger Fett und Fleisch zu verwenden und so ihre Küche dem Klima anzupassen. ¹⁵² In Sosúa rieten die Ärzte den Siedlern, traditionelle Gerichte durch einheimische Produkte zu ersetzen, und empfahlen Reis und Maismehl anstelle von teuren Makkaroni, Weizenmehl und anderen Getreidemehlen. Schließlich konstatierten sie auch noch einen »übermäßig hohen« Zuckerverbrauch in der Siedlung, der nichts mit der Obstkonserven- und Marmeladenherstellung zu tun hatte. ¹⁵³ Die meisten Hausfrauen backten immer noch Kuchen, Torten und Gebäck aus der alten Heimat, und in den Cafés konnte man weiterhin in süßen Genüssen schwelgen.

Die Heimstätten-Siedler kochten selbst und waren daher kostenbewusster als die im Speisesaal verköstigten Bewohner Bateys; sie stellten ihre Küche um und verwendeten mehr einheimische Lebensmittel, was einer Ersparnis von 33 Prozent gegenüber der mitteleuropäischen Ernährungsweise entsprach. Die Farmer lernten also, Brot und Kartoffeln durch Maniok, Kochbananen, Süßkartoffeln und Reis zu ersetzen. ¹⁵⁴ Durch Veränderung der von den Älteren mitgebrachten Rezepte kreierte sie sogar interessante Mischungen, »indem sie das Neuartige und Ungewohnte auf traditionelle einheimische Art zubereiteten, es dann aber [...] in die aus der Heimat mitgebrachten Kochrezepte einarbeiteten. Der dominikanische Gast freut sich also, anstelle der gewohnten gekochten Maniokknollen schmackhafte Tapioka-Pfannkuchen zu bekommen, das übliche Apfelmus wird durch grüne Mangos ersetzt, und grüne Papayas werden süßsauer mariniert angeboten.« ¹⁵⁵

Während die Siedler sich tagsüber allmählich an die dominikanischen Ernährungsweisen und Arbeitsabläufe gewöhnten, konnten sie am Abend – nachdem die Jüngeren beim Schwimmen gewesen waren – und an den Wochenenden die europäische Kultur wieder etwas aufleben lassen. ¹⁵⁶ Regelmäßig fand irgendeine Abendunterhaltung statt. Bei einer solchen Veranstaltung, die wahrscheinlich 1942 über die Bühne ging und von der

Joseph Rosen berichtet, trug eine Gruppe von Siedlerkindern in »spanischen Kostümen« Lieder und Tänze vor. Als die Kleinen die dominikanische Nationalhymne anstimmten, musste erst ein dominikanischer Zuschauer das Zeichen zum Aufstehen geben, da keiner der erwachsenen Europäer sie kannte. Danach führten die Erwachsenen ein von Rosen enttäuscht als »fader Wiener Schwank« bezeichnetes Stück auf, dazu ungarische Volkslieder und jiddische Hochzeitsgesänge; und ein junger Mann, der in einem italienischen Lager festgehalten worden war, gab neapolitanische »Gassenhauer« zum Besten.¹⁵⁷ Während es Rosen also anscheinend zusetzte, wie wenig dominikanisch die Flüchtlinge in ihrer Persönlichkeit noch waren – nicht einmal eineinhalb Jahre seit Ankunft der ersten Gruppe – schien die Journalistin Marie Syrkin entzückt: »Wenn man diese europäische Gruppe betrachtete [...], konnte man sich nur schwer vorstellen, schon bald in [...] eine schwüle Tropennacht hinauszutreten und unter einem Moskitonetz einzuschlafen.«¹⁵⁸

Am Wochenende konnten sich die Siedler dem kulturellen Leben ausgiebiger widmen. Die Künstler und Kunstgewerbler unter den Flüchtlingen organisierten Foto-, Kunsthandwerks- und Gemäldeausstellungen.¹⁵⁹ Als der bekannte spanische Künstler Vela Zanetti, der wegen des Bürgerkriegs in seiner Heimat im Exil und jahrelang in der Dominikanischen Republik lebte, auch Sosúa besuchte, veranstalteten die Siedler eine Ausstellung seiner dort gemalten Werke – über zwanzig Bilder. Berühmt für seine Wandgemälde von Arbeitern und Bauern, schuf er auch hier Bauern- und einige Kinderszenen.¹⁶⁰ Daneben boten eine Fülle deutschsprachiger Theateraufführungen den Schauspielern wie den Zuschauern Unterhaltung.¹⁶¹ Viele Siedler hatten entweder als Profis oder als Laien schon Erfahrung mit Theater und Musik. Felix Bauer gründete einen kleinen Laienchor, der mit aus Europa mitgebrachten Noten musizierte; da mehrere Mitglieder Noten lesen und es anderen sogar beibringen konnten, war der Chor sehr erfolgreich.¹⁶² 1943 fand sich eine jüdische Theatertruppe zusammen und brachte ihre erste Aufführung auf die Bühne.¹⁶³ Auch musikalische Sketche dachten sich die Sosúaner füreinander aus. Zu allseits bekannten deutschen oder österreichischen Melodien machten sie sich in Spottversen über sich selbst lustig, über die schlampige Organisation oder die hohen Preise in ihren Läden, über Meinungsverschiedenheiten unter den Ärzten und über ihre selbstproduzierten Waren. Zur Melodie des bekanntesten amerikanischen Songs aus dem Ersten Weltkrieg, »*Over there*« (»Ober sehr«), priesen sie in deutschen Versen die Naturschönheiten ihrer neuen Heimat.¹⁶⁴ Auch in den Genuss klassischer Kammermusik kamen die Siedler. Bei einem der Konzerte spielte ein »hochangesehenes« Streichquartett Beethoven, Mozart,

Mendelssohn und Schubert.¹⁶⁵ Neben klassischer Musik gab es Lesungen aus den Werken von Goethe, Heine und anderen Klassikern.¹⁶⁶ Ein »Rezitationsabend« zog besonders viele Besucher an und begeisterte das Publikum. Vor der Darbietung der Balladen Schillers, Fontanes und anderer Dichter lauschten die Siedler mit Begeisterung einem einleitenden Vortrag über diese Gedichtart, wie es in der gebildeten europäischen Bourgeoisie üblich und angemessen war.¹⁶⁷

Durch Spenden an Büchern, Schallplatten und Filmen aus den Vereinigten Staaten fand an verschiedenen Orten die amerikanische Kultur Verbreitung.¹⁶⁸ Die Siedler nutzten eine kleine Bibliothek, die die New Yorker DORSA mit der Zusendung von Büchern und Zeitschriften zu vergrößern suchte,¹⁶⁹ und hielten sich mit der Lektüre der sporadisch eintreffenden Zeitschrift *Time* auf dem Laufenden.¹⁷⁰ Bis mindestens ins Jahr 1945 dauerte die »rege Teilnahme« an Abendkursen in Spanisch, Agrarwesen, Buchhaltung usw. an.¹⁷¹ Zum Lieblingszeitvertreib wurden Spielfilme, besonders amerikanische. Sogar in den in Mitteleuropa so beliebten Zeitvertreib des Kaffeehausbesuchs schlich sich die Amerikanisierung ein. Den Sosúanern aus Wien bedeutete die Kaffeehauskultur sehr viel, worin sie ganz dem Stereotyp entsprachen: »Die Wiener verbringen die meiste Zeit im Kaffeehaus; die Juden verbringen die ganze Zeit dort; daraus folgt, dass Wiener Juden ohne Kaffeehaus nicht leben können.«¹⁷² Die zwei von Siedlern gegründeten Cafés, Café Stockmann und Café Goldmann, durften sich nicht nur verschiedener Wiener Kaffeespezialitäten rühmen, sondern hatten auch vielerlei Gebäck sowie Pepsi-Cola im Angebot.¹⁷³ Nach dem Genuss dieser Köstlichkeiten konnte man zu den von Amerikanern gespendeten Schallplatten tanzen. Was das Kulturelle betraf, fanden diese Nord- und Osteuropäer also Gefallen an Musik und Filmen aus Nordamerika, frönten aber gleichzeitig noch einem Lebensstil, der sich am alten Europa orientierte.

Es war eine Generationsfrage, weil sich eher die Jüngeren als die Älteren für alles interessierten, was aus Amerika kam. Dennoch hielt sich die Kaffeehauskultur ziemlich lang, wie man an einem kurzen, 1943 verfassten Schulaufsatz sehen kann, der im Gemeindeblatt abgedruckt wurde. Der kleine Poldi Bruck stellt sich darin vor, wie er in die Schweiz fliegt und auf dem Weg dorthin viele Länder sieht. Nach der Landung findet er einen Beruf und ist glücklich, und geht »fast jeden Sonntag ins Kaffeehaus«.¹⁷⁴ Was die dominikanische Kultur betrifft, bat anlässlich eines »Kulturabends« ein Autor im Mitteilungsblatt die Flüchtlinge dringend, die dominikanischen »Mitmenschen« besser kennen und verstehen zu lernen und sich in deren Kultur einzufügen.¹⁷⁵ Dennoch gewöhnten sich die meisten (vielleicht mit Ausnahme der mit Dominikanerinnen



Kinder feiern Hannukah. Im Hintergrund ein Portrait von Trujillo und die Flaggen der Dominikanischen Republik und Israels.

verheirateten) Flüchtlinge nur zum Teil an dominikanische Ess- und Arbeitsgewohnheiten, was sie nicht daran hinderte, die Musik des Landes und die außergewöhnliche Schönheit der Umgebung zu genießen.

Die Beibehaltung europäischer Konventionen diente auch der jüdischen Selbstvergewisserung. Der Historiker George Mosse hat angemerkt, dass sich das deutsche Bürgertum »Bildung« als Ersatz für traditionelle Frömmigkeit angeeignet hatte.¹⁷⁶ Bei vielen urbanen Juden hatte die Beschäftigung mit den Werten der Aufklärung die religiöse Observanz ersetzt (auch wenn sie sich ihr Gefühl für das Judentum als kulturelles und gemeinschaftsstiftendes Gut bewahrt hatten). Nun gaben sie auf einer entlegenen Insel ihrem Jüdischsein Ausdruck, indem sie europäische Kultur lebten. Nichtsdestoweniger hatte sich so mancher deutscher Jude in den ersten Jahren der Naziherrschaft seiner jüdischen Gemeinde und der Synagoge wieder angenähert; und die Zahl derer, die ihre Religion aktiv ausübten, mag dadurch gestiegen sein, dass man in einem zunehmend feindlichen Umfeld nach Trost suchte. In Sosúa gab es etwa ein Dutzend Juden aus Ost- und Mitteleuropa, die strikt die

Glaubensregeln befolgten, einschließlich einer getrennten koscheren Küche.¹⁷⁷ Die meisten anderen beteiligten sich an den wichtigen jüdischen Feiertagen und Bräuchen und verstanden sich als Teil der jüdischen Gemeinschaft.

Zwar besuchten Rabbiner und Mohels (Beschneider) die Siedlung nur in unregelmäßigen Abständen, doch fungierte Dr. Ernst Fialla, ein orthodoxer Jude aus der Tschechoslowakei, als Vorbeter.¹⁷⁸ 1941 beantragte die Gemeinde eine *Megilla*, eine Schriftrolle mit dem Buch Esther aus dem Alten Testament, das am Purimfest gelesen wird, sowie zwanzig *Haggadas*, also Texte für das Pessachfest.¹⁷⁹ Im selben Herbst bat man um Gebetbücher mit deutscher oder englischer Übersetzung des hebräischen Textes. Ferner brauchte die Gemeinde ein *Schofar*, ein Widderhorn, das an den hohen Feiertagen rituell in der Synagoge geblasen wird.¹⁸⁰ Dort gab es mindestens eine Thorarolle (die den Pentateuch, die fünf Bücher Mose, enthält) – wahrscheinlich von Spendern aus den USA gestiftet.¹⁸¹ Der Verein jüdischer Siedler in Sosúa hielt am Freitagabend regelmäßig einen Gottesdienst ab. Denny Herzberg erinnerte sich, dass er als Kind jeden Freitagabend – wegen des Sabbats in kurzen weißen Hosen – zusammen mit seinen Eltern drei Meilen zum Gottesdienst ritt.¹⁸² Den Samstagsgottesdienst besuchten nur wenige,¹⁸³ aber es reichte jedes Mal für ein *Minjan*, die Mindestzahl erwachsener Männer für das gemeinschaftliche Gebet.¹⁸⁴

Zwar praktizierten die meisten Juden ihre Religion nicht im Alltag, aber fast alle nahmen teil, wenn in Sosúa die allgemeinen Festtage begangen wurden. An den hohen Feiertagen schnellte die Besucherzahl in der Synagoge in die Höhe, und viele fasteten an Jom Kippur, dem Tag der Versöhnung. Während der Gottesdienst in der kleinen Synagoge am ersten und letzten Tag des Pessachfestes nur für wenige Gemeindemitglieder abgehalten wurde, schlossen sich sogar die allerweltlichsten Juden – genau wie heutzutage – der großen Menschenmenge an, die jedes Jahr zum Seder (dem feierlichen Festmahl an Pessach) kamen. Dieses mit »allen Riten« abgehaltene Zeremoniell fand im örtlichen Restaurant und in dem kleinen Hotel statt, beide im Besitz und geleitet von Siedlern.¹⁸⁵ Der jüdische Siedlerverein richtete 1945 ein Sedermahl für siebzig Leute aus¹⁸⁶ und veranstaltete Feiern an Chanukka und Purim.¹⁸⁷

Die Siedler gründeten einen *Chewra Kaddischa*,¹⁸⁸ d.h., einen Verein für Begräbnisse nach den religiösen Vorschriften, legten einen kleinen jüdischen Friedhof an und feierten gemeinsam anlässlich von Zeremonien wie Beschneidungen, Bar Mizwas und Hochzeiten. Beschneidungen führte Dr. Siegfried Klinger durch;¹⁸⁹ die Eltern des Kindes sowie Freunde waren bei dieser traditionellen Zeremonie anwesend, mit der männliche

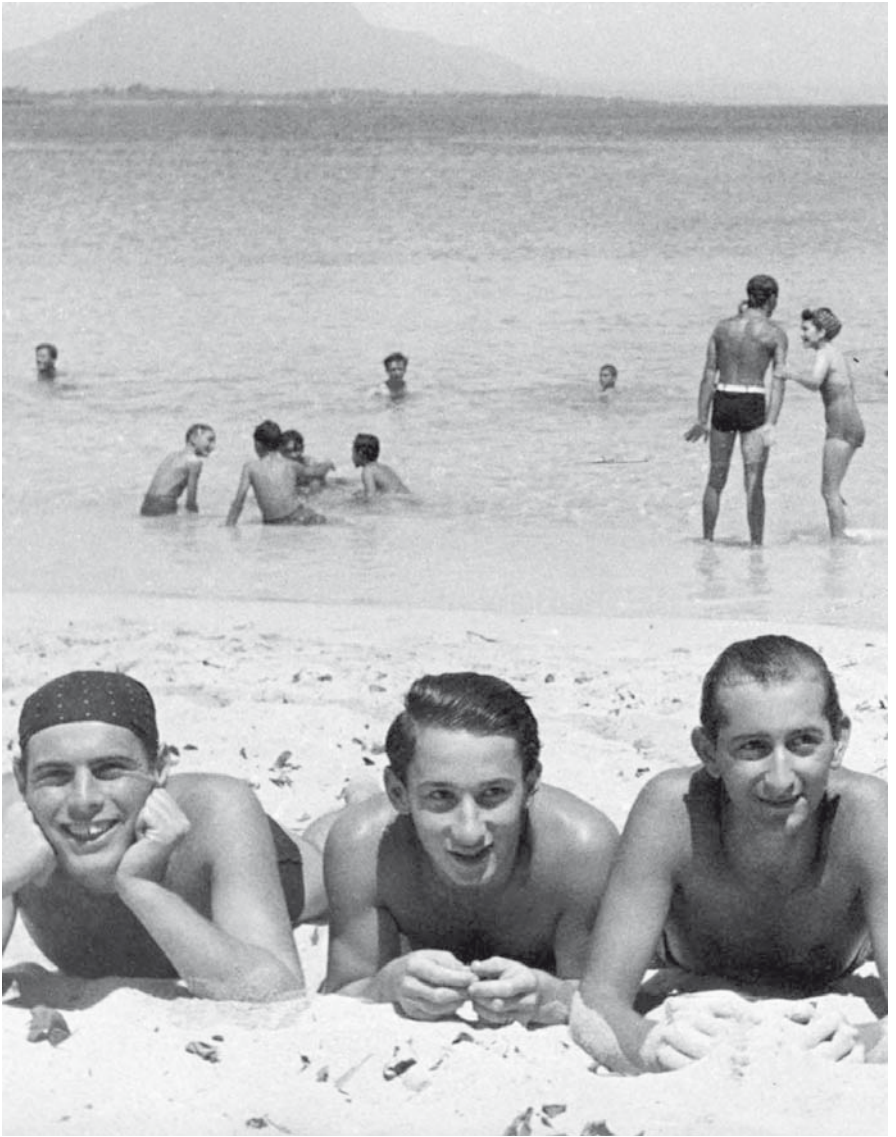
Säuglinge in die Gemeinde aufgenommen werden. Im Archiv von Sosúa befindet sich noch die Predigt anlässlich einer solchen Beschneidung. Darin vergleicht der Verfasser die Hoffnung und den Glauben, die diesem traditionellen jüdischen Prozedere innewohnen, mit der Zuversicht, dass der »Kampf nicht mehr ums Überleben, sondern um die Zukunft geht [und] dem Glauben an ein einfacheres Morgen«. ¹⁹⁰ Ernest Weinberg hatte als erster in Sosúa eine Bar Mizwa. Dieser feierliche Brauch, mit dem 13-jährige Knaben als Vollmitglieder mit allen religiösen Pflichten in die jüdische Gemeinde aufgenommen werden, wurde zu einem »gesellschaftlichen Großereignis« in Sosúa. Weinberg erzählte, er habe zu der Zeremonie damals einen weißen Anzug und weiße Schuhe getragen und sich im Unterricht bei Dr. Fialla und mit seinem Vater darauf vorbereitet. Auch einige Hochzeitsfeiern fanden in Sosúa statt, obwohl sich Paare auch in der Synagoge (mit einem hauptamtlichen Rabbiner) in Ciudad Trujillo oder standesamtlich in Puerto Plata trauen lassen konnten. Um das Gefühl für den Zusammenhalt unter den Juden zu fördern, veranstaltete der Verein jüdischer Siedler jeden Dienstagabend Vorträge über kulturelle und geistige Aspekte des Judentums ¹⁹¹ und gab Anfang 1945 ein *Kaulenu* (Unsere Stimme) genanntes, vielfältiges Zeitungsblatt heraus. ¹⁹² Zudem schafften es die Siedler, obwohl sie selbst kaum genug zum Leben hatten, Geld für die Juden in Europa zu sammeln und 1945 Joint in New York mehrere hundert Dollar zu schicken. ¹⁹³

Während jüdische Feierlichkeiten für die Siedler unregelmäßige, willkommene Unterbrechungen im Jahresablauf bedeuteten, freuten sie sich auf den Sonntag, weil sie dann Zeit hatten, an den Strand zu gehen oder Fußball und Basketball zu spielen. Beim Basketball konnte Sosúa mit drei Männer- und zwei Frauenmannschaften aufwarten. Auch Reiten, ein Sport, den nur wenige Siedler in Europa betrieben hatten, war bei ihnen beliebt, und sie schienen es begeisterter zu betreiben als alles andere, was mit dem Landleben einhergeht. Grete Burg erzählte, dass sie einmal von jemandem wissen wollte, wie man reiten lernt. »Sie sagte: ›Man steigt einfach auf und reitet.‹ ›Und was ist, wenn man runterfällt?‹ fragte ich. ›Man steht einfach wieder auf und versucht es nochmal.‹ Ich hielt das für eine ziemlich blöde Antwort, fand aber bald heraus, dass man es so machen muss.« ¹⁹⁴ Mehrere deutsche Juden züchteten Pferde und verkauften sie für zwölf Dollar das Stück (wohingegen die Siedler für die Arbeit eines ganzen Monats drei Dollar erhielten). ¹⁹⁵ Die Liebe der Siedler zum Reiten kommentierte Douglas Blackwood, bei der DORSA verantwortlich für die Viehzucht und kein besonderer Freund der Siedler, einmal so: »Wären die Siedler genauso eifrig bei der Arbeit wie beim Reiten, könnte Sosúa [...] ein Paradies sein.« ¹⁹⁶

Die Sosúaner brachten auch regelmäßig eigene Mitteilungsblätter und Zeitungen heraus, die auf Spanisch und Deutsch geschrieben waren – in beiden Fällen mit englischen Einsprengeln.¹⁹⁷ Darin fanden sich Nachrichten aus dem DORSA-Hauptbüro, die Ankündigung von Gottesdiensten oder Ausflügen in die Hauptstadt, Auszüge aus der Weltpresse¹⁹⁸ sowie Kurzweiliges, wie zum Beispiel Kreuzworträtsel. Um letztere zu lösen, brauchte man deutsche, spanische, französische, englische und italienische Wörter und musste auf Fragen wie »Wann wir unsere Schulden loswerden« – sarkastische Antworten finden: »Nie«. Auch Anspielungen auf die Sehnsucht vieler Leser gab es: Zum Beispiel hieß die richtige Antwort auf »Wunschtraum aller Sosuaner« »Bürgerschaft« (weil ein Bürger Voraussetzung für die Einwanderung in die USA war).¹⁹⁹ Das Mitteilungsblatt brachte auch Ankündigungen und Rezensionen von Veranstaltungen, wie zum Beispiel einer Aufführung der Musikkomödie *Die Rumänische Hochzeit*. Im Europa der Zwischenkriegszeit ursprünglich in Jiddisch aufgeführt, wurde sie für das Publikum in Sosúa ins Deutsche übersetzt.²⁰⁰ Überhaupt hat der Humor, ein spezieller Flüchtlingshumor, den Bewohnern wahrscheinlich dabei geholfen, über ihre missliche Lage und kleinen Schwächen schmunzeln zu können. Zum Beispiel machte man sich in Sketchen und Witzen über die Sosúaner lustig. Ein Komiker schlug vor, man solle Zitronengras (das die Siedler anbauen)²⁰¹ mit »Schwertgras« zusammen anpflanzen, weil dann bei Wind das Zitronengras ganz von selbst vom Schwertgras gemäht würde und den Siedlern eine Menge Arbeit erspart bliebe. Ein anderer Witz, der von Manhattans Washington Heights bis Sosúa die Runde machte, war allgemeinerer Natur und nahm die Flüchtlinge aufs Korn, die mit früherem Wohlstand und Status prahlten: Als einer seinen kleinen Pudel fragte, was er früher gewesen sei, antwortete der: »ein Bernhardiner«. Auch schwarzen Humor in Form von Witzen über Hitler oder den Krieg gab es reichlich.²⁰² Die Situation an der Ostfront wurde in einer Geschichte thematisiert, in der Herr Kohn einen Brief nach Berlin schicken will. Als der Beamte ihm erklärt, dass Post für Deutschland leider nicht mehr angenommen werde, sagt Herr Kohn, der Adressat wohne eigentlich in Russland, und erklärt dem verwunderten Postbeamten auf dessen Nachfrage, bis zur Auslieferung des Briefs seien die Russen ohnehin längst in Berlin.²⁰³ Solche Lieder und Witze gaben den Siedlern Gelegenheit, sich über sich selbst und ihr Umfeld mit leisem Spott zu mokieren, während sie das Ende des Krieges herbeisehnten.

Bei der Vorstandsversammlung der DORSA in New York im Mai 1943 diskutierten die Anwesenden ihre bisherigen Rettungs- und Ansiedlungsbemühungen. Was die Rettung betraf, stellten sie fest, dass »die Men-

schen [...] Hitlers Inferno ohne diesen Vertrag nicht hätten entkommen können« (dem Vertrag mit der Dominikanischen Republik). Hinsichtlich der Neuansiedlung blieb festzuhalten, dass vor Pearl Harbor Abgesandte aus Brasilien, Venezuela und Peru an die DORSA herangetreten waren, um »Ansiedlungen im großen Stil« in diesen Ländern zu erörtern. Leitende DORSA-Mitglieder gaben ihrer Hoffnung Ausdruck, Sosúa habe eventuell den Weg für künftige Zufluchtsorte geebnet, indem es »das Exklusionsdenken anderer lateinamerikanischer Staaten etwas revidierte«. ²⁰⁴ Zu dieser Zeit war die Einwohnerzahl konstant, aber die Infrastruktur des Gemeinwesens hatte sich weiterentwickelt, die Produktivität der Landwirtschaft war gestiegen und das fleisch- und milchverarbeitende Gewerbe sah äußerst vielversprechend aus. Darüber hinaus hatten die Siedler trotz der Angst um ihre zurückgelassenen Angehörigen, und obwohl Ackerbau und Viehzucht sie eher frustrierten, ein Dorf geschaffen, in dem sich europäische Sitten, jüdische Gebräuche und ein wenig amerikanischer Lebensstil mischten und in dem die Flüchtlinge mit den Einheimischen arbeiteten und Umgang pflegten. Hinsichtlich des künftigen »Erfolgs« von Sosúa war die New Yorker DORSA der Ansicht, es sei eine »gute Grundlage« geschaffen, aber wie in Palästina werde es noch Jahre dauern, bis sich die Menschen an das Klima, die neuen Landwirtschaftsprojekte und die »neuen Lebensumstände in einem fremden Land« gewöhnt hätten. ²⁰⁵



Am Strand

6 Probleme im Paradies

»Habt ihr keine Mädchen mitgebracht?«
»Sie hegen einen umfassenden, tiefsitzenden
Groll gegen die DORSA.«²

So freundlich sie sich in der Dominikanischen Republik auch aufgenommen fühlten und so dankbar sie für ihre Rettung waren, hatten die Siedler doch mit einer Reihe von Anpassungsschwierigkeiten zu kämpfen, die mit ihren eigenen Vorgeschichten anfangen und mit ihren Zukunftsaussichten und denen ihrer Kinder noch lange nicht aufhörten. Bei der ersten Begegnung mit dem DORSA-Repräsentanten Solomon Trone waren viele von ihnen physisch und psychisch am Ende gewesen und fieberhaft auf der Suche nach einer Möglichkeit, den Nazis zu entkommen. Da mögen sie dem von seiner Frau begleiteten Trone von ihren landwirtschaftlichen Kenntnissen und ihrem Interesse daran erzählt haben, obwohl ihnen beides fehlte. Joseph Rosen drückte es später so aus:

»Es gab tausende und abertausende Flüchtlinge im Exil, in verschiedenen europäischen Staaten, verzweifelt darauf aus, dem [...] Inferno zu entkommen, bereit, überall hinzugehen, alles zu versprechen, falsche Angaben zu machen, ihre Defizite zu verstecken und ihre wahren Absichten zu verschleiern.«³

Im Schweizer Flüchtlingslager Diepoldsau erhielten junge Leute zum Beispiel etwas, das Felix Bauer eine »Verzweiflungsausbildung« nannte. Ältere Flüchtlinge vermittelten den jüngeren einen Teil ihrer Kenntnisse: »Ein Schneider zeigte, wie man Kleidung herstellt; ein Schuster zeigte, wie man Schuhe macht.«⁴ Als Trone in diesen Lagern nach »Kenntnissen« fragte, erwähnten manche sicherlich ihr neu erworbenes Know-how und wussten dann später in Sosúa nicht mehr recht weiter. In Portugal dagegen harrten schon sehr viel Flüchtlinge aus, so dass Trone in Lissabon von der Regierung gedrängt wurde, die neuen Anwärter mitzunehmen.⁵ Die von den Siedlern zunehmend enttäuschten DORSA-Verantwortlichen änderten nun auch ihre Meinung über das Ehepaar Trone. Statt als »Menschen, deren Denken nicht nur vom Verstand, sondern auch vom Herzen geleitet wird«,⁶ sah man sie jetzt als Menschen, die »unter dem starken Eindruck der verheerenden Bedingungen in Europa aus Gutmütigkeit ihren Verstand ausgeschaltet hatten«.⁷ Weder die eine

noch die andere Charakterisierung trifft zu. Es war einfach keine nennenswerte Anzahl von Farmern unter den jüdischen Flüchtlingen im kriegsgebeutelten Europa zu finden.

Sich an die landwirtschaftliche Arbeit trotz der damit verbundenen Schwierigkeiten zu gewöhnen, war für die Neulinge jedoch weniger frustrierend als der Männerüberschuss bei den unverheirateten Flüchtlingen. Im Rückblick waren die meisten Einwohner der Ansicht, dass durch das Ungleichgewicht zwischen jüdischen Männern und Frauen das Unternehmen *Sosúa* von Anfang an zum Scheitern verurteilt war. Ein mit einer Dominikanerin verheirateter Siedler meinte sogar, dass, »wenn da so hundert oder fünfzig jüdische Mädchen gekommen wären, viele [Siedler] geblieben« wären.⁸ Die *Trones* hatten mehr Männer als Frauen ausgesucht, in der Hoffnung, dass kräftige junge Männer die schwere Arbeit und tropische Hitze besser aushalten könnten. Auch hatten einige Männer geplant, ihre Frauen nachkommen zu lassen; doch dann konnten die Frauen wegen der Ausweitung der Kriegszonen nicht mehr ausreisen.⁹ Zudem hatte die DORSA bestimmt, dass Frauen keine »Siedler« werden durften; der Ausdruck bezog sich nur auf Männer.¹⁰

Die Ehefrau war für eine Heimstättensiedlung jedoch äußerst wichtig. Häufig beherbergte ein Ehepaar noch einen ledigen Mann, damit auch ihm ihre Hausfrauentätigkeit zugutekam. Frauen übernahmen auch gern Aufgaben bei gesellschaftlichen oder kulturellen Veranstaltungen, konnten reiten und verrichteten Feldarbeit. In dem von der DORSA produzierten Werbefilm *Sosúa: Ein Zufluchtsort in der Karibik* verkündet der Sprecher: »Frauen spielen eine wichtige Rolle«, während die Kamera Flüchtlingsfrauen zeigt, die gerade waschen, bügeln oder nähen. Es gab Hausfrauen, die im eigenen Heim tätig waren, sowie »gemeinschaftliche Hauswirtschafterinnen« in den Küchen, Wäschereien und Läden, im Hospital und bei der Kinderbetreuung. Die DORSA-Leitung muss schon eine besondere Art von Scheuklappen getragen haben, um sich trotz des offensichtlichen Frauenmangels folgendermaßen zu äußern: »Wir brauchen junge Frauen, die nicht nur Schuhe mit hohen Absätzen und lackierte Fingernägel im Kopf haben [...], die arbeiten, sich häuslich niederlassen und einen Farmer heiraten.«¹¹ Im Jahr 1941 hatten Frauen wohl kaum zwischen Nagellack und Landwirtschaft zu »wählen«, sondern ob sie weiter in Europa festsitzen oder sich in Sicherheit bringen sollten.

Erst vor kurzem aus Internierungslagern entlassen, hofften viele junge Männer darauf, eine Partnerin zu finden und in ihrer neuen Landkommune einen Hausstand zu gründen. Beim Empfang von Neuankömmlingen im Februar 1941 fragte ein junger Mann zu Pferd: »Habt ihr keine

Mädchen mitgebracht?«¹² Die statistischen Zahlen zeigen ein starkes Ungleichgewicht der Geschlechter:

	Juni 1940	Juni 1942	Dez. 1942	April 1944
Ledige Männer	158	158	158	137
Ledige Frauen	38	38 ¹³	42 ¹⁴	45 ¹⁵

Die Zahlen klaffen noch weiter auseinander, wenn man bedenkt, dass 1944 vierundzwanzig der unverheirateten Frauen über fünfzig Jahre alt waren, wahrscheinlich die verwitweten Mütter einiger Siedler.¹⁶

Halbherzig und verspätet versuchte die DORSA den Männerüberschuss zu korrigieren. Ihre Leitung schrieb dem Vertreter von Joint in Schanghai Mitte 1941, es gebe »nicht genug Frauen für die viel größere Anzahl von Männern, die eine Gefährtin suchen. [...] Damit der wirtschaftliche Aufbau funktionieren kann, ist es daher unbedingt nötig, heiratsfähige junge Frauen nach Sosua kommen zu lassen.« Man bat um »nicht mehr als sechs« junge Frauen, »denen ein Leben in Sosua zusagen würde«.¹⁷ Obwohl in Schanghai im Winter frostige Temperaturen und im Sommer oft feuchte Hitze von mehr als 37 Grad herrschten, und obwohl die Flüchtlinge sich dort mehr schlecht als recht durchschlugen, bewarben sich nur ledige Männer und Paare nach Sosúa: »Keine einzige unverheiratete Frau stellte einen Antrag.«¹⁸

Zwei Gründe kommen dafür in Frage. Frauen aus Mitteleuropa mieden anscheinend generell das Landleben. In den 1930er Jahren gingen sie nur ungern nach Palästina, suchten sich lieber europäische oder nordamerikanische Zielorte aus; und in Palästina entschieden sie sich eher für die Stadt als für landwirtschaftlich genutzte Gebiete. Außerdem wollten die Töchter, anders als die Söhne, oft die Eltern nicht verlassen.¹⁹ Vermutlich zogen sie es vor, das Ende des Krieges in Schanghai abzuwarten, statt sich weit weg von ihren Lieben in ein Abenteuer zu stürzen. Mitte 1941 erläuterte Mrs. Trone diesen allgemeinen Gesichtspunkt in einem Interview und erzählte, dass sie und ihr Mann den jungen Frauen in Europa zugeredet hatten, sich allein auf den Weg zu machen. Sobald sie ihren Lebensunterhalt verdienten, könnten die Eltern, die vermutlich zu alt für eine landwirtschaftliche Tätigkeit wären, ebenfalls einwandern. Aber sie konnten ihre Gesprächspartnerinnen selten dazu bringen, ihre Eltern allein zu lassen.²⁰ David Stern plante im Jahr 1944 noch einmal eine Reise nach Kuba, um herauszufinden, »ob man in den großen Flüchtlingslagern möglicherweise Frauen für die Heimstätten-Siedler finden und herholen könnte.«²¹

Die jungen Männer konnten kaum etwas anderes tun, als mit dominikanischen Mädchen auszugehen. Allerdings wurde ihnen diese Lösung von Seiten der DORSA wie von der Verkehrssituation wahrlich nicht leicht gemacht. Wie erwähnt, verlangte die DORSA von den Siedlern, sich erst die Erlaubnis zu holen, wenn sie das Gelände verlassen wollten. Danach mussten sie den langen Ritt nach Puerto Plata auf sich nehmen, der nächstgelegenen Stadt, wo die Möglichkeit bestand, Frauen aus der Mittelschicht zu treffen – wozu diese Einwanderer als Städter und Angehörige des Bürgertums tendierten. Luis Hess, der schon vor seiner Ankunft in der Dominikanischen Republik fließend Spanisch sprach, machte die Bekanntschaft eines jungen Mannes aus Puerto Plata und folgte bereitwillig dessen Einladung zu einer Tanzveranstaltung. Dort »erblickte ich meine Frau; es war Liebe auf den ersten Blick. Sie war schön, mit grünen Augen. Danach besuchte ich sie zu Hause. Ich musste dorthin reiten. Man brauchte zweieinhalb Stunden durch Zuckerrohrfelder. Ich bat sie um ihre Hand. Wir heirateten im März 1941, ein paar Monate, nachdem wir uns kennen gelernt hatten.«²² Als erster Siedler, der eine solche Ehe einging, brach Hess ein Tabu. Nach 59 Jahren gemeinsamen Lebens zog Hess das Fazit: »Sie war das Glück meines Lebens.«²³ Hess zufolge wurden etwa ein Dutzend gemischter Ehen geschlossen, auch wenn es nach Schätzung der DORSA nur neun Eheschließungen zwischen jüdischen Männern und dominikanischen Frauen gab,²⁴ sowie eine zwischen einer Jüdin und einem Dominikaner.²⁵ Gemessen an den 108 jüdischen Ehepaaren im Jahr 1951 wären das ungefähr zehn Prozent der Ehen.²⁶ Der Kommentar der DORSA-Dienststelle zu den dominikanischen »Mädchen« lautete: »exzellente Ehefrauen und Mütter«.²⁷

Auch wenn die Siedler die dominikanischen Ehefrauen akzeptierten und freundschaftliche Beziehungen zu ihnen unterhielten, hatten manche Dominikaner, aber auch viele Siedler, so ihre Bedenken.²⁸ Ana Julia Hess kommentierte 1981 die Reaktionen von dominikanischer wie jüdischer Seite: »Ich habe als Erste [...] einen Juden geheiratet und es war ein bisschen schwierig für alle hier.«²⁹ Dominikaner mögen konsterniert auf eine Heirat reagiert haben, bei der einem der Partner Land und Kultur fremd waren, aber viele Juden in Sosúa fühlten sich im Innersten getroffen. Der Verfolgung, dessen Ursache ihr Jüdischsein war, glücklich entkommen, mussten sie nun befürchten, durch gemischte Ehen ihre jüdische Identität zu verlieren. Die meisten heirateten innerhalb der jüdischen Gemeinde, um so deren Bestand zu sichern, und empfanden eine Heirat außerhalb der Gemeinde mehr denn je als Verrat. Ein Mann, dem David Schweitzer, Sosúas Manager vor Ort, empfahl, sich zu überlegen, ob er nicht eine Dominikanerin heiraten wolle, bekam einen regel-

rechten Wutanfall.³⁰ Die dominikanische Regierung dagegen befürwortete die Ehen mit Juden ausdrücklich und beklagte sich 1943 beim Leiter der DORSA: »Ihre Siedler sind nun seit drei Jahren hier, und nur sechs von ihnen haben Dominikanerinnen geheiratet.« Daneben wollte die DORSA Siedler mit zionistischen Neigungen, die gemischte Ehen ebenfalls ablehnten, nicht verprellen.³¹ Ungeachtet ihrer ambivalenten Haltung versuchte die DORSA-Leitung jedoch, sich aus den Heiratsplänen der Siedler herauszuhalten.³²

Wer sich als Mann nicht dauerhaft an eine Dominikanerin binden wollte, dem blieben drei Möglichkeiten: kurze Treffen mit dominikanischen Frauen oder Mädchen, Affären mit verheirateten Frauen in Sosúa und der Wettstreit mit anderen Junggesellen um die wenigen unverheirateten Frauen in Sosúa. Die flüchtigen Kontakte sind nur insofern dokumentiert, als die DORSA und deren Ärzte, beunruhigt über das Vorkommen von Geschlechtskrankheiten, darüber informierten und diskutierten. Junge Männer hatten wahrscheinlich sexuelle Kontakte oder Beziehungen zu jungen Frauen aus Charamicos, dem nächstgelegenen, seit kurzem von armen Hilfsarbeitern und Bauern bevölkerten Dorf. Anfang 1942 veranstalteten die Ärzte wegen des »gehäuften Auftretens« von Geschlechtskrankheiten eine Vortragsreihe über dieses Thema. Sie warnten die Männer vor dem Besuch von Bordellen und dem Verkehr mit unbekanntem Frauen; und weil sie ahnten, dass ihre Ratschläge in den Wind geschlagen würden, empfahlen sie die Verwendung von Kondomen. Sie betonten, welche schwere Folgen solche Erkrankungen nach sich zögen, und dass es »keine Garantie auf Heilung gibt«.³³ Die Krankenberichte im September und Dezember 1942 widersprachen einander: Während die Ärzte aus Sosúa »ein überraschend niedriges Vorkommen« feststellten, beklagten externe ärztliche Experten die »weit verbreitete Ansteckung mit Geschlechtskrankheiten« und meinten abschließend, die Situation sei »bedauerlich, aber verständlich angesichts der verhältnismäßig großen Anzahl lediger Männer«.³⁴ In den Interviews, die deutsche Soziologen 1967 mit einigen Sosúanern führten, kam zur Sprache, dass von ein paar Europäern Unterhalt für uneheliche Kinder gezahlt worden war, von denen einige die Schule in Sosúa besucht hatten. Die Wissenschaftler behaupteten, diese Männer hätten ihren Nachwuchs, vor allem die Söhne, nachträglich anerkannt, damit sie die Nachfolge im Betrieb oder auf der Farm antreten konnten.³⁵

Verheiratete Frauen »waren sehr gefragt, was nicht wenige Affären zur Folge hatte«.³⁶ Einer der im Jahr 1967 Befragten meinte, in Kriegszeiten sei »die Moral nie sehr hoch, weil keiner weiß, ob er morgen überhaupt noch lebt. Ich bin fest davon überzeugt, dass heute unter befreundeten

Männern die jeweilige Ehefrau völlig tabu ist.« Aber wenn man bedenkt, welche Gefahren und illegalen Situationen diese Männer überstanden hatten, »spielte es keine allzu große Rolle, sogar dem besten Freund die Frau zu nehmen«. ³⁷ In diesem Konkurrenzkampf um die Frauen lag die Ursache für eine Reihe von Scheidungen. ³⁸ Auch die unverheirateten Frauen hatten die Wahl; zu manchen Zeiten entfielen nach Rechnung der DORSA auf jede unverheiratete Europäerin vier europäische Männer. ³⁹ Miriam Sondheimer schrieb zum Beispiel in ihr Tagebuch, sie habe ein paar Monate nach ihrer Ankunft etliche Verehrer und sei nicht mehr in »A« verliebt, ihren früheren Freund, mit dem sie im Briefwechsel stand. Einige Kandidaten habe sie bereits abgewiesen, fügte sie hinzu. ⁴⁰ Auch um die Oberschwester im Hospital, Martha Mondschein, bemühten sich mehrere Bewerber. Sie begegnete ihrem Zukünftigen, der an Malaria litt, an ihrer Arbeitsstätte. Als sie hörte, dass er Klavier spielen konnte – und sogar ein eigenes Klavier besaß –, bat sie ihn, in ihrem Kurs für Schwangerschaftsgymnastik die Musikbegleitung zu übernehmen. Im März 1943 heirateten sie. In Erinnerungen schwelgend meinte er: »Wer mir Böses wollte, hätte bestimmt unterstellt, es sei mir dabei ums Geld gegangen! Die Ärzte ausgenommen, war sie mit 30 Dollar im Monat die höchstbezahlte Angestellte der ganzen Siedlung.« ⁴¹ Die Hochzeit selbst fand früher als geplant statt, nämlich als der offizielle Gemeindefahrer verkündete, es passiere »heute oder gar nicht«, weil er ein wenig von dem streng rationierten Benzin aufgetrieben hatte. Also fuhren sie nach Puerto Plata, wo sie von einem Standesbeamten getraut wurden. ⁴² In manchen Fällen mögen Ehen auch übereilt geschlossen worden sein, weil die Männer getreu dem Motto »lieber eine schlechte Frau als gar keine« sich allzu schnell verheirateten, wie Kurt Teller schrieb. Für ihn stand fest: »200 Mädels mehr, und Sosúa hätte ein anderes Gesicht.« ⁴³

Während der Männerüberschuss unmittelbare Spannungen im Alltag zur Folge hatte, kam die dominikanische Politik nur am Rande vor. Sosúaner verhielten sich gegenüber dem Regime nicht anders als Bürger in anderen Diktaturen, die es entweder gar nicht so genau wissen wollten oder genug wussten, um lieber unwissend zu bleiben. Weder waren sie glühende Anhänger noch Gegner Trujillos und hatten begriffen, dass, solange sie sich nicht »in die Innenpolitik einmischten [...] Trujillo [...] [sie] in Ruhe lassen würde«. ⁴⁴ Miriam Sondheimer schrieb in ihren Erinnerungen: »Mr. Trujillo war ein Diktator, was natürlich auch zur eigenartigen Stimmung und Lebensweise im Land beitrug, und obwohl er uns wohlwollend gegenüberstand, herrschte eine Atmosphäre, an die wir eigentlich nicht erinnert werden wollten.« ⁴⁵ Folglich konzentrierten sich die meisten Sosúaner auf ihren Alltag, obwohl Gerüchte die Runde

machten, zu welchen Grausamkeiten Trujillo fähig war. Einigen kam das Massaker an den Haitianern zu Ohren, andere erfuhren, wie unmenschlich Trujillo mit seinen Gegnern umging. Das eine oder andere Mal verspürten die Siedler eine »schreckliche Unsicherheit«, zum Beispiel, als ein Regierungsbeamter einige Lastwagen anforderte (sie händigten einen davon aus); oder als es so aussah, als wolle die Regierung in ihre Geschäfte einsteigen. Sie wussten ebenso wie die DORSA, dass »das ganze Land ein Anwesen Trujillos und seiner Familie« war und dass sie auf der Hut sein mussten.⁴⁶ In der New Yorker Zentrale war man nach wie vor sowohl dankbar als auch misstrauisch. Als Rosen einmal ziemlich enttäuscht war von der Siedlung, schrieb er seinem Kollegen Rosenberg: »Solange wir auf die Großzügigkeit der Trujillos und ihresgleichen angewiesen sind, [...] werden wir uns immer schwertun.«⁴⁷ Aus der Ferne, in New York, konnte die DORSA dem Regime gegenüber ambivalent bleiben; in Sosúa hingegen hatte Luis Hess Angst um seinen Sohn, der in Puerto Plata in die Oberschule ging und mit regimekritischen Gleichaltrigen verkehrte. Aus Furcht vor Spionen der Regierung schickte er seinen Sohn 1961 nach Spanien – ebenfalls unter der Herrschaft eines Diktators, Francisco Franco –, wo er das Umfeld für seine Erziehung und Ausbildung für sicherer hielt.⁴⁸

Gelegentlich kam ein dominikanischer Würdenträger zu Besuch, aber das gab in der Siedlung eher Anlass zu Gesprächen und Händeschütteln als zu Befürchtungen. Ende 1940 tauchten ein Beamter des Landwirtschaftsministeriums sowie Journalisten aus der Hauptstadt auf.⁴⁹ Ab und zu kam der Gouverneur von Puerto Plata bei den Siedlern vorbei, und im Sommer 1943 inspizierte der Polizei- und Innenminister, Peña Battle, drei Tage lang die Siedlung. Er traf sich mit Heimstättenbesitzern, ließ sich durch die Molkerei führen und verlangte mit einem Siedler zu reden, der mit einem »dominikanischen Mädchen« verheiratet war. Außerdem schaute er kurz im Hospital vorbei, wo er die zunehmende Anzahl dominikanischer Patienten konstatierte,⁵⁰ sprach mit dem jeweiligen Leiter mehrerer Unternehmen (u. a. *colmado*, landwirtschaftliche Betriebe, Holzkohlenherstellung, Küchen) und führte Vier-Augen-Gespräche mit dem Siedlerrat sowie einigen Einzelpersonen. Am letzten Tag seines Besuchs fragte er die DORSA-Verantwortlichen, ob sie die Absicht hätten, das Projekt aufzulösen, da die Einwohnerzahl Sosúas sich nicht verändert habe.⁵¹ Sie beteuerten, es handle sich nur um einen vorübergehenden, kriegsbedingten Stillstand und fügten hinzu, die DORSA gebe immer noch zirka 15 000 Dollar monatlich für das Projekt aus. Von Peña Battle bekam die DORSA-Leitung etliche Anregungen. Dabei ging es vor allem darum, dass die Verantwortlichen mit den Siedler-Vertretern enger zu-

sammenarbeiten müssten (offensichtlich hatten sich die Siedler ihren Frust über die DORSA von der Seele geredet) und die DORSA sich Rat von dominikanischen Agrar-Experten holen sollte. Er riet dringend dazu, die Beziehung Sosúas zum Landwirtschaftsministerium enger zu gestalten, und empfahl ihnen, den dominikanischen Landwirtschaftsminister einzuladen.⁵²

Im allgemeinen empfand die DORSA die Regierung, die dem Projekt ihre »volle Unterstützung« hatte zukommen lassen, als »äußerst herzlich und hilfsbereit«.⁵³ Auch in den laufenden Betrieb in Sosúa mischte sie sich nicht ein; dort waren sogar Zeitungen und Zeitschriften erlaubt, die den Dominikanern verboten waren. Die Siedler erhielten eine große Bandbreite an Zeitungen aus dem Ausland, inklusive Wochenzeitschriften für Flüchtlinge. Auch wenn die Druckerzeugnisse nur unregelmäßig eintrafen, gehörten doch *New York Times* und *Time Magazine* dazu, die beide gelegentlich an Trujillo Kritik übten.⁵⁴ Diese relativ liberale Haltung erstreckte sich nicht nur auf die jüdischen Flüchtlinge. Zwischen 1939 und 1940 nahm die dominikanische Regierung über 3000 vor dem Spanischen Bürgerkrieg geflüchtete Gegner des Faschismus auf. Solange liberale Juden und linke Spanier sich nicht politisch betätigten, konnten sie in der Dominikanischen Republik unbehelligt leben. Allein die abgeschiedene Lage Sosúas, weit weg von der Hauptstadt, trug ihren Teil dazu bei, die Juden von der Öffentlichkeit fernzuhalten. Sie kamen in den Genuss der »segensreichen Nichtbeachtung seitens des Generalissimus«.⁵⁵

Für die Siedler, auf der Hut vor der Regierung, aber in sicherer Distanz, stellte die dominikanische Politik noch eins ihrer geringsten Probleme dar. Auch die Unterschiede in der Religionsausübung oder der ethnischen Herkunft schürten anscheinend keinen Groll, wiewohl die Siedler sie im täglichen Umgang miteinander sicher zu spüren bekamen. In der Tat kommentierte ein Flüchtling bereits auf dem Weg nach Sosúa, wie unterschiedlich die jüdischen Vorschriften jeweils eingehalten wurden. Als Ernst Hofeller den Speisesaal auf Ellis Island betrat, fragte ihn ein Ordner: »Jude? – Koscher!« und dirigierte seine Gruppe zu der Seite, wo man nur koscheres Essen bekam. Nach dem »entsetzlichen« Fraß auf dem Schiff »schmeckte alles gut. Ein paar von uns versuchten sich in die andere Schlange für zusätzliche Portionen zu schmuggeln, um Schweinekoteletts zu ergattern, wurden aber von den gewissenhaften Ordnern sofort entdeckt und weggeschucht.«⁵⁶ In Sosúa wurden Gottesdienste und religiöse Zeremonien von orthodoxen Juden aus Osteuropa geleitet, die eher den traditionellen Regeln folgten. Mitteleuropäer waren meistens entweder Liberale (was ungefähr den heutigen konservativen Gemeinden



In der Synagoge

in Deutschland entspräche, z. B. der Masorti-Bewegung) oder übten die Religion überhaupt nicht aus. Im gänzlich auf Hebräisch abgehaltenen Gottesdienst durften Männer und Frauen nicht nebeneinander sitzen. Da getrennte Sitzplätze in den 1930er Jahren auch in Deutschland und Österreich noch gebräuchlich waren, nahm man daran wohl keinen Anstoß, doch dürfte die rein hebräische Liturgie für die Gläubigen schwer verständlich gewesen sein. Allerdings führte das keineswegs zu größeren Spannungen, weil man dem Gottesdienst einfach fernblieb, wenn er einem nicht gefiel. Es kam auch nicht zur Gründung einer Konkurrenz-Synagoge, wie in vielen anderen kleinen jüdischen Gemeinden; u. a. gab es 1940 für kurze Zeit eine solche in Ciudad Trujillo.⁵⁷ Nicht zuletzt fielen den Siedlern Unterschiede in den Essgewohnheiten auf. Die große Mehrheit hielt sich nicht an die jüdischen Speisegesetze (*Kaschrut*), und wer koscher aß, setzte sich nicht an den selben Tisch. Manche Siedler verzehrten Schweinefleisch sogar im allgemeinen Speisesaal, während andere es nicht einmal bei sich zuhause aßen; und niemals wurde es an Feiertagen vom Küchenpersonal angeboten.⁵⁸

Es kam jedoch sehr wohl zu Spannungen, als strenggläubige Juden die »Sabbatruhe« für das gesamte Gemeinwesen durchsetzen wollten. Der

jüdische Siedlerverein drängte 1944 die örtliche DORSA-Verwaltung, samstags ihre Büroräume, Betriebe und Läden zu schließen, und zeigte sich völlig uneinsichtig, obwohl die DORSA das unleugbare Gegenargument ins Feld führte, dass die Siedlung von Anfang an für nicht konfessionsgebunden erklärt worden war.⁵⁹ Nach langem Hin und Her führte Sosúa Mitte 1945 den Sabbat als offiziellen Ruhetag ein.⁶⁰ Inzwischen befanden sich jedoch die meisten Betriebe in Privatbesitz, so dass nur die Büros der DORSA geschlossen blieben. Für die Siedler mit eigenem Geschäft oder eigener Farm erwies es sich als »unmöglich oder unpraktisch«, am Samstag die Arbeit niederzulegen.⁶¹ Der Abdruck zweier Briefe im Mitteilungsblatt der Jüdischen Gemeinde macht beide Positionen deutlich: Der eine Schreiber lehnte eine solche öffentliche Ausübung der Religion ab und machte geltend, dass seine Generation nicht mit den traditionellen Sitten und Gebräuchen des Judentums aufgewachsen sei. Der andere argumentierte, dass sich die Mehrheit durchaus an die Pflege des jüdischen Brauchtums in ihrem Elternhaus erinnere, selbst wenn der Autor sich dabei nur auf Äußerungen stützte wie: »Mein Vater dürfte das nicht sehen.«⁶²

Auch die kulturellen Unterschiede zwischen den Nationalitäten führten zuweilen zu Differenzen. Mancher meinte eine »scharfe Trennung« zwischen Österreichern und Deutschen erkennen zu können.⁶³ Dem Anthropologen Frances Henry zufolge musste nicht einmal Feindseligkeit im Spiel sein: Die Siedler derselben Herkunft seien einfach bestrebt gewesen, ihre »zerstörte Volkszugehörigkeit«⁶⁴ wieder aufzubauen und »neigten dazu, sich aneinander zu klammern«.⁶⁵ In Sosúa wurden in einem Zeitungsartikel 1943 einige dieser regionalen Differenzen thematisiert und ihre Überwindung allen ans Herz gelegt, da doch alle Flüchtlinge durch ihr gemeinsames Schicksal verbunden seien.⁶⁶ Und wirklich konnten die Siedler manchmal den Stolz auf ihre Herkunft mit anderen teilen; so zum Beispiel, als die Wiener einen traditionellen »Heurigen-Abend« veranstalteten, zur Erinnerung an den traditionellen Ausschank des neuen Weins in österreichischen Weinlokalen. Die Siedler schafften es, zu diesem Anlass sogar Wein zu organisieren und servierten Gulaschsuppe.⁶⁷ Obendrein kam es auch hier zu »Mischehen«. Felix und Martha Bauer beispielsweise stammten aus Wien bzw. Köln. Trotz genauer Kenntnis der dem »anderen« zugeordneten Klischees hatten sie bereits 49 gemeinsame Ehejahre gemeistert, als sie 1992 interviewt wurden.

Es gab aber nicht nur Gräben zwischen den Mitteleuropäern. In Sosúa waren stets die aus Deutschland und Österreich stammenden Menschen in der Überzahl, doch kam eine beträchtliche Minderheit aus Osteuropa, hauptsächlich aus Polen, Russland und Litauen.⁶⁸ Traditionell bestand

eine Kluft zwischen Ost- und Westjuden; und auch in Sosúa hielten die Osteuropäer an ihren eigenen Sitten und Gebräuchen fest, die den Mitteleuropäern fremd waren, oder über die sie die Nase rümpften. Im Gegenzug beklagten die Osteuropäer den »Hochmut« der Deutschen.⁶⁹ Die Juden aus Osteuropa waren tendenziell auch religiöser, was Beobachter sogar zu der Behauptung veranlasste, der osteuropäische Einfluss habe die Siedlung insgesamt »jüdischer« gemacht, weil regelmäßig Sabbat-Gottesdienste abgehalten wurden und es ab und zu jiddische Kulturdarbietungen gab.⁷⁰ Auch hielt die DORSA die Osteuropäer für weniger individualistisch als die Mitteleuropäer, also eher bereit, im Team zu arbeiten. Das hatte auch Auswirkungen auf die landwirtschaftlichen Kooperativen, wie die DORSA-Verantwortlichen feststellten: »Es ist schwieriger, die deutschen als die osteuropäischen Flüchtlinge zur Zusammenarbeit zu bewegen. Die DORSA wird [die Deutschen] in Kooperation schulen müssen.«⁷¹

Doch reichten religiöse und ethnische Anpassungszwänge und Antagonismen bei weitem nicht an die Gehässigkeit heran, die die DORSA und die Siedler füreinander hegten. Vorwürfe von Siedler-Seite wie von der örtlichen DORSA-Verwaltung waren gang und gäbe, wobei jeder dem anderen die Schuld zuschob am schleppenden Vorankommen oder an Misserfolgen. Wenn es um Wohltätigkeit geht, ist es eher die Regel als die Ausnahme, dass Ressentiments und Misstrauen die Beziehung zwischen Spendern und Empfängern belasten.⁷² In Sosúa befand sich die DORSA-Verwaltung im klassischen Dilemma von Sozialarbeitern oder Wohltätern, weil sie einerseits den Siedlern, die man ja schlecht sich selbst überlassen konnte, helfen wollte und andererseits eine zu große Abhängigkeit nicht als wünschenswert ansah.⁷³ Dieses eher abstrakte Problem wurde noch verstärkt durch Schwierigkeiten in der Praxis. Allzu oft erreichten die nötigen Empfehlungen die Siedler nicht rechtzeitig, oder es fehlte an »angemessener Unterweisung oder Vorführung, was die Feldarbeit betraf.«⁷⁴ Außerdem lebten die Heimstättenbewohner etliche Kilometer von Batey entfernt, und damit zu weit weg für regelmäßige Kontrollbesuche zu Pferd. Diese Problematik gewann im Jahr 1942 sogar noch an Brisanz, als 115 Heimstätten-Besitzer auf die fachliche Beratung von Edwin Anderson, dem einzigen Landwirtschaftsexperten, angewiesen waren. Er beklagte sich bei der New Yorker Zentrale, dass er keine Zeit für »echte Gespräche« mit den Siedlern habe,⁷⁵ und kritisierte die Praxis der DORSA, die älteren Siedler Lehrlinge anleiten zu lassen: »Wir haben keine Siedler, die sich recht viel besser als die Jungs in den Gärten auskennen, und es machen ein paar seltsame Vorstellungen die Runde, die sie von dieser Sorte Lehrer aufgeschnappt haben.«⁷⁶ Nicht einmal ein

Jahr später fragte sich Eugene Rosen, warum die Verwaltung offenbar alles Erdenkliche tat, »um sich auf ewig unersetzlich zu machen, statt alles zu tun, um nicht mehr gebraucht zu werden.«⁷⁷ Und noch 1944 unterstrich David Stern, dass die Siedler unbedingt eigenständiger werden müssten.⁷⁸

Beide Parteien mussten mit den eingeschränkten Möglichkeiten des Siedlungsprojekts fertigwerden. Von seiten der DORSA war geplant, sich auf jeden Fall früher oder später zurückzuziehen, sobald man für die Siedler entsprechende Voraussetzungen geschaffen hatte. Die Siedler hingegen waren noch für geraume Zeit auf die Unterstützung der DORSA angewiesen. In einem Agrarland mussten sie sich als Neulinge ihren Lebensunterhalt mit landwirtschaftlicher Arbeit sichern, obwohl sie dort ein »sehr eingeschränkter Binnenmarkt und eine äußerst schwankende Nachfrage aus dem Ausland« erwartete.⁷⁹ Außerdem war der Boden um Sosúa in vielen Arealen für eine intensive landwirtschaftliche Nutzung ungeeignet. Daher deckten die Ernten gerade einmal den Eigenbedarf und den Futtermittelverbrauch der für die Wurstproduktion gezüchteten Schweine ab.⁸⁰ Darüber hinaus ging jeglicher Profit, den die Ernte abgeworfen hätte, durch Transportschwierigkeiten wieder verloren, und den Preis der Butter, eines der wenigen Erfolgsprodukte, bestimmte die Regierung.⁸¹ Zu allem Übel gab es für die Siedler auch keine legale Möglichkeit, sich auf andere gewinnorientierte Unternehmungen zu verlegen, weil diese dem dominikanischen Gewerbe Konkurrenz gemacht hätten. Auch bei der billigen landwirtschaftlichen Arbeitskraft der Einheimischen konnten sie nicht mithalten. Bestenfalls konnten sie spezielle Agrarprodukte entwickeln und durch Viehzucht ihre milch- und fleischverarbeitenden Betriebe am Laufen halten. Bei alledem brauchten sie immer noch die verwaltungs- und verfahrenstechnische Hilfe von Experten und trugen die »normalen« Risiken, als da sind: Tier- und Pflanzenkrankheiten, Wetter- und Transportprobleme und unkalkulierbare Märkte.⁸²

Tatsächlich gaben einige Siedler auf und zogen in andere Städte der Dominikanischen Republik, wie Ciudad Trujillo, Santiago, Jarabacoa und Puerto Plata.⁸³ Ernst Hofeller beispielsweise brach allein nach Ciudad Trujillo auf, wo er von einem jüdischen Holzhändler »direkt von der Straße weg eingestellt wurde.«⁸⁴ Alfred Unger ging mit zwei Freunden in die Hauptstadt, um eine eigene Möbelschreinerei zu eröffnen.⁸⁵ Einige Sosúaner mussten die Siedlung aus gesundheitlichen Gründen verlassen, wie die Familie Bandler, die wegen der kränkelnden Ehefrau in die Berge umzog. Dort, in Jarabacoa, eröffneten sie ein kleines Hotel, das auf Gäste aus Sosúa eingestellt war und von der DORSA, die es in »Erholungsheim« umbenannte, subventioniert wurde.⁸⁶

Und manche gingen auch in die USA oder nach Kanada, wenn sie ihr Visum noch vor Pearl Harbor bekommen hatten.⁸⁷ Nach Schätzung von Rebecca Reyher hatten Mitte 1943 ungefähr ein Fünftel der Siedler Sosúa verlassen oder waren »entlassen« worden.⁸⁸ Zwei Jahre nach Kriegsende stellte die DORSA abschließend fest, dass seit der Gründung 181 Personen aus der Siedlung in andere Länder und 47 Personen an andere Orte in der Dominikanischen Republik gezogen waren.⁸⁹ Anders gesagt, war die kleine Niederlassung neben ihren anderen Problemen auch von Bevölkerungsschwankungen geplagt, weil ständig neue Siedler dazustießen, während viele andere weggingen. Es hat nicht den Anschein, als hätten diejenigen, die in die Städte zogen, von der DORSA oder der dominikanischen Regierung Vorwürfe zu hören bekommen. Auch wenn es Solomon Arons, den US-amerikanischen Berater der DORSA, beunruhigte, dass letztere keine potentiellen Konkurrenten in den Städten duldet und praktisch »einen Zaun um Sosúa herum errichtet« hatte,⁹⁰ zeigte er sich überzeugt, dass die Situation nicht ganz so undurchlässig war: »Nichts war in der Dominikanischen Republik jemals endgültig geregelt.«⁹¹

Bei der verbleibenden Mehrheit wurde »die DORSA ist schuld« zum Leitmotiv.⁹² Schon 1942 registrierte der landwirtschaftliche Berater »ein allgemeines Gefühl der Unruhe bei den Siedlern, besonders bei denen, die auf einer Heimstätte leben. Allmählich wird ihnen klar, dass sie nicht das erhoffte Einkommen erzielen werden [...] und sie [...] sind schnell dabei, der DORSA die Schuld daran zu geben.«⁹³ Andere Siedler, die ihre Verfolgung und die Trennung von Heimat und Familie verkraften mussten, fühlten sich als Opfer dazu berechtigt, von der DORSA eine angemessene Versorgung zu erhalten. Die Zentrale in New York nahm diese Empfindungen überrascht und enttäuscht zur Kenntnis. Schon im Oktober 1940, als die ersten Siedler erst seit ein paar Monaten dort waren, »hassten sie die Dorsa bereits«, weil die von der DORSA geschaffenen Lebensumstände sie nicht zufriedenstellten. Drei Jahre nach Beginn des Projekts erhielten achtzig selbstständige Heimstättensiedler keinen Unterhalt mehr;⁹⁴ doch bezahlte die DORSA weiterhin Arzt-, Zahnarzt- und Tierarztkosten, Wasserversorgung und Straßenbau sowie die Moskitobekämpfung. Trotzdem »schimpfen sie andauernd auf die Dorsa«. Während Eugene Rosen sich Sorgen machte, dass keins der Unternehmen in Sosúa »ohne DORSA-Geld« überleben würde, nicht einmal das ertragreiche Buttergeschäft, das immer noch die Lastwagen der DORSA nutzte,⁹⁵ beschwerte sich der Verwalter vor Ort, sie hegten »einen umfassenden, tiefsitzenden Groll gegen die Dorsa. [...] Eine ganze Reihe von ihnen sind für sich genommen feine Menschen. Aber Hass und Misstrau-

en gegenüber der Dorsa sind beinahe pathologisch [...] [und] diese Gemütsverfassung ist allseits vorhanden.«⁹⁶

Die Empörung über die in New York ernannten und nicht von den Siedlern gewählten Geschäftsführer nahm noch zu, als diese Außenstehenden die Siedlung nach ihrem Gutdünken leiteten, obwohl sie verpflichtet gewesen wären, die Bedürfnisse des Siedlerrats zu berücksichtigen. Geklagt wurde über Vetternwirtschaft,⁹⁷ die Arroganz der DORSA-Funktionäre und fehlendes Mitspracherecht.⁹⁸ Sie ärgerten sich darüber, als »Versuchskaninchen« erhalten zu müssen,⁹⁹ und forderten »eine gebührende Stimme bei der Leitung von Sosúa«.¹⁰⁰ So unverblümt und gehäuft äußerten sie ihre Anliegen, dass sich das *Intergovernmental Committee* 1943 – aus Angst vor eventuellen Auswirkungen eines »Misserfolgs« auf Siedlungsangebote nach dem Krieg – besorgt darüber zeigte, dass die Sosúa-Verwaltung den Flüchtlingen eine verantwortliche Rolle verweigerte.¹⁰¹ Ernesto Lothar, der sich später in der Dominikanischen Republik einen Namen als Künstler und Professor an der Kunsthochschule machte, schrieb 1946 einen vernichtenden Bericht. Aus Siedlersicht kritisierte er an der DORSA, dass sie keine besseren Pläne für die Flüchtlinge parat habe, unberechenbar in der Geschäftsführung sei, »Almosen« vergebe und über »keinerlei Verständnis, Sachverstand oder Eignung für die Siedlungsarbeit« verfüge. Außerdem beschuldigte er die Verwaltungsbeamten vor Ort, dass sie auf Vorschläge seitens der Siedler mit nichts als Ärger reagieren würden, mit Interesselosigkeit und »Verdächtigungen hinsichtlich der wahren Absichten des Antragstellers«.¹⁰²

Mehr und mehr frustriert, begannen die Verwalter in Sosúa und die New Yorker DORSA-Zentrale, den Siedlern Vorhaltungen zu machen. Die Geschäftsführung in Sosúa beschuldigte den Siedlerrat, sich als »Verhandlungsinstrument« zu verstehen, »um so viel wie irgend möglich aus der DORSA oder anderen philanthropischen Organisationen herauszupressen«, statt mit der Verwaltung zu kooperieren.¹⁰³ Eugene Rosen äußerte die Befürchtung, die DORSA selbst habe »den Wunsch [...] der Dorsa auf der Tasche zu liegen«, genährt.¹⁰⁴ Von einem aus New York gesandten Beobachter wurden die »Flüchtlinge« (ohne zwischen Heimstätten-Siedlern und Batey-Einwohnern zu unterscheiden) wenig freundlich als »voll von Selbstmitleid« beschrieben; und mindestens viermal kam das Wort »faul« in einem fünfseitigen Bericht vor, der darauf herumritt, dass die Siedler »herumsäßen« und nur an ihrem »Vergnügen und der Vermehrung der Bevölkerung« interessiert seien.¹⁰⁵ Dr. Maurice Hexter, als Präsident von Agro-Joint Finanzgeber der DORSA, hielt sich Ende 1943 fünfzehn Tage in Sosúa auf. Offenbar versuchte er das Sosúa-Projekt vor seinen eigenen Bewohnern zu schützen, indem er die Batey-



Im Büro der DORSA

Bewohner kurzerhand für »zu gut versorgt« erklärte und deren angebliche Überzeugung anprangerte, »die DORSA sei für ihr Wohlbefinden zuständig«. ¹⁰⁶ Nur sechs Monate zuvor hatte Hexter über die schweren psychologischen Traumata gesprochen, die ebendiese Bewohner erlitten hatten. ¹⁰⁷

Die DORSA machte sich auch selber das Leben schwer. Die starke personelle Fluktuation, die sogar Joseph Rosen »unseren kaleidoskopischen Managementwechsel« nannte, ¹⁰⁸ steigerte noch den Frust jener Siedler, die mehr Selbstbestimmung forderten. Die DORSA engagierte nacheinander eine ganze Reihe von Funktionären und Beratern. Rosen, auch Vize-Präsident der DORSA und von Anfang an eng mit dem Projekt verbunden, wurde zum ersten »ortsansässigen Manager« ernannt. Von den Siedlern wohlgeleitet, konnte er sein neues Amt aber aus Alters- und Krankheitsgründen nur wenige Monate ausüben. Als Rosen krank wurde, sprang Frederick Perlstein so lange für ihn ein, bis Dr. David Schweitzer die Stelle übernahm. Schweitzer hatte bereits in Europa mit Flüchtlingen gearbeitet, ¹⁰⁹ scheint Sosúa aber schlecht verwaltet zu haben. ¹¹⁰ Auf den 1943 ausgeschiedenen Schweitzer folgte Solomon Arons

– der zwanzig Jahre lang für Agro-Joint in Russland tätig gewesen war –, mit Eugene Rosen als Ko-Manager, ohne dass er offiziell diesen Titel führte. Ende 1944 wurde Arons von dem Agronomen David Stern abgelöst, dem ehemaligen Direktor der Abteilung *Agricultural Colonization* bei der *Jewish Agency* in Palästina.¹¹¹ Im Jahr 1948 fiel die Wahl der DORSA auf Alfred Rosenzweig, der erste Siedler, der Sosúa leitete.

Die Siedler rechneten es Stern als Verdienst an, die Lebensbedingungen in Sosúa verbessert zu haben: durch die Gründung weiterer Kooperativen, durch vermehrte Bautätigkeit und durch die Steigerung der landwirtschaftlichen Produktivität.¹¹² Am wichtigsten war vielleicht, dass Stern den vielen »Heimstätten« Gehör schenkte, die Privateigentum dem Gemeinschaftsbesitz vorzogen. Also schlug er vor, die kommunale Landwirtschaft zu privatisieren, wodurch die Siedler größere Grundstücke zur privaten Nutzung erhielten (etwa dreißig Hektar). Dass sie zu wenig landwirtschaftlich nutzbaren Boden hatten, war für die Siedler ein quälendes Problem, weil sie mit dem ihnen zugeteilten Land kein »ordentliches Auskommen« erzielen konnten.¹¹³ Hoch erfreut über die Privatisierung und die vergrößerten Anbauflächen glaubten die Siedler daran, dass »die Aussicht auf einen Lebensunterhalt auf lohnendem Niveau [...] nun eher gegeben« war.¹¹⁴ Produktion und Vertrieb der Molkerei- und Fleischprodukte blieben ein Gemeinschaftsunternehmen. Das Land war nun Privatbesitz, aber Maschinen und sonstige Hilfsmittel wurden von den Siedlern gemeinsam genutzt. Es verwundert nicht, dass Sterns Konzept alles in allem den *Moschaws* (israelische Siedlungen) ähnelte, die er aus Palästina kannte.¹¹⁵

Auch zwischen dem DORSA-Büro in Sosúa und dem in New York entstanden Irritationen, wobei es zunächst um persönliche Animositäten ging. Manch einer aus der New Yorker Zentrale war mit Arons' Stil nicht einverstanden und gewiss einer Meinung mit Ernesto Lothar, der Arons vorwarf, sich als »oberster Richter« und »Big Boss« aufzuspielen.¹¹⁶ 1943 fragte Eugene Rosen besorgt: »Warum gibt man den Siedlern keine Stimme? Warum besteht die [örtliche] Verwaltung darauf, jedes noch so kleine Detail des Siedlerlebens unter Kontrolle zu behalten?«¹¹⁷ Schon sein Vater hatte es abscheulich gefunden, dass die Siedler Arons »mit ›Herr Direktor Arons‹ anreden«, und fügte hinzu, in all den Jahren seiner Zusammenarbeit mit Juden habe ihn keiner jemals ›Herr Direktor‹ genannt, »nicht einmal die deutschen und österreichischen Juden mit ihrer schon in die Wiege gelegten Titelseeligkeit«.¹¹⁸

Die meisten Spannungen aber wurden durch Geldstreitigkeiten aufgelöst. Die New Yorker Zentrale wollte aus Sorge um die »Bedürfnisse der Weltjudenheit« die Kosten senken,¹¹⁹ und die Verwaltung in Sosúa wehr-

te sich dagegen und verteidigte ihre Ausgaben. Im November 1942 beschimpfte Solomon Arons das New Yorker Büro, weil es »uns dauernd unter die Nase reibt, das Geld würde mit vollen Händen zum Fenster rausgeworfen« und den Siedlern das Gefühl gebe, »Wohlfahrtsempfänger« zu sein. Er fügte hinzu: »Wir versuchen bei allem und jedem und überall zu sparen.«¹²⁰ Umgekehrt kritisierten die New Yorker Arons für dessen hartnäckige Überzeugung, seine jüdischen Brüder »meinten es gut und würden arbeiten, wenn man sie in Ruhe ließe«.¹²¹ In seiner Antwort wies der nicht gerade als begeisterter Parteigänger der Siedler bekannte Arons die Einschätzung der New Yorker Zentrale zurück, die Flüchtlinge seien faul.¹²² Zwar seien die meisten Siedler noch auf »Fürsorgezuwendungen« angewiesen, doch beteuerte er, sie wären »glücklicher [...] wenn sie die Möglichkeit hätten, ihren Lebensunterhalt zu verdienen [...] mit dem gleichen oder sogar einem etwas niedrigeren Verdienst, als was sie jetzt als Unterstützung erhalten«.¹²³

Aber die Meinungsverschiedenheiten betrafen bei weitem nicht nur die Haltung den Siedlern gegenüber: In New York war man der Ansicht, das Wachstum der Verwaltung in Sosúa – und damit die Kosten – seien außer Kontrolle geraten. Im Zuge der Projektrealisierung in dem kleinen Wohlfahrtsstaat hatte sich die örtliche DORSA explosionsartig vergrößert. Statt aus ursprünglich fünf Angestellten bestand das DORSA-Personal im Frühjahr 1942 aus 100 Leuten (einigen US-Amerikanern und vor allem den Flüchtlingen selbst), und war Arbeitgeber für 300 dominikanische Arbeitskräfte.¹²⁴ Bis 1944 hatte sich die Personalstärke fast verdoppelt und betrug nun 189. Darunter fielen die allgemeine Verwaltung (vom Manager bis zum Hausmeister = 22); Lagerhaltung und Versorgung (Beschäftigte in der Bäckerei, im *colmado*, im Holzlager = 26); der öffentliche Dienstleistungsbereich (Ärzte, Krankenschwestern, Küchenpersonal, Zahnarzt, Drogist, Schule, Fahrer, Haushaltshilfen = 63); die Abteilungen Bau und Technik (Ingenieur, Mechaniker, Schmiede, Zimmerleute, Hilfsarbeiter = 34); und die Abteilung für Viehwirtschaft (darunter kaufmännische Angestellte, Fahrer, Gärtner, Pferdewirte, »Cowboys«, Ochsenkarrenfahrer, Hilfsarbeiter = 44). In diesem Jahr standen auf der Arbeitnehmerliste 65 Siedler, 16 DORSA-Angestellte aus den USA oder Europa und 108 Dominikaner. Die monatlichen Ausgaben im Juni 1944 betragen 6186 Dollar.¹²⁵ Für Joseph Rosen in New York war die Verwaltung in Sosúa an allem schuld. Zunächst habe das Management aus einigen wenigen Personen bestanden, »die, ich eingeschlossen, vollkommen damit einverstanden waren, unter primitiven Bedingungen zu leben und zu arbeiten, Bedingungen, die sich kaum von denen unterschieden, die wir den Siedlern zumuten«. Doch nun (Februar 1943), »ist

anstelle von ein paar zupackenden Managern eine Horde Bürokraten zur Lawine angewachsen, und alle versuchen sie, sich gegenseitig herumzukommandieren und die Siedler herumzukommandieren«. ¹²⁶

Dass durch die Ankunft neuer Siedler die Ausgaben steigen würden, damit hatte die DORSA natürlich gerechnet, andere Kosten jedoch nicht vorhergesehen. Die Unkosten schnellten in die Höhe, weil wegen der Transportmittelknappheit die Lieferungen teurer wurden, weil mehr Wohnraum und Brunnen gebraucht wurden, ¹²⁷ und vor allem, weil bei kriegswichtigen Gütern die Nachfrage das Angebot überstieg, was die Preise hochtrieb. Langfristig verursachte der kriegsbedingte Mangel dann keine Kostensteigerungen mehr, weil es kaum mehr etwas zu kaufen gab. Die Verwaltung in Sosúa fragte sich, »ob es klug ist, selbst geringfügige Reparaturen Ungelernten zu überlassen [...] ein verschwendeter Nagel oder ein Brett oder ein kaputter Boden oder ein kaputtes Rohr können nicht mehr ersetzt werden«. ¹²⁸ Dringend benötigter Draht für die Weidezäune war kaum aufzutreiben. Man hätte Fahrzeugreifen gebraucht, aber es gab »fast keine Reifen mehr in der Dominikanischen Republik, [wo] sämtliche Buslinien eingestellt wurden«. ¹²⁹ Die Verwaltung informierte die Siedler, sie müssten sogar ins fast zwanzig Kilometer entfernte Puerto Plata (also Stunden zu Fuß oder zu Pferd) gehen oder reiten. ¹³⁰ Nicht einmal die medizinische Abteilung gab noch Verbandszeug und dergleichen an die Siedler ab, sondern nur noch an Erste-Hilfe-Depots. Zusätzlich appellierte man dringend an die Siedler, alte Moskitonetze sauber aufzubewahren, um sie gegebenenfalls als Verbandsmaterial zu verwenden. ¹³¹

Der Ausgaben-Streit und die gegensätzlichen Auffassungen der DORSA in New York bzw. Sosúa, ob und wie die Kosten zu senken seien, lässt sich anhand ihrer Einstellung zum *colmado* verdeutlichen. 1944 wollte die New Yorker Zentrale die Zuschüsse für das Warenhaus kappen. Der *colmado* kaufte den Siedlern ihre Produkte ab und verkaufte ihnen Gemüse, alle möglichen Lebensmittel, Elektrogeräte, Konserven, Zement, Draht, Nägel und Tiermedikamente, schrieb aber ständig rote Zahlen. ¹³² Der für die Verwaltung von Batey verantwortliche Dr. Walter Baum regte an, eine Verbraucher-Kooperative zu gründen, was die Siedler auch taten. ¹³³ Sobald die DORSA den Laden nicht mehr unterstützte, würden die Preise angehoben und die Öffnungszeiten verlängert werden müssen. Außerdem könnte die Genossenschaft versuchen, einiges an Verlusten durch den Verkauf von Zündhölzern, Zigaretten und Rum wetzumachen, wofür eine Genehmigung der Regierung nötig war. ¹³⁴ Doch führte Baum keine Entlassungen oder Lohnsenkungen durch. Der *colmado* stellte dreizehn Leute ein (darunter zwei dominikanische Arbeitskräfte), um den

Im *colmado*

Laden 46 Stunden in der Woche offen halten zu können. Ein Personalabbau kam für Baum nur in Frage, indem er ausscheidende Arbeitskräfte nicht mehr ersetzte, und er beschloss, die Angestellten trotz eventuell längerer Öffnungszeiten genau wie andere in Batey nicht mehr als 39 Wochenstunden arbeiten zu lassen.¹³⁵ Als sich Arbeitskräfte nach dem Lohn erkundigten, antwortete er, dass »alle die hier arbeiten, auch ihren Lebensunterhalt verdienen« sollten. Wo das nicht möglich sei, müsse man weiterhin helfen.¹³⁶ Mit anderen Worten: Sollte die DORSA den

colmado nicht länger subventionieren, würde Baum andere Fördermittel dazu verwenden, die *colmado*-Angestellten finanziell zu unterstützen.

Dieser Streit reichte weit über die *colmado*-Frage hinaus. Die mit der Finanzlage in Batey unzufriedene Leitung in New York machte sich Sorgen, dass das dortige »Fürsorge«-Klima die Heimstättensiedler negativ beeinflussen könnte. Man hatte die Siedler in Batey zwar unterstützt, allerdings immer mit dem Ziel, dass sie sich durch Unternehmungsgründungen irgendwann finanziell unabhängig machen würden.¹³⁷ Einige wenige Betriebe, darunter Sattel- und Zaumzeughersteller, ein Herrenfriseur (der auch Seife und Parfüm verkaufte) sowie eine Destillieranlage für Zitronengrasöl hatten sich gut entwickelt, aber die meisten konnten ohne Subventionen der DORSA nicht überleben. Das Ende der Einwanderung und der Wettbewerbsvorteil dominikanischer Betriebe begrenzte die Nachfrage, was wenig Umsatz bedeutete. Anfang 1943 zog Arons das Fazit: »Unsere gesamte gewerbliche Organisation hier [...] ist nur ein schönes Hirngespinnst. [...] Die Leute werden niemals selbständig, weil sie keine Arbeit haben. Die Aufnahmekapazität des Landes ist generell sehr begrenzt, das vorhandene Arbeitsangebot wird von den einheimischen Handwerkern angemessen abgedeckt.«¹³⁸

Mitte 1943 verwies ein DORSA-Berater darauf, dass Sosúa »zwei einander widersprechende Ziele« verfolge, nämlich Menschen auf dem Land anzusiedeln und eine Population durch Fürsorgezuwendungen zu ernähren. Seine Schlussfolgerung lautete, die beiden Gruppen sollten getrennt, und letztere sollte in Ciudad Trujillo versorgt werden.¹³⁹ 1944 beschloss die New Yorker Zentrale, die örtliche Verwaltung aufzuteilen;¹⁴⁰ von da an gab es zwei Verwaltungsbereiche nebeneinander, einen städtischen und einen ländlichen. Batey sollte von Dr. Walter Baum geleitet werden, der einen Dokortitel in (angewandter) Sozialwissenschaft von der Universität Frankfurt besaß sowie Erfahrung als Leiter des Joint-Wohlfahrtskomitees in Ciudad Trujillo.¹⁴¹ Der Finanzverwalter der DORSA in Sosúa, William Bein, übernahm die Aufsicht über die Heimstättensiedler, die Schule, das Hospital, Transport und Verkehr sowie das Gästehaus.¹⁴²

Ende 1944 begann man in New York Überlegungen anzustellen, die Einwohner von Batey »vollständig zu segregieren« und nach Ciudad Trujillo zu verlegen.¹⁴³ Hexter verunglimpfte die Menschen in Batey und empfahl den Heimstättensiedlern – deren Eltern und Freunde zum Teil in Batey wohnten –, »sich im eigenen Interesse und dem des Projekts als Ganzem nicht anstecken zu lassen, und sich über die Situation in Batey und die dort lebenden Menschen möglichst keine Gedanken zu machen«.¹⁴⁴ Baum intervenierte klug und besonnen von Sosúa aus mit dem Einwand, dass »Sosúa als rein landwirtschaftliche Ansiedlung wohl eine

Enttäuschung sei«, andererseits aber zeige, dass es Juden gelänge, »gemischte Siedlungen und neue Gewerbebezüge [zu schaffen], die dazu beitragen, das Land, in dem sie Zuflucht gefunden haben, weiterzuentwickeln«. ¹⁴⁵

In der Tat war es bereits zu Spannungen zwischen den Heimstätten-siedlern und den Bewohnern von Batey gekommen. Viele, die dort lebten, waren entweder noch Auszubildende oder ältere Verwandte der Siedler, die man zu deren moralischer Unterstützung herübergeholt hatte. ¹⁴⁶ Und manche konnten einfach nichts mit der Landwirtschaft anfangen oder waren schon einmal als Heimstätten-siedler gescheitert. Überzeugt davon, dass die Arbeit auf einer Heimstätte viel härter sei, nahmen einige Heimstätten-siedler den Batey-Bewohnern ihr vermeintlich bequemeres Leben übel. Insbesondere nachdem die Heimstätten-siedler eigenständiger geworden waren, ärgerte sich so mancher über die Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen in Batey. Als Angestellte der DORSA-Betriebe arbeiteten die Batey-Bewohner weniger Stunden und mussten sich keiner »Gruppenkritik« stellen, wie es manchmal auf den Heimstätten der Fall war. ¹⁴⁷ Dazu kam, dass manche Heimstättenbesitzer weniger verdienten als Batey-Bewohner und sich kaum über Wasser halten konnten. ¹⁴⁸

Allerdings erkannte David Stern 1944 bei genauerem Hinsehen, dass das Leben der älteren Angehörigen in Batey, »allein in kleinen Zimmerchen in Gemeindebaracken«, keineswegs einfach war, sie aber ihren gerade mit dem Aufbau einer Heimstätte beschäftigten Kindern nicht zur Last fallen wollten. Sie setzten ihre ganze Hoffnung darauf, nach dem Krieg in ihr »Vaterland« zurückzukehren. ¹⁴⁹ Die »Lehrlinge« in Batey, 42 junge Männer und Frauen zwischen 16 und 21 Jahren, waren durch Krieg und Verfolgung von ihren Eltern getrennt worden und ganz allein auf der Welt – von wenigen Ausnahmen abgesehen. Die meisten von ihnen verhielten sich ablehnend, als Stern sie für die Arbeit auf einer speziell für sie zu gründenden Ausbildungsfarm gewinnen wollte, wo sie landwirtschaftlich und handwerklich angeleitet werden sollten. Sich anhören zu müssen, er solle »nicht versuchen, sie zum Zionismus zu bekehren« sowie ihre Weigerung, sich permanent in der Dominikanischen Republik niederzulassen oder mit Kühen zu arbeiten, waren eine herbe Enttäuschung für ihn. ¹⁵⁰ Einige meinten, ihr Herkunftsland oder andere Einwanderungsländer würden sie »als Hitlers Opfer willkommen heißen«. ¹⁵¹ Weder die Alten noch die Jungen hatten – Mitte 1944 – die leiseste Ahnung, von welcher Katastrophe die europäischen Juden heimgesucht worden waren.

Erst bei Kriegsende konnte das Mitteilungsblatt in Sosúa berichten, endgültig sei »die Streitaxt zwischen Batey und den Heimstätten begrä-

ben«. ¹⁵² Zu diesem Zeitpunkt lebten in der »semi-städtischen Gewerbesiedlung« Batey mehr Menschen als auf den Heimstätten-Siedlungen. ¹⁵³ Außerdem hatte der größte und wichtigste Betrieb Aufträge von R.H. Macey & Co sowie einem weiteren Großhändler in den USA erhalten – obgleich sie nicht besonders üppig waren. ¹⁵⁴ In der Tat war eine Anzahl von Batey-Bewohnern Anfang 1945 erfolgreich genug, um auf die Subventionen von Joint verzichten und Batey verlassen zu können. ¹⁵⁵

Obwohl die DORSA »mit den besten Absichten« angetreten war, bekundete sie schnell ihre Enttäuschung und Ungeduld mit der Niederlassung angesichts der hohen Unkosten und zweifelhaften Effektivität des Projekts. Die Siedler ihrerseits nahmen Anstoß am bestehenden Männerüberschuss und an der herrischen Behandlung durch die DORSA, und viele entwickelten im Laufe der Zeit auch Ressentiments gegenüber den Experten. Die täglichen Mühen ließen sie über »Rückenschmerzen von zu viel Feldarbeit [und] die unangenehme Hitze« schimpfen, ¹⁵⁶ und »zu viel Uneinigkeit unter den Experten, was den Siedlern nicht entging«, machte die Sache nicht besser. ¹⁵⁷ Auf nationaler und internationaler Ebene drängte die Dominikanische Regierung darauf, dass mehr Juden einwandern sollten, während die USA ihnen den Zutritt verwehrte. Die stagnierende Bevölkerungszahl ließ den Gedanken an Nachschub oder Zuwachs für die Siedlung gar nicht erst aufkommen, so dass die Sosúaner nur ziemlich begrenzte Zukunftsmöglichkeiten für sich sahen. Und schließlich hatten die Juden, die nach Sosúa kamen, wie die meisten europäischen Juden nie den Wunsch gehabt, auf dem Land zu arbeiten oder sich in der Dominikanischen Republik niederzulassen. Je deutlicher zutage trat, dass »die Mehrheit der Bevölkerung in Sosúa ohne eigene Schuld nicht siedlungsfähig ist«, ¹⁵⁸ desto weniger konnte die New Yorker DORSA die Tatsache leugnen, dass »wir sehr wenig Spielraum bei der Auswahl hatten, als in Europa die Lichter ausgingen«. ¹⁵⁹

7 Gehen oder Bleiben: Der Exodus der Nachkriegszeit und Erinnerungen, die nicht verblassen

»ein äußerst bescheidenes Experiment, am Wachstum gehindert durch Krieg und unzureichende Finanzierung.«¹

Sieht man sich Sosúa bei Kriegsende an, gewinnt man einen positiven Eindruck, obwohl es immer noch ernstzunehmende Probleme gab. Im Unterschied zu früher konnte die Verwaltung von einem »ziemlich angenehmen [...] Arbeitsklima« berichten.² Dennoch lassen sich in der Zeit nach 1945 ähnliche Höhen und Tiefen wie in den Anfangsjahren erkennen. Während die einen – meist als Milchbauern – erfolgreich ihren Weg machten, gaben andere Siedler ihre Heimstätten wieder auf und zogen fort von Sosúa oder der Dominikanischen Republik. Im Rückblick wird die stetige Abnahme der Bevölkerung in der Nachkriegszeit sichtbar, aber damals, von einem Jahr aufs andere, hatten die Siedler viele widersprüchliche Signale abzuwägen.³

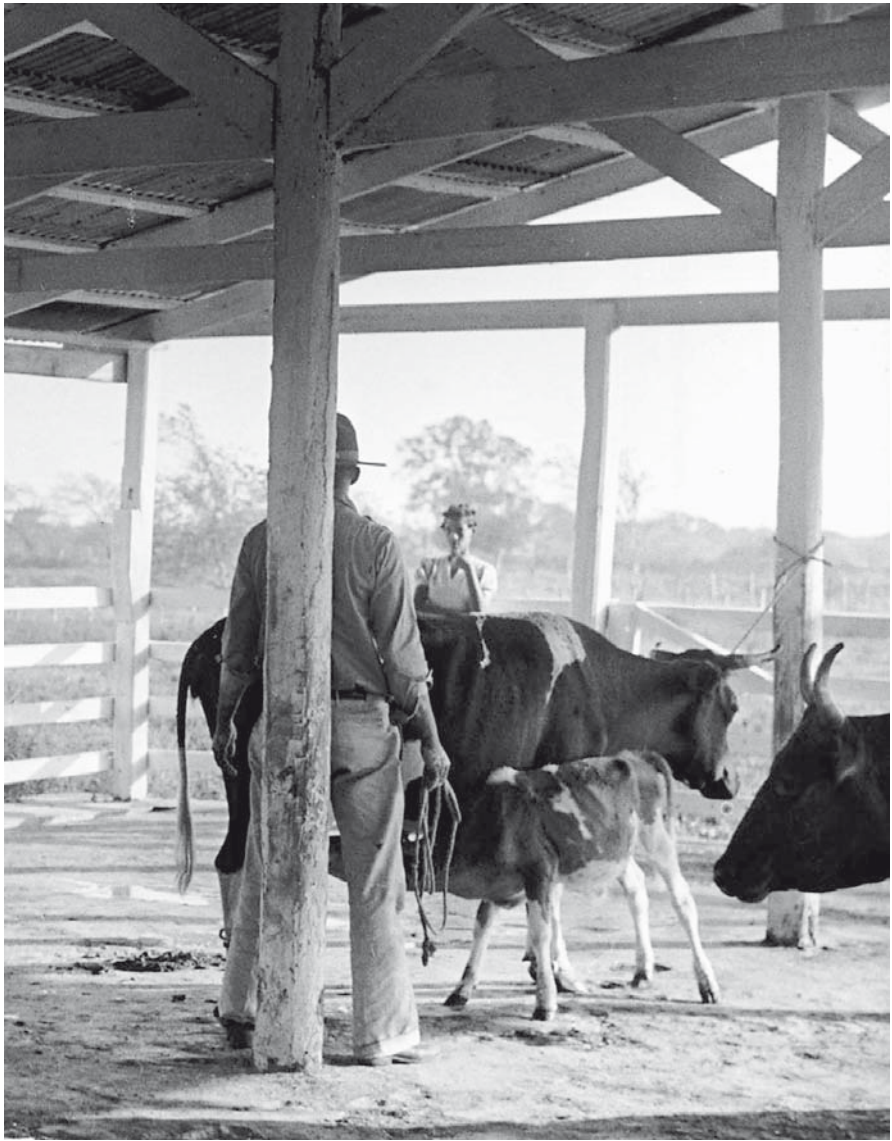
Ende 1944 hätte man schwerlich vorhersagen können, dass die Siedlung irgendwann am Ende sein würde. Die Heimstättensiedler betrieben nun ihre Farmen selbstständig – unabhängig von der DORSA und voneinander – und stellten ihre Milch- und Fleischprodukte gemeinschaftlich her. Jeder »Heimstätter« war mit einem Anteilschein an allen Genossenschaften beteiligt. Das leistungsfähigste Siedlerunternehmen, die Molkereigenossenschaft CILCA, stand ganz auf eigenen Füßen, wobei Milch- und Butterproduktion kontinuierlich zunahmen und die Marke bald im gesamten Staatsgebiet verbreitet war. Außerdem gründeten Siedler eine Genossenschaft zur Ausweitung des Zitronengrasanbaus, um mehr von diesem Öl produzieren zu können. Im Jahr 1945 wurden von der Fleischgenossenschaft *Compania Industrial Ganadera, C. por A.*, kurz *Ganadera*, rohes Fleisch, behandeltes Rindfleisch und Schinken sowie verschiedene Wurst- und Würstchensorten hergestellt und verkauft. Sie arbeitete ohne Verluste und mit steigendem Geschäftsvolumen. Auch der *colmado* (*Cooperativo Colmado Sosúa, C. por A.*) machte sich von der DORSA unabhängig⁴ und verkaufte unter anderem die Produkte von CILCA und der *Ganadera*.⁵ Walter Sondheimer berichtete, dass »mit ein wenig mehr Erfahrung [...] Direktoren und Anteilseigner sich von echt kooperativem Geist [...] mit einer Prise Gewinnstreben leiten lassen werden.«⁶ »Einen etwaigen Tourismus ins Auge fassend«, plante man eine

neue Einrichtung für den Gemischtwarenladen.⁷ Berater wie Besucher registrierten: »[D]ie Stimmung der Heimstättensiedler scheint mehrheitlich gut zu sein.«⁸

Auch an Batey konnte man erkennen, dass es wirtschaftlich aufwärts ging. Nach einer Zeit beträchtlicher Spannungen kamen Batey und die »Heimstäter« einander wieder näher,⁹ und manche nannten Batey sogar das »Herz von Sosúa«.¹⁰ Zu den dortigen selbstständigen Betrieben gehörten 1945 unter anderem eine Möbelschreinerei, eine Schneiderei, ein Hemdenschneider, ein Würstmacher und ein Zimmermann. Auch ein kleines Restaurant wartete auf Gäste. Das noch immer von der DORSA finanzierte Arbeits- und Geschäftszentrum gab hundert Siedlern und 150 dominikanischen Angestellten Arbeit und Brot.¹¹ Wie zu erwarten, florierten nicht alle Betriebe. Beispielsweise entwickelte sich der Betrieb für Eingemachtes und Konserven »prächtig«, war aber ein Verlustgeschäft.¹² Außerdem subventionierte die DORSA noch immer die Gemeinschaftsküche, in der Siedler und Dominikaner beschäftigt waren. Sie zahlte dafür 300 Dollar im Monat, um »die Preise niedrig zu halten«, weil inzwischen die meisten Leute ihr Essen selbst bezahlten.¹³ David Stern fasste zusammen: »Wir haben hier immer noch eine Menge Probleme [...] aber [...] dieses kleine Sosúa als landwirtschaftliche Siedlung ist ein Stück Realität.«¹⁴

Wie ein heimliches Leitmotiv zog sich durch all diese Jahre, bei Siedlern wie bei der DORSA, die Aussicht auf Fremdenverkehr.¹⁵ Ein Paar aus Wien, dessen »herausragende Kochkünste auf der ganzen Insel bekannt geworden waren«, eröffnete eine kleine Pension nicht weit vom Strand. Einem Bericht der Sosúa-Verwaltung von 1943 zufolge war der Ruf Sosúas, »einer der besseren Urlaubsorte des Landes« zu sein, zum Teil dem Gästehaus zu verdanken.¹⁶ 1950 gründeten Siedler eine Hotel-Kooperative mit dem Ziel, einen Strandclub einzurichten und damit Besucher aus dem Umkreis anzulocken. Auch die New Yorker DORSA-Zentrale fragte bei US-amerikanischen Hotelunternehmen an, ob Interesse daran bestünde, in Sosúa zu bauen.¹⁷ Der Luftverkehr steckte damals noch in den Kinderschuhen, und für die spätere Erfolgsstory waren der Bau eines Flughafens und die gleichzeitig neu angelegten Straßen in den 1980er Jahren entscheidend. Dennoch hatten sich bei Kriegsende Sosúas »Wachstumsschmerzen« gelegt, und die Zukunft sah für manch einen rosiger aus.

Doch während in Europa die Alliierten triumphierten, verwüstete in Sosúa eine verheerende Dürre die Wiesen und Felder. Von Januar bis Mai 1945 vertrocknete alles Gras, die Ernte war vernichtet und die dominikanischen Bauern, die das Vieh aus Sosúa gegen Bezahlung auf ihrem Land



Milchwirtschaft

hatten weiden lassen, wollten es wieder fortgeschafft haben. Sosúas landwirtschaftlicher Berater sprach von einer »verzweifelten« Lage. Einige Heimstättenfarmer gaben auf und kehrten wieder nach Batey zurück, was einem der dortigen Verwaltungsbeamten »ziemliche Kopfschmerzen« verursachte.¹⁸ Mehr noch als das Wetter bereiteten die Absichten der DORSA den Siedlern schlaflose Nächte. Viele Siedler schlossen sich 1945 dem »Ansturm auf Visa« für die USA an, nur um »auf der sicheren Seite« zu sein.¹⁹ Dahinter verbarg sich die noch frische, traumatische Erinnerung an die Jahre vor dem Krieg, als ein Visum den Unterschied zwischen Leben und Tod bedeutet hatte.²⁰ Obwohl die meisten Antragsteller – etwa fünfzig oder sechzig »Einheiten« (= Einzelperson oder Familienoberhaupt) aus Batey stammten,²¹ war Walter Baum der Meinung, dass viele von ihnen sich nach fünf Jahren eingelebt hätten und nur wegen ihrer ungewissen Lage weg wollten. Die Entscheidung hing von New York ab; sollte Joint die Einwanderung nach Sosúa ausweiten, wäre dieser Unsicherheitsfaktor ausgeräumt.²² Baums Vorschlag war, zwischen 250 und 300 neue Bewohner zu holen.²³

Auch die »Heimstätten« verlangten eine verbindliche Zusage von der DORSA, weil sie schließlich wissen wollten, was aus ihnen werden sollte und ob mehr Menschen in die Siedlung hineingelassen würden. Anfang 1945 war in einem Brief an den Herausgeber des Mitteilungsblatts zu lesen: »Die Mehrzahl von uns wird nach dem Kriege hierbleiben.«²⁴ Im Oktober desselben Jahres hatten nur zehn Heimstättensiedler einen Antrag beim US-Konsulat gestellt,²⁵ und andere Siedler sogar mindestens dreißig dominikanische Visa für ihre Angehörigen beantragt.²⁶ In einer Ansprache vor der Versammlung von Joint und der New Yorker DORSA appellierte Walter Sondheimer dringend, einen klaren Standpunkt einzunehmen. Er plädierte dafür, neue Siedler aufzunehmen, weil »Stillstand Rückschritt bedeutet«, vor allem da »die Stimmung unter den Siedlern, besonders denen, die in unseren Augen hier fest ansässig sind, kurz davor ist, zu kippen«.²⁷ Entsprechend bemerkte David Stern, dass das bloße Gerücht, es sei die Aufnahme von mehr jungen Leuten geplant, die Siedler und andere, die gerne bleiben wollten, »erneut habe Mut fassen lassen«.²⁸

Im Juli 1946 versuchte die lokale DORSA-Verwaltung erneut, ihr New Yorker Büro dazu zu bewegen, die Einwanderung zu unterstützen, mit dem Argument, dass Sosúa ohne weiteres noch fünfzig Familien aufnehmen könnte.²⁹ Man beabsichtigte, sowohl Angehörige der Siedler als auch neue Heimstättenfarmer nach Sosúa kommen zu lassen, um damit die Stimmung zu verbessern, das Engagement der bereits ansässigen Familien zu festigen und der Siedlung als Ganzes neues Leben einzuhau-

chen. Doch obwohl sich Stern seit Kriegsende bemüht hatte, Verwandte von Siedlern nach Sosúa zu holen, waren bis September 1946 erst zwei Angehörige angekommen.³⁰ Die immer trüber werdende Stimmung veranlasste einige Siedler, sich zu fragen, ob die Wiederbegegnung mit ihren überlebenden Verwandten, von denen sie zum Teil zehn Jahre oder länger getrennt gewesen waren, nicht in einem anderen Land stattfinden sollte.³¹ Angesichts dieser Situation prophezeite Stern, dass die meisten in Batey wohnenden Siedler Sosúa verlassen würden. Von den Dagebliebenen würden sich einige auf die Landwirtschaft verlegen, und der Rest weiter als Handwerker oder als Angestellte bzw. Beamte der DORSA tätig sein.

Erneut arbeitete die dominikanische Regierung konstruktiv mit, in der Hoffnung, Sosúa nicht nur zu erhalten, sondern sogar noch zu vergrößern. Nachdem Deutschland besiegt war, wiederholte der dominikanische Botschafter in Washington das Angebot seiner Regierung, »allen Personen, die aus rassistischen, religiösen oder politischen Gründen verfolgt werden«, Zuflucht zu bieten und forderte die jüdischen Führungspersönlichkeiten Amerikas dazu auf, in der Dominikanischen Republik zu investieren.³² Nach wie vor unterstützte die dominikanische Regierung die Niederlassung, gestattete einigen ihrer Bewohner, in eine größere Stadt überzusiedeln und förderte die Einwanderung.³³ Auf einer Tagung der Vereinten Nationen 1946 in London verkündete die dominikanische Regierung »offene Tore« für die Einwanderung von Juden.³⁴ Dazu bedürfe es lediglich der »nötigen Subventionen«, damit die Flüchtlinge nicht der »Allgemeinheit zur Last« fielen.³⁵ Das erregte die Aufmerksamkeit des *American Jewish Yearbook*, das kommentierte, die dominikanische Aufforderung an die Juden, »en masse einzuwandern [...] ist in der jüngeren Geschichte einzigartig.«³⁶

In den 1950er Jahren blieb die Dominikanische Republik ein sicherer Zufluchtsort, sowohl für die in Sosúa als auch für die ungefähr hundert in Ciudad Trujillo lebenden Juden. Ende 1950 begannen die Juden in der Hauptstadt sogar ein jüdisches Gemeindezentrum aufzubauen und dem *World Jewish Congress* beizutreten. Für den Bau des Zentrums, das eine Synagoge, einen Gemeindesaal und eine Bibliothek umfasste, spendete Trujillo eine Summe von 60 bis 70 000 Dollar.³⁷ Bei der Einweihung des *Centro Israelita* im Dezember 1957 konstatierte der Präsident der DORSA, Maurice Hexter: »Zu meiner Schande muss ich gestehen, dass [Trujillo] besser Kurs hielt als wir. Er war stets auf größere Migrationsbewegungen vorbereitet als wir finanzieren konnten.« Er fügte hinzu, das dominikanische Volk habe sein »Wort nicht nur dem Buchstaben, sondern auch dem Sinn nach [gehalten] und zwar mit einer Großzügigkeit,

die so manche größere und reichere Nation beschämen sollte«. Nach achtzehn Reisen in die Dominikanische Republik seit 1940 fasste er seine Gefühle folgendermaßen zusammen:

»Seit nahezu 50 Jahren bin ich mit der Aufgabe betraut, mit Regierungen zusammenzuarbeiten, immer bemüht, Leuten dabei zu helfen, dass sie es im Leben zu etwas bringen. [...] Ich kenne keinen Ort, an dem mir mehr Wohlwollen und Gastfreundschaft entgegengebracht wurden. Wir sind ein Volk mit weitreichendem Gedächtnis: Wir wissen es zu schätzen und uns zu revanchieren. Wenn wir je in jemandes Schuld standen, dann hier, und das in nicht geringem Ausmaß.«³⁸

Wenn die Dominikaner überhaupt Kritik an der DORSA übten, dann ging es jedesmal darum, »dass wir nicht genug Leute herholten«.³⁹

Ohne den Zustrom neuer Einwanderer und infolge der die Siedlung dezimierenden Abwanderung war Sosúa 1946 nur noch Heimat für 382 Juden (106 »Heimstättler« und 276 Batey-Bewohner, nach dem Höchststand von 476 im Jahr 1943).⁴⁰ Eine einzige größere Maßnahme führte die DORSA abschließend noch für Sosúa durch und brachte 1947 einige Juden aus Schanghai hinüber. Dabei handelte es sich sowohl um eine Rettungsaktion, weil 17 000 Juden im »Schanghaier Ghetto« (wie seine Bewohner es nannten) festsäßen, als auch um den Versuch einer Wiederbelebung Sosúas. Mehrere hundert dieser Schanghai-Juden hatten entweder von Sosúa gehört oder wollten dort mit ihren Angehörigen zusammentreffen. Einige lasen auch im *Aufbau* davon, der in New York erscheinenden deutsch-jüdischen Zeitung, die aber von mitteleuropäischen Juden auf der ganzen Welt gelesen wurde.⁴¹ Wieder einmal musste sich die DORSA mit drei wohlbekanntesten Themen befassen: Finanzierung, Visa und geeignete Personen. Was erstere betraf, so konnte die DORSA weder Sosúa unterhalten noch unbegrenzt für die dortigen Siedler bürgen, wie der dominikanischen Regierung ursprünglich versprochen; dafür reichten ihre Mittel inzwischen nicht mehr aus.⁴² Sie konnte höchstens Verwandten von Sosúanern und ein paar anderen qualifizierten Leuten unter die Arme greifen, und auch das nur kurzzeitig »direkt nach der Ankunft«. Anstelle einer Vollunterstützung richtete die DORSA einen Treuhandfonds ein, bei dem in den USA lebende Angehörige der Neusiedler in Sosúa für ihren Verwandten 2000 Dollar auf ein Konto einzahlen und zusätzlich eine monatliche Unterhaltszahlung garantieren konnten. Damals kostete der Unterhalt für eine(n) Arbeitslose(n) in Sosúa etwa fünfzig Dollar im Monat.⁴³

Auch wenn die Finanzen soweit geregelt schienen, mussten die Visums-Anträge der Schanghai-Juden noch umständlich diverse Stationen durchlaufen. Während des Krieges wurden sie dank eines »Gentlemen's Agreement« zuerst an die DORSA geschickt, die die Leute auswählte, finanziell für sie bürgte und danach die Namen – wenn das US-Außenministerium zugestimmt hatte – an die dominikanische Regierung weiterleitete.⁴⁴ Nach dem Krieg wollten die Verwaltungsbeamten der DORSA lieber erst sicherstellen, dass die dominikanische Seite die Antragsteller akzeptierte, um Sosúa nicht die Last der Verantwortung aufzubürden.⁴⁵ Zwischenglied blieben die USA, da die Flüchtlinge ein Transitvisum von dort benötigten. Und wie zu Kriegszeiten verzögerte die US-Regierung ihre Mitarbeit. In Sorge wegen der »langen Zeitspanne«, die man für ein Transitvisum brauchte, versuchte es David Stern Ende 1946 mit einer Dreifach-Strategie: Er bat die DORSA-Dienststelle in New York, in Washington zu intervenieren, übte weiterhin Druck auf die amerikanische Botschaft in Ciudad Trujillo aus und ließ die Joint-Mitarbeiter in Schanghai beim dortigen US-Konsulat um Hilfe bitten.⁴⁶ Im Januar 1947 schickten sich 37 Personen an, Schanghai zu verlassen, um nach Sosúa überzusiedeln;⁴⁷ Mitte 1947 waren insgesamt 90 gekommen, wobei es dann auch blieb.

Bezüglich der dritten Bedingung, der Eignung des jeweiligen Siedlers, hatte die DORSA ihre Kriterien modifiziert. Als »qualifiziert« galten nun Handwerker, Farmer, Ärzte, Facharbeiter verschiedener Berufe, kaufmännische Angestellte, Buchhalter und unverheiratete Frauen.⁴⁸ Die Vertreter von Joint in Schanghai sollten auf jeden Fall betonen, dass »Sosúa keine ledigen Männer mehr haben will«.⁴⁹ Sogar als sich unter den Flüchtlingen in Schanghai der in Sosúa sehnlich erwartete Metzger fand, riet Stern ihm »dringend, sich noch vor seiner Ankunft zu verheiraten«, weil »das Leben für einen Junggesellen hier ziemlich schwer ist«.⁵⁰ Dazu kam, dass der Gemütszustand ihrer Schützlinge die Flüchtlingsbeauftragten von Joint in Schanghai sehr beunruhigte. Zwar vermieden sie voreilige Zuschreibungen wie »widerstandsfähige Überlebenskünstler« und »traumatisierte Opfer« – was damals gängige Kategorien waren; doch mit diesen seelischen Verfassungen wussten sie ebenso wenig anzufangen wie einige Jahre zuvor die Ärzte und Behördenvertreter in Sosúa. Bei ihrer Arbeit im weit abgelegenen Schanghai erkannten sie durchaus, dass den Flüchtlingen irgendwie geholfen werden musste; aber sie verfügten über keinerlei psychologische Ausbildung oder Erfahrung bezüglich der posttraumatischen Belastungsstörung, die erst Jahrzehnte nach dem Holocaust Eingang in die Therapie fand. Die Mitarbeiter von Joint in Schanghai wie in Sosúa hatten in ihrer Abgeschlossenheit keinerlei

Kenntnis davon, was unter Sozialarbeitern und Psychologen ebenso wie innerhalb humanitärer Organisationen bereits erörtert wurde – nämlich wie man Menschen wieder ins normale Leben eingliedern konnte, die unter so genannter »Lethargie«, »emotionaler Distanziertheit« oder »Depressionen« litten.⁵¹ Daher teilten die Joint-Mitarbeiter ihrer Niederlassung in New York mit, dass der Flüchtlingsgruppe von Ängsten und Depressionen geplagte Individuen angehörten, und:

»Wir können sie nicht besser machen als sie sind. Wir können Erfahrungen, die sich über mehr als zehn Jahre erstreckt und sie zu dem gemacht haben, was sie sind, nicht auslöschen. Wir können nur hoffen, dass ein Ortswechsel und die Möglichkeit, eine Existenz aufbauen zu helfen [...], heilsame Auswirkungen haben wird, vorausgesetzt, sie werden von Leuten in Empfang genommen, die sie vollkommen verstehen und wissen, wie man sie behandeln muss.«⁵²

Sie meinten, ein neues Leben könne Teil der Lösung sein.

In der Tat gab die Gruppe aus Schanghai Sosúa neuen Schwung, da ziemlich viele dynamische Leute dabei waren. Dennoch, den ständigen Schwund konnten auch sie nicht ausgleichen. So bescheinigte 1948 ein Besucher der Siedlung eine »Aura des Vergänglichen«.⁵³ Von den etwa 300 Dagebliebenen bewirtschafteten drei Viertel ihre eigene Farm⁵⁴ und wollten höchstens fünf bis zehn Jahre bleiben. Die gesellschaftlichen und kulturellen Aktivitäten waren fast eingeschlafen, und es gab nur noch Kinofilme sowie amerikanische und spanischsprachige Bücher und Zeitschriften.⁵⁵ Durch die Abwanderung war das zuvor lebendige Freizeit- und Kulturleben deutlich geschmälert. Auch brauchte die dürftig bestückte Bibliothek neue Bücher, weil die vorhandenen »von den Siedlern wieder und wieder gelesen worden sind«.⁵⁶ Im Jahr 1949 fanden nur zwei Konzerte statt: Das eine bestritt die dominikanische Sängerin Margarita Ferran, das andere das Nationale Sinfonieorchester unter dem Dirigenten Abel Eisenberg. Goethes 200. Geburtstag begingen die Siedler mit einer »einfachen Gedenkfeier«.⁵⁷ Auch wenn zwei glanzvolle Auftritte stattgefunden hatten, war nicht zu übersehen, dass das kulturelle Leben durch die Abwanderung schwere Einbußen erlitten hatte.

Nach 1943 gingen die Bevölkerungszahlen stetig zurück:

1943	1944	1945	1946	1947	1948	1949	1950	1951	1953	1961	1970
476	430 ⁵⁸	408 ⁵⁹	382	373 ⁶⁰	308	264	245 ⁶¹	192	181 ⁶²	156	120

Anfangs blieben jene Siedler noch da, die als »Heimstätter« Erfolg hatten, wohingegen andere sich von der Situation in Batey entmutigen ließen und wegzogen.⁶³ Daher verzeichneten die Heimstätten erst einen Zuwachs und danach einen Rückgang an Bewohnern,⁶⁴ während in Batey die Anzahl jüdischer Einwohner kontinuierlich abnahm:

	1946	1950	1956 ⁶⁵	1961
Sosúa	382	245	191	156
Heimstätter	106	201	177	149
Batey ⁶⁶	276	44	14	7

Mittlerweile hatten einige Farmer ein angemessenes Auskommen, und von den aus Schanghai Eintreffenen übernahmen mehrere eine eigene Heimstätte; in Batey war hingegen fast jeder noch auf Hilfe von außen angewiesen und hielt nach etwas Besserem Ausschau. Im April 1950 waren nur noch 245 Flüchtlinge übrig geblieben: 201 auf den Heimstätten und 44 in Batey. Im Jahr 1961 gab es nach Zählung der DORSA noch 149 Heimstättensiedler und sieben Batey-Bewohner. Die überwiegende Mehrheit zog es in die Vereinigten Staaten (die ihre Einwanderungsquote gelockert hatten, siehe unten), aber einige gingen auch in eine andere dominikanische Stadt, ein anderes lateinamerikanisches Land oder nach Kanada.⁶⁷ Die fünf ursprünglichen Baracken wurden nun als Zweigstelle einer dominikanischen Regierungsbehore, Betriebsbüro, Kino, Wohngebäude und Synagoge genutzt.⁶⁸

Trotz der Abwanderung war in Sosúa in den 1950er Jahren auch eine gewisse Stabilität zu beobachten. Ein von Trujillo und der dominikanischen Legislative verabschiedetes Gesetz ermöglichte allen Siedlern in Sosúa auf Antrag die Staatsbürgerschaft, und achtzig Siedler stellten diesen Antrag.⁶⁹ Die Auswanderungsrate verlangsamte sich,⁷⁰ und 1957 gab es »keine Auswanderungstendenz« mehr.⁷¹ Außerdem florierten die Geschäfte, und die Siedler-Kooperativen expandierten. Neu gegründet wurden eine Kreditgenossenschaft, eine Hotelgesellschaft (für das Hotel in »Garden City« und das Restaurant »Oasis«, beide mit dem gleichen Siedler als Pächter) sowie eine Kooperative zur Kostenübernahme für Strom, ärztliche Versorgung, sanitäre Einrichtungen und Moskitobekämpfung, Schule und Kindergarten, tierärztliche Leistungen, Schlachthof und Unterhaltung (Bibliothek und Kino). Jeder Sosúaner zahlte für diese Dienste »je nach Einkommen und Milchgeld«.⁷²

Zwischen 1946 und 1951 verzeichneten Molkerei, Fleisch-Genossenschaft und *colmado* einen Einnahmezuwachs, und in der Frühlings- und

Sommersaison war das kleine Hotel geöffnet.⁷³ 1950 legte man eine Versuchsfarm an, auf der die Milchproduktion um zehn Prozent höher und die Kälber schwerer waren als bei den anderen Siedlern. Außerdem wurden dort verschiedene Schweinerassen zur Verbesserung des vorhandenen Bestands gezüchtet. Wegen der hohen Preise, die Kaffee auf dem Weltmarkt erzielte, fanden die Siedler plötzlich Gefallen daran, obwohl sie ihn bisher nicht in größerem Umfang angebaut hatten. Nun aber, 1951 und 1952, pflanzten sie knapp 25 Hektar Kaffee an. Auch die Schule war mit 27 Siedler- und 18 dominikanischen Kindern voll ausgelastet. Im Jahr 1953 besuchten drei ihrer ehemaligen Schüler die Oberschule in Puerto Plata, und einer studierte an der Universität von Santo Domingo Medizin. Das Hospital hatte allerdings Kürzungen hinnehmen müssen; nur noch ein Arzt und zwei Krankenschwestern in Teilzeit betrieben 1951 die kleine Einrichtung, in der im Durchschnitt 117 Siedler und 33 Dominikaner pro Monat behandelt wurden. Für den Rückgang an dominikanischen Patienten könnten die Gebühren verantwortlich gewesen sein, die alle Patienten bezahlen mussten, nachdem die DORSA das Hospital nicht mehr bezuschusste.⁷⁴

Im Jahr 1957 konnte James N. Rosenberg verkünden, dass die »Siedler wirtschaftlich vollkommen unabhängig« seien, und Maurice Hexter durfte damit prahlen, dass »die Siedlung ein Erfolg [ist]. Es wird kein Geld mehr von außen hineingepumpt und sogar die Rückzahlungen treffen planmäßig ein.«⁷⁵ Allerdings gab die dominikanische Politik allmählich Anlass zur Sorge. Das Jahr der Unruhen, bevor Trujillo 1961 einem Attentat zum Opfer fiel, sowie die anschließenden Militärputsche, der Bürgerkrieg und die militärische Intervention der USA schürten Angst und zogen weitere Auswanderungen nach sich. Horst Wagner war untröstlich, »alles, was wir uns aufgebaut hatten«, zurücklassen zu müssen – Äcker, Vieh, Haus und Lastwagen – und zum zweiten Mal Flüchtling zu werden; mit seiner dominikanischen Frau und zwei Töchtern brach er nach New York auf.⁷⁶ Alfred Rosenzweig, Sosúas Verwalter seit 1948 und gleichzeitig Repräsentant bei der dominikanischen Legislative, musste wegen seiner Verquickung mit dem Regime fliehen. Und weil das »gesamte Projekt unter dem Schutz und der Schirmherrschaft des Generalissimus« gestanden hatte, machten sich die Sosúaner Sorgen um ihre Zukunft.⁷⁷

Zweifellos beeinflusste die politische Lage die Entscheidungen einzelner Siedler, aber die DORSA hatte schon lange vor dem Ableben Trujillos ihren Abzug geplant. Unmittelbar nach dem Krieg gab Joint – nun auf Europa konzentriert – bekannt, es könne der DORSA keine zusätzlichen Mittel zur Verfügung stellen.⁷⁸ Das war durchaus ein Faktor bei der Ab-

Wurstfabrik *Ganadera*

wicklung der kleinen Siedlung. Bei gleichbleibenden Zahlungen und steigenden Unkosten konnte die DORSA die Siedlung nur »im gegenwärtigen Umfang« unterhalten.⁷⁹ Im Oktober 1945 sprach sich Leon Falk – ehemaliger Leiter der DORSA und jahrelang Beirat im Vorstand, der beträchtliche Summen eigenen Vermögens für seine Besuche in Sosúa aufgewendet hatte – dafür aus, dass die DORSA jenen Siedlern unter die Arme greifen sollte, die »aus dem Hexenkessel, der Europa im Moment ist«, Angehörige herüberholen wollten. Insbesondere sollte Joint mithelfen, Leute zu holen, »die [...] sich dauerhaft niederlassen und ein Ge-

winn für die Dominikanische Republik sein werden«. Andererseits sollten weder Joint noch die DORSA Menschen davon abhalten, Sosúa zu verlassen. Seiner Ansicht nach hatte die DORSA ihre Pflicht getan, indem sie »diese Leute aus den Konzentrationslagern Europas in die Dominikanische Republik gebracht, und es ihnen dadurch ermöglicht hat, Leib und Seele zusammenzuhalten«. ⁸⁰ Bis 1948 hatte die DORSA nahezu drei Millionen Dollar für die Siedlung aufgewendet. ⁸¹ In den 1950er Jahren strich die DORSA fast alle Zuschüsse, fühlte sich aber weiterhin »moralisch verpflichtet«, auch wenn man die Siedler »nicht mehr als Flüchtlinge bezeichnen konnte«. ⁸²

Die finanzielle Belastung spielte gewiss eine wesentliche Rolle dabei, dass sich die DORSA und Joint gegen den Unterhalt Sosúas sträubten, nicht minder aber auch die Möglichkeit, in die Vereinigten Staaten und nach Palästina einzuwandern. Als Folge des Krieges, des Holocaust und der Pogrome in Polen warteten ungefähr 250 000 jüdische Displaced Persons (DPs) auf die Auswanderung aus Europa. Einige von ihnen (um 1947: die Hälfte) hofften in die USA einzureisen. Doch angesichts des Widerstands, den das US-Außenministerium während des Krieges jüdischen Flüchtlingen entgegengesetzt hatte, hätte niemand voraussagen können, ob sie danach eine Einreiseerlaubnis erhalten würden. Als der amerikanische Kongress 1950 endlich sein restriktives DP-Gesetz (von 1948) abänderte, hatten viele jüdische DPs bereits vier oder fünf Jahre in europäischen Auffanglagern verbracht. Von den etwa 400 000 Displaced Persons, die die Vereinigten Staaten bis 1952 aufnahmen, waren nur 80 000 Juden.

Wegen entsprechender Unwägbarkeiten war auch eine Einreise in einen im Entstehen begriffenen jüdischen Staat im Mittleren Osten nicht gewährleistet. Von Kriegsende bis zur Staatsgründung Israels im Mai 1948 erstreckten sich drei lange Jahre der Unsicherheit. In Sosúa brachte Walter Sondheim 1945 zu Papier, dass »auch was die britische Mandatszone Palästina betrifft, es noch keine endgültigen Antworten gegeben hat«. Er hielt an seiner Meinung fest, dass Sosúa noch immer eine Zusatzmöglichkeit darstellte, »um dauerhaft vertriebene europäische Juden [...] umzuschulen, wieder einzugliedern [und] aufzunehmen«. Selbst wenn ein jüdischer Staat entstünde, hielte er Sosúa für »einen zusätzlichen Weg der Siedlungstätigkeit«. ⁸³ Ein Jahr später war die Situation noch immer unverändert, und James N. Rosenberg mutmaßte, dass »die armen Juden in Europa weiterhin der Fußball auf dem Feld der internationalen Machtpolitik sein werden«. ⁸⁴ Er unterstrich gegenüber der Joint-Leitung, dass Palästina nach wie vor »tief in Konflikten« stecke und »die kleine Dominikanische Republik das einzige Land der Welt ist, das seine

Tore öffnet und bereit ist, eine beträchtliche Anzahl jüdischer Flüchtlinge aufzunehmen.«⁸⁵

Die Dominikanische Republik ihrerseits bewies Feingefühl in der Zionismusfrage. Regierungsvertreter erklärten, sie hegten keinerlei Absicht, »zionistische Ambitionen zu durchkreuzen [...], wollten aber die Chancen und Vorteile ihres Landes herausstellen, falls das zionistische Ideal sich nicht verwirklichen ließe [...] oder die Probleme der europäischen Juden nicht lösen könne.«⁸⁶ Dennoch dämpfte die Hoffnung auf einen jüdischen Staat zweifellos die Begeisterung für Alternativen. Maurice Hexter war überzeugt: »Beinahe alle überlebenden Juden in Europa, die von dort weg wollen [...], wollen nach Palästina.« Es schien ihm nicht viel daran zu liegen, die Einwanderung nach Sosúa voranzutreiben.⁸⁷ Mit der Anerkennung des Staates Israel wurde Rosenberg klar, dass diejenigen überlebenden Juden, »die gerne das Land bestellen möchten, wohl nach Israel gehen werden«. Daher sollte die DORSA ihre Bemühungen in Sosúa »langsam auslaufen lassen«.⁸⁸

Ungeachtet der Hoffnung auf einen jüdischen Staat oder die Einwanderung in die Vereinigten Staaten – zwischen 1945 und der Staatsgründung Israels 1948 bzw. der Erleichterung der Einreisebedingungen in die USA 1950 – hätte die DORSA ausreichend Gelegenheit gehabt, DPs nach Sosúa zu holen. Und die zahlreichen Visums-Anträge an die Dominikanische Republik belegen, dass »mehrere tausend« Juden in Europa und Schanghai von dieser kleinen Siedlung gehört hatten und sich dort niederlassen wollten.⁸⁹ In den ersten Jahren nach dem Krieg boten weder die USA noch Palästina Sicherheit. Erst im Rückblick kann man erkennen, dass diese beiden Alternativen die Einwanderung nach Sosúa vereitelten.

Zudem stellte sich die tatsächliche Zielsetzung für die Siedlung im Nachhinein vielleicht anders dar. In den 1970er Jahren nannte Rebecca Reyher Sosúa resümierend ein »Pilotprojekt, als Vorbild für andere lateinamerikanische Länder, die andere Flüchtlinge bei sich aufnehmen könnten«.⁹⁰ Gewiss, die DORSA hätte mit nur 500 Familien anfangen können, doch waren die Verantwortlichen fest entschlossen, die Siedlung zu vergrößern. Dazu kommt, dass man bei Ehemaligen-Treffen zwar hört, Sosúa sei für die meisten eine Zwischenstation oder Übergangslösung gewesen – ein vom US-Außenministerium von Anfang an bemühtes Argument. Aber bei Kriegsende standen viele Siedler anscheinend grundsätzlich am Scheideweg. Die einen hatten sich allmählich eingelebt, fühlten sich wohler, konnten die Sprache besser (eher stockend die Älteren, fließend die Jüngeren), die anderen wollten einfach nicht wieder ganz von vorn anfangen. Die DORSA und Joint waren unschlüssig, ob sie ihre

Zuschüsse erhöhen oder überhaupt weiterzahlen sollten, weil sie die größere Bedürftigkeit der jüdischen Gemeinden in Europa und des noch unentwickelten jüdischen Staates im Blick hatten. Das war für die bevorstehende Auflösung des ursprünglichen Gemeinwesens von entscheidender Bedeutung.

Allerdings wäre angesichts der historischen Vorläufer und unter den gesellschaftlichen, politischen und ökonomischen Voraussetzungen der damaligen Zeit der langfristige Erfolg der Siedlung ohnehin fraglich gewesen. Die meisten Flüchtlinge waren einzig und allein aus Gründen der Sicherheit in die Dominikanische Republik gekommen. Schon 1944 erkannte Solomon Arons, dass alle erst das Ende des Krieges abwarten wollten, bevor sie ihre nächsten Schritte planten.⁹¹ Die Jugendlichen brannten darauf, die ihnen von den Nazis vorenthaltene Ausbildung nachzuholen, und hofften auf ein Wiedersehen mit ihren Eltern, um die Entscheidung über ihre Zukunft mit ihnen gemeinsam zu treffen. Auch ältere Menschen warteten ab, in der Hoffnung, sich wieder mit ihren damals zurückgebliebenen oder in aller Welt verstreuten Angehörigen zu vereinen. Diese Sorge um die in Europa Zurückgelassenen drückte die Flüchtlinge während ihrer fünf Jahre in der Siedlung ständig, da viele von ihnen die Brutalität der Nazis am eigenen Leib erfahren oder Gurs und Sammellager überstanden hatten. Doch lebten sie, abgeschnitten von der übrigen Welt, auf einer Insel, wo Nachrichten nur sporadisch und bruchstückhaft eintrafen. Also feierten sie D-Day, und etwa die Hälfte von ihnen nahm an dem Dankgottesdienst für das Kriegsende in der Synagoge teil.⁹² Aber bald fingen sie an, sich noch mehr zu sorgen, als »nur vereinzelt Briefe von ihren Lieben eintrafen«. Grete Burg macht diese Reaktion an dem Zeitpunkt fest, an dem ihnen klar wurde, dass »die Welt, die wir zurückgelassen hatten, für immer verloren war, genauso wie alle Angehörigen, mit denen wir ein Wiedersehen feiern wollten«. Sie war überzeugt, dass es »eine Massendepression gab, und dann wollten wir alle weg und zurück in ein Leben, an das wir uns kaum erinnerten. Und natürlich schienen die USA diese verlorene Welt am besten zu verkörpern.«⁹³

Mit »USA« verbanden die Siedler ein städtisches Setting. Und die Hintergründe dafür lagen sowohl in der Geschichte der Juden in Europa und den Vereinigten Staaten als auch in der Landflucht von Nichtjuden. Seit langem waren europäische und nordamerikanische Juden den städtischen Ballungszentren zugestrebt, sei es wegen besserer Geschäftsmöglichkeiten, dem üppigeren Bildungs- und Kulturangebot, dem größeren Heiratsmarkt, dem aufregenderen jüdischen Lebensstil oder wegen der Möglichkeit, zwischen verschiedenen religiösen Richtungen innerhalb des Judentums zu wählen.

In Mitteleuropa waren die Juden früher und in größerer Zahl als Nichtjuden aus den ländlichen Gegenden abgewandert, so dass Mitte der 1920er Jahre der Anteil von in Städten lebenden Juden, verglichen mit Nichtjuden, auf mehr als das Doppelte gestiegen war: In Deutschland lebten 1925 zum Beispiel 67 Prozent der Juden in Städten von über 100 000 Einwohnern, aber nur 27 Prozent der Nichtjuden.⁹⁴ Das war kein rein mitteleuropäisches Phänomen; auch auf der Krim und in der Süd-Ukraine hatte Agro-Joint eine »anhaltende Flucht« vom Land festgestellt. Etwa 45 Prozent seiner Siedler verkauften nicht einmal ihre Stadtwohnungen, bevor sie auf die Kolchosen von Agro-Joint umzogen. Auf der Krim konnte jedoch die entstandene Bevölkerungslücke in den 1930er Jahren wieder aufgefüllt werden, was der DORSA nach dem Krieg in Sosúa nicht gelang.⁹⁵ Auch in den Vereinigten Staaten begannen im späten 19. Jahrhundert die Juden kontinuierlich aus den Kleinstädten in die Großstädte abzuwandern.⁹⁶ Doch sollte man nicht vergessen, dass Juden zwar zu größeren Anteilen als Nichtjuden den ländlichen Raum verließen, dabei aber nur einen allgemeinen Trend vorwegnahmen; in Europa und Nordamerika wanderten die Nichtjuden ebenfalls in die Städte ab.⁹⁷

In Lateinamerika fanden ähnliche Wanderbewegungen von Bevölkerungsgruppen statt.⁹⁸ Die Historikerin Judith Laikin Elkin stellte fest, dass der landwirtschaftliche Sektor in Lateinamerika »für jüdische Einwanderer nicht vielversprechender war als für einheimische Katholiken, die ebenfalls in Scharen den ländlichen Raum verließen.«⁹⁹ Und sie fuhr fort: »Würden sie die Tatsache akzeptieren, dass die Erfahrungen der jüdischen Farmer sich mit denen der nichtjüdischen deckten, wären die Chronisten der jüdischen Gemeinden von den zwanghaften Selbstanklagen erlöst, die im Zusammenhang mit den Siedlungsgebieten unweigerlich auftauchen.«¹⁰⁰ Für Sosúa sogar noch relevanter ist es, dass die jüdischen Siedler Vorläufer einer riesigen Welle der Landflucht von Dominikanern waren – zunächst nur aus dem ländlichen Raum, danach von der Insel selbst. Anfangs lockte die nach dem Krieg einsetzende Industrialisierung die Menschen zur Arbeit in die Städte. Nachdem die Regierung dann 1962 die strengen Emigrationsbestimmungen der Trujillo-Ära aufgehoben hatte, verließen Dominikaner ihre Heimat »um einer besseren Zukunft willen«. Die meisten gingen in die USA, weil es in der heimischen Wirtschaft nicht genug Arbeitsmöglichkeiten für die wachsende Bevölkerung gab.¹⁰¹ Die politisch instabile Lage von 1963 bis 1965 kurbelte die Auswanderung noch zusätzlich an, ebenso wie die Regierungspolitik nach 1965.¹⁰²

Neben der allgemeinen historischen Entwicklung und den Migrationsmustern der damaligen Zeit brachten auch Sosúas eigene Langzeit-

probleme Juden dazu, wegzuziehen. Die grundsätzliche wirtschaftliche Zukunftsfähigkeit der Siedlung hatte stets Anlass zur Sorge gegeben. Ein Forscherteam vom *Brookings Institute* stellte 1942 fest, dass Sosúa wegen des Mangels an landwirtschaftlich nutzbaren Flächen nicht mehr als 5000 Flüchtlingen eine langfristige Perspektive bieten könne. Außerdem beliefen sich die Gesamtkosten pro Siedler zu diesem Zeitpunkt auf etwa 3000 Dollar, Landbesitz nicht mitgerechnet – eine Summe, die für die Siedler nicht leicht zurückzuzahlen sein würde. Ferner hieß es in dem Bericht, dass vom wirtschaftlichen Standpunkt her die Aussichten in der Dominikanischen Republik »nicht besonders gut« seien.¹⁰³ Das *Brookings*-Team kam zu dem Ergebnis, dass es für die »Lösung des Flüchtlingselends auf etwas mehr ankommt als auf das Mitleid von Staatsmännern, die Großzügigkeit von Philantropen und die selbstlosen Anstrengungen humanitär gesinnter Menschen« und schlug vor, die »Herangehensweise neu zu überdenken«.¹⁰⁴ Die DORSA-Leitung wies die angegebene, geschätzte Obergrenze der Siedlerzahl zurück und argumentierte, dass die Experten nur »statische« Faktoren berücksichtigt hätten. Vermutlich würden die Siedler, wie in Palästina, mehr Land urbar machen und so die Grundlage für eine stärkere Besiedlung schaffen.¹⁰⁵ Nach Ansicht vieler Bewohner hatte die Siedlung 1945 jedoch ihre Wachstumsgrenze erreicht.

Doch sogar diejenigen, die in Sosúa Erfolg hatten, machten sich Sorgen wegen der Ausbildung ihrer Kinder. Eltern mit den Ambitionen der europäischen Mittelschicht legten Wert auf eine höhere Schulbildung. Da Sosúa nur eine Grundschule zu bieten hatte, mussten die Kinder für den Besuch der Oberschule mit zwölf Jahren von zuhause weggehen. Viele bekamen unter der Woche Kost und Logis bei dominikanischen Familien in Puerto Plata und fuhren am Wochenende heim. Früher oder später aber würde jede Art von Hochschulausbildung diese Kinder noch weiter wegführen, nach Ciudad Trujillo oder in ein anderes Land. Auch wenn Luis Hess »die Schule und die Farm liebte«,¹⁰⁶ seine Söhne musste er zur weiteren Ausbildung wegschicken – den einen nach Ciudad Trujillo und in die USA, den anderen nach Madrid und danach nach Berlin. Wie die Kinder der Juden aus anderen ländlichen Gebieten kam keiner der beiden wieder nach Hause zurück.¹⁰⁷

Auch mussten viele der als Flüchtlinge gekommenen Siedler sehr schwer arbeiten, und sie mögen sich gefragt haben, ob sie diesen Anstrengungen mit zunehmendem Alter noch gewachsen sein würden. Luis Hess war tagsüber Lehrer, zugleich aber auch Milchfarmer. Um fünf Uhr früh melkte er die Kühe, kam zum Duschen und Frühstück heim und ging dann zur Schule. Das zweite Melken erledigte seine Frau. Zusätzlich be-

schäftigten sie dominikanische Hilfsarbeiter, die Weideland rodeten und die Felder düngten. Ernest Weinberg erzählte, dass er sieben Tage in der Woche die Schweine versorgte und andere landwirtschaftliche Pflichten erledigte. Tiere und Äcker brauchten Pflege, und man konnte es sich »nicht leisten, jemanden einzustellen, der die Versorgung übernahm«, während man sich selbst einen freien Tag oder eine Urlaubswoche gönnte.¹⁰⁸ Wenn Sosúaner bei heutigen Zusammenkünften die Schönheit des Ortes rühmen, so war der Preis für dieses Idyll Schwerstarbeit, mit sehr wenig Zeit zum Ausruhen. So mancher hoffte darauf, und einigen gelang es auch, in die Stadt und zu seinem früheren Beruf zurückzukehren, wo man ein leichteres Leben hatte als ein Farmer in den Tropen.

Manche brachte ihre »Kultur«, im Sinne von Judentum und europäischen Gewohnheiten, dazu, nach einem anderen Umfeld zu suchen. Auch wenn nur wenige Juden in Sosúa ihre Religion mit Inbrunst ausübten, fühlten sich doch viele stark mit ihren jüdischen Wurzeln, ihrer jüdischen Familie und Gemeinde verbunden. Sie wären gerne wieder Teil einer großen und dynamischen jüdischen Bevölkerungsgruppe gewesen – ähnlich der, die sie hatten verlassen müssen – und hofften, sich im Ausland mit ein paar überlebenden Freunden und Verwandten wieder zusammentun, sich dort vielleicht einer jüdischen Gemeinde anschließen oder eine neue aufbauen zu können. Vor allem ledige Männer strebten in große und kleine Städte, weil sie dort Frauen zum Heiraten zu finden hofften. Auch waren jüdische Identität und mitteleuropäische Urbanität bei ihnen aufs engste miteinander verwoben; viele Flüchtlinge sahen sich eher als Stadtmenschen. Sie waren dankbar, am Leben zu sein, aber doch nicht glücklich. Sie sehnten sich nach jener Art urbaner Kultur, in der sie aufgewachsen waren. Felix Bauer und seine Frau beschlossen, in die Vereinigten Staaten zu gehen, weil sie unbedingt wieder »kulturell involviert« sein wollten. Martha Bauer war Krankenschwester; es »gefiel [ihr] wirklich gut dort«, und sie hätte lieber weiter im kleinen Hospital von Sosúa gearbeitet. Aber selbst sie gab zu, das Kulturelle zu vermissen; und als ihr Mann von den USA ein Künstlervisum erhielt, packten beide ihre Koffer.¹⁰⁹ Jegliche Vorstellung, die Flüchtlinge hätten »unter den Palmen gesessen [...], auf die Wellen geschaut« und darauf gewartet, dass sie »am Leben in New York City teilnehmen« könnten,¹¹⁰ ist nachträglich entstanden. Sie waren sich durchaus bewusst, dass nicht nur das Leben in Sosúa, sondern auch ein Neuanfang anderswo mit Schwierigkeiten verbunden war, und wägen die Alternativen sorgsam ab. Doch schließlich entschieden sie sich, wie ihre Großeltern vor ihnen und viele Dominikaner nach ihnen, für eine Zukunft in der Stadt.

Und doch gab es für einige Siedler – ungeachtet allgemeiner historischer Tendenzen und der konkreten Anlässe, Sosúa den Rücken zu kehren – zwingende Gründe, zu bleiben. Bis 1955 hatten jene, die blieben, ein wenig Erfolg bei Ackerbau und Viehzucht erzielt, unter Mitwirkung von immer mehr dominikanischen Arbeitskräften und der dominikanischen Kundschaft. Durch den Wegzug von Siedlern freigewordene oder durch Geschäftserweiterung neu geschaffene Stellen wurden von Einheimischen eingenommen. Da es nun für sie Arbeit in den DORSA-Betrieben oder auf den Farmen der Einzelsiedler gab, wurde die Einwohnerschaft von Charamicos immer größer, und immer mehr ließen sich dauerhaft nieder. Für die DORSA-Verwalter stellte sich die Frage, »ob eine relativ große Gruppe von einheimischen Bewohnern auf Dauer Bestandteil der Siedlung sein wird oder nicht«; und sie gingen davon aus, dass es von der weiteren Expansion der Betriebe abhing, für die dominikanische Arbeitskräfte unverzichtbar sein würden. Sollte diese positive Entwicklung tatsächlich eintreten, stellte sich ihnen die Folgefrage nach der »Ethno-Soziologie«, womit sie wahrscheinlich einen intensiveren Austausch mit den Einheimischen sowie gemischte Ehen meinten.¹¹¹

Bei Kriegsende schienen die dort lebenden Dominikaner »Sosúa herzlich zugetan«, und es zeigte sich, dass die kleine Siedlung mit ihren langen weißen Stränden inzwischen Ziel für Mittelschicht-Dominikaner aus anderen Gegenden war: »Sie brennen darauf, Sosúa einen Besuch abzustatten, hier Zeit zu verbringen und Geld auszugeben, und Geschäfte zu machen.« Die DORSA-Funktionäre waren überzeugt, dass Sosúa und seine Produkte den Dominikanern durch Mundpropaganda empfohlen worden waren, und äußerten ihre Genugtuung darüber, dass die »überwältigende Mehrheit« der Besucher und der Leute, mit denen sie Geschäfte machten oder sonstwie beruflich zu tun hatten, ein positives Urteil fällten. Außerdem war die Zusammenarbeit der Siedlung mit allen wichtigen Stellen gut: mit der Kommunalverwaltung in Puerto Plata, der nahe gelegenen Garnison der Nationalarmee, dem Leiter der Einwanderungsbehörde und der kommunalen Steuerbehörde.¹¹²

Am Allerwichtigsten war für die Juden die Entdeckung, dass sie von den Dominikanern weder ökonomisch noch gesellschaftlich diskriminiert wurden. Nicht nur in Sosúa, sondern auch im übrigen Land eröffneten Juden Läden und kleine Gewerbebetriebe.¹¹³ Sie fanden Arbeitsstellen an der Universität, der Kunstakademie, der Musikhochschule, dem Zahnmedizinischen Institut, dem nationalen Laboratorium sowie (ein Jude aus Mexiko) beim Nationalorchester als Dirigent. Im Jahr 1947 zog Walter Baum das Fazit:

»In den sieben Jahren, die ich in der Dominikanischen Republik gelebt und gearbeitet habe [...] habe ich eine unerschütterliche Kooperationsbereitschaft erlebt [...], nicht nur seitens der dominikanischen Regierung, sondern auch von den dominikanischen Menschen selbst. [...] Es ist eine erstaunliche Erfahrung, die im Kontrast steht zu anderen Ländern und dem Antisemitismus, der das Leben in anderen Teilen der Welt für Juden so unangenehm macht.«¹¹⁴

Die Dankbarkeit, die der dominikanischen Bevölkerung und ihrer Regierung von jüdischer Seite entgegengebracht wurde, gereichte Trujillo zum Vorteil. Nach dem Zweiten Weltkrieg legte die US-amerikanische Presse gegenüber dem Regime Zurückhaltung an den Tag, mit wenigen Ausnahmen – zum Beispiel Zeitungs- und Radiokommentator Walter Winchell, der (1947) »diesen Mörder der Tötung von 20 000 Menschen« anklagte.¹¹⁵ Andere Reporter rechneten den Antikommunismus, die Alphabetisierungskampagne und die Wirtschaftsförderung der dominikanischen Regierung gegen die Diktatur des Gewaltherrschers auf. Herbert Matthews, Reporter bei der *New York Times*, schrieb (1953): »Um die Dominikanische Republik verstehen zu können, muss man sie wie eine Münze betrachten – erst die eine und dann die andere Seite. Will man eine freimütige Schilderung veröffentlichen, muss man die Insel verlassen.«¹¹⁶ Im Gegensatz dazu setzte sich die DORSA in der Presse durchweg für den Diktator ein. In einem Beitrag in der Leserbriefspalte der *New York Times* erinnerte Rosenberg deren Leser 1950 daran, dass Sosúa zehn Jahre zuvor gegründet worden war und die DORSA von »der Regierung, ihrem Präsidenten, ihren Beamten und dem Volk selbst« ausschließlich Hilfsbereitschaft erfahren hatte. Daraufhin wurde er von einem erbosten, im Ausland lebenden Dominikaner in einem persönlichen Brief scharf angegriffen: Trujillo habe den jüdischen Flüchtlingen kein Land geschenkt, denn:

»Der Diktator besaß bei seiner gewaltsamen Machtergreifung kein eigenes Vermögen [...] und nun verfügt er über Millionen von Dollar. [...] Anscheinend sind Sie nur am Wohl ihrer eigenen Leute interessiert. [...] Er hat Ihrem Volk etwas gegeben, weil er sich als Wohltäter aufspielen wollte, aber den Dominikanern nimmt er alles, einschließlich ihrer Freiheit.

Hochachtungsvoll, ein Dominikaner (kein Politiker)«¹¹⁷

Widerspruch von Seiten dominikanischer Exilanten hielt die DORSA-Leitung nicht davon ab, das Regime zu verteidigen und den Diktator zu

loben. 1955 kritisierten Hexter und der Siedlerverein von Sosúa einen Beitrag und einen Leitartikel in der *New York Times*, in denen Trujillos »Polizeistaat« dem wachsenden materiellen Wohlstand des Landes und seiner USA-freundlichen Auslandspolitik gegenübergestellt wurde. Hexter beharrte darauf, er habe bei seinen zwölf Aufenthalten auf der Insel die im Artikel erwähnte »Furcht nie gespürt«, und argumentierte, dass es »eine andere Seite der Medaille« gebe.¹¹⁸ Für Trujillo zahlte sich die Dankbarkeit der Juden aus.

In den späten 1960er Jahren waren in Sosúa nur noch etwa vierzig Familien ansässig. Doch je weniger sie wurden, desto besser kamen die Wirtschaft und die Interaktion mit der einheimischen Bevölkerung in Schwung. Die CILCA, die jährlich Butter und Käse im Wert von über einer Million Dollar produzierte, stellte 37 Arbeiter und sechs Verwaltungskräfte ein. Ein geringer Teil der Butter wurde vor Ort konsumiert, aber das meiste in die Städte der Republik geliefert. Die fleischverarbeitenden Betriebe der *Ganadera* stellten Fleischwaren im Wert von fast zwei Millionen Dollar jährlich her.¹¹⁹ Im Jahr 1962 (nach Trujillos Tod) war auch eine Gewerkschaft gegründet worden.¹²⁰ Noch im gleichen Jahr kam es zu einem vierstündigen Streik, aber im allgemeinen blieben die Arbeitsbeziehungen friedlich, was zum Teil dem Manager, einem der ursprünglichen Siedler, zu verdanken war. Gut in die dominikanische Gesellschaft integriert und mit einer Dominikanerin verheiratet, war er bei den Arbeitern allgemein beliebt.¹²¹ Als er sich 1967 zur Ruhe setzte, veranstalteten die Arbeiter ein Fest für ihn. Zu diesem Zeitpunkt hatte die Firma 45 bis 50 Beschäftigte, denen sie – bei »relativ fester Beschäftigung« – ein über dem gesetzlichen Mindestlohn liegendes Entgelt zahlte,¹²² und das in einem Wirtschaftssystem, in dem sich die offizielle Arbeitslosenquote um die 25 Prozent bewegte.¹²³ Sowohl in den milch- als auch in den fleischverarbeitenden Betrieben hatten Dominikaner wichtige Verwaltungsposten inne.

Ein fünfstündiger Streik offenbarte 1967 eine gewisse Unzufriedenheit der Arbeiter mit einem neuen deutschen Jungmanager, der als Fachmann für Wurstwaren galt, aber »nicht wusste, wie man mit Dominikanern umgeht«. Zusätzlich protestierten die Arbeiter gegen angebliche Vertragsverletzungen. Das Management hatte den Bau einer neuen Kantine und einer Wohnsiedlung versprochen, aber noch nicht damit begonnen, und auch noch keine Baseball-Ausrüstung für die Werksmannschaft gekauft.¹²⁴ Bei Baseball handelte es sich freilich nicht nur um eine Form der Freizeitgestaltung. Seit den 1950er Jahren, als die US-amerikanischen *Major Leagues* dominikanische Spieler zu entdecken begannen, bedeutete Baseball auch eine Möglichkeit, der Armut zu entfliehen. Der Streik wur-

de von dem älteren Manager und den Gewerkschaftsführern geschichtet. Ende der 1960er Jahre waren die früheren Siedler und ihre Unternehmen den größten Arbeitgeber am Ort. In Sosúa arbeiteten 600 Menschen, von denen 200 in den gewerblichen Betrieben, dem Schlachthof, auf den Farmen oder bei den Siedlern zuhause Arbeit fanden. Andere jüdische Geschäftsleute betrieben kleine Läden oder Unternehmen.¹²⁵ Eine *Corporación Sosúa* finanzierte aus den durch Milch- und Viehverkäufe erzielten Einnahmen soziale Einrichtungen, unter anderem die Schule, die Bibliothek, das Hospital, die Apotheke und den Freizeitklub. In einem 1981 gedrehten Film über Sosúa waren sich die wenigen interviewten Dominikaner einig, dass die Siedler anständige Löhne bezahlten; doch wandte eine Frau ein, dass sie ihre Arbeiter schwer schufteten ließen.¹²⁶

Auch wenn Siedler und dominikanische Arbeitskräfte hauptsächlich am Arbeitsplatz oder auf den Farmen miteinander zu tun hatten, »machten die Flüchtlinge in manchen Fällen ernstgemeinte Annäherungsversuche, um aufrichtig und uneigennützig Freundschaft mit den Dominikanern zu schließen; und solche Bemühungen quittierten die Dominikaner ihrerseits oft mit tiefempfunder Dankbarkeit.«¹²⁷ Aus einer Reihe von Interviews, die 1967 durchgeführt wurden, geht hervor, dass die dort gebliebenen Siedler anscheinend viele ihrer früheren Klischeevorstellungen abgelegt hatten. Zwar hielten sie sich selbst noch immer für fleißig, pünktlich und sparsam – traditionelle, aus Mitteleuropa herübergerettete Bürgertugenden – und siedelten die Dominikaner teilweise noch immer am anderen Ende der Werteskala an, indem sie sie »unpünktlich« und »undiszipliniert« nannten. Doch bescheinigten sie ihnen auch, großzügig, intelligent, fleißig und von guter Auffassungsgabe zu sein.¹²⁸

Als Gastdozenten an der Autonomen Universität von Santo Domingo hörten zwei deutsche Soziologen 1967 zum ersten Mal von der Geschichte Sosúas. Bei ihrem Besuch dort fanden sie eine rundum dominikanische Stadt mit einer kleinen jüdischen Einwohnergruppe vor. Sie befragten ungefähr ein Dutzend alternde und betagte Europäer, die »durch die Beschäftigung mit ihren Kühen« materiell abgesichert waren,¹²⁹ aber nicht mehr eigenhändig für die Tiere sorgten, sondern dominikanische Arbeitskräfte dafür eingestellt hatten.¹³⁰ Aus einigen waren »wohlhabende« Grundeigentümer geworden.¹³¹ Zwar waren sie noch keine Grundbesitzer nach US-Maßstäben, aber in der Dominikanischen Republik war das jeder, der mehr als dreißig Hektar sein eigen nannte. In Sosúa fielen sämtliche jüdischen Grundeigentümer in diese Kategorie, wodurch sie landesweit zu den oberen drei Prozent gehörten.¹³² Außerdem besaßen die verbliebenen Siedler mehr als fünfzig Stück Vieh, was

in diesem kleinen Land ebenfalls Zugehörigkeit zu den obersten 2,6 Prozent bedeutete (1960).¹³³ Sie identifizierten sich stark mit Israel und schickten Geld dorthin, als der Sechs-Tage-Krieg ausbrach.¹³⁴

Was die Kinder der Siedler betrifft, so wurden sie 1967 von einer amerikanischen Soziologiestudentin befragt und zu Analyse Zwecken in drei Kategorien eingeteilt. Alle jüngeren Leute sprachen fließend Spanisch und hatten dominikanische Freunde und Bekannte. Doch suchten die Kinder aus Ehen zwischen »Europäern in der Dominikanischen Republik« bei Ausbildung, Heirat und Berufsausübung ihr Glück im Ausland.¹³⁵ Am »dominikanischsten von allen« erschienen die Kinder von dominikanischen Müttern und jüdischen Vätern, die nicht miteinander verheiratet waren (aber zum Teil zusammenlebten).¹³⁶ Sie fühlten sich als Dominikaner, waren besser ausgebildet als andere gleichaltrige Dominikaner und beabsichtigten im Lande zu bleiben.¹³⁷ Auch waren sie am wenigsten jüdisch, denn die jungen Männer waren nicht berechtigt, »bar mizwe« zu werden.¹³⁸ Die Kinder aus gemischten Ehen waren »europäisierte Dominikaner«, von der europäischen wie der dominikanischen Kultur gleichermaßen geprägt und akademisch gebildet. Sie identifizierten sich stark mit Sosúa als »deutsch-jüdischer Siedlung« und mit der Dominikanischen Republik als ihrem Heimatland.¹³⁹ Zu ihrer hybriden Identität gehörten zwei Religionen, zwei Esskulturen und zwei oder drei Sprachen. Ein Beispiel dafür ist ein jüdischer Mann, der 1967 mit seiner dominikanischen Frau, zwei Kindern und seiner Mutter in Sosúa lebte. Die Frau ging in die Kirche, der Mann in den »Tempel«, und an besonderen Feiertagen begleiteten sie einander zum jeweiligen Gotteshaus. Die Kinder fühlten sich als Juden. Für die Verwandten ihrer Schwiegertochter kochte die Mutter des Mannes »europäische Speisen«, während es für die Familie selbst »dominikanische Mittelstandsküche« gab, mit gelegentlicher Abwechslung in Form von Gulasch oder »Gefilte Fisch«.¹⁴⁰ Der im Ausland lebende Sohn eines anderen gemischten Ehepaars schätzte sich selbst als nicht besonders »dominikanisch« ein: »Es war schon eine merkwürdige Erfahrung, in Sosúa aufzuwachsen. [...] Wir hörten Schallplatten mit Opern, nicht die Musik, die in der Dominikanischen Republik gespielt wurde. In der Schule lernten wir Spanisch und betrieben Jüdische Studien, und unsere Väter erzählten uns von den Cafés und Varietés in Wien. Nichts hatte irgendetwas mit der Dominikanischen Republik zu tun. [...] Wir waren halb Juden und halb Sosuaner, zum Teil Europäer, aber nie Dominikaner.«¹⁴¹ Manche dieser Kinder hatten dominikanische Ehepartner, aber die meisten waren ins Ausland gegangen.

Die DORSA zog sich 1970 endgültig aus Sosúa zurück und verkaufte ihr Land für 200 000 Dollar an Bruno Philipp (den Generalmanager der

Gemeinde und der Siedlung).¹⁴² In den letzten Briefen an die wenigen noch verbliebenen DORSA-Angestellten, in denen er ihnen für ihre Treue dankt, fügt Hexter auf einem an den Kaffeehausbesitzer gerichteten Zettel hinzu, dass er auch »deine sagenhafte Wiener ›Konditorei‹« vermissen werde.¹⁴³ Mit dem Bau eines Flughafens stiegen 1980 die Bodenpreise, und einige Siedler verkauften auf der Höhe des Booms, während einer zwei Hotels errichtete.¹⁴⁴

Der bereits erwähnte Sosúa-Film von 1981 hebt deutlich hervor, wie flexibel das Selbstverständnis der Dagebliebenen war, vor allem, aber nicht ausschließlich, bei jüdischen Siedlern mit einer dominikanischen Partnerin.¹⁴⁵ Gezeigt wird ein gemeinsames Sedermahl für ungefähr sechzig Gäste; Familienmitglieder und angestellte dominikanische Hilfskräfte bereiten die Matzeklöße zu. Die Enkel stellen die »Vier Fragen« auf Hebräisch, und andere junge dominikanische Juden erklären die Pessach-Speisen auf Spanisch. Außerdem wurden die Gebete und Reden bei der Schiwa (der siebentägigen Trauerperiode) für einen verstorbenen jüdischen Siedler jeweils auf Hebräisch und Spanisch gehalten.¹⁴⁶ Ähnlich wie bei den sefardischen Dominikanern im 19. Jahrhundert, bedeutete Jude zu sein eher Stolz auf die Zugehörigkeit zu dieser Volksgruppe und eine Erinnerung an die eigene Herkunft, und nicht unbedingt eine religiöse Lebensform.

Dass sich die Hybridität Sosúas positiv auswirkte, trat in diesem Film bei einem Interview mit jungen Sosúanern der zweiten Generation deutlich zutage. Nach 18 Jahren in den USA waren sie nach Sosúa zurückgekehrt, weil dort ihrer Ansicht nach ihre gemischtrassigen Kinder nicht in derselben Weise stigmatisiert würden, wie es in den USA der Fall gewesen war. (Aber auch diese jungen Eltern werden sich der Frage stellen müssen, wohin sie die Kinder nach der Grundschule schicken sollen.) Hexter fand 1990 die in Sosúa herrschende Toleranz und Offenheit ebenso ansprechend wie die Bewahrung von Jüdischem. Obwohl nur noch 15 der ursprünglichen Familien, die 1940 angekommen waren, und einige ihrer Nachkommen dort lebten, »kann man dort unten gleichzeitig Jude, Freimaurer und Katholik sein«.¹⁴⁷ In jüngster Zeit kandidierte ein Sprössling aus jüdisch-dominikanischer Ehe für das Bürgermeisteramt in Sosúa. Der Vater des 44-jährigen Anwalts Benny Katz – Martin Katz – war Jude und am Aufbau Sosúas in den 1940er Jahren beteiligt gewesen. Er heiratete eine Dominikanerin, und Benny wurde sowohl katholisch als auch jüdisch erzogen. Er bewarb sich 2006 als Bürgermeister mit der Kippa auf dem Kopf und einem Ring mit Davidsstern am Finger.¹⁴⁸

Heute, da die jüdische Präsenz in Sosúa fast ganz verschwunden ist, bleibt doch deren Geschichte und die Geschichte ihrer Rettung durch

die Dominikaner übrig. Zwischen Mai 1940 und September 1947 haben insgesamt 729 Flüchtlinge in Sosúa gelebt. Außerdem wurden dort 76 Kinder von Flüchtlingen geboren.¹⁴⁹ Zusätzliche 300 bis 350 jüdische Flüchtlinge lebten in Ciudad Trujillo und über die Dominikanische Republik verstreut. Dazu kommt, dass einige der 4000 Menschen, die ein dominikanisches Visum erhielten, aber nicht auf die Insel reisten, diesen Papieren vielleicht ihr Leben verdankten.¹⁵⁰ Die Dominikanische Republik und die DORSA haben vielen Menschen das Leben gerettet, und es hätten noch viel mehr sein können, wenn der Krieg und die US-Regierung sie nicht daran gehindert hätten.

Einem amerikanischen Besucher sagte ein Siedler 1970: »Meine größte Freude in Sosúa liegt darin, dass ich Freundschaft und Wertschätzung [...] von meinen dominikanischen wie auch von meinen jüdischen Freunden erfahren habe. Meine größte Enttäuschung ist das Gefühl, dass Sosúa das Werk einer einzigen Generation ist – mehr nicht.«¹⁵¹ Doch auch die Generationen, die aus Sosúa weggegangen sind, hegen eine starke Zuneigung und Dankbarkeit gegenüber der Dominikanischen Republik und der kleinen Siedlung an ihrer Nordküste. In einem Brief, in dem es um eine Wiedersehensfeier zum 50. Jahrestag von Sosúa ging, fand die Tochter eines Siedlers einen Stapel mit Absagen, die ihr Vater von verschiedenen Ländern bekommen hatte, »in denen er einen Einwanderungsantrag gestellt hatte. [...] Man kann sich gut vorstellen, wie ausgesprochen freundlich meine Eltern nach all diesen Zurückweisungen die Aufnahme in die Dominikanische Republik empfunden haben müssen. Wenn es Sosúa nicht gegeben hätte – wer weiß, was aus uns geworden wäre.«¹⁵²

Nachwort

Der Wandel vom Zufluchtsort für Flüchtlinge zum Ferienort, der von Zehntausenden deutscher, britischer, kanadischer und amerikanischer Touristen besucht wird, bedeutet auch, dass statt ländlichen Friedens in Sosúa nun die hektische Atmosphäre eines Urlaubsortes herrscht, mit Kurhotels, Bars und leider auch einem weithin bekannten Sex-Tourismus.¹ Nur wenige der ursprünglichen Europäer sind noch da. Kinder und Enkelkinder haben im Ausland, meistens in den USA, studiert. Manche bevorzugten Miami, weil es ein ähnliches Klima wie ihre Heimat hat und nicht weit entfernt liegt. Sosúa ist heute eine dominikanische Stadt. Auf die jüdischen Anfänge wird man durch die Synagoge und das Museum im Zentrum von Batey aufmerksam, durch die »Dr. Rosen«-Straße und auch, wenn man im Internet den Stadtnamen eingibt. Einmal im Monat hält ein Rabbiner aus Santo Domingo am Freitagabend und Samstagmorgen einen Gottesdienst für die wenigen übrig gebliebenen Juden, einige Neuankömmlinge und Touristen.

Aber welche Erinnerungen haben die Sosúaner an die Stadtgründer? Als im Jahr 2002 die dominikanisch-amerikanische Studentin Rebeca Cores und ihre Professorin Ann Saltzman von der Drew University Sosúa besuchten, fanden sie nur noch zehn der ursprünglichen Siedler vor. Um herauszufinden, woran die jüdische Präsenz die heutigen Sosúaner erinnert, interviewten die Forscherinnen sieben Personen (fünf Männer und zwei Frauen, von Ende zwanzig bis Mitte sechzig), unter anderen einen Straßenverkäufer, einen Kellner und mehrere Leute, die bei den milch- und fleischverarbeitenden Betrieben beschäftigt gewesen waren, dem größten Gewerbebereich der Stadt, darunter ein Manager, ein Buchhalter, ein noch erwerbstätiger und ein pensionierter Arbeiter sowie der Gewerkschaftsvertreter. Dieser Wirtschaftsbereich war als Fokus ausgewählt worden, weil es von den ursprünglichen Siedlern gegründet worden war und noch immer von jüdischen Besitzern geleitet wurde. Über lange Zeit hinweg hatte es feste Arbeitsstellen garantiert und den dort beschäftigten Dominikanern Gelegenheit zu intensivem Kontakt mit einigen ansässigen Juden gegeben. Cores erwartete Folgendes zu finden:

»Vermeintliche oder tatsächliche Erinnerungen an oder Erfahrungen mit Ausbeutung, da Betriebe zur Profitmaximierung – einschließlich Kürzungen bei Lohn und Sozialleistungen – tendieren; auf Seiten der jüdischen Einwohner das Weltbild, dass die weiße Rasse überlegen sei; und Antisemitismus oder Ressentiments gegenüber Juden.«

Zur Überraschung der Forscherinnen reagierten die Befragten nicht wie erwartet. In den halb-strukturierten, auf einer Reihe von Fragen aufbauenden Interviews erfuhren die Wissenschaftlerinnen, dass die dominikanischen Einheimischen der Ansicht waren, die jüdische Präsenz trage zur Erschließung und Weiterentwicklung ihrer Region bei, obwohl diese Branche schon seit zwanzig Jahren nur noch an zweiter Stelle hinter dem Tourismus rangiert; allerdings war die touristische Fluktuation oft sehr hoch, wohingegen diese Unternehmen in ihren Augen eine stabile Beschäftigungslage garantierten.

Zu dem Zeitpunkt, als die amerikanischen Wissenschaftlerinnen ihre Fragen stellten, gab es zwar eine Gewerkschaft, aber keiner der dominikanischen Arbeiter konnte sich erinnern, je eine Arbeitsunterbrechung oder einen Streik für »faire Behandlung« organisiert zu haben. Die Arbeiter betrachteten ihren Job als etwas, wo es Platz für »Entwicklung und Wachstum« gab. Ein durchschnittlicher Arbeiter bekam den Mindestlohn, und die Bezahlung konnte mit anderen Branchen mithalten. Die Arbeiter fanden die Extra- und Sozialleistungen sehr großzügig, wozu auch die Beförderung aus den umliegenden Städten zur Arbeit und zurück gehörte, sowie die Finanzierung einer Privatschule für die Kinder von Arbeitern mit mehr als fünf Jahren Betriebszugehörigkeit. Außerdem erhielten begabte Arbeiter die Möglichkeit zur Weiterbildung. Die Annahme, es gebe Ressentiments auf der einen oder Rassismus auf der anderen Seite bestätigte sich in den Interviews nicht. Dominikaner hatten sogar Spitzenpositionen in den Betrieben inne. Auch im Hinblick auf Antisemitismus entsprachen die Befragten keineswegs den Erwartungen der Wissenschaftlerinnen, sondern lobten einhellig Vorzüge und allgemeines Klima an ihrer Arbeitsstelle und bezeichneten sich als »froh und dankbar«. Obendrein stellten die Betriebe in Charicos Müllcontainer zur Verfügung, beteiligten sich an der Straßenwartung und verteilten an Feiertagen Körbe mit Lebensmitteln;² so sicherten sie sich das Wohlwollen, das man mit solchen guten Taten erreichen will.

Die Forscherinnen kamen zu dem Ergebnis, dass der Statusunterschied – Juden hatten im allgemeinen einen höheren Lebensstandard als ihre dominikanischen Nachbarn – die Einstellungen wohl weniger beeinflusst hatte als die gegenseitige Abhängigkeit, gemeinsamen Erlebnisse und Achtung voreinander. Spontane Äußerungen von Dominikanern scheinen das zu untermauern und aufs Neue den Großmut der Dominikaner gegenüber den Siedlern zu unterstreichen. Mehrere frühere Bewohner, die am 50. Jahrestag der Gründung Sosúas im Flugzeug unterwegs von Miami nach Puerto Plata waren, hörten plötzlich über Lautsprecher die

Stimme des Piloten; er hatte erfahren, dass sich ehemalige Sosúaner an Bord befanden und »sagte: ›Willkommen daheim‹«. ³

Die jüdischen Siedler ihrerseits brachten ihre enorme Dankbarkeit gegenüber dem Land und dem dominikanischen Volk zum Ausdruck. Neun Personen (sieben Männer und zwei Frauen zwischen 60 und 93 Jahren) ließen sich von Cores und Saltzman befragen. Mit wenigen Ausnahmen waren diese jüdischen Dominikaner aus ihrer sozialen und kulturellen Enklave ausgebrochen, nachdem sie selbst eine gemischte Ehe geschlossen oder ihre Kinder Dominikaner geheiratet hatten. Daher waren ihre Eindrücke von größerer Vertrautheit mit den Dominikanern geprägt, obgleich Juden, die von der Insel weggegangen waren, ähnliche Ansichten äußerten. Die Wissenschaftlerinnen stellten fest, dass die jüdischen Befragten sich lebhaft daran erinnerten, was sie in Europa verloren hatten, aber der Überzeugung waren, in der Dominikanischen Republik ein »zweites Leben« geschenkt bekommen zu haben. Sie würdigten die Dominikaner als »herzliche und wunderbare« Menschen, die niemals antisemitische Gesinnung oder Verhaltensweisen an den Tag gelegt hätten. Dieses tolerante Klima veranlasste Eric Schneidermann, ein Senatsmitglied des Staates New York, auf einer Sosúa-Tagung 2006 in New York einen in Sosúa lebenden Komiker mit der Bemerkung zu zitieren, man »kann in einem Land ohne Antisemitismus kein Shtetl errichten«. ⁴

Viele jüdische Sosúaner verlangte es stark danach, dem örtlichen dominikanischen Gemeinwesen »etwas zurückzugeben«. ⁵ Ebendiese Haltung brachte Paul Cohnen 2006 in einem Interview in Sosúa zum Ausdruck: »Wir verdanken der Dominikanischen Republik so viel. Als es mir finanziell besser ging, habe ich den Leuten, die 27 Jahre für mich gearbeitet hatten, Land geschenkt. Ich tue das mit Stolz. Ich habe Land und Geld für die Schule gespendet.« ⁶ Ein anderer, der nach dem Krieg aus Schanghai gekommen und geblieben war, vertrat die Ansicht, dass die Menschen, denen man das Leben gerettet hatte, »dieses Land innig liebten«. 1967 hatte er Wien besucht, wo er »direkt an der Donau« geboren war. Aber er »hatte es bald satt, auf lauter alte Häuser zu schauen. [...] Ich fühlte mich fremd.« Im Jahr 2001 meinte er: »An mir ist nichts Europäisches mehr. Ich habe mich einhundertprozentig [in der Dominikanischen Republik] eingelebt.« Selbst als man ihm einen europäischen Pass anbot, »sagte ich: vielen Dank, mein dominikanischer Pass genügt mir«. Die dominikanischen Menschen nannte er »von Herzen gut« und »liebenswert«. Zwei seiner Söhne hatten Dominikanerinnen und seine Tochter einen Sosúaner europäischer Abstammung geheiratet. Mit seinen Kindern teilte er die Vorliebe für dominikanische Speisen (*bandera*

nacional, eine Kombination aus Reis, gebratenen Kochbananen, Bohnen und Rindfleisch), besonders für Kochbananen.⁷ Der positive Ton der jüngsten Interviews zeigt, dass heute auf beiden Seiten ein Gefühl der Dankbarkeit vorherrscht. Im Gemeindemuseum erinnert am Ausgang eine Plakette sowohl an die Erfahrungen der Flüchtlinge als auch an den Empfang durch die Dominikaner. Die Inschrift lautet: »Sosúa, ein aus Schmerz geborenes Gemeinwesen, mit Liebe gehegt und gepflegt«.

Dank

Ich freue mich immer auf Danksagungen, weil ich nur dort all jenen Menschen öffentlich danken kann, die angesichts meiner Obsession für Historisches eine Engelsgeduld bewiesen und mit ihrer Hilfestellung dieses Buch erst möglich gemacht haben. Zunächst schulde ich mehreren gegenwärtigen und ehemaligen Sosúanern ein herzliches Dankeschön. Luis Hess und ebenso Paul und Hermine Cohnen gewährten mir 2006 ein Interview. In den USA wurde ich von weiteren Sosúanern unterstützt, die mir per E-Mail ganze Bände an Antworten schickten. Mein Dank geht vor allem an Miriam (Sondheimer) Gerber, die mir vor zwanzig Jahren von Sosúa erzählte, als wir beide am Leo Baeck Institute in New York arbeiteten, und die mir unzählige, während meiner Arbeit an dem Buch auftauchende Fragen beantwortete. Ernest Weinberg durfte ich in New York interviewen und so den Blickwinkel eines deutsch-jüdischen, aus seiner Heimatstadt Emden herausgerissenen und auf einer tropischen Insel abgesetzten Kindes kennen lernen. Und Denny Herzberg hat mich großzügigerweise über Details informiert, die in den Archiven nicht zu finden waren.

Andere haben mir Rat und Orientierung gegeben, wofür ich ihnen sehr verbunden bin. Danke an Ivonne Milz, die mir umfassenden Zugang zum Archiv in Sosúa gewährte, und an Sherry Hyman, Misha Mittel und Shelly Helfand für die Unterstützung im Archiv des *American Jewish Joint Distribution Committee* in New York. Mein Dank geht auch an Lou Levine, der zwei Fassungen dieses Buchs gelesen hat, sowie an Ilona Moradof, die das Buchprojekt geleitet und koordiniert hat. Danke auch an Anne Saltzman von der Drew University, die mir ihre in Sosúa mit der Studentin Rebeca Cores durchgeführte Studie aus dem Jahr 2002 zur Verfügung gestellt hat, sowie an Judith Laikin Elkin, deren eigene Arbeiten über Juden in Lateinamerika zur Entstehung dieses Forschungsbereichs beigetragen haben und die freundlicherweise mein Manuskript gelesen hat. Mein Vorhaben wurde auch sehr viel leichter dank Daniella Doron und David Weinfeld, die Archivmaterial recherchierten, und dank Lina Britto, die in der dominikanischen Presse erschienene Artikel für mich fand und übersetzte. Das *Dominican Studies Institute* am *The City College of New York* eröffnete mir eine Fülle interessanter Ideen; daher möchte ich Ramona Hernández und Anthony Stevens-Acevedo herzlich danken sowie Nelson Santana, der mir in der Institutsbibliothek und später noch oft per E-Mail behilflich war.

Mein besonderer Dank gilt auch meiner deutschen Übersetzerin Georgia Hanenberg, mit der es Freude machte, die Übersetzung detailliert zu diskutieren, und Stefanie Schüler-Springorum – Direktorin des Instituts für die Geschichte der deutschen Juden – für ihr großes Interesse an dem dominikanischen Projekt, ihre stete Ermutigung und ihren Sachverstand bei der Endredaktion der deutschen Fassung.

Wie immer haben gute Freunde meine Arbeit gelesen und sich kritisch damit auseinandergesetzt. Danke an meine *German Women's History Study Group* für ihre nützlichen und phantasievollen Ratschläge bei zwei Kapiteln und dafür, dass sie einen wichtigen Platz in meinem Leben als Wissenschaftlerin einnehmen. Mehreren engen Freunden bin ich zu besonderem Dank verpflichtet, weil sie das gesamte Manuskript gelesen haben. Ich bin ihnen dankbar für ihre strenge Kritik und ihr anhaltendes Interesse. Besonders erwähnen möchte ich Renate Bridenthal, die mit ihrem scharfen Blick für Detail und Beweisführung nicht nur das Manuskript gelesen, sondern mich auch auf meiner Forschungsreise nach Sosúa begleitet hat. Mein aufrichtiger Dank für ihre stets bereitwillige und verlässliche Unterstützung sowie prägnanten Kommentare geht auch an Hasia Diner, Peter Gay, Atina Grossmann, Amy Hackett, Rose Kavov und Rakefet Zalashik, die einen Teil ihres Sommers geopfert haben, um meinen Text zu verbessern und mich veranlassten, mich noch intensiver damit auseinanderzusetzen.

Wie immer findet meine Familie besondere Erwähnung dafür, dass sie an meinen Interessen Anteil nimmt und mein Leben reich und glücklich macht. Als erstes möchte ich meiner dominikanisch-amerikanischen »Familie« dafür danken, dass sie mich 2005 in das Haus ihrer Großmutter in der Dominikanischen Republik eingeladen hat. Besonders danken möchte ich Yahaira Quezada – inzwischen eine junge Anwältin in Texas – und ihrem Onkel Alberto Garcia aus Villa Tapia für diesen ersten Besuch in Sosúa, bei dem mein Interesse an dessen Geschichte entfacht wurde. Mein Sohn Joshua begleitete mich 2006 nach Sosúa und leistete mir Gesellschaft, wenn ich aus dem drückend heißen Archiv kam. Ich bin ihm dankbar, dass er von der Dominikanischen Republik, ihren Menschen und deren Geschichte genauso fasziniert ist wie ich. Danke an meinen Mann, Douglas Morris, für seine dauerhafte Liebe und Unterstützung und für seine genaue und sorgfältige Kritik an meiner Arbeit, obwohl er von seinen eigenen, ungemein fordernden beruflichen wie wissenschaftlichen Tätigkeiten in Anspruch genommen ist. Und schließlich möchte ich meiner Tochter Ruth danken. Selbst unter Termindruck wegen ihrer Doktorarbeit hat sie es geschafft, diesen Text Wort für Wort zu lesen. Sie hat ihre ausgefeilte Kompetenz für redaktionelle Bearbeitung eingesetzt,

DANK

um intensive Nachfragen zu stellen, unglückliche Formulierungen zu korrigieren und meine abenteuerliche Kommasetzung zu bereinigen. Noch wichtiger ist, dass sie mir mit der ihr eigenen, bewunderungswürdigen Großherzigkeit das Gefühl gegeben hat, hierbei Verbündete zu sein.

Dieses Buch ist dem Andenken meiner Kusine Jeanette von Bialy (1948-2005, Hamburg) gewidmet.

Anmerkungen

Einleitung

- 1 Eine Bemerkung zur unterschiedlichen Namensschreibung: Ich verwende im Buch durchgängig die offizielle Schreibung für Sosúa mit Akzent, belasse es aber bei der ursprünglichen Form ohne Akzent in Zitaten, Buch- und Artikelüberschriften und Archivalien. Ferner verwende ich für das Nachbardorf den offiziellen Namen Charamicos (Los Charamicos), obwohl die ersten Siedler es »Charamico« nannten. Bei meinem Besuch im Archiv von Sosúa war dieses noch nicht systematisiert. Die Papiere waren wegen einer Baumaßnahme gesichert und wahllos in Schachteln verstaubt worden. Einige Monate später schickte das »Museum of Jewish Heritage« einen Archivar, so dass im Archiv nun eine vorbildliche Ordnung herrscht. Während meines Aufenthaltes dort behalf ich mir jedoch damit, mir unentbehrlich scheinende Dokumente zu fotografieren. »Kaplan, May 25, 2006«, siehe unten, gibt das Datum des Fotos an. Manchmal kann es allein damit wiedergefunden werden. Zuweilen folgt noch eine kurze Beschreibung oder Nummer, mit der ich das Dokument auffinden kann. Interessierten Lesern schicke ich gerne Kopien dieser Dokumente (mit Erlaubnis des Sosúa-Archivs). Ich danke Lina Britto für die Übersetzungen aus dominikanischen Zeitungen. Die DORSA files stammen vom American Jewish Joint Distribution Committee, N.Y.
- 2 James Rosenberg, Protokoll eines Empfangs im Lotos Club, NY, am 27. Feb. 1953, zu Ehren von Rafael Trujillo, in: Administration: Reports (Sosua) 1948-1956 from DORSA file #45.
- 3 Hon. James G. McDonald, Protokoll eines Empfangs im Lotos Club, NY, am 27. Feb. 1953, zu Ehren von Rafael Trujillo, in: Administration: Reports (Sosua) 1948-1956 from DORSA file #45.
- 4 Zur Geschichte des Joint siehe: Bauer, American Jewry and the Holocaust, sowie ders., My Brother's Keeper.
- 5 Pratt, Imperial Eyes.
- 6 Die statistischen Zahlen schwanken aufgrund der unterschiedlichen Zeiträume, für die sie vorliegen: 1933-1943, 1931-1942 oder 1933-1940. Laut Statistik des »US Holocaust Memorial Museum« von 1933 bis 1940 reisten 83 000 Flüchtlinge nach Lateinamerika ein: 25 000 nach Argentinien, 15 000 nach Brasilien, 10 000 nach Chile, 9 000 nach Bolivien, 2 900 nach Kuba und 21 000 in andere Länder. Andere geben höhere Zahlen an, siehe: Milgram, Entre la aceptación y el rechazo. Laikin Elkin belegt, dass über 29 000 Juden nach Brasilien einreisten (1931-1942). Jews of the Latin American Republics, 56. Nach Schätzung von Strauss reisten zwischen 1933 und 1943 ungefähr 20 000 bis 30 000 Juden nach Argentinien ein, etwa ein Drittel ohne gültige Papiere. Strauss, Jewish Emigration from Germany, (II), 371-374. Für die farbige Schilderung einer kleinen Gruppe jüdischer Siedler in Bolivien, siehe: L. Spitzer, Hotel Bolivia.
- 7 US-Statistik in: American Jewish Year Book, Vol. 46 (1944-1945), 307. Strauss führt von 1933 bis Ende 1944 nur 120 661 Flüchtlinge aus Deutschland und Ös-

- terreich in die USA an (und diese waren nicht ausschließlich Juden), in: Jewish Emigration from Germany, (II), 359.
- 8 Strauss, Jewish Emigration from Germany, (II), 359.
 - 9 Strauss, Jewish Emigration from Germany, (II), 371-374. Zum Beispiel hatte Brasilien 1937 eine Reihe von Kontingenten für Juden eingeführt.
 - 10 Argentinien legalisierte etwa 10 000 illegale jüdische Einwanderer zwischen 1948 und 1950. Kolumbien und Venezuela verlangten von ihnen zu konvertieren. Laitkin Elkin, *Jews of the Latin American Republics*, 79, 86.
 - 11 Siehe Kap. 2 in diesem Buch.
 - 12 Einleitung in: Kaplan, *Der Mut zum Überleben. Jüdische Frauen und ihre Familien in Nazideutschland*. Ungefähr 170 000 Juden lebten in Wien und weitere 17 000 im Rest des Landes. Laqueur, *Holocaust Encyclopedia*, 44.
 - 13 Siehe: Allen Wells, *Tropical Zion: General Trujillo, FDR and the Jews of Sosúa* (2009); darin wird die Situation nach 1945 viel detaillierter beschrieben als in diesem Buch, vgl. aber auch Kapitel 7 hier.
 - 14 O'Donnell, et.al., *The Heimat Abroad*. Siehe auch: Buchenau, *Blond and Blue-eyed in Mexico City*; LeGrand, *Living in Macondo: Economy and Culture in a United Fruit Company Banana Enclave*, 333-368.
 - 15 Avni, *War and the Possibilities of Rescue*, 378.
 - 16 Protokoll der DORSA-Leitung vom 12. Juni 1940, 4-5, in: *Administration Minute Books, May 1940-March 1941 from DORSA file #35A*.

1 Die Konferenz von Evian und ein Angebot aus der Dominikanischen Republik

- 1 Wyman, *Paper Walls*, 50.
- 2 Kaplan, *Mut zum Überleben*, Kap. 2.
- 3 Fromm, *Blood*, 238 (20. Juli 1938).
- 4 Zwischen 1942 und 1945 gelang weiteren 8500 die Flucht. Wie viele Personen Deutschland aufgrund rassischer Verfolgung verließen, lässt sich nicht genau feststellen, doch gelten zwischen 270 000 und 300 000 Juden als angemessene Schätzung. Das heißt: fast drei Fünftel der deutschen Juden gelang es zu fliehen.
- 5 Marrus, *The Unwanted*.
- 6 Sanders, *Shores of Refuge*, 437-438.
- 7 Marrus, *The Unwanted*.
- 8 Wyman, *Paper Walls*, 43; Feingold, *The Politics of Rescue*, befasst sich in Kapitel 2 ausschließlich mit Evian.
- 9 Bei der ersten Sitzung des Ausschusses waren anwesend: James McDonald, Hamilton Fish Armstrong, Joseph P. Chamberlain, Basil Harris, Louis Kennedy, James Speers, Paul Baerwald und Rabbi Stephen Wise. Vertreter des US-Außenministeriums waren Robert T. Pell (der später mit der DORSA in die Dominikanische Republik ging), der stellvertretende Außenminister und Mr. Alling. Protokoll der ersten Sitzung des Advisory Committee on Political Refugees, am 16. Mai 1938 im Außenministerium, in: Stephen S. Wise Papers, #p-134 Box 65 »related to Dominican Republic« bei der American Jewish Historical Society.

- 10 Die Südafrikanische Union schickte einen Beobachter, und Vertreter Polens und Rumäniens nahmen ebenfalls inoffiziell teil. Estorick, *The Evian Conference*, 136. Marrus, *The Unwanted*.
- 11 Wyman, *Paper Walls*, 43.
- 12 Strauss, *Jewish Emigration from Germany*, (II), 359.
- 13 Estorick, *The Evian Conference*, 136.
- 14 Wyman, *Paper Walls*, 44.
- 15 Paul R. Bartrop, *The Dominions and the Evian Conference*, 54.
- 16 Wyman, *Paper Walls*, 44.
- 17 Die Gewerkschaften umfassten die AFL und den CIO. Wyman, *Paper Walls*, 45.
- 18 Rockaway, *The Roosevelt Administration*, 114. In den USA gab es in jenem Jahr elf Millionen Arbeitslose.
- 19 Estorick, *The Evian Conference*, 137.
- 20 Sanders, *Shores of Refuge*, 440. Diese Zahlen scheinen zu stimmen. Strauss spricht von 38 400 deutschen Juden, die von 1933 bis Ende 1938 nach Palästina einreisten. Strauss, *Jewish Emigration from Germany*, (II), 346.
- 21 Zitat in: Wyman, *Paper Walls*, 49.
- 22 Estorick, *The Evian Conference*, 137.
- 23 Allerdings verkündete Australien einige Monate nach der Konferenz, es werde 5000 Flüchtlinge pro Jahr aufnehmen. Sanders, *Shores of Refuge*, 441-442.
- 24 Bartrop, *The Dominicans*, 61.
- 25 Lesser, *Welcoming the Undesirables*.
- 26 Estorick, *The Evian Conference*, 137.
- 27 Tomás Le Breton, Vertreter Argentinien in Evian, zitiert 1941, als er zwanzig Kindern, die in Argentinien von Verwandten erwartet wurden, die Einreise verwehrte. Avni, *The War and the Possibilities of Rescue*, 379-381, und Avni, *Latin America and the Jewish Refugees*.
- 28 Feingold, *Politics of Rescue*, 32.
- 29 Wyman, *Paper Walls*, 50.
- 30 R. Thalmann und E. Feinermann, *Crystal Night*, 22-23.
- 31 Friedländer, *Nazi-Germany and the Jews*, Bd. 1, 249.
- 32 Norman Bentwich (der bei der Konferenz das Londoner Council for German Jewry vertreten hatte), zitiert in: Sanders, *Shores of Refuge*, 442.
- 33 Memorandum der Britischen Botschaft in Berlin, 18. Oktober 1938, in: Mendelsohn, ed., *The Holocaust: Selected Documents*, 145-147.
- 34 Der IGC wurde im Juni 1947 aufgelöst.
- 35 Wyman, *Paper Walls*, 57.
- 36 Geismar, ed., *James N. Rosenberg Papers*, 326 (aus einer Rede von Sumner Welles, 23. Nov. 1941).
- 37 Jennings, *Last Exit from Vichy*, 297.
- 38 Caron, *Uneasy Asylum*, 144, 146-147, 221-222; Marrus, *The Unwanted*, 183-188.
- 39 Lanser, *Victims of Circumstance*; Bartrop, *From Lisbon to Jamaica*.
- 40 Jennings, *Last Exit from Vichy*, 291, 300, 314.
- 41 Feingold, *Politics of Rescue*, 94.
- 42 Feingold, *Politics of Rescue*, 109.

- 43 Korrespondenzblatt über Auswanderungs- und Siedlungswesen (Berlin), Februar 1933, 11.
- 44 Avni, *Latin America and the Jewish Refugees*, 55.
- 45 Brief von Hans Scharlach an Lord Winterton, 15. Feb. 1939, bezugnehmend auf Unterredungen mit Trujillo im Jahr 1936, und Brief von Scharlach an HICEM (Paris), 29. Nov. 1939, dem ein Brief von Trujillo beiliegt. HIAS-HICEM Papers, folder 290, YIVO. Vega behauptet, Stephen Wise habe sich im Januar 1937 mit Trujillo in Verbindung gesetzt, legt aber weder Dokument noch Zitat vor. El Fallido, 225.
- 46 Avni, *Latin America and the Jewish Refugees*, 47, 55.
- 47 Avni, *Latin America and the Jewish Refugees*, 65.
- 48 Telegramm von Johnson, Chargé im U.K. für den Außenminister, 12. Aug. 1938, in: *Foreign Relations of the United States: Diplomatic Papers, 1938, Vol. 1* (Wash. DC, 1955) 764 [Document 840.48 Refugees/655: Telegram 753].
- 49 Telegramm des Außenministers an den Chargé im U.K., 25. Aug. 1938, in: *Foreign Relations of the United States: Diplomatic Papers, 1938, Vol. 1, 773-774* [Document 840.48 Refugees/655: Telegram 476].
- 50 Telegramm des stellvertretenden Außenministers Sumner Welles an den Botschafter im U.K. (Kennedy), 26. Nov. 1938, in: *Foreign Relations of the United States: Diplomatic Papers, 1938, Vol. 1, 841*, [Document 840.48 Refugees/991a: Telegram 727].
- 51 Feingold, *Politics of Rescue*, 99. Durch seine Gesetze machte Kanada die Einreise für Juden unmöglich, außer wenn sie in direkter Linie mit kanadischen Staatsbürgern verwandt waren. Siehe Abells und Troper, *None is too Many*.
- 52 Feingold, *Politics of Rescue*, 112, 121.
- 53 Brief des stellvertretenden Außenministers Welles an den Chargé in der Dominikanischen Republik (Hinkle), in: *Foreign Relations of the United States: Diplomatic Papers, 1938, Vol. 1, 849* [Document 840.48 Refugees/1039, No. 115].
- 54 Barbara Schwartz, »El Benefactor« of the Dominican Republic and his 300 Jews, in: *World Jewry*, 2 (April 1959), 12, zitiert in: Metz, *Why Sosúa?*, 4.
- 55 Feingold, *Politics of Rescue*, 93, on United States. Siehe auch: Strauss, *Jewish Emigration from Germany, (II)*, (mit Österreich), über Palästina, 346. Die Quellen stimmen selten überein: das U.S. Holocaust Memorial Museum gibt bis Sept. 1939 an: 95 000 in die USA, 60 000 nach Palästina und etwa 75 000 nach Lateinamerika.
- 56 Bericht von Alfred Houston, Vertreter der Refugee Economic Corporation, an die REC, 6. Jan. 1939; Joseph Chamberlain Papers, folder 11, YIVO.
- 57 »Twenty-First Meeting of the President's Advisory Committee on Political Refugees«, March 6, 1939, in: Stephen S. Wise Papers, #p-134 Box 65 »related to Dominican Republic« bei der American Jewish Historical Society.
- 58 Henry Barker (Feldfrüchte), William Kramer (Forstwirtschaft) and A.E. Kocher (Ackerboden). Bowman zog wirtschaftliche Unterwerfung der direkten Inbesitznahme von Territorium vor und hatte daher Bedenken, Europäer in der westlichen Hemisphäre anzusiedeln. Smith, *American Empire*, 308. Zu Bowman: siehe unten, Kap. 4.
- 59 Bestehend aus Leuten vom Landwirtschaftsministerium, dem Amt für Forstwirtschaft

- schaft, dem Amt für Bodenschutz und der School of Tropical Medicine in San Juan – siehe: Refugee Economic Corp., *Quest for Resettlement: Summaries of Selected Economic and Geographic Reports on Settlement Possibilities for European Immigrants, 1948*, 36-37 (Berichte von Harry Barker, William Kramer und A.E. Kocher.
- 60 Brookings Institution, *Refugee Settlement*, 285.
- 61 »A Brief Summary Outline of Essential Facts contained in Report covering Field Investigations of Settlement possibilities existent on selected lands in the Dominican Republic, prepared at request of President's Advisory Committee on Political Refugees«, in *Administration: Reports on the Dominican Republic from DORSA file #42*.
- 62 Brookings Institution, *Refugee Settlement*, 231.
- 63 »Concerning Refugee Settlement in the Dominican Republic«, *Town Hall*, Feb. 15, 1940, in: *Joseph Chamberlain Papers*, folder 77, YIVO. Siehe auch: Brookings Institution, *Refugee Settlement*, 282.
- 64 Feingold, *Politics of Rescue*, 112.
- 65 *New York Times*, 14. Dez. 1939, 29. Am 9. Dez. wurde sie als Körperschaft eingetragen, wie im Memo vom 29. Juli 1991 angegeben, in: *Administration Agreement with Bruno Philipp from DORSA file #13*.
- 66 Für Trujillo, der seinen Botschafter in Washington, Andrés Pastoriza, im Juli 1939 an Arthur Lamport (Banker und Philanthrop sowie Schatzmeister des United Jewish Appeal) schreiben ließ, gingen die Amerikaner wahrscheinlich zu langsam vor. Trujillo verkündete Anfang August höchstselbst den Plan, als er die Vereinigten Staaten nach einem Besuch dort wieder verließ. Brief von Pastoriza an Lamport, 29. Juli 1939, und Brief von George Warren an Anthony de Rothschild, 4. Aug. 1939, in: *HIAS – HICEM Papers*, folder 290, YIVO.
- 67 Wiarda, *The Dominican Republic*, 40.
- 68 Charles A. Thomson, *Dictatorship in the Dominican Republic*, in: *Foreign Policy Reports (April 15, 1936)*, in *Administration: Publicity, 1936, 1939-1941 from DORSA file #40*.
- 69 Lockward, *Presencia Judía en Santo Domingo, 17-19*. »Hispaniola« ist aus »Isla Espaniola« entstanden.
- 70 Zvi Loker nimmt an, dass Juden schon vor dem 18. Jahrhundert in die Hafenstädte Puerto Plata und Monte Cristi gekommen sind, doch fehlen noch die Belege dafür. Loker, *Jews in the Caribbean*, 26, Anm. 19. Der älteste jüdische Grabstein datiert aus 1826, Jacob Pardo, geboren in Amsterdam. Lockward, *Presencia Judía*, 28-29.
- 71 Export in: Lockward, *Presencia Judía*, 33, und Zölle in: *Betances, Social Classes*, 30.
- 72 Laikin Elkin, *Jews of the Latin American Republics*, 19. Lockward gibt an, dass ein Teil der Finanzierung von den Rothschilds kam. Lockward, *Presencia Judía*, 30-33.
- 73 Matibag, *Haitian-Dominican Counterpoint*, 109.
- 74 Harry Hoetink, *El Pueblo Dominicano, 1850-1900 (Santiago, 1971)*, 49-50, zitiert in Laikin Elkin, *Jews of the Latin American Republics*, 19.
- 75 Kisch, *Proud Sephardim*, 55-56.

- 76 Martínez-Fernández, *The Sword and the Crucifix*, 75.
- 77 Moya Pons, *The Dominican Republic, 185-186*.
- 78 Luperón führte sowohl den Aufstand gegen die spanische Besatzung im Restaurationskrieg an, als auch die Proteste gegen US-amerikanische Bestrebungen, Teile der Dominikanischen Republik käuflich zu erwerben (1868-1871). Pinkett, *Efforts to Annex Santo Domingo*, 24-29; Torres-Saillant und Hernández, *The Dominican Americans*, 20-22, 105, 152. Er war von Okt. 1879 bis Sept. 1880 Präsident. Moya Pons, *Manual*, 682.
- 79 Zur finanziellen Lage siehe: Marchena Dujarric, *Presencia Hebrea*, 99.
- 80 Lockward nennt im Zusammenhang mit der Übergangsregierung die Namen Curiel, León, Aybar, Ricardo, Jiménez und De Castro. Lockward, *Presencia Judía*, 34.
- 81 Dank an Leonardo Cohen, Dominikanischer Botschafter in Israel, für die Geschichte seines Urgroßvaters. Telefongespräch, 20. Juli 2007.
- 82 Lockward, *Presencia Judía*, 21.
- 83 Kisch, *Proud Sephardim*, 56, 58.
- 84 Betances, *Social Classes*, 30.
- 85 Von Feb. 1882 an hielt er sich etwa ein Jahr in Europa auf. Moya Pons, *Manual*, 682. Hugo and Gambetta in Vega, *El Fallido*, 215. Dieser Essay berichtet ausführlich über das dominikanische Angebot.
- 86 Wischnitzer, *Historical Background*, 50.
- 87 Sumner Welles, ungeachtet seiner amerikanischen Vorurteile, nannte Luperón »Soldat der Demokratie«. In: Naboth's Vineyard, 434.
- 88 Wischnitzer, *Historical Background*, 49.
- 89 Betances, *Social Classes*, 25.
- 90 Brief Luperóns an die Alliance Universelle Israélite in Frankreich, in: Wischnitzer, *Historical Background*.
- 91 Wischnitzer, *Historical Background*, 51.
- 92 Wischnitzer, *Historical Background*, 52-54.
- 93 Wischnitzer, *Historical Background*, 56.
- 94 Wischnitzer, *Historical Background*, 54.
- 95 Hostos, *Obras completas* (San Juan, 1969), Vol. 10, 370, zitiert in: Torres-Saillant, *The Tribulations of Blackness*, 138.
- 96 Wischnitzer, *Historical Background*, 56 (Berlin und Hamburg in: Moya Pons, *Manual* (Reisebericht für Mai 1882)).
- 97 Vega, *El Fallido*, 223-225. Vega nimmt an, dass der Niedergang des Projekts noch vor Netters Tod begann, als New Yorker Juden intervenierten, um ihn davon abzubringen; allerdings liefert Vega keinen Beleg dafür.
- 98 Laikin Elkin, *Jews of the Latin American Republics*, 50.
- 99 Eugenio Matibag betont das Verbindende zwischen den beiden Republiken, ohne das Belastende zu bestreiten. *Haitian-Dominican Counterpoint*, 1-3.
- 100 Torres-Saillant, *Blackness and Meaning*, 184.
- 101 Matibag, *Haitian-Dominican Counterpoint*, 109.
- 102 Turits, *Foundations*, 173.
- 103 Wucker beschreibt in Kapitel 4 von *Why the Cocks Fight* die extreme Armut, in der die haitianischen Feldarbeiter noch in den 1990er Jahren lebten.

- 104 Roorda, Dictator Next Door, 130.
- 105 Turits, Foundations, 151, und Sagás, Race, 41. Er spricht von 1,5 Millionen, aber die Brookings Institution geht von 1,65 Millionen aus. Brookings Institution, Refugee Settlement, 236.
- 106 Metz, Why Sosúa?, 10. Vgl. auch: Turits, Foundations, 151.
- 107 Sagás, Race, 42.
- 108 Zu 12 000, siehe: Roorda, Dictator next Door, Kap. 5; und zu 15 000 siehe: Turits, Foundations, 161, 316, Anm. 90. Manche Wissenschaftler und Websites gehen von 20 000 aus, wie der hier verwendete Artikel von Metz.
- 109 Turits, Foundations, 165.
- 110 Turits, Foundations, Kap. 5, sowie ders., »A World Destroyed.«
- 111 Turits, Foundations, 174.
- 112 Turits, Foundations, 197.
- 113 Metz, Why Sosúa?, 11, mit einem Zitat aus: German E. Ornes, Trujillo: Little Caesar of the Caribbean (New York, 1958), 94. Trujillo bediente sich auch einiger Lobbyisten in Washington sowie internationaler Journalisten, um sein Regime in ein positives Licht zu rücken. Siehe: Roorda, Dictator Next Door, 141, 178-180.
- 114 Sagás, Race, 19, 68.
- 115 Turits, Foundations, 197-198.
- 116 La Información (Santiago), #88251 (June 19, 1940), 8. Diese Einladung kam ungefähr einen Monat nach der Niederlage Frankreichs.
- 117 »Die Vorteile der Einwanderung für unser Land«, La Información (Santiago), #8150 (13. Feb. 1940), Leitartikel, 4.
- 118 Zitiert von Syrkin, The State of the Jews, 56.
- 119 Zum Beispiel konnte man durch die »ständige Behauptung, Madagaskar sei »extrem unterbevölkert«, eher annehmen, dass es zur Flüchtlingszuflucht werden könnte. Jennings, Last Exit from Vichy, 318.
- 120 Brookings Institution, Refugee Settlement, 47-48. In dem Bericht wurde hinzugefügt, dass nicht die gesamte Landfläche zur Verfügung stand.
- 121 Plan vom 27. Dez. 1938, Joseph Chamberlain Papers, folder 77, YIVO.
- 122 Bericht von Alfred Houston, Vertreter der Refugee Economic Corporation, an die REC, 6. Jan. 1939; Joseph Chamberlain Papers, folder 11, YIVO.
- 123 Brief des Honorarkonsuls Jack Danciger an »Arturo« Lamport, 27. Dez. 1939, und Rundschreiben Nr. 34 an die Konsulin in den USA, 19. Dez. 1939, beides in: Arthur Lamport Collection, RG687, Miscellaneous Corr., YIVO.
- 124 Memo von Mrs. Reyher an Mr. Rosenberg, 12. Mai 1943, bezüglich Hourwich's Brief vom 19. April, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 125 Brief von James Rosenberg an Honorable M. de J. Troncoso de La Concha, Senate of the Dominican Republic, Office of the President, May 11, 1943 in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 126 Laut Howard Wiarda unterschieden die Dominikaner zwar zwischen »negros, blancos, mulatos, indios, morenos oder prietos«, doch fußten Vorurteile »nicht, wie in anderen Ländern, auf intensivem Rassenhass und Abgegrenztheit«. Physische Merkmale seien ein Phänomen unter anderen gewesen, wie z. B. Bildung und Wohlstand, fügte er hinzu. Wiarda, The Dominican Republic, 74-76. Seine

- Argumentation, die der von Welles vierzig Jahre zuvor ähnelt, befasst sich nicht mit den Unterschieden im Rassismus der Eliten und der relativen Toleranz der Bevölkerung. Vgl.: Torres-Saillant, *Tribulations of Blackness*.
- 127 In diesen Nationen wurde »Weißsein« mit »Zivilisiertheit« verbunden. Doch nach dem Erstem Weltkrieg veränderten sich in Brasilien und Argentinien die Einstellungen in Richtung Nativismus (in A. mit einem Anflug von Antisemitismus). Laikin Elkin, *Jews of the Latin American Republics*, 80-81. In Mexico überschritten sich Klasse und Rasse. Buchenau, *Blond and Blue-Eyed in Mexico City*, 89-90, 92.
- 128 Metz, *Why Sosúa?* 6, mit einem Zitat aus Bruno Lasker, »Elsewhere: An Atlas of Hope«, *Survey Graphic*, 29 (Nov. 1949), 590. Einen ausgezeichneten Überblick über Dominikanische Einstellungen zu »Weiß« und »Schwarz« bietet: Torres-Saillant, *The Tribulations of Blackness*, 126-146, sowie sein Überblicksartikel *Blackness and Meaning*.
- 129 Freda Kirchwey, *Caribbean Refuge*, 468.
- 130 Burleigh und Wippermann, *The Racial State*, 50.
- 131 Das war im Sept. 1942. Spitzer, *Hotel Bolivia*, 168. Siehe auch: Avni, *Latin America and the Jewish Refugees*, 54, und Avni, *The War and the Possibilities of Rescue*, 378-379.
- 132 Lesser, *Welcoming the Undesirables*, 4-6.
- 133 Feingold, *The Politics of Rescue*, 121.
- 134 Die Dominikanische Regierung hatte die Zolleinkünfte zunächst an eine britische (1869) und eine holländische (1888) Firma verpfändet. Im Jahr 1907 vereinbarten Theodore Roosevelt und die dominikanische Regierung in einem Vertrag, dass die USA die Zolleintreibung übernehmen sollten, um die ausländischen Gläubiger der Dominikaner, inzwischen Amerikaner, zu bezahlen. Brookings Institution, *Refugee Settlement*, 74. Bzgl. amerikanischer Gläubiger siehe: Betances, *Social Classes*, 33.
- 135 Betances und Spalding, *Introduction*, in: *Latin American Perspectives*, 7.
- 136 Brookings Institution, *Refugee Settlement*, 237.
- 137 Diese Entwicklung ist in zahlreichen Büchern erörtert worden. Siehe z. B.: Atkins und Wilson, *The Dominican Republic and the United States*.
- 138 Hexter, *Life Size*, 125.
- 139 Henry Feingold, *The Politics of Rescue*, 154. Die USA reagierten anscheinend auf die Intervention Eleanor Roosevelts. Blanche Wiesen Cook, *Eleanor Roosevelt, 1933-1938*, Vol. 2 (New York, 1999), 556-562.
- 140 Spiegel-Interview mit Luis Hess an seinem 98. Geburtstag, in: Spiegel Online, Panorama, 26. Dez. 2006. <http://www.spiegel.de/panorama/zeitgeschichte/0,1518,456564,00.html> (Zugriff: 28.10.2009).
- 141 Interview mit Luis Hess, 4. Juli 2006, Sosúa.

2 Die DORSA und der Vertrag mit der Regierung Trujillo

- 1 Aus Rosenbergs an die dominikanische Bevölkerung und Trujillo gerichtetem Dankesbrief vom 7. Feb. 1940, nachgedruckt in der dominikanischen Presse, der Rückseite seines Tagebuchs angeheftet. Diary, 242 (nachfolgend nur Diary).
- 2 Kagedan, Soviet Zion, 51.
- 3 Der JAS wurde vom Baron de Hirsch Fund gefördert.
- 4 Laikin Elkin, Jews of the Latin American Republics, 128-133.
- 5 Jonathan Dekel-Chen nimmt an, dass der Agro-Joint ungefähr 200 000 Menschen geholfen hat, wenn man die Farmen, die gewerblichen Schulungszentren und die Unterstützung für neben Shtetln liegende Landstücke hinzunimmt. Farming the Red Land, 206.
- 6 Geismar, James N. Rosenberg Papers, 314.
- 7 Geismar, James N. Rosenberg Papers, 314.
- 8 Dieser Überblick über Rosenbergs Leben orientiert sich an seiner Autobiographie »On the Steppes« und an Kagedan, Soviet Zion, Kap. 5, Zitat auf S. 55.
- 9 Dekel-Chen, Farming the Red Land, 27.
- 10 Dekel-Chen, Farming the Red Land, 192.
- 11 Dekel-Chen, Farming the Red Land, 66.
- 12 Dekel-Chen, Farming the Red Land, 49, 65, 108-109, 161, 192.
- 13 Kagedan, Soviet Zion, Kap. 5.
- 14 President's Advisory Committee on Political Refugees, Memo, Dec. 19, 1939, in: Stephen S. Wise Papers, #p-134 Box 65 »related to Dominican Republic« bei der American Jewish Historical Society.
- 15 Diary, 65.
- 16 Diary, 1.
- 17 (Mamaroneck NY, [1928], 1966), 2 Bde, 909. 1924 war Welles Envoy Extraordinary und Minister Plenipotentiary (mit allen Vollmachten) in der Dominikanischen Republik.
- 18 »Naboth's Vineyard« zusammengefasst in »A Brief History of Santo Domingo by Michael Bodkin for J.N.Rosenberg, Jan. 5, 1940«, in: Reports on the Dominican Republic from DORSA file #42. In einer brillanten Studie über dominikanisches »Schwarzsein« argumentiert Silvio Torres-Saillant, dass der Schwarzenhass der Dominikaner überbewertet worden ist, indem man die Ansichten der regierenden Elite der Bevölkerung generell unterstellte. Er meint, es gebe zwei Geschichten: eine der Negrophobie und eine, in der »Santo Domingo das Modell für Freiheitskampf und Rassengleichheit in den beiden Americas bildet«. Blackness and Meaning, 181-182, und Tribulations of Blackness, 129.
- 19 Diary, 7.
- 20 Diary, 9.
- 21 Diary, 11.
- 22 Diary, 113.
- 23 Er behauptete, \$50 000 Dollar an die United Fruit Company und 6000 Dollar an Vermittlungsgebühr bezahlt zu haben.
- 24 Diary, 18-23.
- 25 Diary, 67-68.

- 26 Bericht der Malaria-Experten, 26. April 1942, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43.
- 27 Heute umfasst Sosúa immer noch sowohl El Batey als auch Los Charamicos, das eine ein Touristenort, das andere ein verarmtes Wohnviertel. Ein Buch über das aus dieser Mischung von Tourismus und Armut entstandene Sexgewerbe in Sosúa ist: Brennan, What's Love Got to do with It?
- 28 Weiner, Jewish Migrant, 33.
- 29 Diary, 30.
- 30 Symanski und Burley, The Jewish Colony, 371.
- 31 Es handelt sich um Julio Ortega Frier, auch wenn Rosenberg den Nachnamen nicht nennt.
- 32 Diary, 31, 34.
- 33 Diary, 34.
- 34 Diary, 34.
- 35 Brookings Institution, Refugee Settlement, 8, 44.
- 36 Brookings Institution, Refugee Settlement, 333.
- 37 Die jährliche Durchschnittstemperatur in Sosúa beträgt ungefähr 25 Grad Celsius. Mark Wischnitzer, The Sosua Settlement, in: ORT Economic Bulletin, Vol. II, No. 3 (May-June, 1941), 2. In Israel regnet es ungefähr 56 cm, in der Dominikanischen Republik etwa 1,40 m pro Jahr. Im August sind die Temperaturen an beiden Orten etwa gleich hoch, um die 31 Grad Celsius.
- 38 Brief von Atherton Lee an James Rosenberg, 10. Juli 1940, in: Joseph Chamberlain Papers, folder 83, YIVO.
- 39 Diary, 65 and 155.
- 40 Diary, 56.
- 41 Diary, 67.
- 42 Diary, 39-40.
- 43 Diary, 73.
- 44 Brief von Pell an Pastoriza mit Anlage für Trujillo [um den Jan. 1940 herum], in: USHMM microfilm, »Documentos de Inmigración Hebrea: Carta recuda, 1940«, #1999.A.0251, reel 1.
- 45 Diary, 74-75.
- 46 Diary, 73.
- 47 Diary, 81.
- 48 Diary, 55-56.
- 49 Diary, 67-68.
- 50 Diary, 92.
- 51 Diary, 93.
- 52 Diary, 196.
- 53 Diary, 23.
- 54 »Eine amerikanische Kommission aus Washington wird in Kürze bei uns eintreffen« (übers.), La Información, #8118 (12. Januar 1940), Titelseite.
- 55 Diary, 87.
- 56 Diary, 156-157.
- 57 Brookings Institution, Refugee Settlement, 283.
- 58 Diary, 234-235.

- 59 Diary, 169.
- 61 Diary, 212-213.
- 62 Brookings Institution, Refugee Settlement, 210, 212, 214.
- 63 Diary, 13. Gemeint ist Bonetti Burgos, der Außenminister im Präsidialamt war.
- 64 Diary, 23.
- 65 Zur Propaganda siehe: Torres-Saillant und Hernández, *Dominican Americans*, 143. Zum Timing der Propaganda siehe Turits, *Foundations*, 172.
- 66 »Die Vorteile der Einwanderung für unser Land« (übers.), *La Información*, #8150 (Feb. 13, 1940), 4.
- 67 Siehe: Torres-Saillant, *Tribulations of Blackness*.
- 68 Des Weiteren setzte die Elite darauf, sich in eine weiße, spanisch-katholische Welt integrieren zu können, die der haitianischen »Voodoo«-Religion ablehnend gegenüberstand. Sagás, *Race*, 51.
- 69 Die Einwohner Sosúas waren jedenfalls überzeugt, dass »Weißsein« zumindest teilweise Motiv der dominikanischen Regierung war. Judith Kibel sagte im Sosúa-Film von 1981 über Trujillo, er habe »versucht, das weiße spanische Erbe zu erhalten. Hoffte auf Mischehen der Juden. Auf Aufhellung der rassischen Zusammensetzung des Landes.« In Miriam Sondheimer Gerbers *Erinnerungen* (2007) heißt es: »Wegen Mr. Trujillo's Rassenpolitik und seiner Absicht, die Bevölkerung aufzuhellen, war das Zahlenverhältnis von unverheirateten Frauen zu Männern in Sosúa 1:10. Das war Ursache vieler Probleme unter den Sosúanern. [...] Außerdem führte es zu ziemlich vielen Mischehen, Mr. T.'s eigentlichem Ziel.« In meinem Gespräch (März 2007) mit ihm sagte Ernest Weinberg, Trujillo wollte Weiße. Weinberg vermutete, es habe »eine unausgesprochene Vereinbarung, die Anzahl der Frauen zu begrenzen« gegeben, damit Mischehen geschlossen würden. Paul Cohnen äußerte sich entsprechend in einem Interview (Mai 2006): »Trujillo [...] wollte die Rasse weißer machen.«
- 70 Diary, 33.
- 71 Diary, 73.
- 72 Kirchwey, *Caribbean Refuge*, 466-468.
- 73 Torres-Saillant, *Tribulations of Blackness*, 127.
- 74 Kirchwey, *Caribbean Refuge*, 468.
- 75 Roorda, *Dictator Next Door*, 134, 138; siehe auch Allen Wells, *Tropical Zion*, 78.
- 76 Kirchwey, *Caribbean Refuge*, 468.
- 77 Wyman, *Abandonment*, 9.
- 78 Rockaway, *The Roosevelt Administration*, 115.
- 79 Diary, 213.
- 80 Zum »Philosemitismus« siehe: F. Stern, *Im Anfang war Auschwitz. Antisemitismus und Philosemitismus im deutschen Nachkrieg*.
- 81 Diary, 213-214.
- 82 Ucko, *La Fusión de los Sefardíes con los Dominicanos* (Ciudad Trujillo, 1944), 27, zitiert in: Lockward, *Presencia Judía*, 40.
- 83 Diary, 179.
- 84 Diary, 77.
- 85 Bericht von Alfred Houston, Vertreter der Refugee Economic Corporation, an die REC, 6. Jan. 1939; Joseph Chamberlain Papers, folder 11, YIVO.

- 86 Brief von W. A. Frey an HIAS-ICA (Paris), 24. Juli 1939, in: HIAS-HICEM Papers, folder 290, YIVO.
- 87 Anuario Estadístico, 1939, Vol. 2, 687, zitiert in: Brookings Institution, Refugee Settlement, 87.
- 88 Diary, 78-79.
- 89 Diary, 79.
- 90 Diary, 129.
- 91 Diary, 120.
- 92 Diary, 125.
- 93 Diary, 127.
- 94 Diary, 127-128.
- 95 Interview mit Louis Hess, 25. Mai 2006.
- 96 Diary, 83.
- 97 Dort verstorbene Juden wurden auf einem christlichen Friedhof bestattet, bis man Anfang der 1940er Jahre einen eigenen anlegte. Brief von A. Pomeranz an Federated Jewish Charities, Milwaukee, 1. Okt. 1940, Kaplan, 28. Mai 2006 (Relig Cemetery). Siehe auch: Brief H. Buchmanns an David Schweitzer, 7. Juli 1941, Kaplan, 28. Mai 2006 (Rabbi 7.7.41).
- 98 Immigrations-Memo von Mrs. Reyher an Dr. Hexter, 18. Juni 1943, 2, in: Immigration 1942-1944 from DORSA file #50A.
- 99 Im Jan. 1941 – ein Jahr später – scheinen es 300 Familien gewesen zu sein, die meisten »mittellos« in Ciudad Trujillo. Brief von Joseph Rosen an Alexander Landesco, 17. Jan. 1941, in: Loan Kassas, Lampport Fund, Gemilas Chesed from DORSA file #54.
- 100 Diary, 99.
- 101 Diary, 100. Rosenberg scheint den Houston-Bericht des Vorjahres nicht gekannt zu haben, in dem es hieß, dass kurz nach Evian 150 bis 160 jüdische Familien ins Land gekommen und als »Handelsbeauftragte« in Ciudad Trujillo geblieben waren, die aber »aufgrund ihrer unfairen Wettbewerbsmethoden starken öffentlichen Unmut erregten«. Es wurden keine weiteren Erklärungen abgegeben. Bericht von Alfred Houston, Vertreter der Refugee Economic Corporation, an die REC, 6. Jan. 1939; Joseph Chamberlain Papers, folder 11, YIVO.
- 102 Brief von A. Staimanano an HIAS-JCA Emigration Association (Paris), 18. Sept. 1939, in: HIAS-HICEM Papers, folder 290, YIVO.
- 103 Diary, 103. Die Summe von 35 Dollar in Brief von Walter Bauchwitz, Pres. of Lampport Special Fund Committee, an Herrn Arthur M. Lampport, New York, 11. Sept. 1940, from DORSA file #54. Die Geschäftsbetriebe finden sich in List of Lampport Loans, June 22, 1942 in: Loan Kassas, Lampport Fund, Gemilas Chesed from DORSA file #54.
- 104 Diary, 103.
- 105 Diary, 101.
- 106 Diary, 88.
- 107 »A Brief Summary Outline of Essential Facts contained in Report covering Field Investigations of Settlement possibilities existent on Selected lands in the Dominican Republic, prepared at the request of the President's Advisory Committee on Political Refugees«, in: Administration: Reports on the Dominican Republic

- from DORSA folder #42. Trujillo gehörten auch zwölf der 16 Zuckerrohrmühlen des Landes. Wiarda, *The Dominican Republic*, 133.
- 108 Brookings Institution, *Refugee Settlement*, 169, 174-175.
- 109 Brookings Institution, *Refugee Settlement*, 201. Aufgrund des Sugar Act von 1937 nahmen die USA nur etwa 10 bis 15 Prozent des dominikanischen Zuckerexports ab.
- 110 Diary, 199.
- 111 Diary, 189.
- 112 Diary, 234.
- 113 Diary, 238.
- 114 Diary, 237.
- 115 Diary, 237. Die Situation verschlechterte sich später noch, nachzulesen in der *New York Times*, 8. März 1953, in: *Administration: Publicity 1943-1967* from DORSA file #41. Siehe auch: Turits, *Foundations*, 242.
- 116 Metz, *Why Sosúa?*, 15.
- 117 Thomson, *Dictatorship in the Dominican Republic*, in: *Administration: Publicity, 1936, 1939-1941* from DORSA file #40.
- 118 Kisch, *Rafael Trujillo*, 368.
- 119 Roorda, *Dictator Next Door*, 110-114.
- 120 Diary, 208.
- 121 Diary, 209.
- 122 Diary, 127-128.
- 123 Die Brookings Institution bezweifelte in ihrer Erhebung ein Jahr später diese Zahlen mit der Begründung, dass die Dominikanische Republik unter den »gegebenen Umständen« nur »5000 Personen« aufnehmen könne. Brookings Institution, *Refugee Settlement*, 326. DORSA und Atherton Lee (Agricultural Advisor to the U.S. Board of Economic Warfare und Mitglied des Gutachterteams von Brookings) widersprachen dem vehement. »Settlement in the Dominican Republic« in: *Studies of Migration and Settlement: Memorandum*, Sept. 10, 1943, ausgeliehen an die Mitarbeiter des »M«-Projekts an der Johns Hopkins University. Ms. 58, Milton S. Eisenhower Library, The Johns Hopkins University. [Hervorhebungen M.K.]
- 124 Diary, 143.
- 125 Rosenberg-Brief an den Chefredakteur der *New York Times*, Feb. 23, 1950, in: *Administration: Publicity 1943-1967* from DORSA file #41.
- 126 Diary, 182.
- 127 Brief Trujillos an Rosenberg, 13. März 1940, in: *Administration, Publicity, 1936; 1939-1941* from DORSA file #40.
- 128 Der Film wurde im Feb. 1941 herausgebracht. *Administration, Publicity, 1936; 1939-1941* from DORSA file #40.
- 129 Kirchwey, Herausgeber von *The Nation*, schrieb nur wenige Monate später tatsächlich einen Artikel: *Caribbean Refugees*.
- 130 *A Haven for Refugees*, *New York Times*, 1. Feb. 1940, 17.
- 131 Diary, 134-135.
- 132 Diary, 137.
- 133 Diary, 137-138.

- 134 Diary, 233.
 135 Aus Rosenbergs an die dominikanische Bevölkerung und Trujillo gerichtetem Dankesbrief vom 7. Feb. 1940, nachgedruckt in der dominikanischen Presse, der Tagebuch-Rückseite angeheftet. Diary, 242.

3 Ankunft in Sosúa 1940-1941

- 1 Brief von Herbert Lehman an James Rosenberg, 18. Nov. 1941, in einer von der DORSA herausgegebenen Broschüre, Sept. 1941, in: Miscellaneous Pictures and Papers from DORSA Box 7.
- 2 Trone sprach fließend Deutsch. Er war bei General Electric ausgeschieden, wo er Personalchef gewesen war.
- 3 Das American Jewish Yearbook, Vol. 41 (1939-1940), 588, und Vol. 42 (1940-1941), 601, nennt die Zahl von 55 Juden für diese beiden aufeinanderfolgenden Jahre. Damit muss die ortsansässige jüdische Bevölkerung gemeint sein, weil Rosenberg im Jan. 1940 300 Flüchtlinge zählte.
- 4 Protokoll vom 16. März 1940, 11, in: Administration Minute Books, May 1940 – March 1941 from DORSA file #35A.
- 5 Dank an Denny Herzberg für die Details. E-Mail vom 23. Juli 2007.
- 6 Protokoll vom Juni 1940, 9, in: Administration Minute Books, May 1940 – March 1941 from DORSA file #35A.
- 7 Sitzung der DORSA-Leitenden vom 18. Juli 1940, in: Administration Minute Books, May 1940 – March 1941 from DORSA file #35A.
- 8 Brief George Warrens an Joseph Chamberlain, 23. Jan. 1940, in: Joseph Chamberlain Papers, folder 69, YIVO.
- 9 Brief George Warrens an Joseph Chamberlain, 1. März 1940, in: Joseph Chamberlain Papers, folder 69, YIVO. Ende 1942 waren 53 unter 15, 55 waren zwischen 15 und 20, 287 waren zwischen 21 und 40 und 61 waren über 40 (einschließlich 15 über 61). I.J. Kligler und Helen Kligler, Report on the Health Survey in Sosua, Dec. 1942, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43.
- 10 Wagner, memoir.
- 11 Diese Schilderung stammt von einem anderen Insassen in Diepoldsau, Felix Bauer, USHMM Oral history interview with Felix Bauer, RG-50.166*0002.
- 12 Im Jahr 1940. USHMM Oral history interview with Felix Bauer, RG-50.166*0002.
- 13 Hofeller, Refugee, 22.
- 14 Hofeller, Refugee, 29.
- 15 USHMM Oral history interview with Felix Bauer, RG-50.166*0002.
- 16 Bauer, memoir, 30.
- 17 Bauer, memoir, 31.
- 18 Wagner, memoir, 11.
- 19 Wagner, memoir, 12.
- 20 Teller schrieb seinen Bericht 1944. Bericht, 7-8. In: Administration: General Settlers' Council from DORSA file #11A.
- 21 Teller, Bericht, 2.

- 22 Teller, Bericht, 2.
- 23 Teller, Bericht, 3.
- 24 Felix Koch-Interview 1983 mit Samuel und Tamar Grand. Herzl Institute Bulletin (New York), Vol. 21, Nr. 7 (25. Dez. 1983). Er wog nur noch vierzig Kilo, als er ein dominikanisches Visum bekam und Gurs verlassen konnte. Kaplan, 23. Mai 2006.
- 25 Miriam Gerber (Sondheimer) in: Monika Richarz, Jüdisches Leben in Deutschland, 392-393.
- 26 Sondheimer diary, 55, Sosúa Archives.
- 27 Sondheimer diary, Kaplan, »Sosua\SondheimerMiriam« file: IMG_0089. Siehe auch: Kaplan, Jacob Sondheimer letters.
- 28 Sondheimer diary, 69. Ernst Hofeller berichtete, dass beim Anblick von Ellis Island »aus unserer Gruppe ein Schrei ertönte: ›Ein Gefängnis!«, Hofeller, Refugee, 30.
- 29 E-Mail von Miriam (Sondheimer) Gerber an Marion Kaplan, 14. Juni 2007 (im Besitz der Autorin).
- 30 Brief von Jacob Sondheimer, 20. Juli 1941, 2, Kaplan, »Sosua/Gerber« file: IMG_0135 (letter 7_20_41 und IMB_0136 (letter 7_20_41 p.2). Siehe auch: Administration Minute Books, Sept. 1941-Oct. 1942, worin Protokolle vom 24. Sept. 1941 »zur Zeit in Sosua« 413 Siedler konstatieren. DORSA file #35B.
- 31 Brief von Michael Bodkin an Mrs. Reyher, 23. Juni 1941, in: Subject Matter: Immigration 1941, from DORSA file #50.
- 32 Bulletin: Veröffentlicht durch das Committee of Education and Recreation (16. Juli 1941), in: Kättsch, Sosua, 49.
- 33 Wagner, memoir, 12.
- 34 Wagner, memoir, 12.
- 35 USHMM Oral history interview with Felix Bauer, RG-50.166*0002.
- 36 Sondheimer diary, Kaplan, »Sosua\SondheimerMiriam« file: IMG-0092.
- 37 Sondheimer diary, Kaplan, »Sosua\SondheimerMiriam« file: IMG-0092.
- 38 Teller, Bericht, 3.
- 39 Hofeller, Timetable to Nowhere, 20.
- 40 Hofeller, Timetable to Nowhere, 20.
- 41 Pamphlet No. 3: »Concerning Refugee Settlement in the Dom Rep«, A Discussion at the Lawyers' Club, NYC, Sept.17, 1940, in: Reports Sosua 1940-1945, from DORSA file #43.
- 42 Dr. Kligler, Report on medical conditions in Sosua, 20. Jan. 1943, 17, in: Administration Minute Books, Dec. 1942-May 1943 from DORSA file #35C. Kahn war Leiter des Joint für Europa 1924-1938.
- 43 Hofeller, Timetable to Nowhere, 22.
- 44 Bauer, memoir, 35.
- 45 Report on Animal Husbandry, June '40 to Oct. '42, 5, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43. Manche Klagen setzten sich bis weit ins Jahr 1946 hinein fort, als das Committee Representing Prospective Emigrants from Sosua an Maurice Hexter schrieb, dass Zäune und Straßen zu errichten eine Arbeit sei, die »kein Europäer in den Tropen ohne bleibende Schäden für seine Kraft und Gesundheit« tun könne. Brief vom 15. April 1946, in: Emigration, 1944-1951 from DORSA file #48.

- 46 Dr. Kligler, Report on medical conditions in Sosua, Jan. 20, 1943, 1, in: Administration Minute Books, Dec. 1942-May 1943 from DORSA file #35C. Zu entsprechenden Beschwerden in Palästina vgl.: Helman, European Jews in the levant heat.
- 47 Klinger, Report of the Medical Department, (gegen Ende 1942), 6, 9, 10, 18, in Sosúa archive.
- 48 Hermine Kohn Cohnen, Interview, Mai 2006, Sosúa.
- 49 Warnung vor dem Wasserleitungsbau und Gedicht in Bulletin: Veröffentlicht durch das Committee of Education and Recreation (16. Juli 1941) in: Kättsch, Sosua, 50, 53.
- 50 Brookings Institution, Refugee Settlement, 294.
- 51 Hofeller, Timetable to Nowhere, 20.
- 52 Bauer, memoir, 34.
- 53 Klinger, Report of the Medical Department, 1-2, Sosúa archive.
- 54 Sondheimer diary, March 20, 1942, Kaplan, »Sosua\SondheimerMiriam« file: IMG-0096.
- 55 Sondheimer diary, March 20, 1942, Kaplan, »Sosua\SondheimerMiriam« file: IMG-0096.
- 56 Das elektrische Licht in Sosúa wurde am 31. Jan. 1941 fertiggestellt. »Ein Rueckblick des kulturellen Lebens Sosuas gesehen von Klaus Rodewald«, 1941, in: Kättsch, Sosua, 81.
- 57 Protokoll vom 16. März 1940, 11, in: Administration Minute Books, May 1940-March 1941, from DORSA file #35A.
- 58 Bauer konnte von den drei Dollar Verdienst im Monat Lebensmittelpakete aus Sosúa schicken. USHMM Oral history interview with Felix Bauer, RG-50.166*0002.
- 59 Perlstein, Klinger & Klinger, sowie eine Miss Dannenberg in: Kirchwey, Caribbean Refuge, 466.
- 60 Mr. Falks »Ansprache an die Siedler«, 27. Dez. 1941, in: Kättsch, Sosua, 80.
- 61 New York Times, Nachruf, 13. Jan. 1987.
- 62 Reyher schied im Juli 1943 aus, nach fast vier Jahren bei der DORSA. Ruby F. Moses, der im Vorstand gewesen war, übernahm die Stelle als Geschäftsführer bis 1951.
- 63 Kürzungen erfolgten in der zweiten Jahreshälfte 1943. Report of Executive Secretary to the Chairman and the Board, May 5, 1943, in: Administration Minute Books, May 1940-March 1941 from DORSA file #35A.
- 64 Laurel Leff stellt fest, dass die N.Y. Times zwischen Oktober 1939 und März 1941 23 Artikel über Sosúa publizierte und zusätzlich zwei Doppelseiten Fotos über die Siedlung druckte. Darüber hinaus widmete sie ihr drei von elf Leitartikeln zu Flüchtlingsfragen. Ihrer Ansicht nach verdankte sich ein Großteil dieser Aufmerksamkeit dem Sympathiemangel des Herausgebers Sulzberger gegenüber Palästina. Siehe Leff, Fight in the Family, 26-27.
- 65 Lewis, San Domingo, in: American Jewish Chronicle, (March 1, 1940), 1.
- 66 Die DORSA verwendete in ihrem frühen Werbefilm »Sosua, Haven in the Caribbean«, nie das Wort »Jude«, um in einem für antisemitisch gehaltenen Umfeld größere Unterstützung zu finden. Doch wussten die Gründer und fast alle ande-

- ren, dass die große Mehrheit Juden sein würden. [Siehe: »Sosua«, Film von Taub und Kafka beim USHMM.]
- 67 Briefe von George Warren an Joseph Chamberlain, 1. und 8. März 1940, Joseph Chamberlain Papers, YIVO. Das Committee for Catholic Refugees spendete 5000 Dollar an die DORSA. Brief George Warrens an Joseph Chamberlain, 30. März 1940, Joseph Chamberlain Papers, YIVO. Die DORSA erhielt auch Geld vom American Committee for Christian Refugees. Memo von George Warren an die Mitglieder des President's Advisory Committee, April 25, 1940, Joseph Chamberlain Papers, YIVO.
- 68 Ernst Hofellers Schätzung. 15 Prozent bedeutete ungefähr 70 Personen. Er behauptet, der Joint habe nicht-jüdischen Angehörigen nicht geholfen. Timetable to Nowhere, 38.
- 69 Mrs. Archibald Silverman verband in ihrem Artikel (»Colonization in Sosua«, Congress Weekly, Dec. 19, 1941) Zionismus mit einer Antihaltung gegen nicht Konfessionsgebundene. Sie besuchte Sosúa im Auftrag des World Jewish Congress und kritisierte in ihrem bissigen Artikel ein paar »einzelne Privatjuden« wegen »Plänen, die sie anschließend auf die gesamte jüdische Gemeinschaft übertragen« and wegen »*nicht konfessionsgebundener*« [Hervorhebung im Original] Intentionen. Kaplan, May 25, 2006. Siehe auch: Congress Weekly, Jan. 15, 1943, 8-9, noch immer feindselig gegenüber der DORSA, sowie Rosens Antwort an den Congress Weekly, March 1, 1943, in: DORSA file on Brookings; The New Palestine, April 16, 1943, 23, ebenfalls kritisch gegenüber Siedlungstätigkeit in der Dominikanischen Republik, in: DORSA file on Brookings.
- 70 Feingold, Politics of Rescue, 86-88, 110, 124-125; Raider, The Emergence of American Zionism, 213.
- 71 Feingold, Politics of Rescue, 73, 110, 123, 300.
- 72 Lewis, San Domingo, American Jewish Chronicle, (March 1, 1940), 1. Mrs. Silverman, s. oben, prophezeite, dass solche Projekte Juden von jüdischen Zentren und Kontakten abkapseln und den »Selbstmord des Volkes« verursachen würden. Kaplan, May 25, 2006.
- 73 Laqueur, A History of Zionism, 528-533.
- 74 Siehe: Stephen S. Wise Papers, #p-134 Box 65 »related to Dominican Republic« from American Jewish Historical Society.
- 75 Lewis, San Domingo, 1.
- 76 Morgan Zhurnal, 27. Dez. 1940, zitiert in: Kaufman, Ambiguous Partnership, 66. Siehe auch: J. Schechtmann, Failure of the Dominican Scheme, in: Congress Weekly, Jan. 15, 1943, 9, worin der Autor Häme ausschüttet über den Bericht der Brookings Institution, in dem nahegelegt wird, dass nur 3000 bis 5000 Flüchtlinge in der Dominikanischen Republik angesiedelt werden könnten.
- 77 »Distaste« aus Bauer, My Brother's Keeper, 21. »Pawn« in: Rosenberg, Israel's Spell, (geschrieben 1950, nach seiner ersten Reise dorthin), in: Rosenberg, Unfinished Business. Während seines Besuchs änderte er seine Meinung über Israel, und kam zu dem Schluss, es sei »eine Zuflucht für die Unterdrückten – nach der ich fast mein ganzes Leben gesucht hatte«. Rosenberg, Unfinished Business, 38, 340.
- 78 Memo von Rosen an JNR, Nov. 5, 1941, in: Administration Minute Books, May 1940-March 1941 from Dorsa file #35A. Rosen schien sich 1943 für einen jü-

- dischen Staat zu erwärmen, als ihm bewusst wurde: »Wenn wir irgendein eigenes Land hätten, wären wir nicht auf das ›Wohlwollen‹ der Trujillos, der Andersons und der Warrens angewiesen«. Brief Rosens an Rosenberg, April 10, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 79 Maurice Hexter hatte neun Jahre lang Siedlungsarbeit in Palästina geleitet, bevor er im Mai 1943 Präsident des Agro-Joint und Mitglied des DORSA-Vorstandes wurde. Brief von Rosenberg an den Honorable M.de.J.Troncoso de La Concha, Senate of the Dominican Republic, Office of the President, May 11, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 80 Bauer, My Brother's Keeper, 135; Urofsky, American Zionism, 420.
- 81 Raider, The Emergence of American Zionism, 211-213.
- 82 Bauer, My Brother's Keeper, 303.
- 83 Protokoll über die Siedlerversammlung am 5.7.'44, 4-5, in: Administration: General Settlers' Council from DORSA file #11a.
- 84 Pamphlet No. 3: »Concerning Refugee Settlement in the Dom Rep«, A Discussion at the Lawyers' Club, NYC, Sept.17, 1940, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43.
- 85 Kaplan, May 27, 2006, »Settlers' Expectations.10.40«; Perlstein-Brief an die DORSA, NY, 10/5/40.
- 86 Interview mit Luis Hess, Spiegel Online, Panorama, Dec. 26, 2006. <http://www.spiegel.de/panorama/zeitgeschichte/0,1518,456564,00.html> (Zugriff: 28.10.2009). Hilfsarbeiterlöhne aus Brookings Institution, Refugee Settlement, 146.
- 87 Joseph A. Rosen, Survey Graphic (Sept.'41), 2, in: Misc. pictures and papers from DORSA box 7.
- 88 New York Times, May 9, 1940.
- 89 Pamphlet No. 3: »Concerning Refugee Settlement in the Dominican Republic«, A Discussion at the Lawyers' Club, NYC, Sept.17, '40, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43.
- 90 Brookings Institution, Refugee Settlement, 342.
- 91 Klinger, Report of the Medical Department, 11, Sosúa archive.
- 92 Bauer, memoir, 34.
- 93 Bauer, memoir, 34.
- 94 Klamka, Sosúa, 35.
- 95 Klamka, Sosúa, 34.
- 96 Brookings Institution, Refugee Settlement, 292.
- 97 Teller, Bericht, 7.
- 98 Brookings Institution, Refugee Settlement, 294.
- 99 Bauer, USHMM Oral history interview with Felix Bauer, RG-50.166*0002.
- 100 Rosen: Refugee Settlement in the Dominican Republic. DORSA (Sept. 1940), 7, und Paul van Zeeland, Leiter der Coordinating Foundation of Refugees from Germany: Agro-Joint Meeting, April 8, 1940, DORSA files. Beide zitiert in: Kisch, Golden Cage.
- 101 Bauer, memoir, 32. In den Begriff »indio«, mit dem jemand bezeichnet wurde, der weder weiß noch schwarz war, konnte man »die rassische Zwischenposition des dominikanischen Mulatten fassen« und Bezugnahme auf die afrikanische Abstammung vermeiden. Der Begriff wurde offiziell im öffentlichen Diskurs

- sowie in dominikanischen Ausweisen drei Jahrzehnte lang unter Trujillo und danach verwendet. Siehe: Torres-Saillant, *Tribulations of Blackness*, 139.
- 102 Jacob Sondheimers Brief vom 20. Juli 1941, Kaplan, Sosua/Gerber file IMG_0135 (letter 7_20_41) und IMG_0136 (letter 7_20_41 p.2), vom Hotel Europa in Puerto Plata abgeschickt.
- 103 Sondheimer Report, Kaplan, May 23, 2006, IMG_0145.and IMG_0146.
- 104 Klamka, Sosúa, 34.
- 105 Diese Kurse waren für Feb. 1942 geplant. Agricultural instruction + Spanish mimeo'42.8, Kaplan, May 22, 2006. Siehe auch: Kättsch, Sosua, 192.
- 106 Kaplan, May 25, 2006, Koch Newsletter 6 und Koch Newsletter 8.
- 107 Interview mit Ernest Weinberg, 26. März 2006.
- 108 Bericht von Frederick Perlstein beim Board of Directors' Meeting of the DORSA, Nov. 26, '40, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43.
- 109 Diese Blätter wurden vom Okt. 1941-Nov. 1942 gedruckt. Kaplan, May 28, 2006, AGLessons '41, AGLessons '41.2, AGLessons '42.
- 110 Book covers, Kaplan, May 28, 2006.
- 111 Bauer, memoir, 34.
- 112 Hofeller, Timetable to Nowhere, 22.
- 113 Bauer, memoir, 34.
- 114 Kättsch, Sosua, 217.
- 115 »Dining Room in Dormitories«, photo #226, in Photo Collection, DORSA.
- 116 Bericht von Frederick Perlstein beim Board of Directors' Meeting of the DORSA, Nov. 26, '40, in Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43.
- 117 I.J.Kligler und Helen Kligler, Report on the Health Survey in Sosua, Dec. 1942, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43. Im gleichen Zeitraum gab es auch drei Scheidungen.
- 118 Scott, Gender, 44-50.
- 119 Bauer, memoir, 39, und Weinberg-Interview. Ernest Weinberg verrichtete diese Arbeiten als 14jähriger.
- 120 Burg, 5, Kaplan, May 24, 2006, BurgMEM5.
- 121 Burg, 5, Kaplan, May 24, 2006, BurgMEM5.
- 122 Die Maurice and Laura Falk Foundation in Pittsburgh finanzierte diese Studie. Leon Falk Jr. war Industrieller und Leitfigur der jüdischen Gemeinde in Pittsburgh. Er fungierte 1940 als erster Vorsitzender des DORSA Exec. Committee.
- 123 Brookings Institution, Refugee Settlement, 287.
- 124 Brookings Institution, Refugee Settlement, 52.
- 125 Blackwood arbeitete dort von 1941 bis 1949. Anderson kam im Sept. 1941.
- 126 Hofeller, Timetable to Nowhere, 30.
- 127 Hofeller, Timetable to Nowhere, 30. Die DORSA-Leitung hegte ihrerseits starken Argwohn gegen Anderson. Brief Joseph Rosens an Mrs. Reyher, March 22, 1943 in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 128 Report on Animal Husbandry, June '40 to Oct. '42, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43.
- 129 Kaplan, May 25, 2006, Koch Newsletter 9.
- 130 Von den 1342 Firmen, die 1937 in einer öffentlichen Zusammenstellung aufgelistet waren, produzierten zwölf Zucker. Brookings Institution, Refugee Settle-

- ment, 170. Mehrere alteingesessene Familien sowie Trujillo selbst besaßen umfangreiche Beteiligungen an der Zuckerindustrie. Trujillo wurde nach 1952 zum größten Zuckerproduzenten des Landes. Betances und Spalding, Introduction, in: Latin American Perspectives, 8.
- 131 Teller, Bericht, 10; Kätsch, Sosua, 192.
- 132 Wagner, memoir, 13.
- 133 Grete Neumann-Burg, memoir, 5, Kaplan, May 24, 2006, BurgMEM5.
- 134 Bauer, memoir, 33.
- 135 Brookings Institution, Refugee Settlement, 290-292.
- 136 Wagner, memoir, 13-14.
- 137 Bauer, memoir, 33.
- 138 Teller, Bericht, 3.
- 139 Teller, Bericht, 13-14.
- 140 Hofeller, Timetable to Nowhere, 22.
- 141 Brookings Institution, Refugee Settlement, 290-292.
- 142 Bericht von Solomon Arons Re: 2 ½ years construction work in Sosua, Oct. 15, '42, in: Reports Sosua from DORSA file #43.
- 143 Teller, Bericht, 5.
- 144 Brookings Institution, Refugee Settlement, 295.
- 145 Hofeller, Timetable to Nowhere, 20.
- 146 Miriam Gerber (Sondheimer), memoir, 2007.
- 147 Bauer, memoir, 35.
- 148 Syrkin, Rebirth in San Domingo?, 59. Interessanterweise druckte ein Anführer der afro-amerikanischen Bürgerrechtsbewegung, W.E.B. du Bois, Syrkins Artikel teilweise nach, in seiner Zeitschrift Phylon, Vol. 2, No. 3 (3rd Qtr. 1941), 297, mit Schwerpunkt auf Syrkins Erläuterungen zu Trujillos Interesse daran, die Bevölkerung aufzuhellen und der Dominikanischen Republik Kapital zu verschaffen.
- 149 Siehe: Reagin, Sweeping the German Nation.
- 150 Den Mangel an Bodenfläche nutzten spätere Kritiker zu dem Vorwurf an die DORSA, nie eine permanente Siedlung geplant zu haben – obwohl sich sämtliche DORSA-Dokumente, die ich eingesehen habe, mit dem Aufbau eines dauerhaften Gemeinwesens beschäftigen. Kritiker in: Kätsch, Sosua, 40.
- 151 »Homestead Plan for Sosua Settlers«, in: Administration Minute Books, May 1940-March 1941 from DORSA file #35A. Für zusätzliche Kommentare und Details siehe Wagner, memoir, 15.
- 152 Laguna war die erste Heimstätte. Wischnitzer, The Sosua Settlement, 2.
- 153 Brookings Institution, Refugee Settlement, 290-291.
- 154 Kätsch, Sosua, 189.
- 155 Teller, Bericht, 3.
- 156 Change of Membership of Homesteader Groups, in: Administration Reports Vital Statistics from DORSA file #47.
- 157 Bauer, memoir, 35.
- 158 Kaplan, May 29, 2006, Katz Group Report of 1/15/43.
- 159 Kätsch, Sosua, 267-268.
- 160 Kätsch, Sosua, 212.

- 161 Kättsch, Sosua, 214.
- 162 Wischnitzer, The Sosua Settlement, 4. David Stern Report, July-August 1944, 23-26, in: Administration: Reports 1940-1945 from DORSA file #43.
- 163 Syrkin, Rebirth in San Domingo?, 61.
- 164 Kättsch, Sosua, 215.
- 165 Kättsch, Sosua, 214-215.
- 166 Teller, Bericht, 27-28.
- 167 I.J. Kligler und Helen Kligler, Report on the Health Survey in Sosua, Dec. 1942, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43. Siehe auch Kapitel 6.
- 168 Pamphlet No. 3: »Concerning Refugee Settlement in the Dominican Republic«, A Discussion at the Lawyers' Club, NYC, Sept.17, '40, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43.
- 169 Bericht von Frederick Perlstein beim Board of Directors' Meeting der DORSA, 26. Nov. 1940, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43. Brookings Institution, Refugee Settlement, 386. Details über das Melken von Hand, über Pferd und Maulesel sowie die zweimal täglichen Lieferungen von Denny Herzberg, E-Mail vom 23. Juli 2007.
- 170 Brookings Institution, Refugee Settlement, 193. Zum Vergleich: In den USA, wo die Milch dank Kühlmöglichkeiten länger frisch blieb, machte Käse nur 23 Prozent der Milchprodukte aus.
- 171 Kaplan, May 24, 2006, Lechera Block Folder.
- 172 Bauer, memoir, 33.
- 173 Bericht von Frederick Perlstein beim Board of Directors' Meeting of the DORSA, Nov. 26, '40, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43.
- 174 Siehe auch: Capacity of the Dominican Republic to Absorb Refugees. Findings of the Commission Appointed by the Executive Power of the Dominican Republic (Dominican Republic, 1946).
- 175 Report on Animal Husbandry [June '40 to Oct. '42], 4, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43; Report of Agriculture Dept. Sosua Settlement by Edwin Anderson, Oct. 31, 1942, 5, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43.
- 176 Joseph A. Rosen, Survey Graphic (Sept.'41), 2, in: Misc. pictures and papers from DORSA box 7.
- 177 Brookings, Refugee Settlement, ix.
- 178 Reaktionen auf die Brookings-Studie, Sept. 30, 1942, verfasst von James Rosenberg et.al., 3 und 12, in: Administration Minute Books, May 1940-March 1941 from DORSA file #35A. »Humanexperiment« in: »Sosua, A Human Experiment«, Werbebroschüre, Oct. 1941, in: Sosua: Refugee Haven in the Caribbean, im Leo Baeck Inst. #qHD 1516. D6 S52.
- 179 Zu Bowman siehe Kapitel 4.
- 180 Reaktionen auf die Brookings-Studie, Sept. 30, 1942, verfasst von James Rosenberg et.al., 3 und 12, in: Administration Minute Books, May 1940-March 1941 from DORSA file #35A.
- 181 Roosevelt-Brief vom Okt. 1942, und Lehman-Brief vom 18. Nov. 1941, in: Pamphlet issued by DORSA, Sept. 1941 »Pres. Roosevelt, ... Welles ... Lehman...« in: Misc. pictures and papers from DORSA Box 7.

- 182 Diese Länder waren Brasilien, Venezuela und Peru. Siehe Kap. 5. Brief von James McDonald an Leon Falk, January 14, 1942 in Sosúa archives. Kaplan, May 24, 2006, McDonaldLetter_IMG_0246.
- 183 Kaplan, May 22, 2006, Pastoriza_Jan.'42mimeo.
- 184 Rosen, Survey Graphic (Sept.'41), 5, in: Misc. pictures and papers from DORSA box 7.
- 185 Pamphlet No. 3: »Concerning Refugee Settlement in the Dominican Republic«, A Discussion at the Lawyers' Club, NYC, Sept.17, 1940, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43.
- 186 Geismar, ed., James N. Rosenberg Papers, 322.
- 187 Brookings Institution, Refugee Settlement, 295.
- 188 Brief vom 15. Okt. 1940 nach Long Island City, Kaplan, May 27, 2006, Orders Engine Parts, 10.40.1_0431.
- 189 Brief vom 21. Okt 1940 vom Joint, NY, Kaplan, May 27, 2006, Orders for Warehouse, 10.40.1 und 10.40.2_0426.
- 190 Brief vom 20. Okt. 1940 nach New York, Kaplan, May 27, 2006, Order Nails Wire, '40_0428 und 10.40.2_0429.
- 191 Bulletin: Veröffentlicht durch das Committee of Education and Recreation (July 16, 1941) in: Kättsch, Sosua, 50.
- 192 Unger, memoir, 34.
- 193 Bauer, memoir, 32.
- 194 Brief von Atherton Lee an James Rosenberg, 10. Juli 1940, in: Joseph Chamberlain Papers, folder 83, YIVO.
- 195 Kaplan, May 22, 2006, What is a Coop1. mimeo'42.5; What is a Coop2.'42.6; What is a Coop3.'42.7.
- 196 Brief von Atherton Lee an James Rosenberg, 10. Juli 1940, in: Joseph Chamberlain Papers, folder 83, YIVO.
- 197 Joseph A. Rosen, VP der DORSA, Statement auf Pressekonferenz (wahrscheinlich in NY), August 27, 1940, in: Administration, Publicity, 1936; 1939-1941 from DORSA file #40.
- 198 Bulletin: Veröffentlicht durch das Committee of Education and Recreation (July 16, 1941) in: Kättsch, Sosua, 50.
- 199 Mark Wischnitzer, The Sosua Settlement, 3-4.
- 200 Brookings Institution, Refugee Settlement, 338-339.
- 201 Brookings Institution, Refugee Settlement, 19, Fußnote 12.
- 202 Brookings Institution, Refugee Settlement, 19.
- 203 Wagner, memoir, 15.
- 204 Protokoll der DORSA-Leitung vom 12. Juni 1940, 4-5, in: Administration Minute Books, May 1940-March 1941 from DORSA file #35A.

4 Rettungsaktionen – und was ihnen im Weg stand

- 1 Memo von Robert T. Pell (Assistant Chief, Division of European Affairs, Dept. of State, Wash. D.C.), Jan. 18, 1941, in: Immigration 1941 from DORSA file #50.

- 2 »Wendepunkt« von einem Vertreter des Außenministeriums, in: Rosenberg, Diary, 134-135.
- 3 Wyman, Abandonment; Breitman und Kraut, American Refugee Policy; Feingold, Politics of Rescue.
- 4 Bezieht sich auf die Wagner-Rogers-Bill von 1939 in: Arad, America, 203.
- 5 Bericht Reyhers an Hexter, 18. Juni 1943, 26 in: Immigration 1942-1944 from DORSA file #50A.
- 6 Brookings Institution, Refugee Settlement, 4.
- 7 Smith, Bowman's New World, 458.
- 8 Smith, Empire, 25-26.
- 9 Smith, Empire, 297.
- 10 Smith, Empire, 299, 315.
- 11 George Warren zufolge, in einem Brief an Joseph Chamberlain, March 8, 1940, Joseph Chamberlain Papers, YIVO.
- 12 Smith, Empire, 298-299.
- 13 Kaplan, May 22, 2006, »Nach zwei Jahren«.
- 14 Smith, Empire, 302.
- 15 Smith, Empire, 246-248, 309.
- 16 Smith, Empire, 310, 313-314.
- 17 Smith, Empire, 314.
- 18 Smith, Empire, 297, 301, 313, 315.
- 19 Smith, Empire, 315.
- 20 Von der DORSA im Sept. 1941 herausgegebene Broschüre »President Roosevelt, Under Secretary of State Welles, Governor Lehman regarding Sosua«, in: Miscellaneous Pictures and Papers from DORSA box 7.
- 21 Brief von James G. McDonald an Leon Falk am 14. Jan. 1942, Sosúa Archives, Kaplan, May 24, 2006, »McDonald Letter«.
- 22 Smith, Empire, 299.
- 23 Smith, Empire, 300.
- 24 Smith, Empire, 299-303.
- 25 Truman beendete das M-Project 1945.
- 26 Smith, Empire, 302-303, 308.
- 27 Smith, Empire, 303-304. Siehe auch: Memo von Assistant Secretary of State Breckinridge Long an Offizielle des Außenministeriums, 26. Juni 1940, in dem er effektive Methoden aufzeigte, wie Visa-Erteilungen zu behindern seien. Zu finden auf einer PBS-Website unter: <http://www.pbs.org/wgbh/amex/holocaust/filmmore/reference/primary/barmemo.html>. (Zugriff: 21.10.2009)
- 28 Wyman, Paper Walls.
- 29 Dwork und van Pelt, Holocaust, 125.
- 30 Wyman, Abandonment, 313.
- 31 Smith, Empire, 303.
- 32 Wyman, Abandonment, 314, 316. In Brasilien dienten z. B. die Einwanderungsgesetze von 1940 und 1941 dazu, die Juden draußen zu halten. Lesser, Welcoming the Undesirables, 137.
- 33 Brief von Adolf Berle, Assistant Secretary of State, Dept. of State, an James Rosenberg, Sept. 29, 1939, Kaplan, May 28, 2006.

- 34 Bericht Reyhers an Hexter, 18. Juni 1943, 1, in: Immigration 1942-1944 from DORSA file #50A.
- 35 Bericht Reyhers an Hexter, 18. Juni 1943, 27, in: Immigration 1942-1944 from DORSA file #50A.
- 36 Feingold, Politics of Rescue, 129.
- 37 Dankesbrief von Perlstein an Pell, 14. März 1940, Kaplan, May 28, 2006, Perlstein to Pell 3.40. Dankesbrief von Joseph Rosen an Pell, 23. Okt. 1940, Kaplan, May 28, 2006, Rosen to Pell, 10.23.40.
- 38 Bericht Reyhers an Hexter, 18. Juni 1943, 23, in: Immigration 1942-1944 from DORSA file #50A.
- 39 George Warren intervenierte häufig beim Außenministerium wegen der DORSA. Bericht Reyhers an Hexter, 18. Juni 1943, 26, in: Immigration 1942-1944 from DORSA file #50A.
- 40 Bericht Reyhers an Hexter, 18. Juni 1943, 5, in: Immigration 1942-1944 from DORSA file #50A.
- 41 Siehe: Friedman, Nazis and Good Neighbors.
- 42 Brief von Pell, Mai 1940, in: Ross, Sosua, 249.
- 43 Bericht Reyhers an Hexter, 18. Juni 1943, 5, in: Immigration 1942-1944 from DORSA file #50A.
- 44 Zucker, In Search of Refuge, 100.
- 45 Protokoll vom 16. März 1940, in: Administration Minute Books, May 1940 – March 1941 from DORSA file #35A.
- 46 Friedman, Nazis and Good Neighbors, 53-55.
- 47 Friedman, Nazis and Good Neighbors, 54.
- 48 Friedman, Nazis and Good Neighbors, 57.
- 49 Friedman, Nazis and Good Neighbors, 2, 11.
- 50 Friedman, Nazis and Good Neighbors.
- 51 Memo von Robert T. Pell (Assistant Chief, Division of European Affairs, Dept. of State, Wash., D.C.), Jan. 18, 1941, in: Immigration 1941 from DORSA file #50.
- 52 Einige Einzelpersonen aus Deutschland, die eigenständig in andere Länder geflohen waren und ein dominikanisches Visum hatten, durften noch nach Sosúa kommen. Bericht Reyhers an Hexter, 18. Juni 1943, 5, in: Immigration 1942-1944 from DORSA file #50A.
- 53 Brief von Mrs. Reyher an Rosenberg, Falk und Rosen, 21. Okt. 1941. Das Schiff war die *Serpa Pinto*. Immigration 1941 from DORSA file #50.
- 54 Briefentwurf von George Warren an Avra Warren, Oct. 22, 1942, in: Administration Minute Books, May 1940-March 1941 from DORSA file #35A.
- 55 Memo von Reyher an Rosenberg, Rosen, Falk, Schweitzer und Leavitt, 23. Dez. 1941 (die Information kam von George Warren), in: Immigration 1941 from DORSA file #50.
- 56 Bericht Reyhers an Hexter, 18. Juni 1943, 25, in: Immigration 1942-1944 from DORSA file #50A.
- 57 Wyman, Abandonment, 336-337.
- 58 Falks Ansprache an die Siedler, 27. Dez. 1941, in: Kättsch, Sosua, 78-79.
- 59 Übersetzung der Bestimmung aus *La Nación* (19. April 1943) aus *La Voz de Sosua*, in: Kättsch, Sosua, 105.

- 60 Unger, memoir, 35.
- 61 Bericht Reyhers an Hexter, 18. Juni 1943, 24, in: Immigration 1942-1944 from DORSA file #50A. Friedman weist darauf hin, dass 1942 ein einziger jüdischer Flüchtling aus Sosúa ausgewiesen wurde, weil das US-Außenministerium darauf bestand. Er verbrachte über eineinhalb Jahre in US-Lagern; eine Untersuchung nach dem Krieg »gab im Grunde zu, dass nie irgendetwas gegen ihn vorlag.« Friedman, *Nazis and Good Neighbors*, 166.
- 62 Brief von Wagg (State Dept.) an Rosenberg, Nov. 2, 1940, in Reyhers Bericht an Hexter, 18. Juni 1943, 12, in: Immigration 1942-1944 from DORSA file #50A.
- 63 Bericht Reyhers an Hexter, 18. Juni 1943, 26, in: Immigration 1942-1944 from DORSA file #50A.
- 64 Bericht Reyhers an Hexter, 18. Juni 1943, 13, in: Immigration 1942-1944 from DORSA file #50A.
- 65 Bericht Reyhers an Hexter, 18. Juni 1943, 9, in: Immigration 1942-1944 from DORSA file #50A.
- 66 So geschehen im Juni 1943, siehe: Bericht Reyhers an Hexter, 18. Juni 1943, 28, in: Immigration 1942-1944 from DORSA file #50A, sowie den Original-Bericht von Mrs. Arons in Memo von Mrs. Arons mit James Rosenberg, May 14, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 67 Friedman, *Nazis and Good Neighbors*, 156-157.
- 68 Bericht Reyhers an Hexter, 18. Juni 1943, 28, in: Immigration 1942-1944 from DORSA file #50A. Visa-Anträge für die USA lösten innerhalb der DORSA eine Debatte aus, weil deren Verantwortliche Sosúa nicht als Durchgangsstation in die Vereinigten Staaten geplant hatten. Brief von Reyher an Leavitt und George Warren, Jan. 15, 1943, und Brief von Reyher an Arons, Jan. 18, 1943, beide in: Immigration 1942-1944 from DORSA file #50A; Brief von Hexter an Reyher, Feb. 17, 1943, in: Immigration 1942-1944 from DORSA file #50A.
- 69 Bericht Reyhers an Hexter, 18. Juni 1943, 13, 16, in: Immigration 1942-1944 from DORSA file #50A.
- 70 Bericht Reyhers an Hexter, 18. Juni 1943, 13-14, in: Immigration 1942-1944 from DORSA file #50A.
- 71 Brief Pells vom 5. Mai 1940, als Anlage zum Bericht Reyhers an Hexter, 18. Juni 1943, in: Immigration 1942-1944 from DORSA file #50A.
- 72 Bericht Reyhers an Hexter, 18. Juni 1943, 6, in: Immigration 1942-1944 from DORSA file #50A.
- 73 Bericht Reyhers an Hexter, 18. Juni 1943, 7, in: Immigration 1942-1944 from DORSA file #50A. Überlebenden-Statistik in: Moore, *Victims and Survivors*, 213. Kurz vor der Besetzung der Niederlande gab es dort ungefähr 118 455 holländische Juden und 22 000 ausländische »Volljuden«. Moore, 32, 65.
- 74 Brief Reyhers an Leon Falk, Nov. 24, 1941, in: Immigration 1941 from DORSA file #50.
- 75 Briefe in USHMM microfilm, »Documentos de Inmigración Hebrea: Carta recuda, 1940«, #1999.A.0251, reel 1.
- 76 Briefe von Pastoriza an Thomas Vradelia (July 27, 1940), Herman Wright (October 11, 1940), A. Sydeman (July 22, 1940) in: USHMM microfilm, »Documentos de Inmigración Hebrea: Carta recuda, 1940«, #1999.A.0251, reel 1.

- 77 Brief von Walter von Schuschnigg (ehemaliger österreichischer Konsul) für H.I.M. (Erzherzog) Otto von Österreich an Mr. Tropper (hier mit Doppel-p) vom JDC in NY, 26. Sept. 1941, in: Subject Matter: Immigration 1941 from DORSA file #50.
- 78 Brief vom Kongressabgeordneten Bloom an Pastoriza, May 22, 1940, in: USHMM microfilm, »Documentos de Inmigración Hebrea: Carta recuda, 1940«, #1999.A.0251, reel 1.
- 79 Brief von Senator Reed an Pastoriza, August 20, 1940, in: USHMM microfilm, »Documentos de Inmigración Hebrea: Carta recuda, 1940«, #1999.A.0251, reel 1.
- 80 Bericht Reyhers an Hexter, 18. Juni 1943, 9, in: Immigration 1942-1944 from DORSA file #50A.
- 81 Brief von Vanderbilt an Pastoriza, June 1, 1940; Brief von Pastoriza an Vanderbilt, June 10, 1940; Brief von Vanderbilt an Pastoriza, June 12, 1940, in: USHMM microfilm, »Documentos de Inmigración Hebrea: Carta recuda, 1940«, #1999.A.0251, reel 1.
- 82 Hofeller, Refugee, 24.
- 83 Bartrop, From Lisbon to Jamaica, 50, und Marrus, The Unwanted, 263.
- 84 Ross, Sosua, 250.
- 85 Bericht Reyhers an Hexter, 18. Juni 1943, 5, in: Immigration 1942-1944 from DORSA file #50A.
- 86 Vertraulicher Brief an Robert Pilpel (JDC) von Manuel Siegel in Sosúa (Siegel war auch Direktor des Joint Relief Committee of Cuba), July 8, 1941, in: Immigration 1941 from DORSA file #50.
- 87 Brief von G. van Tijn of the Joodsche Raad voor Amsterdam an Joseph Schwartz, Joint, in Lissabon, Sept. 30, 1941, in: Immigration 1941 from DORSA file #50. Der HICEM wurde 1927 gegründet durch Zusammenlegung von HIAS (Hebrew Sheltering and Immigrant Aid Society, in New York), ICA (Jewish Colonization Association, gegründet 1891 in Großbritannien) und Emig-Direkt (gegründet 1921 in Berlin). Weitgehend finanzierte der Joint dessen Arbeit, die tausenden Juden die Flucht aus Europa via Lissabon ermöglichte.
- 88 Pamphlet No. 2, »Concerning Refugee Settlement in the Dom Rep«, A Meeting at the Lawyers Club, NYC, June 12, 1940, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43.
- 89 Pamphlet No. 2, »Concerning Refugee Settlement in the Dom Rep«, A Meeting at the Lawyers Club, NYC, June 12, 1940, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43. Ross stellt fest, dass von den ersten 2000 ausgewählten Siedlern nur 54 eintrafen. Ross, Sosua, 250.
- 90 Wyman, Abandonment, 336.
- 91 Pamphlet No. 3: »Concerning Refugee Settlement in the Dom Rep«, A Discussion at the Lawyers' Club, NYC, Sept.17, 1940, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43.
- 92 Brief von George Warren an Joseph Chamberlain, Feb. 1, 1940, Joseph Chamberlain papers, folder 69, YIVO.
- 93 Sitzung vom 18. Juli 1940, in: Administration Minute Books, May 1940-March 1941 from DORSA file #35A.

- 94 Administration Minute Books, May 1940-March 1941 from DORSA file #35A.
- 95 Wyman, Abandonment, 335-336.
- 96 Telegramm des Israelit. Kultusvereins Wien, Loewenherz, March 5, 1941, in: Immigration 1941 from DORSA file #50.
- 97 Telegramm des Joint NY an den Israelit. Kultusverein Wien, March 6, 1941, in: Immigration 1941 from DORSA file #50.
- 98 Telegramm des Israelit. Kultusvereins Wien an den Joint NY, Oct. 18, 1941, in: Immigration 1941 from DORSA file #50.
- 99 Telegramm an Joseph Hyman (und ebenfalls an den Israelit. Kultusverein Wien), Sept. 24 und 30, 1941, und Antworttelegramm von Van Tijn, October 2, 1941, alle in: Immigration 1941 from DORSA file #50.
- 100 Memo des JDC an die DORSA, Jan. 7, 1942, in: Immigration 1941 from DORSA file #50.
- 101 Brief von J.C. Hyman, Exec. Vice-Chairman, an George Warren, *Exec Sec'y*, President's Advisory Committee, Aug. 27, 1942, in: Immigration 1942-1944 from DORSA file #50A.
- 102 Brief von Joseph J. Schwartz, Chairman, JDC (Lissabon) an JDC New York, Oct. 22, 1942, in: Immigration 1942-1944 from DORSA file #50A.
- 103 Antwort von Moses A. Leavitt, (Schriftführer) an Joseph J. Schwartz, Dec. 11, 1942 (Datum wahrscheinlich ein Tippfehler, da im Brief der bevorstehende 7. Nov. erwähnt wird), in: Immigration 1942-1944 from DORSA file #50A.
- 104 Reyher, Memo vom 21. Juni 1943, in dem sie über Joseph Rosens Meinung zu Avra Warrens neuer Position berichtet. Warren war am 27. März 1943 zum Botschafter ernannt worden. In: Immigration 1942-1944 from DORSA file #50A.
- 105 Brief von Reyher an George Warren und Moses A. Leavitt, Aug. 21, 1942, in: Immigration 1942-1944 from DORSA file #50A.
- 106 Brief von George L. Warren an Avra M. Warren, Sept. 14, 1942, in: Immigration 1942-1944 in DORSA file #50A. Avra Warren war Envoy Extraordinary and Minister Plenipotentiary in der Dominikanischen Republik vom 4. Juli 1942 bis zum 27. März 1943, als er zum Botschafter ernannt wurde.
- 107 Brief von Reyher an George Warren und Moses A. Leavitt, Aug. 21, 1942, in: Immigration 1942-1944 from DORSA file #50A.
- 108 Interview mit Hermine Kohn Cohnen, Mai 2006, Sosúa.
- 109 Bericht Reyhers an Hexter, 18. Juni 1943, 19, in: Immigration 1942-1944 from DORSA file #50A.
- 110 Memo von Reyher an Robert Pell, Assistant Chief, Division of European Affairs im Außenministerium, Jan. 17, 1941 (Notizen seiner telefonischen Reaktion 18. Jan. 1941), in: Immigration 1941 from DORSA file #50.
- 111 Mitteilungsblatt der Jüdischen Gemeinde, 13. April 1945, in: Kättsch, Sosua, 145.
- 112 Brief von Trujillo an Rosenberg, Dec. 26, 1940, in: Administration Minute Books, May 1940-March 1941 from DORSA file #35A.
- 113 Protokoll der Jahresversammlung der Anteilseigner von DORSA, May 6, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA, file #5.
- 114 Spanische Flüchtlinge: La Información, #8118 (Jan. 12, 1940), 1; #8122 (Jan. 16, 1940), 1; #8136 (Jan. 30, 1940); 8149 (Feb. 12, 1940), und weiter in regelmäßiger

- Folge. Juden: #8118 (Jan. 12, 1940), 1#8149 (Feb. 12, 1940)I, und weiter in regelmäßiger Folge, einschließlich eines Berichts über Antisemitismus in Europa in #8131 (Jan. 25, 1940). Einladung an Engländer und Franzosen: #8250 (June 18, 1940) und Einwanderungs-Aussetzung, #8251 (June 19, 1940), 8.
- 115 Pamphlet No. 3: »Concerning Refugee Settlement in the Dominican Republic«, A Discussion at the Lawyers' Club, NYC, Sept.17, 1940, 10, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43.
- 116 Brookings Institution, Refugee Settlement, 267, 269.
- 117 16. März 1940, Protokoll, in: Administration Minute Books, May 1940-March 1941 from DORSA file #35A.
- 118 Protokoll vom 17. Sept. 1940, in: Administration Minute Books, May 1940-March 1941, DORSA file #35A.
- 119 Memo von Mr. Troper [an die DORSA?], Sept. 25, 1941, in: Immigration 1941 from DORSA file #50.
- 120 Brief von Margaret Asch an die DORSA (NY), June 24, 1943, in: Immigration 1942-1944 from DORSA file #50A.
- 121 Avni, The War and the Possibilities of Rescue, 386-387.
- 122 Protokoll eines Empfangs zu Ehren Rafael Trujillos im Lotos Club, NY, 27. Feb. 1953, in: Administration: Reports (Sosua) 1948-1956 from DORSA file #45.
- 123 Hexter, Life Size, 125.
- 124 Telegramm von Schweitzer (in D.R.) an Rosenberg, 11. Dez. 1941 (bei Ankunft der *Serpa Pinto*), in: Immigration 1941 from DORSA file #50.
- 125 Memo an Dr. Hexter, July 9, 1943 (erwähnt auch Brief an Rosenberg vom 2. Jan. 1939, der vom baldigen Erwerb der Staatsbürgerschaft in der Dominikanischen Republik seitens der Flüchtlinge ausging), in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 126 Pastoriza, Jan. 1942 in: Kaplan, May 22, 2006.
- 127 Bericht Reyhers an Hexter, 18. Juni 1943, 12, in: Immigration 1942-1944 from DORSA file #50A.
- 128 Memo Reyhers von einem Telefongespräch mit Mr. Pell am 18. Jan. 1941, in: Immigration 1941 from DORSA file #50.
- 129 Brief von Joseph Rosen an Rosenberg, March 3, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 130 Brief von Joseph Rosen an Rosenberg, April 9, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 131 Telegramm aus Marseille, Jan. 23, 1941, in: Immigration 1941 from DORSA file #50. Ihre Bleistiftnotizen tragen das Datum Jan. 24, 1941.
- 132 Die DORSA versuchte sogar, amerikanische Verwandte zu kontaktieren, die einen Teil der Unkosten für die Flüchtlinge übernehmen sollten. Pamphlet No. 2 »Concerning Refugee Settlement in the Dominican Republic«, 14-15, in: Reports, Sosua 1940-1945 from DORSA file #43.
- 133 Memo 19. Dez. 1940, nach Besprechungen zwischen Rosen, Rosenberg, Falk und den Mitarbeitern in DR and NY, in: Administration Minute Books, May 1940-March 1941 from DORSA file #35A.
- 134 Dr. Rosens Bericht vom 10. April 1941, DORSA files, zitiert in: Kisch, Golden Cage.

- 135 Brief von Henryk Schnapek, Nov. 6, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.

5 Eingewöhnung in der »Großstadt Sosua« 1942-1945

- 1 Joseph Rosen, Pamphlet No. 3: »Concerning Refugee Settlement in the Dominican Republic«, A Discussion at the Lawyers' Club, NYC, Sept. 17, 1940, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43.
- 2 »Gross-Stadt« Sosua, La Voz de Sosua, 16. Juni 1943, in: Kätsch, Sosua, 119.
- 3 Die Wohnungssituation blieb beengt, vor allem in Batey, wo die Menschen in Baracken lebten. Protokoll der Sitzung des DORSA-Executive Committees im Büro des JDC, Oct. 16, 1945, in: Administration: General Sept. 1944-1945 from DORSA file #6.
- 4 Es gab dreizehn Todesfälle (sieben Männer, fünf Frauen und ein Kind) in Sosúa zwischen seiner Gründung und dem 31. Dezember 1944. Survey of Settlers' Population of Sosua Settlement as per December 31, 1944, in: Administration: Reports, Vital Statistics, from DORSA file #47.
- 5 »Gross-Stadt« Sosua, La Voz de Sosua, 16. Juni 1943, in Kätsch, Sosua, 119-120.
- 6 Memo vom 28. Oktober 1947 vom Research-Dept. des Joint an Robert Pilpel, in: Administration Report, Vital Statistics from DORSA file #47. In diesem Bericht werden 76 Geburten gemeldet, aber weiter unten nur 72 angegeben.
- 7 Die Brookings-Studie gab an, dass im Juni 1942 die 472 Personen 104 Ehepaare, 158 ledige Männer, 38 ledige Frauen und 68 Kinder unter 15 Jahren umfassten. 81 Siedler-»Einheiten« waren entweder kurz davor, auf eine Farm zu ziehen oder bereits dort, und zwar 38 Ehepaare, 44 ledige Männer und eine unverheiratete Frau. Zusammen mit den Kindern ergab das 143 Personen auf den Heimstätten. Brookings Institution, Refugee Settlement, 296.
- 8 Bauer, memoir, 33.
- 9 Sitzung vom 24. Sept. 1941, 15, in: Administration Minute Books, Sept. 1941-Oct. 1942 from DORSA file #35B.
- 10 Statistik angehängt an Brief vom 28. Sept. 1943, von Solomon Arons an den Joint, in Administrative Reports, Vital Statistics from DORSA file #47.
- 11 Administration Report: Vital Statistics of May 10, 1943, from DORSA file #47. Die Brookings-Studie von 1942 erwähnte 13 Personen, die »in der Landwirtschaft tätig« gewesen waren sowie einige, die an Schulungsprogrammen teilgenommen hatten. Refugee Settlement, 287.
- 12 Protokoll der Jahresversammlung der Anteilseigner an der DORSA, 6. Mai 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 13 Kätsch, Sosua, 202, 204, 213.
- 14 Nachdruck aus: Survey Graphic, Sept. 1941, 3, in: Printed Materials folder from DORSA box #7.
- 15 Dr. Israel J. Kligler, Prof. of Bacteriology and Hygiene an der Hebrew University, war auch fachärztlicher Berater für Tropenkrankheiten und für die Schulung von Anti-Malaria-Spezialisten in Palästina. Er untersuchte Sosúa und schrieb 1943 einen Bericht für die DORSA.

- 16 Report on medical conditions in Sosua by Dr. Kligler, 21, in: Administration Minute Books, Dec. 1942-May 1943 from DORSA file #35C.
- 17 Memo von Reyher an Rosenberg und Hexter, June 17, 1943, in: Immigration 1942-1944 from DORSA file #50A.
- 18 David Stern Report, July-August 1944, 12-13, in: Administration: Reports 1940-1945 from DORSA #43.
- 19 Report on medical conditions in Sosua by Dr. Kligler, 34, in Administration Minute Books, Dec. 1942-May 1943 from DORSA file #35C. Die Essay-Sammlungen in Caruths, Trauma, und Grossmanns Jews, Germans, and Allies, bes. Kap. 4, weisen auf viele dieser Symptome hin, wie auch auf das mangelnde Verständnis der damaligen Psychologen, Sozialarbeiter und Hilfsorganisationen für die Überlebenden nach dem Krieg.
- 20 Mrs. Kligler, Report on the medical conditions in Sosua by Dr. Kligler, 22, in: Administration Minute Books, Dec. 1942-May 1943 from DORSA file #35C. Auch nach dem Krieg neigte der Joint eher dazu, den Leuten zu raten, sie sollten nach vorne schauen und die Vergangenheit ruhen lassen.
- 21 Protokoll des Executive Committee of DORSA, July 15, 1943, in: Administration Minute Books, July 1, 1943-June 1947 from DORSA file #35D.
- 22 Der Holocaust war das erste Ereignis, das zu einer systematischen Untersuchung führte, welche Auswirkungen Traumata auf die psychische Gesundheit haben. PTSD tauchte zum ersten Mal 1980 auf, im Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders (DSM III).
- 23 Report on medical conditions in Sosua by Dr. Kligler, 21, in: Administration Minute Books, Dec. 1942-May 1943 from DORSA file #35C; Protokoll der Jahresversammlung der Anteilseigner an der DORSA, 6. Mai 1943, 12, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 24 Memo von Reyher an Robert T. Pell, Assistant Chief, Division of European Affairs, Dept. of State, Jan. 17, 1941 in: Immigration 1941 from DORSA file #50.
- 25 Protokoll der Jahresversammlung der Anteilseigner an der DORSA, 6. Mai 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 26 Kättsch, Sosua, 265-266.
- 27 Hofeller, Timetable to Nowhere, 21.
- 28 Kättsch, Sosua, 191.
- 29 El Boletín, 15. März 1942, in: Kättsch, Sosua, 91.
- 30 Klinger, Report of the Medical Department, Sosúa-Archiv.
- 31 Zusammenfassung zweier vorläufiger Berichte, July 31 and August 7, 1944, in DORSA file #5. (Der Bericht listet die Patienten des Vorjahres auf).
- 32 S. Freud – A. Zweig, Briefwechsel, zitiert in: Dwork und van Pelt, Holocaust, 115.
- 33 Interview mit Ernest Weinberg, New York, 25. März 2006. Dieser generationelle Unterschied trat auch bei anderen Auswanderungen zu Tage, vgl. Merzk und Quarles, Ich hab noch einen Koffer in Berlin, 167-168.
- 34 Interview mit Ernest Weinberg, New York, 25. März 2006.
- 35 Kättsch, Sosua, 238, 247, 249.
- 36 Wagner, memoir, 15-16.
- 37 Klamka, Sosúa, 34.
- 38 Bauer, memoir, LBI, 37.

- 39 Kätsch, Sosua, 194.
- 40 E-Mail von Miriam (Sondheimer) Gerber, 6. April 2007, an Marion Kaplan (im Besitz der Autorin).
- 41 Allerdings merkte ein 1967 noch in Sosúa lebender Siedler an, dass die Dominikaner untereinander den Ausdruck »judío« verwendeten, aber in der Kommunikation mit den jüdischen Siedlern von »colón« (Siedler oder Kolonist) sprachen. Kätsch, Sosua, 193, 272.
- 42 Torres-Saillant, Tribulations of Blackness; Sagás, Race. Vgl. auch Thema des »Weißseins« in den vorangegangenen Kapiteln.
- 43 Hofeller, Refugee, 37.
- 44 Hofeller, Refugee, 35.
- 45 Laut einer von Rafael Trujillo gehaltenen Rede; gemeint ist Mr. Rosenzweig, der erste Siedler, der Sosúa verwaltete. Rosenzweig wurde auch als Senator für Puerto Plata in den Dominikanischen Kongress entsandt (und musste als Anhänger Trujillos fliehen, als dieser durch ein Attentat ums Leben kam). Protokoll eines Empfangs zu Ehren Rafael Trujillos im Lotos Club, NY, am 27. Feb. 1953, in: Administration: Reports (Sosua) 1948-1956 from DORSA file #45.
- 46 Berghahn, German-Jewish Refugees, 142.
- 47 Ascher, Bridenthal, Grossmann, Kaplan, Fragments, 180, 182, 185-186.
- 48 Gans, Toward a Reconciliation of »Assimilation« and »Pluralism«.
- 49 Hofeller, Refugee, 37.
- 50 Sela-Sheffy, Integration through Distinction.
- 51 Spiegel Online, Panorama, 26. Dez. 2006. <http://www.spiegel.de/panorama/zeitgeschichte/0,1518,456564,00.html> (Zugriff: 28.10.2009).
- 52 Kätsch, Sosua, 240-241. Ein dominikanisches Gesetz von 1940 gewährte allen Kindern, ob unehelich oder nicht, die gleichen Rechte, sobald der Vater sie anerkannte. Die DORSA Sosúa schickte eine überarbeitete Liste der zwischen 1951 und 1961 geborenen Kinder an die Zentrale in New York, die alle unehelich Geborenen umfasste, da »ihre rechtliche Stellung [...] genau die gleiche ist wie wenn sie ehelich wären«. Sosúa: Vital Statistics 1951-1961, DORSA (New York) zitiert in: Kisch, Golden Cage, 101. Siehe auch: Henry, Strangers in Paradise, 39.
- 53 »Ein Rueckblick des kulturellen Lebens Sosuas gesehen von Klaus Rodewald«, 1941, in: Kätsch, Sosua, 81.
- 54 Kätsch, Sosua, 121.
- 55 Brief von Jacob Sondheimer, Sept. 14, 1941, Kaplans Sosua\Gerber file: IMG_0137 (Letter 9_14_41) and IMG 0138 (Letter 9_14_41p.2).
- 56 Kätsch, Sosua, 238.
- 57 Bauer, memoir, 36.
- 58 Walter E. Sondheimer, Notes concerning Sosua Settlement, July 1945, 38, in: Reports Sosua from DORSA #43. Sie sammelten 40 Dollar.
- 59 La Vega in »Ein Rueckblick des kulturellen Lebens Sosuas gesehen von Klaus Rodewald«, 1941, in: Kätsch, Sosua, 82. Dritter Platz in: Bericht von W.E. Sondheimer über Sosua [Datum müsste Ende 1943 sein], in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43.
- 60 Bericht von W.E. Sondheimer über Sosua [Datum müsste Ende 1943 sein], 6, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43.

- 61 Administration: Reports 1946-1947 from Dorsa file #44.
- 62 Wagner, memoir, 16, 18.
- 63 La Voz de Sosua, July 3, 1943, in: Kätsch, Sosua, 121.
- 64 La Voz de Sosua, July 3, 1943, in: Kätsch, Sosua, 121.
- 65 Mitteilungsblatt der Jüdischen Gemeinde Sosua, Feb. 27, 1945, in: Kätsch, Sosua, 135.
- 66 Memo von Mrs. Arons mit James Rosenberg, May 14, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5. Arons kam aus den Vereinigten Staaten, die im eigenen Land bei den Afro-Amerikanern Rassentrennung praktizierten – einschließlich denen, die in Europa gegen Hitler kämpften.
- 67 Brief von Eugene Rosen an James Rosenberg, July 24, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 68 Hexter im Protokoll der Jahresversammlung des Board of Directors of the American Jewish Joint Agricultural Corp., Dec. 30, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5. Einem anderen Bericht zufolge hat die Küche in Sosúa 25 Siedler und zehn bis zwölf Dominikaner beschäftigt, die Wäscherei beschäftigte ausschließlich Dominikaner und dominikanische Hilfskräfte haben auch in den Werkstätten gearbeitet. Siehe: Brief von Arons an Reyher, March 9, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 69 Draft Report, August 11, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 70 David Stern Report, July-August 1944, 26, in: Administration: Reports 1940-1945 from DORSA file #43.
- 71 Hexter im Protokoll der Jahresversammlung des Board of Directors of the American Jewish Joint Agricultural Corp., Dec. 30, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 72 Protokoll der in Dr. Hexters Wohnung abgehaltenen Sitzung, 12. Feb. 1945, und 14. Feb. 1945, 3-4, in: Administration: General Sept. 1944-1945 from DORSA file #6.
- 73 Symanski und Burley, The Jewish Colony, 367.
- 74 Sosua, Film von Taub und Kafka im USHMM.
- 75 Walter E. Sondheimer, Notes concerning Sosua Settlement, July 1945, 22, in: Reports Sosua from DORSA file #43.
- 76 Symanski and Burley, »Comment in Reply«, 184.
- 77 Gästehaus in: Bericht von W.E. Sondheimer über Sosua [Datum müsste Ende 1943 sein], 3, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43. Die restlichen Betriebe in: Report on Sosua Settlement, July '44, by Walter E. Sondheimer in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA #43.
- 78 Report of Agriculture Dept. Sosua Settlement by Edwin Anderson, Oct. 31, 1942, 5, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA #43.
- 79 Brookings Institution, Refugee Settlement, 391.
- 80 Brookings Institution, Refugee Settlement, 394.
- 81 Bericht von W.E. Sondheimer über Sosua [Datum müsste Ende 1943 sein], 9, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43.
- 82 Bericht von W.E. Sondheimer über Sosua [Datum müsste Ende 1943 sein], 9, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43.

- 83 Sie trugen ein Lied vor, das ihre Sorgen artikuliert: »Riesenmengen werden exportiert / stellns sich vor, was da der Joint an Geld ver-dient.« Kaplan, May 22, 2006, IndustrieAusstellung.1-0057 und IndustrieAusstellung.2-0058.
- 84 Zusammenfassung von Dr. Baums Bericht über Batey, Sept. 16, 1944, in: Administration: General Sept. 1944-1945 from DORSA file #6; Protokoll der in Dr. Hexters Wohnung abgehaltenen Sitzungen, 12. Feb. 1945 und 14. Feb. 1945, 3-4, in: Administration: General Sept. 1944-1945 from DORSA file #6.
- 85 Memo, August 8, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5. Das *colmado*-Gewerbe startete Anfang 1942.
- 86 Brookings Institution, Refugee Settlement, 134, 396.
- 87 Brookings Institution, Refugee Settlement, 396-397.
- 88 Walter E. Sondheimer, Notes concerning Sosua Settlement, July 1945, 34-35, in Reports Sosua from DORSA file #43.
- 89 USHMM Oral-history-Interview mit Martha Bauer, RG-50.166*0003, USHMM.
- 90 Brookings Institution, Refugee Settlement, 295.
- 91 Report on the Health Survey in Sosua, Dez. 1942 von I.J. Kligler und Helen Kligler, 7, 12, in: Reports Sosua 1940-1943 from DORSA #43. Warum gerade Bombita? Es gab dort zahlreiche nicht wieder aufgefüllte Löcher von Baumbe-seitigungen, die sich mit Wasser füllten, wo dann Moskitos brüteten.
- 92 Report on the Health Survey in Sosua, Dez. 1942 von I.J. Kligler und Helen Kligler, 24, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA #43.
- 93 Klinger, Report of the Medical Department, 20, Sosúa-Archiv.
- 94 Grossmann: Jews, Germans, and Allies. In der Siedlung gab es zwischen 1940 und Dezember 1960 130 Geburten. Memo an Messrs. Hexter, Kahn, Pilpel, Straus von Ruby Moses, May 12, 1950; Vital Statistics, September 1952, und Vital Statistics, Sept.-December 1960 (vom 16. Jan. 1961), alle in: Administration Reports, Vital Statistics, DORSA, #47.
- 95 Hans Broch, Report on the children who were born in Sosúa Settlement, 1. So-súa-Archiv. Drei davon starben als Säuglinge. Anzahl der Paare in: Brookings Institution, Refugee Settlement, 296.
- 96 Klinger, Report of the Medical Department, 20, Sosúa-Archiv.
- 97 Klinger, Report of the Medical Department, 9, Sosúa-Archiv.
- 98 Bauer memoir, 38.
- 99 La Información, #8383 (25. Nov. 1940), 8.
- 100 J.T.A. Correspondent Visits Sosua, March 22-April 6, 1940, in: Arthur Lamport Collection, RG687, YIVO.
- 101 Bericht vom 9. Nov. 1943, von Reid (?), fünf Seiten Durchschläge in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 102 Bericht von David Stern an Director und Officers des Agro-Joint, 27. Dez. 1944, in: Administration: General 1944-1945 from DORSA file #6.
- 103 Interview mit Ernest Weinberg, New York, 25. März 2006.
- 104 Siehe auch: Grossmann, Jews, Germans, and Allies, Kap. 4-5.
- 105 Klinger, Report of the Medical Department, 19, und Broch, Report on the children who were born in Sosúa Settlement, beide im Sosúa-Archiv.
- 106 Bulletin, 1. Aug. 1941, wiedergegeben in: Kättsch, Sosua, 57.

- 107 Interview mit Ernest Weinberg, 25. März 2006, und Memoir von Grete Neumann-Burg, Kaplan, May 24, 2006, BurgMEM4.
- 108 Kisch, Golden Cage, 105.
- 109 Luis Hess, »La Historia de la Escuela Cristóbal Colón«, Kaplan, May 22, 2006, school history und school history2.
- 110 Bericht von W.E. Sondheimer über Sosua [Datum müsste Ende 1943 sein], 5, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43.
- 111 Bericht über Sosua Settlement für das Jahr 1951, in: Reports Sosua 1948-1956 from DORSA file #45.
- 112 Hess berichtete, dass 1975 achtzig Kinder in der Schule unterrichtet wurden; im Jahr 2000 besuchten etwa 600 Kinder die stark vergrößerte Einrichtung. »La Historia de la Escuela Cristóbal Colón«, Kaplan, May 22, 2006: school history2.
- 113 Walter E. Sondheimer, Notes concerning Sosua Settlement, July 1945, 35, in: Reports Sosua from DORSA #43. Statistik aus Protokoll der Sitzung des DORSA Executive Committee im JDC Büro, Oct. 16, 1945, in: Administration: General Sept. 1944-1945 from DORSA file #6.
- 114 Brief Information on Sosua Settlement, July 1955, in: Administration Reports 1948-1956 from DORSA file #45.
- 115 Bauer, memoir, 38.
- 116 Bericht von Solomon Arons Re: 2 ½ years construction work in Sosua, Oct. 15, 1942, in: Reports Sosua, DORSA file #43.
- 117 Bericht von Solomon Arons Re: 2 ½ years construction work in Sosua, Oct. 15, 1942, in: Reports Sosua, DORSA file #43.
- 118 Teller, Bericht, 6.
- 119 Teller, Bericht, 12.
- 120 Memo an Mr. Bein von FD, Feb. 6, 1942, Kaplan, May 29, 2006: IMG 0661 (Katz Group Flooding). Siehe auch: IMG 0659 (Katz Group.2), 0660 (Katz Group), 0663 (Katz Group Problems).
- 121 Kaplan, May 29, 2006: IMG 0665 (Katz Group Problems.3), 0666 (Katz Group Problems.4).
- 122 Kaplan, May 29, 2006: IMG 0664 (Katz Group Problems.2).
- 123 Kaplan, May 29, 2006: IMG 0668 (Katz Group Problems.4.p.2, Sept. 9, 1942).
- 124 Bauer, memoir, 35.
- 125 Bauer, memoir, 36.
- 126 Kaplan, May 25, 2006, KochNewsletter9a.
- 127 »Notizen des Purchasing Dept«, in: El Boletín, March 15, 1942, in: Kättsch, Sosua, 90-91.
- 128 David Stern Report, July-August 1944, 23-26, in: Administration: Reports 1940-1945 from DORSA file #43.
- 129 Memo August 8, 1943, in: Reports and Letters 1943, from DORSA file #5.
- 130 Die Sosúaner meldeten dies als 1240 000 Pfund Milch.
- 131 Bericht von W.E. Sondheimer über Sosua [Datum müsste Ende 1943 sein], 7, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43. Die Sosua-Zeitung prahlte damit, dass die Milchproduzenten an einem Tag, dem 10. April 1943, den Rekord von 1964 Litern Milch geschafft hatten (3,556 Pfund Milch). La Voz de Sosua, May 16, 1943, in: Kättsch, Sosua, 114.

- 132 Bericht von W.E. Sondheimer über Sosua [Datum müsste Ende 1943 sein], 7, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43.
- 133 David Stern Report, July-August 1944, 33, in Administration: Reports 1940-1945 from DORSA file #43.
- 134 Brookings Institution, Refugee Settlement, 171-172.
- 135 Mitte 1943 hielten die Sosúaner 1000 Kühe, 600 Färsen und einige Stiere, dazu etwa 500 Schweine. Report of Executive Secretary to Chair and Board of Directors of DORSA, May 5, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 136 Report of Agriculture Dept. Sosua Settlement by Edwin Anderson, Oct. 31, 1942, 5 in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43.
- 137 Brief aus Sosua an Bein in New York, Feb. 11, 1945, in Administration: General Sept. 1944-1945 from DORSA file #6.
- 138 Memo August 8, 1943, in: Reports and Letters 1943, from DORSA file #5.
- 139 David Stern Report, July-August 1944, 23-26, in: Administration: Reports 1940-1945 from DORSA file #43. Siehe auch: Versammlung mit den Heimstätten-Siedlern, einberufen von der Administration am Montag, den 3. April 1944, 15, in: Administration: General Settlers' Council from DORSA file #11A.
- 140 David Stern Report, July-August 1944, 23-26, in: Administration: Reports 1940-1945 from DORSA file #43.
- 141 Zusammenfassung von Dr. Baums Bericht über Batey, 16. Sept. 1944, in: Administration: General Sept. 1944-1945 from DORSA file #6; siehe auch: David Stern Report, July-August 1944, 11, in Administration: Reports 1940-1945 from DORSA file #43.
- 142 Unger, memoir.
- 143 Bauer, memoir, 33.
- 144 Bericht von Frederick Perlstein beim Board of Directors' Meeting of the DORSA, Nov. 26, 1940, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43.
- 145 Brookings Institution, Refugee Settlement, 89-90, 132, 192.
- 146 E-Mail von Miriam (Sondheimer) Gerber an Marion Kaplan, 14. Juni 2007 (im Besitz der Autorin).
- 147 Bourdieu, Die feinen Unterschiede.
- 148 Hofeller, Timetable to Nowhere, 23.
- 149 Interview mit Ernest Weinberg, 25. März 2006.
- 150 Interview mit Ernest Weinberg, 25. März 2006.
- 151 Report on the Health Survey in Sosua, Dez. 1942 von I.J. Kligler und Helen Kligler, 20-22, in: Reports Sosua 1940-1943 from DORSA file #43.
- 152 Helman, European Jews in the levant heat, 76, auch 75-81.
- 153 Report on the Health Survey in Sosua, Dez. 1942 von I.J. Kligler und Helen Kligler, 20-22, in: Reports Sosua 1940-1943 from DORSA file #43.
- 154 Report on the Health Survey in Sosua, Dez. 1942 von I.J. Kligler und Helen Kligler, 12, 20, in: Reports Sosua 1940-1943 from DORSA file #43.
- 155 Bericht von W.E. Sondheimer über Sosua [Datum müsste Ende 1943 sein], 7, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43.
- 156 Bericht von Frederick Perlstein beim Board of Directors' Meeting of the DORSA, Nov. 26, 1940, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43.
- 157 Brief von Joseph Rosen an James N. Rosenberg, zitiert in Rosens Brief an das

- American Jewish Congress Bulletin, zwischen 15. Jan. und 1. März 1943, Anhang zu J.N. Rosenbergs Antwort an Rosen vom 1. März 1943, in: DORSA file #46, »Brookings«.
- 158 Syrkin, Rebirth in San Domingo? 59.
- 159 Ernst Lothar Deutsch (später Ernesto Lothar) organisierte 1941 eine Foto-Ausstellung: »Ein Rueckblick des kulturellen Lebens Sosuas gesehen von Klaus Rodewald«, 1941, in: Kätsch, Sosua, 82, 89.
- 160 Die Sosua-Ausstellung wurde in El Boletin, 15. März 1942, angekündigt, in: Kätsch, Sosua, 89. Vela Zanetti siegte 1952 in einer internationalen Ausschreibung für ein Wandgemälde für die Vereinten Nationen über das Thema Frieden.
- 161 Siehe auch: Spitzer, Hotel Bolivia, zur europäischen Kultur bei den dortigen Flüchtlingen, sowie Kranzler, Japanese, Nazis and Jews zu »Klein-Wien« mit seinen Cafés im Hongkew-Viertel von Shanghai.
- 162 Bauer, memoir, 38.
- 163 Brief von Bein an Arons, Aug. 23, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 164 Kaplan, May 22, 2006, IndustrieAusstellung.1-0057 und IndustrieAusstellung.2-0058.
- 165 »Ein Rueckblick des kulturellen Lebens Sosuas gesehen von Klaus Rodewald«, 1941, in: Kätsch, Sosua, 82.
- 166 Syrkin, Rebirth in San Domingo?, 59.
- 167 La Voz de Sosua, April 16, 1943, in: Kätsch, Sosua, 104.
- 168 Dies setzte sich bis mindestens 1950 fort: Prominente New Yorker schickten Bücher, 23 Kartons mit Schallplatten und sogar einen automatischen Plattenschwächer nach Sosua. Protokoll der Sitzung vom 31. Mai 1950, in: Administration: Annual Meeting, Correspondence from DORSA file #371.
- 169 Unger, memoir, 35. Im Jahr 1954 verfügte die Bücherei über 3000 Bücher und eine Schallplattensammlung. Klamka, Sosúa, 38.
- 170 Unger, memoir, 35.
- 171 Mitteilungsblatt der Jüdischen Gemeinde Sosua, 27. Feb. 1945, in Kätsch, Sosua, 136.
- 172 Zitiert in Martin Löw-Beer, From Nowhere to Israel and Back, 118.
- 173 Bericht von W.E. Sondheimer über Sosua [Datum müsste Ende 1943 sein], 6, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43.
- 174 »Am Telefon« in: La Voz de Sosua, May 16, 1943, in: Kätsch, Sosua, 114.
- 175 Dr. Max Bruck, »Kulturprobleme in Sosua«, La Voz de Sosua, June 2, 1943, in: Kätsch, Sosua, 116.
- 176 Mosse, The Secularization of Jewish Theology, 258.
- 177 Küche in: Dr. Kligler, Report on medical conditions in Sosua, Jan. 20, 1943, 14, in: Administration Minute Books, Dec. 1942-May 1943 from DORSA file #35C.
- 178 In DORSA-Unterlagen wird Fialla geführt als ehemaliger Buchhalter in Europa und im Lager in Sosúa beschäftigt. Liste liegt einem Brief von Solomon Arons an Moses Leavitt bei, Sept. 28, 1943, in: Administration Reports, Vital Statistics from DORSA file #47. Er unterschrieb mit »Dr.« in Briefen und Artikeln für die Sosúa-Zeitung, in: Kätsch, Sosua, 149, 15, 165, 167.

- 179 Brief an Miss Buchman (Joint) von anon., Feb. 10, 1941, Kaplan, May 28, 2006, *Relig MegillahHagaddab*; Brief von Schweitzer an Buchman, 13. März 1941, Kaplan, May 28, 2006, *ReligMegilloth*; Brief von Schweitzer an Buchman, 10. Sept. 1941, Kaplan, May 28, 2006 *ReligShofarBooks*.
- 180 Brief von Schweitzer an Miss Buchman, 11. Aug. 1941, Kaplan, May 28, 2006, *Religbooks 8_11_41*.
- 181 Denny Herzberg meint, es könnte vier Tora-Rollen gegeben haben. E-Mail vom 26 Juli 2007.
- 182 Herzberg, E-Mail vom 26. Juli 2007.
- 183 1943 in Bericht von W.E. Sondheimer über Sosua [Datum müsste Ende 1943 sein], 5, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43. Desgleichen nahmen ein paar fromme nicht-jüdische Angehörige an Gottesdiensten in Puerto Plata teil.
- 184 Laut Denny Herzberg war die Synagoge halbvoll, und es gab immer genug Männer für ein Minjan. E-Mail vom 26. Juli 2007.
- 185 Denny Herzberg, E-Mail vom 26. Juli 2007; Kaplan, May 25, 2006, Koch Newsletter9.
- 186 Seder in: Brief an Mr. Bein von Sondheimer, April 2, 1945, in: Administration: General Sept. 1944-1945 from DORSA file #6.
- 187 Mitteilungsblatt der Jüdischen Gemeinde, 29. Juni 1945, in: Kättsch, Sosua, 167.
- 188 Besprechung der Wirtschaftskommission am 21. Sept. 1944, in: Administration General, Economic Commission from DORSA file #11B.
- 189 Miriam Gerber und Denny Herzberg sind sich bezüglich Klingers einig. E-Mails von beiden, vom 26. Juli 2007.
- 190 Kaplan, May 25, 2006, SteinmetzCircumcision1., SteinmetzCircumcision2., SteinmetzCircumcision3.
- 191 Mitteilungsblatt der Jüdischen Gemeinde, 13. April 1945, in: Kättsch, Sosua, 149.
- 192 Von »Kaulenu« gab es drei Ausgaben zwischen Feb. und April 1945. Vom Mitteilungsblatt der Jüdischen Gemeinde gibt es neun Ausgaben in Kättsch, Sosua, 135-167.
- 193 Mitteilungsblatt der Jüdischen Gemeinde, No. 7 (ohne Datum) in: Kättsch, Sosua, 163. Es war ein Betrag von 242,60 Dollar.
- 194 Kaplan, May 24, 2006, BurgMEM3.
- 195 Preis für Pferd und Monateinkommen in: Bauer, memoir, 33.
- 196 Report on Animal Husbandry [June 1940 to Oct. 1942], 4, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43.
- 197 Im April 1943 kritisierte Joseph Rosen sogar die wichtigste Zeitung in Sosúa, weil sie wieder ausschließlich auf Deutsch erschien. Brief von Rosen an Reyher, April 19, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5. Siehe auch: Memo von Reyher an Rosenberg und Hexter am 17. Mai 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 198 Kaplan, May 25, 2006, KochNewsletter1.
- 199 Kaplan, May 25, 2006, KochNewsletter10.
- 200 Komponiert von Peretz Sandler nach dem Buch von Moshe Schorr. Kaplan, May 22, 2006, What is a Coop3.memeo '42.7.

- 201 Zitronengras fand – wie heute – in Kosmetika und Parfüm, außerdem bei der Zubereitung von Speisen und als Tee Verwendung.
- 202 Syrkin, Rebirth in San Domingo? 59.
- 203 Kaplan, May 22, 2006, mimeo 42.12.
- 204 Protokoll der Jahresversammlung der Anteilseigner der DORSA, 8-9, 6. Mai 1943, in: Administration Minute Books, Dec. 1942-May 1943 from DORSA file #35C.
- 205 Protokoll der Jahresversammlung der Anteilseigner der DORSA, 8-9, May 6, 1943, in: Administration Minute Books, Dec. 1942- May 1943 from DORSA file #35C.

6 Probleme im Paradies

- 1 Segal, *Other People's Houses*, 193.
- 2 Äußerungen von Mr. Arons, handschriftlich notiert von James Rosenberg, Sept. 8, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 3 Joseph Rosen, aus dem Nachdruck der Survey Graphics, Sept. 1941, 4, in: Joint Printed materials folder, Miscellaneous Pictures and Papers from DORSA box 7.
- 4 USHMM Oral-History-Interview mit Felix Bauer. RG-50.166*0002.
- 5 Bericht von Reyher an Hexter, June 18, 1943, 8, in: Immigration. 1942-1944 from DORSA file #50a.
- 6 Joseph Rosen, aus dem Reprint der Survey Graphics, Sept. 1941, 4, in: Joint Printed materials folder, Miscellaneous Pictures and Papers from DORSA box 7.
- 7 Protokoll der Sitzung des Executive Committee of DORSA, Jan. 20, 1944, 4-5, from DORSA file #5. Zu dem, was dieser Ausschuss höchstwahrscheinlich wusste siehe: Diner, Fitting Memorial.
- 8 Kätsch, Sosua, 196, 240.
- 9 Interview mit Mr. und Mrs. Trone in Bulletin, 1. August 1941, in: Kätsch, Sosua, 58.
- 10 Eine »Siedler-Einheit« war entweder ein »Familienoberhaupt mit Frau und abhängigen Kindern« oder ein »unverheiratetes, erwachsenes, potentielles Familienoberhaupt«. Brookings Institution, Refugee Settlement, 326 Anm. 25.
- 11 James Rosenberg Brief an Sir Herbert Emerson, Feb. 6, 1941, from DORSA Files N.Y., zitiert in Kisch, Golden Cage. Das Thema »Nagelpflege« tauchte nochmals auf in einem Brief von Mr. Hyman (Exec. Vice Chairman der DORSA) an eine Miss Margolis in Shanghai, 16. July 1941, in: Immigration 1941 from DORSA file #50.
- 12 Segal, *Other People's Houses*, 193.
- 13 Brookings Institution, Refugee Settlement, 286-287, 296.
- 14 Report on the Health Survey in Sosua, Dec. 1942, by I.J. Kligler and Helen Kligler in: Reports Sosua 1940-1945, DORSA #43.
- 15 Statistik im Brief an Miss Dorothy Wheelock, Assoc. Ed., Harper's Bazaar, von William Bein, April 27, 1944 in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43.

- 16 Bericht über Besuch in Sosua von David Stern, August 1944, 11, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43.
- 17 Brief von Rosenberg an Hyman, July 10, 1941, in: Immigration 1941 from DORSA file #50.
- 18 Brief von Laura Margolis (Shanghai) an Hyman, August 7, 1941, in: Immigration 1941 from DORSA file #50.
- 19 Kaplan, Der Mut zum Überleben, 203-206, zu Palästina und zu der Entscheidung, bei den Eltern zu bleiben.
- 20 Bulletin: Veröffentlichung durch das Committee of Education and Recreation, July 16, 1941, in: Kättsch, Sosua, 59.
- 21 Bericht von David Stern an Maurice Hexter, July 31, 1944 in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 22 Interview mit Luis Hess, 25. Mai 2006.
- 23 Spiegel Online, Panorama, 26. Dez. 2006. <http://www.spiegel.de/panorama/zeitgeschichte/0,1518,456564,00.html> (Zugriff: 28.10.2009).
- 24 Laut der offiziellen, vom Research Dept. des Joint vorgelegten Statistik heirateten neun »in der Dominikanischen Republik geborene« Frauen Angehörige der Siedlung. Memo vom 28. Okt. 1947 des Research Dept. an Robert Pilpel, in: Administration Report, Vital Statistics, DORSA #47. Die in Kisch geschätzten zwanzig umfassen wohl auch Paare, die nicht wirklich verheiratet waren. Golden Cage, 101.
- 25 Symanski und Burley, The Jewish Colony of Sosua, 373.
- 26 »Sosua: Vital Statistics 1951-1961«, DORSA, NY, zitiert in Kisch, Golden Cage, 101.
- 27 Bericht von W.E. Sondheimer über Sosua [Datum müsste Ende 1943 sein], 4, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43.
- 28 In einem Interview mit mir erwähnte Mr. Hess, dass die Siedler sehr freundlich zu seiner Frau waren. Mai 2005, Interview. Klamka schreibt ebenfalls: »Es dauerte nicht lange, [...] bis die dominikanischen Ehefrauen von den Siedlern akzeptiert wurden.« Klamka, Sosúa, 25. Siehe auch: Kättsch, Sosua, 249, 268, bzgl. positiver Eindrücke.
- 29 Sosua, Film von Taub und Kafka im USHMM.
- 30 Hofeller, Refugee, 36.
- 31 Bericht über Mrs. Arons' Beobachtungen in Memo von Mrs. Reyher an Mr. Rosenberg und Dr. Hexter, May 18, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5. Vgl. auch Arons' Sorge wegen der Enttäuschung der dominikanischen Regierung bezgl. Mischehen in: Äußerungen von Mr. Arons, handschriftlich notiert von James Rosenberg, Sept. 8, 1943, 1, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 32 Kättsch, Sosua, 249.
- 33 »Notizen des Medical Department«, in: El Boletin, March 15, 1942, in: Kättsch, Sosua, 89.
- 34 Report on the Health Survey in Sosua, Dec. 1942, by I.J. Kligler and Helen Kligler, in: Reports Sosua 1940-1945, from DORSA file #43.
- 35 Kättsch, Sosua, 19.
- 36 Hofeller, Refugee, 36.

- 37 Kättsch, Sosua, 250.
- 38 Henry, Strangers in Paradise, 39.
- 39 Grete Neumann-Burg, memoir, Kaplan, May 24, 2006, BurgMEM6.
- 40 Sondheimer-Tagebuch in: Kaplan, Sondheimer, Miriam, IMG_0096.
- 41 Bauer, memoir, 36.
- 42 Bauer, memoir, 37.
- 43 Teller, Bericht, 4.
- 44 Hofeller, Refugee, 46.
- 45 Mit der Autorin geteilte persönliche Erinnerung, 2007.
- 46 Memo von Mrs. Arons mit James Rosenberg, May 14, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 47 Brief von Rosen an Rosenberg, April 10, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 48 Spiegel Online, Panorama, 26. Dez. 2006. <http://www.spiegel.de/panorama/zeitgeschichte/0,1518,456564,00.html> (Zugriff: 28.10.2009).
- 49 La Información, #8378 (Nov. 19, 1940), 5; #8401 (Dec. 16, 1940), 5.
- 50 Er erfuhr, dass das Hospital 8265 dominikanische Fälle und 5542 Flüchtlingsfälle gesehen und behandelt hatte. Zusammenfassung zweier vorläufiger Berichte vom 31. Juli und 7. August 1944, in DORSA file #5 (der Bericht listet die Patienten des Vorjahres auf.)
- 51 Zusammenfassung zweier vorläufiger Berichte vom 31. Juli und 7. August 1944, in DORSA file #5 (der Bericht listet die Patienten des Vorjahres auf.)
- 52 Peña Battles Besuch in Brief an Arons von Bein und Sondheimer, August 22, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 53 Executive-Committee-Protokoll, April 1944 (aus Hexters Bericht), from DORSA file #5.
- 54 Hofeller, Timetable to Nowhere, 34.
- 55 Kisch, Golden Cage, 108.
- 56 Hofeller, Refugee, 31.
- 57 Bei den beiden handelte es sich um das Centro Israelita und das Parroquia Israelita. Sie schlossen sich am 30. Juni 1940 zusammen. Kaplan, May 28, 2006, RELIGcongs.
- 58 Danke an Denny Herzberg, E-Mail, 26. Juli 2007, und an Ernest Weinberg, E-Mail, 27. Juli 2007.
- 59 Brief von William Bein an Walter Sondheimer und Walter Baum, April 26, 1945, in: Administration: General 1944-1945 from DORSA file #6.
- 60 Mitteilungsblatt der Jüdischen Gemeinde, Nr. 7 (ohne Datum), in: Kättsch, Sosua, 164.
- 61 Walter E. Sondheimer, Notes concerning Sosua Settlement, July 1945, 38, in: Reports Sosua from DORSA file #43. An Sonntagen geöffnet, in: Protokoll der Sitzung in Dr. Hexters Wohnung, 12. Feb. 1945 und 14. Feb. 1945, in: Administration: General Sept. 1944-1945 from DORSA file #6.
- 62 Mitteilungsblatt der Jüdischen Gemeinde, 13. April 1945, in: Kättsch, Sosua, 148.
- 63 Hofeller, Refugee, 37.
- 64 Henry, Strangers in Paradise, 16.
- 65 Henry, Strangers in Paradise, 39.

- 66 Dr. Max Bruck, »Kulturprobleme in Sosua«, in: La Voz de Sosua, June 2, 1943, in: Kättsch, Sosua, 116.
- 67 Bulletin, 16. Juli 1941, wiedergegeben in: Kättsch, Sosua, 52.
- 68 Dazu gehörten: 248 Deutsche, 239 Österreicher, 58 aus Polen, Russland oder Litauen, 23 aus der Tschechoslowakei, 17 aus Luxemburg, 15 aus Ungarn, fünf oder weniger aus Belgien, Frankreich, Italien, Portugal und Rumänien. Diese Statistik vom 28. Oktober 1947 stammt vom Research Department des Joint in New York und wurde an Robert Pilpel (Secretary of the Latin American Committee of the Joint sowie Secretary of the Agro-Joint) geschickt. Aber wie andere Statistiken über Sosúa ist sie vielleicht nicht ganz richtig, sowohl was die Zahlen, als auch was die Länder betrifft. Ich vermute, dass z. B. die vier aus der Schweiz nicht dort geboren, sondern aus Mitteleuropa dorthin gezogen waren. DORSA file #47. Außerdem sind es nach dieser Statistik insgesamt 605, wohingegen andere Archivangaben von insgesamt über 700 Einwohnern zum einen oder anderen Zeitpunkt sprechen.
- 69 Kättsch, Sosua, 20.
- 70 Henry, Strangers in Paradise, 40.
- 71 Joseph Rosen, aus dem Nachdruck der Survey Graphics, Sept. 1941, 4, in: Joint Printed materials folder, Miscellaneous Pictures and Papers from DORSA box 7.
- 72 Zum Beispiel trauten die jüdischen Verwaltungsleute in Argentinien ihren Schützlingen nicht über den Weg. Umgekehrt hielten die Empfänger der Hilfsmaßnahmen die Verwalter für unsensibel, inkompetent und grob. Laikin Elkin, Jews of the Latin American Republics, 134-135.
- 73 Brookings Institution, Refugee Settlement, 339.
- 74 Brookings Institution, Refugee Settlement, 293.
- 75 Bericht des Agricultural Dept. Sosua Settlement, von Edwin Anderson, Oct. 31, 1942, 9, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA #43.
- 76 Bericht des Agricultural Dept. Sosua Settlement, von Edwin Anderson, Oct. 31, 1942, 9, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA #43.
- 77 Brief von Eugene Rosen an James Rosenberg, July 24, 1943, in: Reports and Letter 1943 from DORSA file #5.
- 78 Brief von David Stern an Hexter, July 19, 1944 in: Reports and Letters 1943, from DORSA file #5.
- 79 Brookings Institution, Refugee Settlement, 321.
- 80 Brief von Arons an Reyher, May 3, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 81 Äußerungen von Mr. Arons, handschriftlich notiert von James Rosenberg, Sept. 8, 1943, 1, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 82 Brookings Institution, Refugee Settlement, 323.
- 83 52 Familien (siebzig Personen) waren bis Ende 1943 weggezogen. Siehe: Bericht von W.E. Sondheimer über Sosua, 9, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43. Bis April 1944 waren 70 Familien (100 Personen) aus Sosúa weggegangen, von denen 18 Familien (30 Personen) auch die Insel verließen. Brief an Miss Dorothy Wheelock, Assoc. Ed., Harper's Bazaar, von William Bein, Apr. 27, 1944, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA #43. Die dominikanische Regierung akzeptierte diese Umsiedlungen bald und willigte 1944 sogar ein, einer An-

- zahl von Leuten bei ihrem Wegzug von Batey zu helfen. Aber finanziell blieb die DORSA für sie verantwortlich. Protokoll der Sitzung des Executive Committee of DORSA, 20. Jan. 1944 from DORSA file #5.
- 84 Hofeller, Refugee, 48.
- 85 Unger, memoir, 34.
- 86 Barbara Bandler Steinmetz fand einen Brief an ihren Vater mit der Adresse »Jarabacoa Convalescent Home«, was es ihrer Meinung nach der DORSA möglich machte, das kleine Hotel zu subventionieren. Brief vom 27. April 1990, in: Kaplan, May 25, 2006, SteinmetzLetter.
- 87 Vor Dez. 1944 gingen 31 Personen in die USA, 12 nach Kuba, und 3 nach Kanada und anderswohin. Siedler für andere Länder bis 31. Dez. 1944 und Siedler für die USA bis 31. Dez. 1944, in: Administration Reports Vital Statistics from DORSA file #47. Kuba war Reiseziel, weil die USA monatlich 100 Flüchtlinge von dort aufnahmen. Äußerungen von Mr. Arons, handschriftlich notiert von James Rosenberg, Sept. 8, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 88 Memo von Reyher an Rosenberg und Hexter, 10. Mai 1943.
- 89 Sosua Today: Vital Statistics, in: Administration: Reports 1946-1947 from DORSA file #44.
- 90 Äußerungen von Mrs. Arons (ihren Mann zitierend), handschriftlich notiert von Mr. Rosenberg, Sept. 8, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 91 Anderson zitiert von Reyher in Memo an Rosenberg und Hexter, Feb. 27, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 92 Bericht des Agriculture Dept. Sosua Settlement, von Edwin Anderson, Oct. 31, 1942, in: Reports 1940-1945 from DORSA file #43.
- 93 Bericht des Agricultural Dept. Sosua Settlement, von Edwin Anderson, Oct. 31, 1942, 9, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA #43.
- 94 Äußerungen von Mr. Arons, handschriftlich notiert von James Rosenberg, Sept. 8, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 95 Brief von Eugene Rosen an James Rosenberg, July 24, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 96 Äußerungen von Mr. Arons, handschriftlich notiert von James Rosenberg, Sept. 8, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 97 Paul Cohnen-Interview, 2006.
- 98 Kätsch, Sosua, 252.
- 99 Klamka, Sosúa, 21.
- 100 Brief/Petition des Settlers' Council an James Rosenberg, 3. Aug. 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 101 Brief von Sir Herbert Emerson (vom Intergovernmental Committee, London) an Myron Taylor, Nov. 1943, 2, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 102 Kaplan, May 25, 2006, Lothar Reporti. Siehe Kap. 5, Anm. 159.
- 103 Memo an »All Homesteaders, from: Mr. Solomon Arons, Resident Manager«, 3. März 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 104 Brief von Eugene Rosen an James Rosenberg, July 24, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.

- 105 Bericht vom 9. November 1943, von Reid (?) in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 106 Zitat Hexter im Protokoll der Jahresversammlung des Board of Directors of the American Jewish Joint Agricultural Corp., 30. Dez. 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 107 Siehe Kap. 5 oder Niederschrift Executive Committee of DORSA, July 15, 1943, in: Administration Minute Books, July 1, 1943-June 1947 from DORSA file #35D.
- 108 Brief von Joseph Rosen an Rosenberg, April 9, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 109 Brookings Institution, Refugee Settlement, 286.
- 110 Anderson tadelte die DORSA dafür, dass sie »zusah, wie das Schweitzer Regime seinen Amtsmissbrauch und seine Täuschungsmanöver fortsetzte«, in: »Report of Agricultural Dept. Sosua Settlement« an die DORSA (NY) vom 31. October 1942, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43.
- 111 Bzgl. Eugene siehe: Brief von Joseph Rosen an James Rosenberg, April 9, 1943 from DORSA File #5. Bzgl. Stern siehe: Brief von Stern an Mr. Rafael Paino Pichardo, Außenminister der Dominikanischen Republik, July 1, 1944, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 112 Klamka, Sosúa, 32.
- 113 Robert Wishnick, »Report to the DORSA Executive Committee on Robert Wishnick's Trip to the Dominican Republic, May 16-27 [1943]«, den Mitarbeitern am »M«-Project an der Johns Hopkins University zur Verfügung gestellt. Ms. 58, Milton S. Eisenhower Library, The Johns Hopkins University.
- 114 Walter E. Sondheimer, Notes concerning Sosua Settlement, July 1945, 3-4, in: Reports Sosua from DORSA #43.
- 115 Farmen in einem Moschaw im britischen Mandatsgebiet Palästina befanden sich in Privatbesitz, jedoch legte man Wert auf Gemeinschaftsarbeit. Der Anbau erfolgte in Eigenarbeit oder kooperativ, aber die Gewinne flossen in die Eigenversorgung. Auf diese Weise konnte ein Farmer andere überflügeln, je nachdem, wieviel Mühe er auf die Landarbeit verwendete.
- 116 Brief von Joseph Rosen an Mrs. Reyher, March 22, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 117 Brief von Eugene Rosen an Rosenberg, July 24, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 118 Brief von Joseph Rosen an Mrs. Reyher, April 19, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 119 Brief von Maurice Hexter an James Rosenberg, Feb. 16, 1944, from DORSA file #5.
- 120 Brief von S. Arons an Mrs. Reyher, Nov. 3, 1942, in: Administration, Personnel from DORSA #38.
- 121 Brief von Warren an Rosenberg, March 31, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 122 Brief von Reyher an Rosen, March 25, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 123 Brief von Solomon Arons, 22. März 1944, 4, bzgl. Sosua-Budget für 1944, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.

- 124 Zu diesem Zeitpunkt gab es nach Zählung der DORSA 466 Siedler. Bericht der Malaria-Experten, 26. April 1942, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43.
- 125 Offenbar war das der Höchststand an Verwaltungskosten der DORSA. Im Jahr 1962 waren nur noch zehn Personen bei der DORSA beschäftigt. Memo, July 24, 1962, in: Administration, Personnel from DORSA file #38.
- 126 Brief von Joseph Rosen an Reyher, Feb. 22, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 127 1944 verfügte Sosúa über zwanzig Brunnen (fünf durch Windmühlen, elf mit Strom und vier von Hand betrieben). David Stern Report, July-August 1944, 23-26, in: Administration: Reports 1940-1945 from DORSA file #43.
- 128 Report from Solomon Arons Re: 2 ½ years construction work in Sosua, Oct. 15, 1942, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43.
- 129 Versammlung mit den Heimstätten-Siedlern, einberufen von der Administration am Montag, den 3. April 1944, 4, 8, in: Administration: General Settlers' Council from DORSA file #11.
- 130 El Boletín (1944), in: Katsch, Sosua, 86-87.
- 131 »Notizen des Medical Department«, El Boletín, 15. März 1942, in: Katsch, Sosua, 90.
- 132 Sitzung der Colmadokommission am 5. Okt. 1944, in: Administration: General Colmado Commission from DORSA file #11C.
- 133 Sitzung am 26. Sept. 1944, in Administration: General Colmado Commission from DORSA file #11C.
- 134 Sitzung der Colmadokommission am 1. Okt. 1944, 9, in: Administration: General Colmado Commission from DORSA file #11C.
- 135 Sitzung der Colmadokommission am 17. Okt. 1944, in: Administration: General Colmado Commission from DORSA file #11C.
- 136 Sitzung der Colmadokommission am 13. Okt. 1944, 6, in: Administration: General Colmado Commission from DORSA #11C.
- 137 Brief von Arons an Reyher, March 9, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 138 Brief von Arons an Reyher, March 9, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 139 Robert Wishnick, »Report to the DORSA Executive Committee on Robert Wishnick's Trip to the Dominican Republic, May 16-27 [1943]«, den Mitarbeitern am »M«-Project an der Johns Hopkins University zur Verfügung gestellt. Ms. 58, Milton S. Eisenhower Library, The Johns Hopkins University.
- 140 Hexter, Schreiben an Falk, Feb. 16, 1944, from DORSA file #5. Diese Teilung wurde am 1. Nov. 1944 eingeführt. Siehe Memo von Robert Pilpel an Levy, etc., 23. Okt. 1945, in: Administration: General, September 1944-1945 from DORSA file #6. Zu diesem Zeitpunkt gab es in Batey ungefähr 300 Einwohner, von denen 100 Beschäftigung als Hilfsarbeiter in den dortigen Betrieben fanden.
- 141 1941-42 befanden sich nach Schätzung des American Jewish Yearbook 756 Juden im Land (einschließlich der geschätzten 400 in Sosúa). Das hieß, dass mindestens 300 Juden in der Hauptstadt wohnten. American Jewish Yearbook, Vol. 42 (1940-1941), 601; Vol. 43 (1941-1942), 335, 662.

- 142 Die Siedler gründeten zur selben Zeit drei Organisationen, um ihre Interessen gegenüber der DORSA zu vertreten: den Heimstättler-Rat, den Batey-Rat und den »Industrie«-Rat (der selbstständigen Handwerker), was gegenseitiges Misstrauen schaffte. Sondheimer Report, Kaplan, May 23, 2006, IMG_0151.
- 143 Memo von R.I. Wishnick an Agro-Joint und DORSA Executive Committee, Sept. 1944, in Administration: General, September 1944-1945 from DORSA file #6.
- 144 Zitat Hexter im Protokoll der Jahresversammlung des Board of Directors of the American Jewish Joint Agricultural Corp., 30. Dez. 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 145 Brief von Dr. Walter Baum an Mr. Hexter, Feb. 3, 1945, in Administration: General, September 1944-1945 from DORSA file #6.
- 146 Protokoll der Sitzung des Executive Committee of DORSA, Jan. 20, 1944, 4-5, from DORSA file #5.
- 147 Draft Report, August 11, 1943, in Reports and Letters 1943 from DORSA file #5.
- 148 Im Jahr 1943 erhielt ein in Batey lebendes verheiratetes Paar mit einem Kind 40 Dollar monatlichen Unterhalt, Heimstättler aber nur 30 Dollar, weil sie – zumindest theoretisch – ihr Einkommen durch ihren kleinen Garten und Kleinvieh aufbessern konnten. Draft Report, August 11, 1943, in: Reports and Letters 1943, from DORSA file #5.
- 149 David Stern Report, July-August 1944, 13-14, in Administration: Reports 1940-1945 from DORSA #43.
- 150 David Stern Report, July-August 1944, 15, in Administration: Reports 1940-1945 from DORSA #43.
- 151 David Stern Report, July-August 1944, 15, in Administration: Reports 1940-1945 from DORSA #43.
- 152 Mitteilungsblatt der Jüdischen Gemeinde, April 27, 1945, in: Kätisch, Sosua, 151.
- 153 Zusammenfassung zweier vorläufiger Berichte vom 31. Juli und 7. August 1944 von David Stern, from DORSA file #5. In Batey waren das 123 Männer, 70 Frauen, und 44 Kinder. Survey of Settlers Population of Sosua Settlement as per December 31, 1944, in: Administrative Reports, Vital Statistics from DORSA file #47.
- 154 Zusammenfassung zweier vorläufiger Berichte vom 31. Juli und 7. August 1944 von David Stern, from DORSA file #5.
- 155 Protokoll der Sitzung in Dr. Hexters Wohnung, 12. Feb. 1945 und 14. Feb. 1945, 5, in: Administration: General, Sept. 1944-1945 from DORSA file #6.
- 156 Klamka, Sosúa, 21.
- 157 Klamka, Sosúa, 21.
- 158 Protokoll der Sitzung des Executive Committee of DORSA, Jan. 20, 1944, 4-5 from DORSA file #5.
- 159 Hexter, Schreiben an Falk, Feb. 16, 1944 from DORSA file #5.

7 Gehen oder Bleiben

- 1 Protokoll der Sitzung des Executive Committee der DORSA, 5. Juli 1945, in: Administration: General, Sept. 1944-1945 from DORSA file #6.
- 2 Brief von William Bein an Hexter, Sept. 1, 1945, in: Administration: General Sept. 1944-1945 from DORSA file #6.
- 3 Für eine detailliertere Schilderung der Nachkriegszeit in Sosúa siehe: Wells, Tropical Zion.
- 4 Protokoll der Sitzung des DORSA Executive Committee im JDC Office, 16. Okt. 1945, in: Administration: General, Sept. 1944-1945 from DORSA file #6.
- 5 Gründung des Colmado, in: 8. Juni 1944, Protokoll des Exec. Com. of DORSA, in: Administration Minute Books, July 1, 1943-June 1947 from DORSA file #35D.
- 6 Walter E. Sondheimer, Notes concerning Sosua Settlement, July 1945, 30, in: Reports Sosua from DORSA file #43.
- 7 Walter E. Sondheimer, Notes concerning Sosua Settlement, July 1945, 30, in: Reports Sosua from DORSA file #43.
- 8 Brief von Stern an Hexter, November 26, 1945, in: Administration: General, Sept. 1944-1945 from DORSA file #6.
- 9 Ansprache von Walter Sondheimer bei der gemeinsamen Sitzung der Ausschüsse von JDC und DORSA, 16. Okt. 1945, in: Administration: General, Sept. 1944-1945 from DORSA file #6.
- 10 Brief (wahrscheinlich von einem Landwirtschaftsschüler) an Mrs. Hardisty (in England), June 22, 1944, in: Emigration: Letters 1944-1951 from DORSA file #48.
- 11 Protokoll der Sitzung des DORSA Executive Committee im JDC Office, 16. Okt. 1945, in: Administration: General, Sept. 1944-1945 from DORSA file #6.
- 12 Walter E. Sondheimer, Notes concerning Sosua Settlement, July 1945, 34-35, in: Reports Sosua from DORSA file #43.
- 13 Protokoll der Sitzung des DORSA Executive Committee im JDC Office, 16. Okt. 1945, in: Administration: General, Sept. 1944-1945 from DORSA file #6.
- 14 Brief von Stern an Hexter, November 26, 1945, in: Administration: General, Sept. 1944-1945 from DORSA file #6.
- 15 Für Beispiele siehe: Memo von Mrs. Reyher an Mr. Rosenberg, May 12, 1943, in: Reports and Letters 1943 from DORSA file #5; Protokoll der Sitzung des Dorsa Executive Committee, Oct 16, 1945, in: Administration: General, Sept. 1944-1945 from DORSA file #6; Walter Sondheimer, Notes concerning Sosua Settlement, July 1945, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43. 1950 betrug der Nettogewinn der Tourismusbranche 5486 Dollar, in: Report on Sosua Settlement for the Year 1951, in: Reports Sosua 1948-1956 from DORSA file #45.
- 16 Bericht von W.E. Sondheimer über Sosúa [Datum müsste Ende 1943 sein], 3, in: Reports Sosua 1940-1945 from DORSA file #43.
- 17 Protokoll der Sitzung vom 31. Mai 1950 und Protokoll vom 2. Okt., 6. Okt. und 11. Okt. 1950, beide in: Administration: Annual Meetings Correspondence from DORSA file #37a.
- 18 Brief von Walter Sondheimer an William Bein, May 20, 1945, und Brief von

- »Blackie« [Douglas Blackwood] an Bein, May 15, 1945, beide in: Administration: General, Sept. 1944-1945 from DORSA file #6.
- 19 Protokoll der Sitzung des DORSA Executive Committee im JDC Office, 16. Okt. 1945, in: Administration: General, Sept. 1944-1945 from DORSA file #6.
- 20 Brief von William Bein an die DORSA, October 1, 1945 in: Immigration: 1945-1946 from DORSA file #51.
- 21 Brief von William Bein an die DORSA, October 1, 1945, in: Immigration: 1945-1946 from DORSA file #51.
- 22 Protokoll der Sitzung des DORSA Executive Committee im JDC Office, 16. Okt. 1945, in: Administration: General, Sept. 1944-1945 from DORSA file #6.
- 23 Die Anzahl der Personen war von 450 auf 417 gesunken. Protokoll der Sitzung des DORSA Executive Committee im JDC Office, 16. Okt. 1945, in: Administration: General, Sept. 1944-1945 from DORSA file #6.
- 24 Mitteilungsblatt der Jüdischen Gemeinde, April 13, 1945, in: Kätsch, Sosua, 147.
- 25 Brief von William Bein an die DORSA, October 1, 1945, in: Immigration: 1945-1946 from DORSA file #51.
- 26 Brief von David Stern an Mrs. Moses, March 26, 1946 in: Immigration 1945-1946 from DORSA file #51.
- 27 Text der Ansprache von Walter Sondheimer bei der gemeinsamen Sitzung der Ausschüsse des JDC und der DORSA, 16. Okt. 1945, in: Administration: General, Sept. 1944-1945 from DORSA file #6.
- 28 Brief von Stern an Hexter, May 2, 1946, in: Immigration: 1945-1946 from DORSA file #51.
- 29 Brief von Stern an Mrs. Moses, July 17, 1946, in: Immigration: 1945-1946 from DORSA file #51.
- 30 Brief von Ruby Moses an Rita Stein (Joint), Sept. 25, 1946, in: Immigration: 1945-1946 from DORSA file #51.
- 31 Brief von Ruby Moses an Rita Stein (Joint), Sept. 25, 1946, in: Immigration: 1945-1946 from DORSA file #51.
- 32 Brief von James Rosenberg an Baerwald, Hexter, etc. vom 30. Nov. 1945, mit Zitat eines New York Times-Artikels: »Dominican Republic Renews Refugee Bid«, Nov. 24, 1945, in: Administration: General, Sept. 1944-1945 from DORSA file #6.
- H.H. Lopez Penha, Vorsitzender des Dominican Committee for Jewish Immigration, wiederholte diese Aufforderung in einem Brief vom 20. Dez. 1945 an E. M. Warburg, Präsident des Joint. Nach der Bemerkung, er habe kürzlich bei einem Besuch in den USA Gelegenheit gehabt, »die überreiche Fülle jüdischen Kapitals, das investiert werden könnte, zu registrieren«, drängte er darauf, dass man, statt weiterer Verpflichtungen des Joint, »jüdisches Kapital« in verschiedene dominikanische Gewerbebezüge investieren sollte. Diese Gewerbe würden dann »die Einwanderung jüdischer Familien garantieren«. Aus dem Spanischen übers. Brief, in: Administration: General, Sept. 1944-1945 from DORSA file #6. Lopez Penha mag über »jüdisches Kapital« geredet haben, ohne sich unwohl zu fühlen, weil er sich selbst als teilweise jüdisch betrachtete.
- 33 La Nación, 16. Dezember 1945, in: Immigration: 1945-1946 from DORSA file #51.

- 34 Brief von H.H. Lopez Penha, Vorsitzender des Dominican Committee for Jewish Immigration, an E.M. Warburg, Präsident des Joint, March 18, 1946 in: Immigration: 1945-1946 from DORSA file #51.
- 35 Brief von H.H. Lopez Penha, Vorsitzender des Dominican Committee for Jewish Immigration, an E.M. Warburg, Präsident des Joint, March 18, 1946, und Memo von Mrs. Moses und Mr. Bein an Maurice Hexter, Feb. 25, 1946, in: Immigration: 1945-1946 from DORSA file #51.
- 36 American Jewish Yearbook, Vol. 48 (1946/1947), 252.
- 37 American Jewish Congress Israel Goldstein Chapter, Commission on International Affairs, May 1960, Chicago Jewish Archives.
- 38 Hexter, Rede, Dec. 27-28, 1957 in: Organizations: Centro Israelita from DORSA file #57.
- 39 Brief von James Rosenberg an George Warren (US-Außenministerium), Nov. 27, 1957 in: Organizations: Centro Israelita from DORSA file #57.
- 40 Vital Statistics in Administration: Reports 1946-1947 from Dorsa file #44.
- 41 Heather Morgan, »Letter from Sosua: Refugees and Kin Clinging to an Island of Saved Souls«, in: The Forward, Vol. CVI, No. 31 (Dec. 13, 2002), 423; pg. 1.
- 42 Brief von Rosenberg an Pilpel, April 11, 1946, in: Immigration: 1945-1946 from DORSA file #51.
- 43 Brief von James Rosenberg an Edward Warburg, Jan. 14, 1946, in: Immigration: 1945-1946 from DORSA file #51. Die Fonds-Summe betrug zunächst 1000 Dollar, wurde aber bei einer Sitzung am 17. April auf 2000 Dollar erhöht. Brief von Pilpel an Mrs. Moses, April 24, 1946, in: Immigration: 1945-1946 from DORSA file #51.
- 44 Namen wurden über das Intergovernmental Committee an das Außenministerium weitergereicht. Memo von Mrs. Moses und Mr. Bein an Maurice Hexter, Feb. 25, 1946, in: Immigration: 1945-1946 from DORSA file #51.
- 45 Memo von Mrs. Moses an Maurice Hexter, Jan. 31, 1946, in: Immigration: 1945-1946 from DORSA file #51.
- 46 Brief von David Stern an Mrs. Moses, Sept. 17, 1946, in: Immigration: 1945-1946 from DORSA file #51, und Brief von Mrs. Moses an Robert Pilpel, Sept. 27, 1946, in: Immigration: 1945-1946 from DORSA file #51.
- 47 Brief von Moses an Pilpel, December 31, 1946, in: Immigration: 1945-1946 from DORSA file #51.
- 48 Brief von David Stern an Mrs. Moses, March 26, 1946, und Brief von Pilpel an Mrs. Moses, April 24, 1946, beide in: Immigration: 1945-1946 from DORSA file #51.
- 49 Bericht von Charles Jordan in Shanghai an JDC, NY vom 12. Dez. 1946, in: Immigration: 1945-1946 from DORSA file #51.
- 50 Brief von David Stern an Charles Jordan in Shanghai, Oct. 7, 1946, in: Immigration: 1945-1946 from DORSA file #51.
- 51 Siehe: Grossmann, Jews, Germans and Allies; Zalashik, Hahisroia shel Hapsychiatria sowie »Wiedergutmachung«; Doron, In the Best Interest of the Child.
- 52 Bericht von Charles Jordan in Shanghai an JDC, NY vom 12. Dez. 1946, in: Immigration: 1945-1946 from DORSA file #51.
- 53 Philip Skorneck, »Visits to Havana, Ciudad Trujillo, Sosua and Port-au-Prince«,

- October 22, 1948, in: Administration: Reports (Sosua) 1948-1956 from DORSA file #45.
- 54 Kätisch, Sosua, 170.
- 55 Philip Skorneck, »Visits to Havana, Ciudad Trujillo, Sosua and Port-au-Prince«, October 22, 1948, in: Administration: Reports (Sosua) 1948-1956 from DORSA file #45. Für spanische Unterlagen siehe: Sosua Today: Vital Statistics in Administration: Reports 1946-1947 from DORSA file #44.
- 56 Report on Sosua Settlement for 1949, in: Reports, Sosua 1948-1956 from DORSA file #45.
- 57 Report on Sosua Settlement for 1949, in: Reports, Sosua 1948-1956 from DORSA file #45.
- 58 Survey of Settlers Population of Sosua Settlement as per Dec. 31, 1944, in: Administration Reports, Vital Statistics from DORSA file #47.
- 59 Zahl für 31. Dez. 1945, in: William Bein, Information Concerning the Settlement in Sosua, Feb. 4, 1946, in: Immigration 1945-1946 from DORSA file #51.
- 60 Das umfasst Aus- und Einwanderung aus Schanghai. Vital Statistics, in: Administration: Reports 1946-1947 from DORSA file #44.
- 61 Memo von Ruby Moses an Hexter, Kahn, Pilpel, 12. Mai 1950, in: Administration Reports, Vital Statistics from DORSA file #47.
- 62 1951 und 1953 aus Herbert Matthews, »Dominican Haven for Jews Waning«, in: New York Times, March 29, 1953, 40.
- 63 Vital Statistics, in: Administration: Reports 1946-1947 from Dorsa file #44.
- 64 Kätisch gibt an: 159 Heimstättler im Jahr 1944, 200 im Jahr 1949 und dann 169 im Jahr 1952. Sosua, 169.
- 65 DORSA, Vital Statistics, Oct. 16, 1956, in: Administration Reports, Vital Statistics from DORSA file #47.
- 66 Kisch, Golden Cage, 115.
- 67 Hofeller, Timetable to Nowhere, 47. Diese Liste wurde 1986 erstellt.
- 68 Symanski und Burley, »The Jewish Colony«, 373.
- 69 Report on Sosua Settlement for the Year 1953, in: Reports, Sosua 1948-1956 from DORSA file #45. Klamka schrieb 1956, dass 200 Personen die dominikanische Staatsbürgerschaft annahmen, was zu hoch erscheint. Sosúa, 36.
- 70 Aus dem Bericht von 1953, 2, in: Reports Sosua, 1948-1956 from DORSA file #45.
- 71 Report on Sosua Settlement for the Year 1953, in: Reports, Sosua 1948-1956 from DORSA file #45. Protokoll der Jahresversammlung 1957 der Anteilseigner der DORSA, in: Miscellaneous Pictures and Papers from DORSA file #7.
- 72 Brief Information on Sosua Settlement, July 1955, in: Administration Reports, 1948-1956 from DORSA file #45.
- 73 Report on Sosua Settlement for the Year 1951, in: Reports, Sosua 1948-1956 from DORSA file #45.
- 74 Report on Sosua Settlement for the Year 1951, in: Reports, Sosua 1948-1956 from DORSA file #45. Gebühren wurden im Nov. 1946 eingeführt. Die DORSA übergab die ärztlichen Dienstleistungen an die Gemeinde Sosúa am 1. Juli 1947 (mit geringfügiger Beihilfe der DORSA bis Ende 1948). Sosua Today, 19, in: Administration Reports 1946-1947 from DORSA file #44.

- 75 Brief von James Rosenberg an George Warren (US-Außenministerium), Nov. 27, 1957, und Brief von Maurice Hexter an James Rosenberg, Feb. 5, 1958, beide in: Organizations: Centro Israelita from DORSA file #57.
- 76 Wagner, memoir, 20-21.
- 77 Protokoll der Sitzung bzgl. DORSA-Budget, 1 März 1960, in: Miscellaneous Pictures and Papers from DORSA file #7.
- 78 Brief von Pilpel an Mrs. Moses, Aug. 2, 1946, in: Immigration: 1945-1946 from DORSA file #51.
- 79 Brief von Pilpel an Bloomsbury House, London, July 25, 1946, in: Immigration: 1945-1946 from DORSA file #51. Brief von Stern an Mrs. Moses, July 17, 1946, in: Immigration: 1945-1946 from DORSA file #51.
- 80 Brief von Leon Falk an James Rosenberg, Oct. 15, 1945, in: Administration: General, Sept. 1944-1945 from DORSA file #6.
- 81 Loeb und Troper, CPA Report, Feb. 18, 1948, in: Administration Minute Books, March 1948-March 1951 from DORSA file #35E. Aufgeführt werden Kosten von 2827673 Dollar, von denen 1789687 Dollar »nicht wiederzubekommen« waren.
- 82 Protokoll der Jahresversammlung 1957 der Anteilseigner der DORSA, in: Miscellaneous Pictures and Papers from DORSA file #7.
- 83 Text der Ansprache von Walter Sondheimer bei der gemeinsamen Sitzung der Ausschüsse von JDC und DORSA, 16. Okt. 1945, in: Administration: General, Sept. 1944-1945 from DORSA file #6.
- 84 Brief von Rosenberg an Warburg, May 3, 1946, in: Immigration: 1945-1946 from DORSA file #51.
- 85 Brief von Rosenberg an Hexter und Warburg, May 23, 1946, in: Immigration: 1945-1946 from DORSA file #51.
- 86 La Nación, 4. Februar 1946, in: Immigration: 1945-1946 from DORSA file #51.
- 87 Memo von Pilpel bzgl. Sitzung im JDC-Büro in New York, 28. Dez. 1945, in: Immigration: 1945-1946 from DORSA file #51.
- 88 DORSA-Bericht, 15. Dez. 1948, zitiert in: Kisch, Golden Cage, 114.
- 89 »Tausende« erwähnt in Brief von Rosenberg an Hexter und Warburg, May 23, 1946, in: Immigration: 1945-1946 from DORSA file #51. Der Wunsch nach dominikanischen Visa wird in aufgeregten Briefwechseln in 1945 und 1946 erwähnt, in: Immigration: 1945-1946 from DORSA file #51.
- 90 Interview mit Rebecca Hourwich Reyher, 1973, mit freundlicher Genehmigung des Regional Oral History Office, University of California, Berkeley, Online Archive of California.
- 91 Brief von Solomon Arons, March 22, 1944, 4, bzgl. Sosua Budget für 1944, from DORSA file #5.
- 92 Mitteilungsblatt der Jüdischen Gemeinde, 17. Mai 1945, in: Kätsch, Sosua, 154.
- 93 Kaplan, May 24, 2006, BurgMEM6.
- 94 Richarz, Jüdisches Leben in Deutschland, 18.
- 95 Durch die Wiederauffüllung wuchsen die Siedlungen in den 1930er Jahren. Deikel-Chen, Farming the Red Land, 57-59.
- 96 Weissbach, Jewish Life.

- 97 Die Urbanisierung (allmählich in Suburbanisierung übergehend) setzte sich im 20. Jh. in allen westlichen jüdischen Gemeinden fort. Friesel, *Atlas of Modern Jewish History*, 14.
- 98 Neumann, *German Jews in Colombia, 189-206*.
- 99 Laikin Elkin, *Jews of the Latin American Republics*, 153.
- 100 Laikin Elkin, *Jews of the Latin American Republics*, 152.
- 101 Torres-Saillant und Hernández, *Dominican Americans*, 47, 53; Hernández, *Mobility*, 17. Darin legt die Autorin allerdings nahe, dass die Dominikaner nicht immer eine »bessere Zukunft« fanden.
- 102 Hernández, *Mobility*, 8-9.
- 103 Brookings, *Refugee Settlement*, 326, 329.
- 104 Brookings, *Refugee Settlement*, 332.
- 105 Brief von Rosen an Rosenberg, zitiert in Rosens Brief an das American Jewish Congress Bulletin zwischen 15. Jan. und 1. März 1943, beigelegt J.N. Rosenbergs Antwort an Rosen am 1. März 1943, from DORSA file on »Brookings«.
- 106 Interview mit der Autorin, 25. Mai 2006, in *Sosúa*.
- 107 Vgl. z. B.: Weissbach, *Jewish Life*, 84-85, 302.
- 108 Interview mit Ernest Weinberg, 25. März 2006.
- 109 USHMM Oral history-Interview mit Felix Bauer, RG-50.166*0002, und USHMM Oral history-Interview mit Martha Bauer RG-50.166*0003.
- 110 Stanley Walker, *The Journey Toward the Sunlight*, 110, zitiert in: Kisch, *Golden Cage*, 100.
- 111 Walter E. Sondheimer, *Notes concerning Sosua Settlement, July 1945*, 22, 29, 45, in: *Reports Sosua from DORSA #43*.
- 112 Walter E. Sondheimer, *Notes concerning Sosua Settlement, July 1945*, 43, 45, in: *Reports Sosua from DORSA #43*.
- 113 Brief von Walter Baum an James Rosenberg, Dec. 15, 1947, in: *Administration Minute Books, March 1948-March 1951 from DORSA file #35E*.
- 114 Brief von Walter Baum an James Rosenberg, Dec. 15, 1947, in: *Administration Minute Books, March 1948-March 1951 from DORSA file #35E*.
- 115 *Daily Mirror*, 5. Sept. 1947, in: *Administration: Publicity 1943-1967; 1970 from DORSA file #41*.
- 116 »Dominicans Thrive at Cost of Liberty«, *New York Times*, 8. März 1953, in *Administration: Publicity 1943-1967; 1970 from DORSA file #41*.
- 117 Brief von *Anon.* an Rosenberg, Feb. 23, 1950, in: *Administration: Publicity 1943-1967; 1970 from DORSA file #41*.
- 118 »Trujillo's Regime in 25th Year«, *New York Times*, Sept. 14, 1955, 18, und »Light on Dictatorships«, Leitartikel Sept. 15, 1955, 32; Hexter, Brief vom 15. Sept. 1955; Brief von Rosenzweig an Hexter, Sept. 29, 1955. Alle in: *Administration: Publicity 1943-1967; 1970 aus DORSA file #41*, die weiteres, an verschiedene New Yorker Zeitungen geschicktes Material enthält, in dem die dominikanische Regierung verteidigt wird. 1953 war die DORSA Gastgeberin eines Empfangs zu Ehren Trujillos [*Administration: Reports (Sosua) 1948-1956 from DORSA file #45*], und Rosenberg und Hexter widmeten Trujillo und der Dominikanischen Republik im Dezember 1955 in Ciudad Trujillo zwei Marmorsäulen zum Dank.

- 119 Weiner, Jewish Migrant, 20-24.
 120 Später schloss sie sich dem Bund christlicher sozialistischer Gewerkschaften an.
 121 Weiner, Jewish Migrant, 52-57.
 122 Kätsch, Sosua, 18.
 123 Hernández, Mobility, 55.
 124 Weiner, Jewish Migrant, 52- 57. Ab Mitte der 1950er Jahre wurde die Dominikanische Republik international anerkannt als die Heimat von Spielern der Ersten Baseball-Liga in Amerika. Dave Zirin, »How Baseball Strip Mines the Dominican Republic«, Common Dreams News Center, Oct. 28, 2005, <http://www.commondreams.org/viewso5/1028-25.htm> (Zugriff: 22.10.2009); Nachdruck unter: »Say It Ain't So, Big Leagues«, The Nation, November 14, 2005.
 125 Weiner, Jewish Migrant, 26, 32, 45-47.
 126 Sosua, Film von Taub und Kafka im USHMM. Sosúa stellte auch Wasserhähne für Charamicos her. Weiner, Jewish Migrant, 33.
 127 Klamka, Sosúa, 35.
 128 Kätsch, Sosua, 179-180.
 129 Kätsch, Sosua, 16-17.
 130 Weiner, Jewish Migrant, 11.
 131 Kätsch, Sosua, 7, 22.
 132 Weiner, Jewish Migrant, 16-17.
 133 Weiner, Jewish Migrant, 28.
 134 Kätsch, Sosua, 20.
 135 Weiner, Jewish Migrant, 61. Sie verbrachte 1967 acht Wochen in Sosúa.
 136 Weiner, Jewish Migrant, 62.
 137 Weiner, Jewish Migrant, 61,70.
 138 Weiner, Jewish Migrant, 62.
 139 Kätsch, Sosua, 26-7.
 140 Kätsch, Sosua, 253-254.
 141 Henry, Strangers in Paradise, 40, als Zitat von Dr. Schwartz.
 142 Brief von Bruno Philipp an Maurice Hexter, Feb. 12, 1969, in: Miscellaneous Pictures and Papers from DORSA box #7.
 143 Briefe, davon einer an Wellisch, July 15,1970, in: Administration: Personnel from DORSA file #38.
 144 Hexter, Life Size, 126. Die New Yorker DORSA-Zentrale löste sich in den frühen 1990ern auf, wahrscheinlich 1992. Memo an Steve Schwager von Neil Malmud sowie handschriftliche Antwort vom 9. Sept. 1993, in: »Dorsa 1986-«, in: Miscellaneous Pictures and Papers from DORSA box #7.
 145 Sosua, Film von Taub und Kafka im USHMM.
 146 Sosua, Film von Taub und Kafka im USHMM.
 147 Hexter, Life Size, 126.
 148 »Davidstern fürs Rathaus«, in: Jüdische Allgemeine, Berlin, Nr. 19/06 (11. Mai 2006), 7. Dieser Artikel hebt auch besonders Ilana Neumann Hernández hervor, 38jährige Tochter eines jüdischen Vaters und einer dominikanischen Mutter, die als Repräsentantin von Puerto Plata dem Unterhaus des dominikanischen Parlaments angehörte (und nach der Wahl 2006 weiterhin angehört). Katz verlor die Wahl.

- 149 Memo vom 28. Oktober 1947, vom Research Dept. des Joint an Robert Pilpel, in: Administration Report, Vital Statistics from DORSA file #47.
- 150 Brief von Walter Baum an James Rosenberg, Dec. 15, 1947, in: Administration Minute Books, March 1948-March 1951 from DORSA #35E.
- 151 Kisch, Golden Cage, 102.
- 152 Brief von Barbara Bandler Steinmetz, April 27, 1990, in: Kaplan, May 25, 2006, SteinmetzLetter.

Nachwort

- 1 Brennan, What's Love got to do with it?
- 2 Saltzman und Cores, Jewish Dominican Sosúa.
- 3 Miriam Gerber, memoirs, part 15, der Autorin mitgeteilt.
- 4 Second Sosua Conference, National Council of Jewish Women, 22. Jan. 2006.
- 5 Saltzman und Cores, Jewish Dominican Sosúa.
- 6 Interview mit Paul Cohnen, Sosúa, May 2006.
- 7 »Ich befand mich an meinem Geburtsort und fühlte mich fremd«, Interview mit Herman Straus von Alicia Estévez, 2. Juli 2001, aus dem Spanischen ins Englische übersetzt von Rebeca Cores (Aug. 7, 2001). Dank an Professor Ann Saltzman für die freundliche Überlassung des Interviews.

Quellen und Literatur

Quellen

American Jewish Historical Society, NY:

Stephen S. Wise Papers, # p-134, Box 65, »Related to Dominican Republic.«

American Jewish Joint Distribution Committee, NY:

James Rosenberg diary. In: Administration, General #9.

Kurt Teller, »Bericht über die Gruppe #4, Schweizergruppe.« 1944. In: Administration: General Settlers' Council from DORSA file #11a.

Dominican Republic Settlement Association (DORSA) 1939-1977.

General files on Sosúa and DORSA as well as Sosúa photo collection.

Chicago Jewish Archives, Spertus Institute of Jewish Studies:

American Jewish Congress, Israel Goldstein Chapter, Report on International Affairs 1960.

Leo Baeck Institute, New York:

Memoirs:

Felix Bauer, »Leading to and Living in the USA.«

Ernst Hofeller, »Refugee.«

—: »Timetable to Nowhere.«

Nicholas Ross, »Sosúa; A Colony of Hope.« 1991.

Alfred Unger

Horst Wagner, »Wohin Gehen Wir?« 1975

Milton S. Eisenhower Library, The Johns Hopkins University. »M Project,« Ms. 58.

Sosúa Archive:

Grete Neumann-Burg, memoir [camera copy]

Miriam Sondheimer memoir

Report of the Medical Dept. (Klinger folder)

Report on the Children who were born in the Sosúa Settlement (Klinger folder)

Assorted Papers and photographs

United States Holocaust Memorial Museum Archive:

Kisch, Hyman. *Sosua: The Golden Cage*, unpublished manuscript, in Lili Wronker Papers 1984-1990, United States Holocaust Memorial Museum Archives, Acc. 2000.220 [also in Sosúa archive].

Selected Records from the Legation of the Dominican Republic in Washington.

Sosua a 30 minute film on the community. Filmed in 1981 and put on video in 1987. Filmed by Harriet Taub, Harry Kafka. Sosua-Sol Productions. (Teaneck, NJ: Ergo Media Inc.). U.S.Holocaust Memorial Museum archives.

Memoirs:

Felix Bauer, USHMM Oral history interview, RG-50.166*0002, USHMM.

Martha Bauer, USHMM Oral history interview, RG-50.166*0003, USHMM

Collection of Sosúa photos

YIVO Institute for Jewish Research:

Joseph P. Chamberlain Papers

Arthur Lampport Papers

Papers of Joseph A. Rosen

Literatur

Abells, Irving und Harold Troper: *None is too Many. Canada and the Jews of Europe 1933-1948*. Toronto 1997.

Arad, Gulie Ne'eman: *America, Its Jews, and the Rise of Nazism*. Bloomington 2000.

Ascher, Carol, Renate Bridenthal, Atina Grossmann und Marion Kaplan: »Fragments of a German-Jewish Heritage in Four ›Americans.« In: *The German-Jewish Legacy in America 1938-1988: From Bildung to the Bill of Rights*, Hg. von Abraham J. Peck. Detroit 1989.

Atkins, G. Pope und Larman C. Wilson: *The Dominican Republic and the United States. From Imperialism to Transnationalism*. Athens, GA 1998.

Avni, Haim: »The War and the Possibilities of Rescue.« In: *The Shoah and the War*, Hg. von Asher Cohen, Yehoyakim Cochavi, und Yoav Gelber. New York 1992.

–: »Latin America and the Jewish Refugees: Two Encounters 1935 and 1938.« In: *The Jewish Presence in Latin America*, Hg. von Judith Laikin Elkin und Gilbert W. Merkx. Winchester, MA 1987.

Bartrop, Paul R.: »The Dominions and the Evian Conference 1938. A Lost Chance or a Golden Opportunity?« In: *False Havens. The British Empire and the Holocaust*, Hg. von Paul R. Bartrop. Lanham, MD 1995.

– (Hg.). *False Havens: The British Empire and the Holocaust*. Studies in the Shoah 10. Lanham, MD 1995.

–: »From Lisbon to Jamaica. A Study of British Refugee Rescue during the Second World War.« *Immigrants & Minorities* 13, Nr. 1 (March 1994).

- Bauer, Yehuda: *American Jewry and the Holocaust. The American Jewish Joint Distribution Committee 1939-1945*. Detroit 1981.
- : *My Brother's Keeper. A History of the American Jewish Joint Distribution Committee 1929-1939*. Philadelphia 1974.
- Berghahn, Marion: *German-Jewish refugees in England. The Ambiguities of Assimilation*. London 1984.
- Betances, Emelio: »Social Classes and the Origin of the Modern State. The Dominican Republic 1844-1930.« *Latin American Perspectives* 22, Nr. 3, The Dominican Republic: Social Change and Political Stagnation (Summer 1995).
- und Hobart A. Spalding, Jr.: »Introduction.« *Latin American Perspectives* 22, Nr. 3, The Dominican Republic: Social Change and Political Stagnation (Summer 1995).
- Bourdieu, Pierre: *Distinction. A Social Critique of the Judgement of Taste*. Cambridge, Mass 1984.
- [– Dt. Ausgabe: *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt am Main 1982.]
- Breitman, Richard und Alan M. Kraut: *American Refugee Policy and European Jewry 1933-1945*. Bloomington 1987.
- Brennan, Denise: *What's Love Got to Do with It? Transnational Desires and Sex Tourism in the Dominican Republic*. Durham 2004.
- Brookings Institution. *Refugee Settlement in the Dominican Republic, a Survey Conducted under the Auspices of the Brookings Institution*. Washington, DC 1942.
- Burleigh, Jürgen: »Blond and Blue-Eyed in Mexico City 1821 to 1975.« In: *The Heimat Abroad. The Boundaries of Germanness*, Hg. von Krista O'Donnell, Renate Bridentha und Nancy Reagin. Ann Arbor 2005.
- Burleigh, Michael und Wolfgang Wippermann: *The Racial State. Germany 1933-1945*. Cambridge, England 1991.
- Caron, Vicki: *Uneasy Asylum. France and the Jewish Refugee Crisis 1933-1942*. Stanford 1999.
- Caruth, Cathy (Hg.): *Trauma. Explorations in Memory*. Baltimore 1995.
- Dekel-Chen, Jonathan L.: *Farming the Red Land. Jewish Agricultural Colonization and Local Soviet Power 1924-1941*. New Haven 2005.
- Diner, Hasia: *Fitting Memorial. American Jews Confront the Holocaust 1945-1962*. New York 2008.
- Domin, Hilde: *Gesammelte autobiographische Schriften. Fast ein Lebenslauf*. München 1992.
- Doron, Daniella: »In the Best Interest of the Child. Family, Youth, and Identity among Postwar French Jews 1944-1954.« Dissertation, New York University (in Vorbereitung).
- Dujarric, Enrique de Marchena: »Presencia Hebrea en la República Dominicana.« In: *Presencia Judía en Santo Domingo*, Hg. von Alfonso Lockward. Santo Domingo, Dominikanische Republik 1994.
- Dwork, Debórah und Robert Jan van Pelt: *Holocaust. A History*. New York 2002.
- Eichen, Josef David: *Sosúa. From Refuge to Paradise*. Translated by J. Armando Bermúdez. Santiago de los Caballeros, Dominikanische Republik 1980.

- Elkin, Judith Laikin: *The Jews of Latin America*, überarbeitete Fassung. New York 1998.
- : *Jews of the Latin American Republics*. Chapel Hill 1980.
- und Gilbert W. Merckx (Hg.): *The Jewish Presence in Latin America*. Winchester, MA 1987.
- [– Dt. Ausgabe: *150 Jahre Einsamkeit : die Geschichte der Juden in Lateinamerika*. Hamburg 1996.]
- Estorick, Eric: »The Evian Conference and the Intergovernmental Committee.« In: *Annals of the American Academy of Political and Social Science* 203, Refugees (May 1939).
- Feingold, Henry L.: *The Politics of Rescue. The Roosevelt Administration and the Holocaust 1938-1945*. New Brunswick, NJ 1970.
- Friedländer, Saul: *Nazi Germany and the Jews*. Vol. 1, *The Years of Persecution 1933-1939*. New York 1997.
- [– Dt. Ausgabe: *Das Dritte Reich und die Juden*. Bd. 1: *Die Jahre der Verfolgung 1933-1939*. München 1998. Bd. 2: *Die Jahre der Vernichtung 1939-1945*. München 2006.]
- Friedman, Max Paul: *Nazis and Good Neighbors. The United States Campaign against the Germans of Latin America in World War II*. Cambridge 2003.
- Friesel, Evyatar: *Atlas of Modern Jewish History. Studies in Jewish History*. New York 1990.
- Fromm, Bella: *Blood and Banquets. A Berlin Social Diary*. London 1942.
- Fürst, Peter: *Don Quixote in Exile. Jewish Lives*. Evanston, IL 1996.
- [– Dt. Ausgabe: *Der Zigarrentöter. Don Quixote im Exil*. München, Wien 1994.
- Gans, Herbert: »Toward a Reconciliation of ›Assimilation‹ and ›Pluralism.‹ The Interplay of Acculturation and Ethnic Retention.« *International Migration Review* 31, Nr. 4 (1997).]
- Gay, Ruth: »Danke Schön, Herr Doktor.« *German Jews in Palestine*.« *The American Scholar* (autumn 1989).
- Gigliotti, Simone: »Acapulco in the Atlantic: Revisiting Sosúa, a Jewish Refugee Colony in the Caribbean.« *Immigrants & Minorities* 24, Nr. 1 (März 2006).
- Grandin, Greg: *Empire's Workshop. Latin America, the United States and the Rise of the New Imperialism*. New York 2006.
- Grossmann, Atina: *Jews, Germans, and Allies. Close Encounters in Occupied Germany*. Princeton 2007.
- Hass, Aaron: *The Aftermath. Living with the Holocaust*. Cambridge 1995.
- Helman, Anat: »European Jews in the Levant Heat. Climate and Culture in 1920s and 1930s Tel Aviv.« *Journal of Israeli History* 22, Nr. 1 (2003).
- Henry, Frances: »Strangers in Paradise: The Jewish Enclave at Sosúa.« *Caribbean Review* 14, Nr. 4 (1985).
- Hernández, Ramona: *The Mobility of Workers under Advanced Capitalism. Dominican Migration to the United States*. New York 2002.
- Hexter, Maurice: *Life Size. An Autobiography*. West Kennebunk, ME 1990.
- Hofeller, E. B.: »Timetable to Nowhere. A Personal History of the Sosua Settlement.« *Leo Baeck Institute Yearbook London*, 45 (2000).
- Jennings, Eric: »Last Exit from Vichy France. The Martinique Escape Route and the

- Ambiguities of Emigration.« *The Journal of Modern History* 74, Nr. 2 (Juni 2002).
- Kätsch, Siegfried und Elke-Maria Kätsch: *Sosua-Verheissenes Land? Eine Dokumentation zu Adaptionsproblemen deutsch-jüdischer Siedler in der Dominikanischen Republik*. Dortmund 1970.
- Kagedan, Allan Laine: *Soviet Zion. The Quest for a Russian Jewish Homeland*. New York 1994.
- Kaplan, Marion: *Between Dignity and Despair. Jewish Life in Nazi Germany*. New York 1998.
- Kaufman, Menahem: *An Ambiguous Partnership. Non-Zionists and Zionists in America 1939-1948*. Jerusalem 1991.
- Kirchwey, Freda: »Caribbean Refuge.« *The Nation* 150, Nr. 15 (April 13, 1940).
- Kisch, Hyman J.: »The Jewish Settlement from Central Europe in the Dominican Republic.« Unveröffentlichte Abschlussarbeit, Jewish Theological Seminary 1970.
- : »Proud Sephardim of the Dominican Republic.« *Conservative Judaism* 28, Nr. 2 (1974).
- : »Rafael Trujillo. Caribbean Cyrus.« *Judaism* 29 (Sommer 1980).
- Klamka, Ann Bandler: »The Sosúa Refugee Settlement in the Dominican Republic. An Analysis.« unveröffentlichte Seminararbeit, School of International Affairs, Columbia University 1956. 1990 an das Sosua Archive gegeben.
- Kranzler, David: *Japanese, Nazis and Jews. the Jewish Refugee Community of Shanghai 1938-1945*. New Jersey 1988.
- Lansen, Oscar: »Victims of Circumstance. Jewish Enemy Nationals in the Dutch West Indies 1938-1947.« *Holocaust and Genocide Studies* 13, Nr. 3 (Winter 1999).
- Laqueur, Walter: *A History of Zionism*. London 2003.
- [– Dt. Ausgabe: *Der Weg zum Staat Israel. Geschichte des Zionismus*. Wien 1975.]
- : (Hg.): *The Holocaust Encyclopedia*. New Haven 2000.
- Leff, Laurel: *Buried by the Times. The Holocaust and America's Most Important Newspaper*. Cambridge 2005.
- : »A Tragic »Fight in the Family«: The New York Times, Reform Judaism and the Holocaust.« *American Jewish History* 88, Nr. 1 (2000).
- LeGrand, Catherine: »Living in Macondo. Economy and Culture in a United Fruit Company Banana Enclave in Colombia.« In: *Close Encounters of Empire. Writing the Cultural History of U.S.-Latin American Relations*, Hg. von Gilbert M. Joseph, Catherine LeGrand und Ricardo Salvatore. Durham 1998.
- Lesser, Jeffrey: *Welcoming the Undesirables. Brazil and the Jewish Question*. Berkeley 1995.
- Lewis, Theodore: »San Domingo – Another Biro-Bidjan.« *American Jewish Chronicle* 1, Nr. 8 (März 1940).
- Lockward, Alfonso: »Presencia Judía en Santo Domingo.« In: *Presencia Judía en Santo Domingo*, Hg. von Alfonso Lockward. Santo Domingo, Dominikanische Republik 1994.
- (Hg.): *Presencia Judía en Santo Domingo*. Santo Domingo, Dominikanische Republik 1994.
- Löw-Ber, Martin: »From Nowhere to Israel and Back. The Changing Self-Definition of Periodicals of German-Jewish Youth since 1960.« In: *Jews, Germans, Memo-*

- ry. *Reconstructions of Jewish Life in Germany*, Hg. von Y. Michal Bodemann. Ann Arbor 1996.
- [– Dt. Ausgabe: *Von Nirgendwo nach Israel und zurück: Zum Wandel des Öffentlichkeitsverständnisses einiger jüdischer Jugendzeitschriften in den letzten dreißig Jahren*. In: *BABYLON* 9. Beiträge zur jüdischen Gegenwart (November 1991).]
- Loker, Zvi: *Jews in the Caribbean*. Jerusalem 1991.
- : »Jews in the Grand’Anse Colony of Saint-Domingue.« *American Jewish Archives* 34, Nr. 1 (April 1982).
- London, Louise: *Whitehall and the Jews 1933-1948. British Immigration Policy, Jewish Refugees and the Holocaust*. Cambridge 2000.
- Marrus, Michael R.: *The Unwanted. European Refugees in the Twentieth Century*. New York 1985.
- Martin, Tony: »Jews to Trinidad.« *The Journal of Caribbean History* 28, Nr. 2 (1994).
- Martínez-Fernández, Luis: »The Sword and the Crucifix. Church-State Relations and Nationality in the Nineteenth-Century Dominican Republic.« *Latin American Research Review* 30, Nr. 1 (1995).
- Matibag, Eugenio: *Haitian-Dominican Counterpoint. Nation, State and Race on Hispaniola*. New York 2003.
- Mendelsohn, John (Hg.): *The Holocaust. Selected Documents in Eighteen Volumes*. New York 1982.
- Merkz, Joep und Jack Twiss Quarles: »Ich hab noch einen Koffer in Berlin. Deutsch-Jüdische Einwanderer der ersten Generation in Argentinien.« In: *Europäische Juden in Lateinamerika*, Hg. von Achim Schrader und Karl Heinrich Rengstorff. Münster 1989.
- Metz, Allen: »Why Sosúa? Trujillo’s Motives for Jewish Refugee Settlement in the Dominican Republic.« *Contemporary Jewry* 11, Nr. 1 (1990).
- Milgram, Avraham (Hg.): *Entre la aceptación y el rechazo. América Latina y los refugiados judíos del nazismo*. Jerusalem 2003.
- Moore, Bob: *Victims and Survivors. The Nazi Persecution of the Jews in the Netherlands 1940-1945*. London 1997.
- Mosse, George: »The Secularization of Jewish Theology.« In: *Masses and Man: Nationalist and Fascist Perceptions of Reality*, Hg. von George Mosse. New York 1980.
- Moya Pons, Frank: *The Dominican Republic. A National History*. Princeton 2006.
- : *Manual de historia dominicana*. 10Thed. Santo Domingo 1995.
- Neumann, Gerhardt. »German Jews in Colombia: A Study of Immigrant Adjustment.« *Jewish Social Studies* 3 (1941).
- O’Donnell, Krista, Renate Bridenthal und Nancy Reagin, eds. *The Heimat Abroad: The Boundaries of Germanness*. Ann Arbor 2005.
- Perl, William R. »The Holocaust and the Lost Caribbean Paradise« *The Freeman*. 42 (January 1992).
- : »Paradise Denied: The State Department, the Caribbean, and the Jews of Europe.« *The National Interest* 42 (1995-1996).
- Pinkett, Harold. »Eff orts to Annex Santo Domingo to the United States 1866-1871.« *The Journal of Negro History* 26, no.1 (January 1941).

- Pratt, Mary Louise. *Imperial Eyes: Travel Writing and Transculturation*. London 1992.
- Raider, Mark. *The Emergence of American Zionism*. New York 1998.
- Reagin, Nancy. *Sweeping the German Nation: Domesticity and National Identity in Germany 1870-1945*. Cambridge 2007.
- Richardz, Monika (Hg.): *Jüdisches Leben in Deutschland: Selbstzeugnisse zur Sozialgeschichte 1918-1945*. Stuttgart 1982.
- Rockaway, Robert. »The Roosevelt Administration, the Holocaust, and the Jewish Refugees.« *Reviews in American History* 3, Nr. 1 (March 1975).
- Roorda, Eric P. *The Dictator Next Door: The Good Neighbor Policy and the Trujillo Regime in the Dominican Republic 1930-1945*. Durham and London 1998.
- Rosenberg, James N. *On the Steppes: A Russian Diary*. New York 1927.
- : *Unfinished Business: James N. Rosenberg Papers*, Hg. von Maxwell Geismar. Mamaroneck, NY 1967.
- Rosenstock, Werner. »Exodus 1933 -1939: A Survey of Jewish Emigration from Germany.« *Leo Baeck Institute Yearbook*. London, 1 (1956).
- Ross, Nicholas. »Sosua: A Colony of Hope.« *American Jewish History* 82, no.1/4 (1994/1995).
- Sagás, Ernesto. *Race and Politics in the Dominican Republic*. Gainesville 2000.
- Saltzman, Ann und Rebeca Cores: »Jewish Dominican Sosúa. A Case Study of Positive Intergroup Relations.« Präsentation, Fourth Biennial Society for the Psychological Study of Social Issues, Toronto, 29. Juni 2002. (unveröffentlicht).
- Sanders, Ronald. *Shores of Refuge: A Hundred Years of Jewish Emigration*. New York 1988.
- Schrader, Achim und Karl Heinrich Rengstorf, eds. *Europäische Juden in Latein Amerika*. Münster 1989.
- Scott, Joan W. »Gender: A Useful Category of Historical Analysis.« In: *Gender and the Politics of History*, Hg. von Joan W. Scott. New York 1988.
[– Dt. Ausgabe: *Gender - Die Tücken einer Kategorie*. Zürich 2001.]
- Segal, Lore. *Other People's Houses*. New York 1964.
[– Dt. Ausgabe: *Wo andere Leute wohnen. Autobiographie 1938-1945*. Wien 2003.]
- Sela-Sheffy, Rakefet. »Integration through Distinction: German-Jewish Immigrants, the Legal Profession and Patterns of Bourgeois Culture in British-ruled Jewish Palestine.« *Journal of Historical Sociology* 19, Nr. 1 (March 2006).
- Sherman, A. J. *Island Refuge: Britain and Refugees from the Third Reich*. Berkeley 1973.
- Smith, Neil. *American Empire: Roosevelt's Geographer and the Prelude to Globalization*. Berkeley 2003.
- : »Bowman's New World and the Council on Foreign Relations.« *Geographic Review* 76, Nr. 4 (Oct. 1986).
- Spitzer, Leo. *Hotel Bolivia*. New York 1998.
[– Dt. Ausgabe: *Hotel Bolivia. Auf den Spuren der Erinnerung an eine Zuflucht vor dem Nationalsozialismus*. Wien 2003.]
- Stern, Frank. *The Whitewashing of the Yellow Badge: Antisemitism and Philosemitism in Postwar Germany*. Oxford 1992.

- Strauss, Herbert. »Jewish Emigration from Germany: Nazi Policies and Jewish Responses (II).« *Leo Baeck Institute Yearbook* 26 (1981).
- Symanski, Richard und Nancy Burley. »The Jewish Colony of Sosúa.« *Annals of the Association of American Geographers* 63, Nr. 3 (September 1973).
- : »Comment in Reply.« *Annals of American Geographers* 64, Nr. 1 (March 1974).
- Syrkin, Marie. »Rebirth in San Domingo?« In: *The State of the Jews*. Washington, DC 1980. Originally published in *Jewish Frontier* (February 1941).
- Thalmann, Rita und Emmanuel Feinermann. *Crystal Night*. New York 1972. [– Dt. Ausgabe: *Die Kristallnacht*, Frankfurt a. M. 1999.]
- Thomson, Charles A. »Dictatorship in the Dominican Republic.« *Foreign Policy Reports* (April 15, 1936).
- Torres-Saillant, Silvio. »Blackness and Meaning in Studying Hispaniola: A Review Essay.« *small axe* 19 (February 2006).
- : »The Tribulations of Blackness: Stages in Dominican Racial Identity.« *Latin American Perspectives* 25, Nr. 3 (May 1998).
- und Hernández, Ramona. *Dominican Americans*. Westport 1998.
- Turits, Richard Lee. *Foundations of Despotism: Peasants, the Trujillo Regime and Modernity in Dominican History*. Stanford 2003.
- : »A World Destroyed, A Nation Imposed: The 1937 Haitian Massacre in the Dominican Republic.« *Hispanic American Historical Review* 82, Nr. 3 (2002).
- Ucko, Enrique. »La Fusión de los Sefardies con los Dominicanos.« In: *Presencia Judía en Santo Domingo*, Hg. von Lockward, Alfonso. Santo Domingo, Dominikanische Republik 1994.
- United States Department of State. *Foreign Relations of the United States: Diplomatic Papers*. 1938, Part One. Washington, DC 1955.
- Urofsky, Melvin. *American Zionism from Herzl to the Holocaust*. New York 1975.
- Vega, Bernardo. »El Fallido Esfuerzo de Gregorio Luperón por Promover una Migración Judía a Santo Domingo.« In: *Presencia Judía en Santo Domingo*, Hg. von Alfonso Lockward. Santo Domingo, Dominikanische Republik 1994.
- Walker, Stanley. *The Journey toward the Sunlight: A Story of the Dominican Republic and its People*. New York 1947.
- Weiner, Judith. »The Jewish Migrant Settlement of Sosúa.« *University Consortium for Caribbean Research and Training, Teachers College, Columbia University* 1967. (unveröffentlicht).
- Weissbach, Lee Shai. *Jewish Life in Small-Town America: A History*. New Haven 2005.
- Welles, Sumner. *Naboth's Vineyard*. Mamaroneck, NY 1966.
- Wells, Allen. *Tropical Zion: General Trujillo, F.D.R., and the Jews of Sosúa* (forthcoming).
- Wiarda, Howard. *The Dominican Republic: A Nation in Transition*. New York 1969.
- Wischnitzer, Mark. »The Historical Background of the Settlement of Jewish Refugees in Santo Domingo.« *Jewish Social Studies* 4 (January 1942).
- : »The Sosúa Settlement.« *ORT Economic Bulletin* 2, Nr. 3 (May-June, 1941).
- Wucker, Michele. *Why the Cocks Fight: Dominicans, Haitians, and the Struggle for Hispaniola*. New York 1999.

QUELLEN UND LITERATUR

- Wyman, David S. *The Abandonment of the Jews: America and the Holocaust*. New York 1984.
- : *Paper Walls. America and the Refugee Crisis 1938-1941*. Amherst 1968.
- Zalashik, Rakefet: *ha' historia shel ha'psikhiatria be'palestina ve' isreal 1892-1961*, [The history of Psychiatry in Palestine and Israel 1892-1961]. Tel Aviv 2007.
- : »Wiedergutmachung zwischen Orient und Okzident – Die Entschädigungspraxis für nach Palästina emigrierte Kölner Juden mit gesundheitlichen und körperlichen Schäden.« In: *Die Praxis der Wiedergutmachung. Geschichte - Erfahrung - Wirkung*, Hg. von Norbert Frei, José Brunner, Constantin Goschler. Göttingen 2007.
- Zucker, Bat-Ami: In: *Search of Refuge. Jews and US Consuls in Nazi Germany 1933-1941*. London 2001.

Zeitungen und Periodika

The Forward

Korrespondenzblatt über Auswanderungs- und Siedlungswesen (Hilfsverein der deutschen Juden, Berlin)

La Información (Santiago de los Caballeros, Dominikanische Republik)

The Nation

New York Times

American Jewish Year Book

Bildnachweis

American Jewish Joint Distribution Committee (JDC), Archives:

S. 6 (NY08814), S. 38 (NY14839), S. 41 (NY14836 und NY14935), S. 65 (NY14924),
S. 75 (NY14927), S. 93 (NY14923), S. 102 (NY14918), S. 123 (NY14926), S. 125
(NY14925), S. 131 (NY14928), S. 141 (NY14929 und 14932), S. 149 (NY14769),
S. 173 (NY08815), S. 179 (NY14920), S. 189 (NY14917)

Courtesy of Familie Marek und Zdenka Morsel:

S. 81, S. 83

S. 85 (Foto: Dr. Kurt Schnitzer)

Photographs courtesy of Museum of Jewish Heritage, New York:

S. 62, S. 73 oben, S. 159, S. 164 (Photo: Dr. Herbert Kohn, Collection of Ruth
Arnoldi Kohn)

S. 91 (Photo: John [Juan] Deutsch, Collection of Hanni Lesser Thuna)

S. 97, S. 183, S. 197 (Photo: John [Juan] Deutsch, Collection of the Deutsch,
Hartman, and Stein families)

S. 137 (Gift of Ruth Kahn Summers, Collection of Museum of Jewish Heritage,
New York)

United States Holocaust Memorial Museum (USHMM):

S. 23 (courtesy of National Archives and Records Administration, College Park)

S. 73 unten (courtesy of Archive of the Jewish Community and Museum of Sósua)

S. 159 (Foto: John Deutsch; courtesy of Jeanette Isenberg Bersh)

Personenregister

- Adler, Felix 39
Anderson, Edwin 86 f., 175
Arons, Solomon 143, 177, 179, 184, 200
- Bach, Johann Sebastian 11
Báez, Buenaventura 28
Bandler Klamka, Ann 80, 82, 137 f.
Bandler, Familie 176
Battle, Peña 171
Bauer, Felix 74, 81 f., 84, 89, 92, 138,
149 f., 157, 165, 174, 203
Bauer, Martha 147, 174, 203
Baum, Dr. Walther 182, 184, 204
Berle, Adolf 108
Betances, Dr. Ramon Emeterio 30
Blackwood, Douglas 70, 86, 161
Bloom, Sol 115
Bonetti 50
Bourdieu, Pierre 155
Bowman, Isaiah 22, 25, 104 ff.
Bruck, Dr. 149
Bruck, Poldi 158
Burg, Grete 85, 87, 161, 200
Burgos, Bonetti 55
- Clancy, John 43
Coén, Abraham 27 f.
Cohen, Efraim 28 f.
Cohen, Israel 17
Cohnen, Hermine Kohn 71, 121, 154
Cohnen, Paul 152
Coughlin, Charles E. 53
- Dies, Martin 110
Duarte, Juan Pablo 28
- Einstein, Albert 113
Eisenberg, Abel 194
Elkin, Judith Laikin 201
Erickson, Carl 49
- Falk, Leon 75
- Feingold, Henry 20
Ferran, Margarita 194
Ferran, Mr. 149
Fialla, Dr. Ernst 160 f.
Fischer, Gertrude 121
Fontane, Theodor 158
Franco, Fransisco 171
Frey, Willy 56
Fromm, Bella 16
- Gamberta, Léon 29
Goethe, Johann Wolfgang von 11, 158,
194
- Heine, Heinrich 158
Henry, Frances 174
Herrera, Alfredo 29
Herzberg, Denny 160
Hess, Ana Julia 145, 168
Hess, Luis 37, 82, 140, 145, 150, 168,
202
Heureaux, Ulises 31
Hexter, Dr. Maurice 37, 75, 124, 134,
144, 178 f., 184, 191, 196, 206, 209
Hinkle, Eugene 24
Hirsch, Baron de 40
Hitler, Adolf 8, 15, 67, 118, 132, 162, 185
Hofeller, Ernst 84, 86 ff., 117, 139, 172,
176
Hoover, Herbert 40
Hostos, Eugenio María de 31
Houston, Alfred 24 f.
Hugo, Victor 29
Hull, Cordell 19, 22, 59, 104, 107
- Inman, Dr. Samuel Guy 22
- Kahn, Dr. Bernhard 70
Kahn, Lucy 36
Katz, Benny 209
Katz, Martin 209
Kennedy, Joseph 114

PERSONENREGISTER

- Kibel, Judith 86
 Kirchwey, Frieda 51
 Kligler, Dr. Israel 133 f.
 Klingler, Dr. Siegfried 160
 Kohn, Herr 162
 Kolumbus, Christoph 27
 König, K. 145
- Leavitt, Moses A 120
 Lee, Dr. Atherton 45
 Lichtenstern 145
 Linder, Harold 43
 Long, Breckinridge 107, 119
 Lothar, Ernesto 178, 180
 Luperón, Gregorio 28 ff.
- Maney, Mr. 108
 Mann, Thomas 113
 Marcheno, Generoso 30
 Marrus, Michael 16
 Matthews, Herbert 205
 Mattson, Mr. 51
 McDonald, James G. 17, 96
 Mendelssohn Bartholdy, Felix 158
 Molina, Rafael Leonidas Trujillo 8 f.,
 22, 24 ff., 32 ff., 44 ff., 87, 108, 115,
 121 f., 124, 126, 170 ff., 191, 195 f.,
 205 f.
 Molina, Virgilio Trujillo 22
 Mondschein, Martha 170
 Mosse, George 159
- Netter, Charles 31
 Norweb, R. Henry 22
- Oplatka 146
 Oro, Flor de 36
 Ortega, Dr. Julio 45, 50, 53 f.
 Otto von Österreich 115
- Papst Johannes des XXIII. 9
 Pastoriza, Andrés 98, 116
 Pell, Robert T. 43, 47, 61, 108 ff., 126
 Perlstein, Frederick 74, 78, 95
 Peynado, Jacinto 25
 Philipp, Bruno 208
- Pichardo, R. Paíno 44, 46
 Reed, Clyde M. 116
 Reyher, Rebecca Heurwich 74, 109, 111,
 114, 126 f., 177, 199
 Robitscheck, Dr. 150
 Roosevelt, Franklin Delano 8, 17 ff., 24,
 43, 59, 75, 103 ff., 121 f., 126
 Rosen, Dr. Joseph A. 25 f., 42 f., 53, 55,
 70, 75, 77 ff., 98 ff., 106, 117, 121 f.,
 126 ff., 130, 143, 157, 165, 171, 179,
 181
 Rosen, Eugene 143, 176 ff.
 Rosenberg, James N. 26, 39 ff., 75, 77,
 79, 106, 108 ff., 126, 171, 196, 198
 Rosenzweig, Alfred 196
 Rothschild, Edmond 30
 Rothschild, Familie 27 ff.
 Rublee, George M. 21, 59
- Safrin 145
 Samuel, Mrs. 120
 Santana, Pedro 28
 Schoen 146
 Schreiner, E. 145
 Schubert, Franz 158
 Schweitzer, David 168, 179
 Smith, Neil 106 f.
 Sondheimer, Miriam 64, 67 ff., 72, 74,
 86, 89, 155, 170
 Sondheimer, Walter 190, 198
 Sonnenschein, Brüder 145
 Staiman, Abraham 56
 Stalin, Josef 42
 Steinberg, Saul 116
 Stern, David 78, 153, 165, 176, 180, 185,
 188, 190, 193
 Strauss, Herbert 18
 Syrkin, Marie 89, 94, 157
- Taylor, Myron 22
 Teller, Kurt 64, 67 f., 72, 74, 88, 92, 170
 Thompson, Dorothy 18
 Torres-Saillant, Silvio 52
 Troncoso, Jesús María 122
 Trone, Solomon 63 f., 67, 109, 111, 118,
 165 f.

PERSONENREGISTER

- Unger, Alfred 99
- Van Cortland Morris, Stephen 43
- Vanderbilt, Cornelius 116
- Vincent, Stenio 32
- Wagg, Alfred 108
- Wagner, Bob 58
- Wagner, Horst 64, 66, 72, 74, 88, 138,
142
- Warburg, Familie 116
- Warren, Avra 111, 114, 120 f.
- Warren, George L. 17, 26, 63, 76,
104 f., 111, 115, 118, 120
- Weinberg, Ernest 84, 137, 155, 161, 203
- Welles, Sumner 19, 24, 29, 43 f., 58,
106, 109
- Wilson, Woodrow 104
- Winchell, Walter 205
- Winterton, Lord 19
- Wise, Rabbi Stephen S. 77
- Wyman, David 107, 119
- Zanetti, Vela 157
- Zweig, Arnold 136

Hamburger Beiträge zur Geschichte der deutschen Juden

- Bd. 24 Monika Richarz (Hg.), Die Hamburger Kauffrau Glikl – Jüdische Existenz in der frühen Neuzeit, Hamburg 2001.
- Bd. 25 Rotraud Ries, J. Friedrich Battenberg (Hg.), Hofjuden. Ökonomie und Interkulturalität: Die jüdische Wirtschaftselite im 18. Jahrhundert, Hamburg 2003.
- Bd. 26 Heiko Morisse, Jüdische Rechtsanwälte in Hamburg. Ausgrenzung und Verfolgung im NS-Staat, Hamburg 2003. (vergriffen)
- Bd. 27 Jüdische Welten. Juden in Deutschland vom 18. Jahrhundert bis in die Gegenwart. Herausgegeben von Marion Kaplan und Beate Meyer, Göttingen 2005.
- Bd. 28 Deutsch-jüdische Geschichte als Geschlechtergeschichte. Studien zum 19. und 20. Jahrhundert. Herausgegeben von Kirsten Heinsohn und Stefanie Schüler-Springorum, Göttingen 2006.
- Bd. 29 Reinhard Rürup, Emanzipationsprobleme. Jüdische Geschichte und moderne Gesellschaft, Göttingen 2006. (In Vorbereitung)
- Bd. 30 Andreas Brämer, Leistung und Gegenleistung. Zur Geschichte jüdischer Religions- und Elementarlehrer in Preußen 1823/24 bis 1872, Göttingen 2006.
- Bd. 31 Monika Preuß, Gelehrte Juden. Lernen als Frömmigkeitsideal in der frühen Neuzeit, Göttingen 2007.
- Bd. 32 Andreas Gotzmann, Jüdische Autonomie in der Frühen Neuzeit. Recht und Gemeinschaft im deutschen Judentum, Göttingen 2008.
- Bd. 33 Miriam Rürup, Ehrensache. Jüdische Studentenverbindungen an deutschen Universitäten 1886-1937, Göttingen 2008.

Wallstein

e-mail: info@wallstein-verlag.de • www.wallstein-verlag.de

Hamburger Beiträge zur Geschichte der deutschen Juden

- Bd. 34 Irmela von der Lühe, Axel Schildt, Stefanie Schüler-Springorum (Hg.), »Auch in Deutschland waren wir nicht mehr wirklich zu Hause«. Jüdische Remigration nach 1945, Göttingen 2008.
- Bd. 35 Ulrike Pilarczyk, Gemeinschaft in Bildern. Jüdische Jugendbewegung und zionistische Erziehungspraxis in Deutschland und Palästina/Israel, Göttingen 2009.
- Bd. 36 Marion Kaplan, Zuflucht in der Karibik. Die jüdische Flüchtlings-siedlung in der Dominikanischen Republik 1940-1945, Göttingen 2010.
- Bd. 37 Susanne Heim, Beate Meyer, Francis R. Nicosia (Hg.), »Wer bleibt, opfert seine Jahre, vielleicht sein Leben«. Juden in Deutschland 1938-1941, Göttingen 2010.

Wallstein

e-mail: info@wallstein-verlag.de · www.wallstein-verlag.de

Juden in Deutschland – Deutschland in den Juden

Neue Perspektiven

*Herausgegeben von
Michal Y. Bodemann und Micha Brumlik*

296 S., geb., Schutzumschlag,
ISBN 978-3-8353-0780-3

Juden in Deutschland befinden sich heute an einem Wendepunkt: Die Überlebenden des Holocaust sterben und mit ihnen die authentische Erinnerung. Heute sind es die Kinder der russischsprachigen Einwanderer, die zahlreich nach Deutschland gekommen sind und hier mit großem Elan eine neue diasporische Kultur erschaffen.

Auch das Umfeld jüdischen Lebens in Deutschland hat sich geändert. Durch die Einwanderung zahlreicher Türken und anderer Muslime sind Juden nicht mehr die einzige Minorität.

Namhafte Autoren zeichnen ein differenziertes Bild von der deutsch-jüdischen Wirklichkeit im 21. Jahrhundert. Religiöse und Säkulare kommen zu Wort, Repräsentanten des deutschen Vorkriegsjudentums, nicht-jüdische Deutsche und Beobachter aus Israel, Israel-Kritiker und Loyalisten. Vor diesem Hintergrund wird deutlich, was in der Öffentlichkeit kaum wahrgenommen wird: dass die jüdische Gemeinschaft schon lange nicht mehr monolithisch, keineswegs politisch, kulturell und religiös homogen ist.

Mit Beiträgen u.a. von: Maxim Biller, Michael Brenner, Esther Dische-
reit, Ralph Giordano, Walter Homolka, Salomon Korn, Cilly Kugel-
mann, Hazel Rosenstrauch, Julius H. Schoeps, Tom Segev, Natan
Sznajder, Michael Wolffsohn, Moshe Zuckermann

Wallstein

e-mail: info@wallstein-verlag.de • www.wallstein-verlag.de

